

rowohlt



Richard Overy  
**RUSSLANDS  
KRIEG** 1941-  
1945

«Richard Overy hat eine Gesamtschau des Krieges im Osten vorgelegt, die ihresgleichen sucht ... Das Buch vereint alle Vorzüge, die den führenden britischen Kenner der Kriegsgeschichte seit langem auszeichnen: ein analytischer Blick, sicheres Urteilsvermögen und ein ebenso prägnanter wie lebendiger Stil ... Alles ist souverän dargestellt, vom Hitler-Stalin-Pakt bis zur Konferenz von Jalta, ohne dass der Erzählfluss ins Stocken geriete. Ein meisterhaftes Werk eines überragenden Gelehrten.»

Orlando Figes, «The Times»

«Herausragend ... Overy packt diesen riesigen, komplexen und facettenreichen Stoff mit der dafür nötigen Klarheit an.»

Antony Beevor, «Literary Review»

«Eine dramatische, aufregende Darstellung ... Overys Beschreibungen solcher Höllenszenarien wie Stalingrad, der neunhunderttägigen Belagerung Leningrads oder der Entscheidungsschlacht von Kursk sind ebenso faszinierend wie erschütternd.»

Alan Judd, «Sunday Times»

«Richard Overy ist schreibt konzise und Punkt. Ein Standard

Orell Füssli Kramhof Zürich

3. Etage

BZ 1217 355

17075

SFr inkl. MWST 1  
42.00

OVERY R: RUSSLANDS KRIEG

Rowohlt

10.09.03 194096

347



6

9 783498050320

04200

Er  
en  
IT»

Als die Wehrmacht im Juni 1941 in die Sowjetunion einmarschierte, traf sie auf einen Gegner, der auf einen solchen Überfall nicht vorbereitet war. Im Herbst schon standen Hitlers Truppen vor Moskau. Ihr Sieg schien nur eine Frage der Zeit.

Wie gelang es der Roten Armee, das Blatt zu wenden und so den Untergang des Dritten Reiches einzuleiten? Und welche Auswirkungen hatte der Krieg auf die vom stalinistischen Terror zermürbte sowjetische Bevölkerung? Richard Overy legt eine einzigartige Gesamtschau dessen vor, was sich in jenen Jahren auf russischem Boden zugetragen hat. Packend und genau erzählt er von der Belagerung Leningrads, von Stalingrad und der Entscheidungsschlacht von Kursk, aber auch vom Kampf um Berlin und dem Ende Hitlers, den Konferenzen in Jalta und Potsdam. Er macht nicht nur deutlich, welche enorme Anstrengungen nötig waren, um die deutsche Übermacht zu brechen, er schildert zugleich die Vor- und Nachgeschichte des Krieges im Osten, der zu den grausamsten der Menschheitsgeschichte zählt.



## Richard Overy

geboren 1947 in London, ist Professor für Neuere Geschichte am King's College in London. Er ist mit zahlreichen Studien zur Geschichte des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges hervorgetreten; nicht wenige davon sind mittlerweile Standardwerke. Zuletzt erschien «Verhöre. Die NS-Elite in den Händen der Alliierten 1945» (2002).

Umschlaggestaltung: any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt  
Umschlagfoto: getty images  
Foto des Autors: Rebecca Overy

Richard Overy

**RUSSLANDS KRIEG**  
**1941-1945**

Aus dem Englischen von  
Hainer Kober

Rowohlt

1. Auflage September 2003  
Copyright © 2003 der deutschsprachigen  
Ausgabe by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
«Russia's War» Copyright © 1997 by IBP Films  
Distribution Ltd.

Die englische Erstausgabe erschien 1998  
bei Allen Lane The Penguin Press  
Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Redaktion und Bebilderung Bernd Klöckener  
Kartografie Peter Palm, Berlin  
Satz Janson Text PostScript QuarkXPress 4.1 bei  
KCS GmbH, Buchholz/Hamburg  
Druck und Bindung Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 3 498 05032 x

Die Schreibweise entspricht den Regeln  
der neuen Rechtschreibung.

# Inhalt

EINLEITUNG 7

**1 EINBRUCH DER DUNKELHEIT 19**  
1919-1937

**2 DIE STUNDE VOR MITTERNACHT 67**  
1937-1941

**3 GOTENSTURM GEN OSTEN: BARBAROSSA 123**  
1941

**4 ZWISCHEN LEBEN UND TOD 161**  
LENINGRAD UND MOSKAU

**5 DER KAMPF IM INNEREN 199**  
KOLLABORATION,  
TERROR UND WIDERSTAND

**6 DER KESSEL: STALINGRAD 241**

**7 DIE ZITADELLE: KURSK 287**

1943

**8 TRÜGERISCHER LICHTSTREIF AM HORIZONT 341**

1943/44

**9 DER FALL DES HAKENKREUZES 389**

1945

**10 PERSONENKULT 439**

**STALIN UND DAS KRIEGSERBE**

**EPILOG 487**

**RUSSLANDS KRIEG –**

**ANHANG**

Anmerkungen 503

Literatur 533

Verzeichnis der Karten 549

Personenregister 551

Bildnachweis 555

## Einleitung

DIE SOWJETISCHEN KRIEGSANSTRENGUNGEN zwischen 1941 und 1945 sind ein Sonderfall der Geschichtsschreibung – nicht nur der Neuzeit, sondern überhaupt. Lange blieben sie geheimnisumwoben, sodass sie im Westen kaum bekannt oder verstanden wurden. Seit etwa fünfzehn Jahren hat sich die Situation geändert. Heute würde wohl kaum jemand bestreiten, dass sie der wichtigste – wenn auch nicht der einzige – Grund für die deutsche Niederlage waren. Die Forschung hat sich der Frage zugewandt, wie die Sowjetunion den Sieg erringen konnte, und hier hat sie noch keine Einigung erzielt. Aber dank *Glasnost* verfügen wir inzwischen, anders als vor zwanzig Jahren, über eine Fülle von Anhaltspunkten, um darauf eine Antwort zu finden. Das vorliegende Buch stützt sich in grossen Teilen auf diese Zeugnisse, die mittlerweile auch im Westen zur Verfügung stehen. Es zeigt beide Seiten des Krieges: den Krieg gegen Deutschland und den gegen die sowjetische Gesellschaft, den militärischen Konflikt und den Terror.

Die sowjetische Geschichtsschreibung des «Grossen Vaterländischen Krieges», wie man ihn nannte, nahm in den zehn Jahren nach 1945 feste Gestalt an und blieb bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts weitgehend unverändert. In offiziellen Kreisen lebte die Legende vom heldenhaften sozialistischen Kampf gegen den faschistischen Dämon sogar bis 1991 fort. Alle sowjetischen Veröffentlichungen zu diesem Thema

wurden streng zensiert; die wichtigen Archive blieben verschlossen oder gewährten lediglich besonders privilegierten oder regimenahen Historikern Zutritt. Um nur ein Beispiel zu nennen: In den sechziger Jahren schrieb Marschall Schukow, über weite Strecken des Krieges Stalins Stellvertreter als Oberster Befehlshaber, eine zweibändige Autobiographie. Sie wurde von der Zensur gründlich umgearbeitet. Drei Jahre dauerte die Vorbereitung des Buches, anschliessend legte man den Text Leonid Breschnew, dem sowjetischen Staatschef, zur Absegnung vor. Daraufhin musste Schukow fälschlicherweise behaupten, Breschnew habe an einer Kampfhandlung an der Südfront teilgenommen. Nach Erscheinen der ersten Ausgabe klagte er: «Das ist nicht mehr mein Buch.» Die Veränderungen wurden bis ins Detail vorgegeben. Als Schukow die Niederlage von 1941 als «wilde Flucht» bezeichnete, erhielt er die Anweisung, stattdessen «Rückzug» zu schreiben.<sup>1</sup>

1990 wurden Schukows Erinnerungen schliesslich in der Originalfassung gedruckt. Auch andere Memoiren wurden von den Eingriffen des Zensors befreit oder zum ersten Mal herausgegeben. Jetzt standen Chruschtschows Tonbandinterviews ungekürzt zur Verfügung, die bei seinen staatstragend aufbereiteten Erinnerungen aus den sechziger Jahren grossenteils unberücksichtigt geblieben waren.<sup>2</sup> Viele der Zeugnisse, auf die man sich vor fünfzehn Jahren noch verlassen musste, haben sich als irreführend oder schlichtweg falsch erwiesen. Als Schukow in einem Gespräch mit Marschall Jeremenko wissen wollte, warum dieser die Rolle falsch dargestellt habe, die er und Schukow in Stalingrad gespielt hatten, erwiderte Jeremenko, Chruschtschow habe es von ihm verlangt.<sup>3</sup> Man wird den Schleier von Halbwahrheiten und Entstellungen vielleicht nie ganz zerreißen können, doch es gibt in Russland den aufrichtigen Wunsch, reinen Tisch zu machen. Wir wissen heute sehr viel mehr als noch vor wenigen Jahren und können sicher sein, dass unser jetziges Wissen der historischen Wirklichkeit besser gerecht wird.

Trotzdem bleiben beklagenswerte Lücken. Alle Quellen, die sich im

Archiv des Aussenministeriums auf die Kriegszeit beziehen, sind unzugänglich, ebenso die Unterlagen der wichtigsten politischen und administrativen Organe, des Sicherheitsapparates von KGB/NKWD sowie die militärischen und technischen Dokumente, die immer noch als zu sensibel gelten, um sie freizugeben. Selbst dort, wo heute grössere Offenheit herrscht – etwa bei der Publikation der offiziellen Verlustlisten –, besteht keine völlige Klarheit. Die 1993 von General G. F. Kriwoschejew veröffentlichten Zahlen sind zwar die vollständigste Aufstellung, die derzeit verfügbar ist, sie lassen aber drei Operationen – offenbar militärische Fehlschläge – aus. Und da sich unter den chaotischen Bedingungen von 1941 und 1942 nur schwer feststellen liess, wer getötet, verwundet oder auch nur eingezogen worden war, sind solche Statistiken mit Vorsicht zu geniessen.<sup>4</sup>

Stalin entzieht sich nach wie vor jedem Zugriff. Das Bild des triumphierenden, allmächtigen Kriegsherrn verblasste 1956, als man in der Sowjetunion die Entstalinisierung ernsthaft in Angriff nahm. Doch da es kein vollständiges Privatarchiv gibt, nicht einmal eines, das Stalins zahllose öffentliche Aktivitäten erfasst, bleibt Historikern nichts anderes übrig, als über viele Aspekte seines Handelns während des Krieges Mutmassungen anzustellen. Auch wenn wir heute mehr Zeugnisse von Stalins politischen Mitarbeitern und Militärführern kennen denn je, bleibt das, was er wirklich dachte und wollte und was selbst die Menschen in seiner näheren Umgebung kaum errieten, uns weiterhin verborgen. Sogar auf die Umstände seines Todes, die in Kapitel zehn zur Sprache kommen, können sich die Augenzeugen nicht einigen.

Das ist nicht das einzige Problem bei der Erörterung seiner Person. Die Enthüllungen über den Kriegsterror und die anfänglichen militärischen Niederlagen machten es denen, die nach Schuldigen suchten, leicht, mit dem Finger auf Stalin zu zeigen. Die viele Kritik an seiner Person erschwerte jedoch den Zugang zu der Frage, wie ein so korrupter und brutaler Mann sein Land überhaupt zum Sieg führen konnte, und sie verstellte zugleich den Blick auf das grössere System, in das Stalin ein-

gebunden war. Die Kriegsanstrengungen waren weder das Produkt eines Einzelnen, noch konnte er sie ganz seinem Willen unterordnen. Zur Geschichte des Krieges gehört neben Stalins persönlicher Diktatur auch die Rolle der Partei für die Mobilisierung der Massen, des Terrorapparates unter dem entsetzlichen Berija oder die der Roten Armee selbst, der grössten Streitmacht, die je aufgestellt wurde. Die Stimmung in der *Glasnost-Periode* war geprägt von Schuldzuweisungen und Groll. Jetzt, da sich die Gemüter beruhigt haben, ist es an der Zeit, Stalin und das System, ihre Stärken und Schwächen, neu zu beurteilen. Stalin lässt sich leichter hassen als verstehen, doch Letzteres ist nun einmal die Aufgabe der Geschichtswissenschaft.

Die Geschichte des sowjetischen Krieges zu schreiben, ist ein Unterfangen, das bescheiden macht. Wie viel dieses Buch den zahlreichen Historikern des Konflikts, Russen wie Nichtrussen, verdankt, wird rasch ersichtlich werden. Heute bietet die Sowjetforschung eine Fülle eindrucksvoller und interessanter Untersuchungen, von denen viele sozusagen tief im Stollen durchgeführt wurden, dort, wo das Material aus dem Berg herausgebrochen und ans Tageslicht befördert wird. Zwei wahre Stachanows der Forschung verdienen besondere Erwähnung. Professor John Erickson und Colonel David Glantz haben mehr als jeder andere westliche Wissenschaftler dazu beigetragen, der nichtrussischen Welt die Früchte der sowjetischen und postsowjetischen Forschung nahe zu bringen. Der folgende Bericht über den militärischen Kampf wäre nicht möglich gewesen ohne die sorgfältige Rekonstruktion der Kriegsgeschichte, die in den letzten zwanzig Jahren durch Historiker aus Ost und West geleistet wurde.

Noch in einer weiteren Hinsicht mahnt der sowjetische Krieg den Geschichtswissenschaftler zur Bescheidenheit. Der Konflikt war von so gewaltiger Grösse und er wurde mit einer solchen Erbitterung ausgetragen, dass es schwerfällt, die richtige Darstellungsform zu finden. Der Verlust an Menschenleben, der heute von einigen sowjetischen Forschern auf 43

bis 47 Millionen geschätzt wird, lässt sich durch Statistiken kaum in seinem ganzen Ausmass begreiflich machen.<sup>5</sup> Es ist gewiss kein Zufall, dass die Dichtung im russischen Volk eine so grosse Bedeutung hatte und dass sich ihm die schreckliche Realität des Krieges durch Poesie und nicht durch nackte Zahlen am eindrücklichsten vermitteln liess: «Zum Sterben müde / vom Tode vor dem Tod ergriffen / die Hände schlaff gebreitet / so liegt er, der Soldat.»<sup>6</sup> Sogar Marschall Schukow, den seine Untergebenen als gefühllos und brutal beschrieben, hat an der Front Lyrik gelesen. Ein Tolstoi oder ein Nietzsche wäre vielleicht in der Lage gewesen, ein Bild zu entwerfen, das dem unendlichen Leid gerecht geworden wäre. Doch die meisten westlichen Historiker dürften durch ihre eigene Erfahrung wenig oder gar nicht darauf vorbereitet sein, das angemessen auszudrücken, worauf sie in der Geschichte dieses Krieges stossen.

Der Schlüssel zu dessen Verständnis liegt im Verständnis Russlands. Natürlich war es nicht nur «Russlands Krieg». Das Russische Reich und nach ihm die Sowjetunion umfassten eine Vielzahl kleinerer Territorien mit einer komplexen ethnischen Struktur. 1940 stellten die Russen nur 58 Prozent der Bevölkerung. Es gab mindestens zwanzig andere wichtige Nationalitäten; von besonderer Bedeutung waren die Ukrainer und Weissrussen, auf deren Gebieten im Westen der Sowjetunion der grösste Teil des Kriegsgeschehens sich ereignete. Zwar wurden die Nationalitäten vom russischen Kernland beherrscht, aber sie brachten ihrerseits ein vielfältiges Spektrum von Kulturen mit zum Teil uralten Wurzeln ein. Ihre Eigenheiten wurden nicht zuletzt durch topographische Einflüsse geprägt: Das Zarenreich erstreckte sich über ganz Nord- und Zentralasien, von der öden, fast unter Dauerfrost liegenden Tundra im Norden bis zu den fruchtbaren Feldern Transkaukasiens im Süden – die Sowjetunion erbte einen Staat, der so asiatisch wie europäisch war.

Wir müssen uns einen Begriff von dieser Vielfalt machen, um den Unterschied zwischen Russland – beziehungsweise der Sowjetunion –

und der westlichen Welt zu verstehen. Dieser Unterschied wird häufig unterschätzt: Oft wird er von westlichen Beobachtern ignoriert, die die Region als eine rückständige Version der modernen Industriegesellschaft begreifen, genauso wie er in den dreissiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts von den Kommunisten und ihren Sympathisanten heruntergespielt wurde, die glaubten, Stalin habe eine leistungsfähigere und gerechtere Variante des modernen westlichen Staates geschaffen. Der Unterschied war in den vierziger Jahren noch ausgeprägter. Nur wenige Westeuropäer, schrieb der deutsche SS-General Max Simon, hätten eine Vorstellung von den tatsächlichen Sitten und Gebräuchen der Russen.<sup>7</sup> Für die deutschen Angreifer bestand kein Zweifel daran, dass die sowjetische Gesellschaft primitiv sei, und wenn man die Massstäbe der fortgeschrittenen Volkswirtschaften des Westens anlegte, musste vieles in ihr auch so scheinen, zumindest auf dem Lande. Aber letztlich war sie eher fremd als primitiv. Die Sowjetunion war nicht wie Westeuropa, und es gab keinen Grund, warum sie es hätte sein sollen.

Der Krieg liess viele Merkmale der russischen und der sowjetischen Kultur deutlicher zutage treten. Die Soldaten waren brutal, weil ihr Leben hart und brutal war. Ihre Widerstandsfähigkeit und Hartnäckigkeit, die Zähigkeit von Männern wie Frauen, waren das Produkt eines unbarmherzigen Klimas und extremer Arbeitsbedingungen. Die rauen Seiten des russischen Lebens zeigten sich in den Arbeitslagern und in der strengen Disziplin, die Militär und Fabrik verlangten. Zugleich gab es im einfachen Volk eine traditionelle Gefühlsbetontheit durch die enge Bindung an Heimat und Geschichte. Wie stark der Sinn für die Vergangenheit, die Wurzeln, die Zugehörigkeit zur überkommenen Kultur war, zeigt eine von vielen Geschichten über die Kriegsjahre, die der Schriftsteller Ilja Ehrenburg erzählt. 1941, auf der Flucht vor den vorrückenden Deutschen, packte der Kurator des Turgenjew-Museums in Orel seine Exponate zusammen und verfrachtete sie in einen Eisenbahnwaggon. Prunkstück der Sammlung war ein verschlissenes Sofa, auf dem der grosse Dichter grossen Gedanken nachgegangen hatte. Auf jedem Bahn-

hof sah sich der Kurator einer wütenden Menge von Flüchtlingen gegenüber, die sich verzweifelt bemühten, einen Platz in dem Zug nach Osten zu ergattern. Jedes Mal erklärte er ihnen, der Krempel habe dem grossen Turgenjew gehört, woraufhin sich der Mob stets zurückzog.<sup>8</sup>

Diese Geschichte ist nur zu verstehen, wenn man sie im Kontext der allgemeinen Kunst- und Literaturbegeisterung betrachtet, die sich quer durch sämtliche Bevölkerungsschichten und Bildungsstufen zieht und die nur schwer mit dem Klischee von der Primitivität Russlands zu vereinbaren ist. Inmitten der Schrecken des Gulag, erinnerte sich Alexander Solschenizyn, summte ein Mann Schubertmelodien vor sich hin.<sup>9</sup> Von der Liebe zur Poesie war bereits die Rede. Aber jene Gefühlsbetontheit erstreckte sich ebenso auf andere Bereiche: Die Menschen hingen an der Gegend, aus der sie kamen, und an ihrer angestammten Lebensweise, selbst wenn die Verhältnisse hart waren. Während des Krieges war die sowjetische Gesellschaft nach wie vor geprägt von Stammes-, Sippen- oder Kleingruppenstrukturen. Die von der Kommunistischen Partei verordnete Modernisierung hatte bereits mit der Auflösung dieser traditionellen Organisationsformen begonnen, doch der Prozess war noch nicht abgeschlossen. Ein solches Zugehörigkeitsgefühl ist kaum mit dem Begriff Nationalismus zu erfassen, dafür gab es einfach zu viele Nationalitäten. Patriotismus trifft die Sache besser, wenn auch nicht ganz, weil das Gefühl, aus dem der bemerkenswerte Durchhaltewille des sowjetischen Volkes erwuchs, eher passiv, fast fatalistisch war. Zu den berühmtesten Versen über den «Grossen Vaterländischen Krieg» gehören einige Zeilen aus dem Gedicht «Wassili Tjorkin», in denen die Mischung aus dumpfem Stoizismus und historischem Bewusstsein genau eingefangen ist:

Tjorkin schnarcht, da gibt's nicht mehr.  
Er nimmt die Dinge, wie sie sind. «Eines weiss ich, hier gehör ich her, Russland braucht mich – ich bin da.»<sup>10</sup>

Die Geschichte des Krieges lässt sich nicht verstehen, wenn man diese Aspekte sowjetischen Lebens nicht berücksichtigt. Rein materielle Erklärungen des sowjetischen Sieges sind nie recht überzeugend. Man kann eine solche Geschichte nicht schreiben, ohne in irgendeiner Form die «Seele» oder das «Gemüt» des russischen Volkes einzubeziehen: Sie spielen eine viel zu grosse Rolle, als dass man sie als blosser Sentimentalität abtun könnte – egal, wie ernüchternd, banal und brutal die Alltagserfahrung des Krieges ausgesehen haben mag.

Ein anderer auffälliger Aspekt der sowjetischen Kriegsanstrengungen ist das Fortleben einer älteren Vergangenheit, die Stalins Modernisierung nicht ausmerzen konnte. Vieles von dem, was man für ein Ergebnis des stalinistischen Systems hält, knüpft an russische Traditionen an, die zwar modifiziert, vergrößert oder verlagert wurden, aber immer noch erkennbar blieben. Einige davon sind eher trivial. Die berühmten Potemkin'schen Dörfer im Russland Katharinas der Grossen, die geschönt und hergerichtet wurden, um wichtigen Gästen die Fortschrittlichkeit des Zarenreichs vor Augen zu führen, sind mehr als nur ferne Verwandte der landwirtschaftlichen Vorzeigebetriebe und -fabriken, die man herausputzte, um Besuchern aus dem Westen die Schokoladenseite des Kommunismus zu präsentieren. Als der amerikanische Politiker Henry A. Wallace 1944 die Goldminen von Magadan im fernen Osten der Sowjetunion besuchte, erblickte er keine Spur des brutalen Zwangsarbeitssystems, mit dem die Bergwerke betrieben wurden. In Irkutsk hielt Wallace eine Rede voll tragischer Ironie: «Menschen, die in weiten, freien Räumen geboren werden, dulden keine Ungerechtigkeit und Tyrannei. Noch nicht einmal vorübergehend werden sie Sklaverei ertragen.»<sup>11</sup>

Das System von Zwangsarbeit, Deportation und Verbannung war ebenfalls keine stalinistische Erfindung, nicht einmal eine sowjetische. Dreihundert Jahre lang hatte das zaristische Russland Zwangsarbeiter ausgebeutet. Kriminelle, Aufrührer und sogar Steuersünder mussten Strassen und Eisenbahnstrecken bauen, in den Bergwerken des unwirtlichen Nordens arbeiten, Städte und Festungen errichten. Im 19. Jahr-

hundert wurden Tausende in die kaum bewohnten Weiten Sibiriens verbannt, wo es ihnen an allen lebensnotwendigen Dingen fehlte, sodass nicht wenige von ihnen zugrunde gingen. Anfang des 20. Jahrhunderts kamen immer mehr politische Dissidenten zu den Kriminellen hinzu. Von 1905 bis 1914 wuchs die Zahl der Verurteilungen zur Zwangsarbeit (*Katorga*) um das Fünffache an, während die politische Autorität der Zarenherrschaft verfiel.<sup>12</sup> Die Welt der Geheimpolizisten und *Zeks*, der unglücklichen Zwangsarbeiter, existierte lange vor der Revolution von 1917. Stalin verfuhr mit seinem Volk, wie es die russischen Herrscher schon immer getan hatten.

Das ist keine Entschuldigung für den Terror und die Grausamkeiten der dreissiger und vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts, doch es trägt zum Verständnis dessen bei, was sonst unverständlich erschiene. Vielleicht war die Öffentlichkeit im Westen so tief schockiert, als sie von der stalinistischen Unterdrückung erfuhr, weil derartige Methoden so gar nicht in das romantische Bild eines jungen proletarischen Staates passten, der sich bemühte, soziale Gerechtigkeit herzustellen – das glaubten vor dem Krieg jedenfalls viele westliche Kommunisten. Stalin kämpfte gegen sein eigenes Volk, aber das lag nicht daran, dass er Bolschewik war. Ohne Übertreibung lässt sich behaupten, dass jeder russische Herrscher Krieg gegen sein Volk geführt hat, zum Teil da der Vielvölkerstaat sich durch Eroberungen entwickelt hatte, zum Teil weil stets ein Element des Terrors erforderlich war, um über die russische Gesellschaft zu herrschen und dieses riesige bäuerlich-anarchische Gemeinwesen zusammenzuhalten.

Nicht anders war die Situation im Krieg. Als 1988 nach fünfzig Jahren offiziellen Totschweigens endlich Stalins berüchtigte Befehle 270 und 227 veröffentlicht wurden (grausame Repressalien gegen Soldaten, die in Gefangenschaft gerieten oder sich zurückzogen, statt zu kämpfen, Repressalien, die sich auch auf die Familien der Soldaten erstreckten), war die Empörung gross. Man sah darin eine Manifestation der stalinistischen Tyrannei in ihrer unsinnigsten, bösartigsten Form. Doch für Sol-

daten war das Leben in Russland schon immer hart gewesen. Sie wurden willkürlich und bis aufs Blut gezüchtigt. Zwischen 1914 und 1917 gab es im zaristischen Heer so genannte Strafbataillone, in die man Deserteure und Kriminelle steckte und sie mit den schlimmsten Himmelfahrtskommandos betraute. Bereits im Ersten Weltkrieg standen – wie später im Zweiten – hinter der Fronttruppe Abriegelungsverbände, deren Aufgabe es war, Fahnenflucht und Marodieren zu verhindern. Während des Bürgerkriegs nach der Revolution von 1917 hatten beide Seiten so grosse Schwierigkeiten, die militärische Disziplin aufrechtzuerhalten, dass sie zu Methoden griffen, die jedem Vergleich mit den stalinistischen Massnahmen standhalten. Strenges Regiment führten zu einer brutalisierten Soldateska. Die Grausamkeit des Bürgerkriegs war nicht die Ursache für spätere Grausamkeiten, aber viele Offiziere der Roten Armee, die nach 1941 herausgehobene Führungsaufgaben übernahmen, waren während des Bürgerkriegs Subalternoffiziere gewesen und hatten Gräueltaten miterlebt oder selbst begangen – am Feind, an aufständischen Bauern und sogar an den eigenen Soldaten.

Diese Geschichte liegt grösstenteils ausserhalb des Rahmens, den sich «Russlands Krieg» gesteckt hat. Hier sei nur daran erinnert, um Stalin, den Stalinismus und den «Grossen Vaterländischen Krieg» in den grösseren Zusammenhang der russischen Geschichte zu stellen. Die Revolutionäre von 1917 standen in einer komplexen Tradition, und der Staat, den sie auf den Trümmern des Zarismus errichteten, verdankte diesem Erbe mehr, als ihnen lieb sein konnte. In den zwanziger und dreissiger Jahren wurde die Modernisierung fortgesetzt. Ohne sie wäre der Krieg gegen Deutschland ganz anders verlaufen. Und doch lässt sich in Russlands Krieg zwischen 1941 und 1945 eine vielfältige Mischung aus Neu und Alt ausmachen. Stalin beschloss, sich bei seiner Kriegführung nicht allein auf den sozialistischen Patriotismus zu stützen. Die Propaganda mobilisierte auch Helden aus der Vergangenheit, die durch eine rot gefärbte Brille betrachtet wurden. So legte Sergej Eisenstein sei-

nem Filmhelden Alexander Newski, einem moskowitzischen Fürsten des 13. Jahrhunderts, der den Deutschen Ritterorden zurückschlug, Worte in den Mund, die zum Motto des ganzen Krieges wurden: «Wer mit dem Schwert zu uns kommt, soll durch das Schwert umkommen. Darauf ist die russische Erde gegründet und wird es immer sein.»<sup>13</sup>

# 1

## EINBRUCH DER DUNKELHEIT

1919-1937

*Er ist der neue Dschingis Khan,  
Er wird uns alle abschlachten.*

NIKOLAI BUCCHARIN, 1928

RUSSLAND IM OKTOBER. Drei Heeresgruppen haben auf ihrem Weg nach Petrograd und Moskau kaum Widerstand zu überwinden. Gegen die einheimische Bevölkerung gehen sie mit äusserster Brutalität vor, brennen Ortschaften nieder, schlachten die Bewohner ab. Sie nehmen eine Stadt nach der anderen: Kiew, Odessa, Woronesch, Orel. Mitte Oktober steht eine Heeresgruppe unmittelbar vor Moskau und droht Tula einzunehmen. Eine andere hat Petrograd eingekreist, bereit, die Stadt zu erobern. Partisanen machen den Einheiten zu schaffen. Bei der Regierung in Moskau herrscht Panik. Man schmiedet Pläne, sich ostwärts in den Ural an einen sicheren Zufluchtsort zurückzuziehen. Die einheimischen Arbeiter werden in Arbeitsbataillone gepresst, die Schützengräben ausheben und Barrikaden errichten müssen, um den Feind aufzuhalten. In Tula wird die Bevölkerung von den Kommunisten mit vorgehaltener Waffe gezwungen, primitive Befestigungsanlagen zu bauen; die Familien werden als Geiseln genommen. Man stellt improvisierte Truppen zusammen, die die Stadt bis zum letzten Atemzug verteidigen sollen. Eine erfolgreiche Gegenoffensive rettet Moskau. Der Kampf ist mörderisch, hohe Verluste auf beiden Seiten, Pardon wird kaum gegeben. Die Regierung bleibt in Moskau. Die Rote Armee aus Arbeitern und Bauern, die von den Politikommissaren und der Sicherheitspolizei in den Kampf getrieben wird, triumphiert schliesslich über die Kräfte der Reaktion.

Die Geschichte klingt vertraut, aber wir schreiben nicht das Jahr 1941, sondern 1919, und die Gefahr geht nicht von den drei deutschen Heeresgruppen aus, die nach dem Überfall vom 22. Juni 1941 rasch die Sowjetunion durchquerten, sondern von den Truppen der Konterrevolution in dem langen, blutigen Bürgerkrieg, der auf die bolschewistische Revolution folgte. Die Geschichte gehört hierher, weil der Bürgerkrieg von entscheidender Bedeutung nicht nur für die Errichtung des Sowjetstaates war, sondern auch für die Einstellung der sowjetischen Führer und der künftigen Befehlshaber der Roten Armee, die gegen Hitler kämpften. In den Reihen der Truppen, die 1919 die Gefahr von Moskau abwendeten, stand unter anderen der junge Georgi Schukow, der zum gefeiertsten Soldaten des Zweiten Weltkriegs werden sollte. Er diente im Ersten Roten Kavalleriekorps, aus dem neben Schukow noch andere später bekannt gewordene Persönlichkeiten hervorgingen: Marschall Kliment Woroschilow, der unter Stalin fünfzehn Jahre lang Volkskommissar für Verteidigung war, Marschall Semjon Timoschenko, der Woroschilow 1940 ablöste, und der Kavallerist Semjon Budjonny, eine schillernde Persönlichkeit, aber ein inkompetenter Soldat; 1943 wurde er Oberbefehlshaber der sowjetischen Kavallerie.<sup>1</sup>

Stalin selbst war als Vertreter des Zentralkomitees, des führenden Organs der bolschewistischen Partei und des jungen revolutionären Staates, im bedrohten Petrograd. Überlebende erinnern sich an einen arroganten Mann mit leiser Stimme, der stets seinen Willen durchsetzte und mit Untergebenen wie Kollegen ungewöhnlich barsch umsprang. Überall witterte er Verschwörung und Verrat. Unter anderem deckte er ein Komplott im Kommando der Westfront auf, woraufhin die daran Beteiligten ihrer Posten enthoben wurden. Mit Drohungen und Gewalt half er, die Verteidigung der Stadt zu organisieren. Bei der Bestrafung von Deserteuren, Drückebergern oder Angehörigen der verhassten «Bourgeoisie» – der Feind der neuen proletarischen Ordnung, der von den Bolschewiki verteufelt wurde – kannte Stalin keine Skrupel. Für sein Wirken in Petrograd empfing er zusammen mit Leo Trotzki, dem Volkskommissar für

Verteidigung, den ersten Rotbannerorden. Stalin erwarb sich den Ruf, rücksichts- und kompromisslos vorzugehen. Gern befahl er heftige Gegenangriffe, egal, wie viele Menschenleben sie kosteten, und drängte das Zentralkomitee, Befehlshaber abzusetzen, die zögerten oder Bedenken hatten. Es wäre vielleicht etwas kühn zu behaupten, Stalin habe während des Bürgerkriegs genau die Rolle vorweggenommen, die er zwischen 1941 und 1945 als Generalissimus im deutsch-sowjetischen Krieg spielte, aber die Ähnlichkeiten sind doch frappierend.

Der Bürgerkrieg hat entscheidenden Einfluss auf den Charakter des neuen kommunistischen Staates gehabt, denn der Erfolg der Revolution vom Oktober 1917 musste in einer dreijährigen Auseinandersetzung voller Grausamkeit und Verzweiflung verteidigt werden. Damals wurden die Feinde definiert, denen sich die neue Gesellschaft gegenüber sah und die danach in der kommunistischen Dämonologie einen bevorzugten Platz erhielten: der Klub der imperialistischen und kapitalistischen Mächte, die die konterrevolutionären Streitkräfte mit Truppen und Hilfslieferungen unterstützten; die Konterrevolutionäre selbst, Agenten der reaktionären «Bourgeoisie»; die nationalistischen Bewegungen in den vielen nichtrussischen Gebieten des neuen Staates, die die neue proletarische Gemeinschaft dadurch zu untergraben drohten, dass sie einen engstirnigen Chauvinismus propagierten. 1919 führte Stalin einen erbitterten Kampf gegen sie, einen Kampf, den er mit unvermindertem Terror bis zu seinem Tod im Jahr 1953 fortsetzte.

Er war nicht der Einzige, der den Bürgerkrieg nicht einfach als einen militärischen Konflikt verstand, sondern als einen Zusammenprall der Ideologien und gesellschaftlichen Kräfte. Dieser Krieg verlieh dem sowjetischen Kommunismus eine martialische Basis. Die neue Partei betrieb die Mobilmachung in grossem Stil – in den Städten, wo die Arbeiter gezwungen wurden, sich Milizen anzuschliessen oder Schützengräben auszuheben, und in den Dörfern, wo man Nahrungsmittel requirierte, ohne

den Kleinbauern das Lebensnotwendigste zu lassen, und wo die wohlhabenderen Bauern, oft gegen ihren Willen, zum harten Dienst in der jungen Roten Armee eingezogen wurden. Der Parteijargon war mit militärischen Ausdrücken gespickt, Parteiaktivisten trugen einfache Uniformen von militärischem Schnitt (Stalin blieb dieser Gewohnheit sein Leben lang treu). 1919 und 1920 kamen Tausende von neuen Parteimitgliedern aus der Roten Armee. Man machte keinen Unterschied zwischen dem Militärdienst und dem Dienst an der kommunistischen Sache. In vielen Fällen wurden die Feldzüge von ehemaligen Offizieren der zaristischen Armee geführt, doch die strategischen und taktischen Entscheidungen lagen in den Händen der örtlichen Militärausschüsse und Sowjets, die von zivilen Revolutionären geleitet wurden und den Befehlen des Zentralkomitees gehorchten. Man verstand die Streitkräfte nicht mehr als ein Berufsheer mit eigenen Institutionen und Kommandostrukturen, sondern als verlängerten Arm der breiten sozialen Bewegung, die sich den Aufbau des Kommunismus zum Ziel gesetzt hatte. Vielen Revolutionären schwebte vor, die Armee ganz abzuschaffen und stattdessen eine Volksmiliz aus Arbeiter- und Bauernsoldaten zu bilden, nach Art jener revolutionären *Levée en masse*, die Lenin, der Architekt des bolschewistischen Erfolgs von 1917, in seiner Schrift «Staat und Revolution» aus demselben Jahr beschrieben hatte.

Die militärische Auseinandersetzung, aus der die Kommunisten 1920 schliesslich siegreich hervorgingen, hatte, wie ein Historiker es genannt hat, einen «militarisierten Sozialismus» zur Folge.<sup>2</sup> Grösstenteils hatte die sowjetische Elite in den zwanziger und dreissiger Jahren entweder im Bürgerkrieg gekämpft oder an seiner Führung mitgewirkt. Wer weder das eine noch das andere getan hatte, befand sich im Nachteil. Die kriegerische Mentalität der Partei war in all ihren Bereichen zu spüren. In den dreissiger Jahren und während des Krieges beförderte Stalin viele Männer, die im Bürgerkrieg an seiner Seite gearbeitet hatten, in hohe Ämter, während er andererseits diejenigen mit Rachsucht verfolgte, die sich irgendwann mit ihm angelegt hatten. Die Loyalität den Veteranen

gegenüber sorgte dafür, dass viele Stalinisten trotz offenkundiger Unfähigkeit im Amt blieben. Ihnen allen gemeinsam war die tief verwurzelte Überzeugung, dass Krieg und Kampf untrennbar zur Ordnung der Dinge gehörten, dass sie ein zentrales Merkmal jenes Stadiums der historischen Entwicklung seien, in der die zerfallende imperialistisch-kapitalistische Ordnung sozialen Emanzipationsbewegungen weichen müsse. Sie erwarteten weitere Kriege mit dem Ausland, weil das im Wesen des Imperialismus liege, wie Lenin meinte. Auch mit ununterbrochenem Kampf gegen die inneren Feinde der Revolution rechneten sie, seien es nun kapitalistische Bauern oder ausländische Spione. Als Folge davon wurde die Gesellschaft in einem fast permanenten Zustand der Mobilmachung gehalten.

Der Kult des «Kampfes» war nicht auf die Sowjetunion beschränkt. Zentrale Bedeutung besass er auch für die Weltanschauung Adolf Hitlers. Während des Krieges wurde er zum schlimmsten der vielen Feinde, denen sich der Sowjetkommunismus gegenüber sah. Die weithin geteilte Auffassung von der Unvermeidlichkeit kriegerischer Konflikte hatte ihre Wurzeln in einer Reihe von Schriften, die um die Jahrhundertwende entstanden waren und deren düstere Prophezeiungen von katastrophalen Kriegen und kulturellem Niedergang sich in den fürchterlichen Ereignissen des Ersten Weltkriegs zu erfüllen schienen. Diese militärische Auseinandersetzung löste die Revolution in Russland aus und schuf den Nährboden für die ultranationalistische Bewegung in Deutschland. 1917 schien sich die kommunistische Überzeugung, dass der Krieg die Lokomotive der Geschichte sei, die die alten Gesellschaften aufs Nebengleis schiebe und so die Strecke nach Utopia freiräume, triumphal zu bewahrheiten. Hitlers Auffassung, der Krieg sei die wahre Schule des nationalen Erwachens und der soziobiologischen Erneuerung, erwuchs aus der Erfahrung der deutschen Niederlage. Es war den beiden Ideologien des Kampfes sicherlich nicht zwangsläufig vorgezeichnet, sich 1941 auf dem Schlachtfeld zu begegnen, doch wenn man bedenkt, dass Hitler im

Herbst 1936 in engerem Kreise die Auffassung äusserte, die Welt eile seit dem 18. Jahrhundert unaufhaltsam der endgültigen historischen Abrechnung mit der Tradition der Französischen Revolution und deren Bastard, dem Bolschewismus, entgegen, sprach stets eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür.<sup>3</sup>

Nach dem Ende des Bürgerkriegs war die Sowjetunion – ein Name, den der neue Staat erst 1923 offiziell erhielt – nominell eine Föderation von Nationalrepubliken, de facto aber wurde sie von der neuen russischen Hauptstadt Moskau aus kontrolliert. Zu den Auswirkungen des Bürgerkriegs gehörte die Verarmung des Landes, der Niedergang der Industrie, eine Hungersnot, der in der Ukraine, Russlands einstiger Kornkammer, Millionen Menschen zum Opfer fielen, und der Verlust von Randgebieten, die zum Zarenreich gehört hatten – Finnland, die baltischen Staaten, Bessarabien (das an Rumänien ging) und die Hälfte Polens. Die Gebietsverluste hatten zur Folge, dass der neue Sowjetstaat weniger europäisch und stärker asiatisch geprägt war als sein Vorgänger. Sein Ausschluss aus Osteuropa war 1920 während eines kurzen Krieges mit Polen besiegelt worden, einem Staat, der unmittelbar zuvor durch die Nachkriegsregelungen wieder entstanden war. Die polnische Führung hatte ihre Truppen im Mai desselben Jahres, in der Hoffnung, sich die vermeintliche Erschöpfung der Roten Armee zunutze machen zu können, in die Ukraine einmarschieren und Kiew besetzen lassen. Der Hass auf die Polen einigte die sowjetische Gesellschaft. Michail Tuchatschewski, einer der erfolgreichsten jüngeren Bürgerkriegsgenerale, führte fünf Armeen gegen die polnische Hauptstreitmacht und trieb sie in einigen der blutigsten Schlachten des Bürgerkriegs nach Polen zurück. Ohne ausreichenden Nachschub und mit erschöpften Truppen wurde er schliesslich vor Warschau gestoppt. Ein im März 1921 in Riga unterzeichneter Vertrag sprach Polen ein Stück der westlichen Ukraine zu und schob die sowjetische Grenze hundertfünfzig Kilometer weiter nach Osten.

Den Krieg mit Polen vergassen die sowjetischen Führer nie. Zwanzig

Jahre später wurde das Gebiet, unter übelsten Exzessen der Rache, wieder besetzt. Die Niederlage von 1920 zeigte, dass der neue Staat trotz des Sieges im Bürgerkrieg schlecht verteidigt und gefährdet war. In den zwanziger Jahren wurde er regelmässig von Kriegspanik heimgesucht, die häufig auf höchst trivialen Anlässen beruhte – so 1923, als der französische Marschall Foch Warschau besuchte, 1925 nach der Unterzeichnung der Locarnoverträge («Vorbereitung zum Krieg gegen die UdSSR», wie die «Prawda» tönte), 1927 nach der englischen Entscheidung, die diplomatischen Beziehungen abubrechen.<sup>4</sup> Es ist üblich, diese Ängste als einen innenpolitischen Schachzug anzusehen, als ein Instrument, das dazu diente, die Aufmerksamkeit der eigenen Bevölkerung auf den äusseren Feind zu lenken und die Partei zu einigen, doch Russlands jüngere Geschichte – unter anderem die Invasion Deutschlands und Österreich-Ungarns 1914, die Intervention von vierzehn Staaten im Bürgerkrieg und Polens Angriff im Jahre 1920 – bot Anlass genug für das ständige Misstrauen und die fast paranoide Furcht vor einem Angriff oder Umsturz, die ein besonderes Merkmal der stalinistischen Diktatur waren.

Die Sicherheitsfrage war von entscheidender Bedeutung für das sowjetische System. Der sowjetische Staat sah sich selbst, wie es in Lenin bekannter und nicht ganz stimmiger Metapher heisst, als «Oase inmitten der tobenden See des Imperialismus». Lenin rechnete damit, dass das bolschewistische Beispiel in ganz Europa Schule machen, soziale Revolutionen auslösen und dadurch die Isolierung überwinden würde.<sup>5</sup> Im März 1919 wurde in Moskau eine internationale kommunistische Organisation, die Komintern, gegründet. Ihre erste Aufgabe sei, so hiess es, die Arbeiter überall dazu aufzurufen, «die zwischenstaatlichen Grenzen aufzuheben und die ganze Welt in eine kooperative Republik zu verwandeln». Auf dem ersten Weltkongress der Komintern versprach Lenin den Delegierten, der weltweite Sieg des Kommunismus sei nur noch eine Frage der Zeit.<sup>6</sup> Als er im Januar 1924 starb, hatte sich diese Zuversicht verflüchtigt. Der Sowjetstaat war nicht mehr die Speerspitze der Weltrevolution, sondern ein internationaler Aussenseiter, der sich ständig in die

Defensive gedrängt fühlte. Lenins Nachfolger konnten sich nicht darüber klar werden, ob sie darauf hoffen sollten, dass die imperialistische Konkurrenz den Kapitalismus verschlingen und die Weltrevolution einleiten wird, oder ob sie besser daran täten, die eigenen Ressourcen der Sowjetunion zu mobilisieren, um ihre Revolution zu verteidigen. Die erste Möglichkeit barg unabsehbare Risiken. 1925 verkündete der Generalsekretär der Partei Josef Stalin die Doktrin, die zur erklärten Strategie des Regimes werden sollte: den Aufbau des «Sozialismus in einem Lande».<sup>7</sup>

Die Strategie der sozialistischen Selbstverteidigung verlangte, dass sich die Sowjetunion eine ausreichend starke Streitmacht zulegte. Nach dem Bürgerkrieg war die Stellung der Roten Armee ungeklärt. Häufig wurde sie als Arbeiter- und Bauernarmee bezeichnet, um ihre breite soziale Basis zu unterstreichen. Doch die im Bürgerkrieg bewiesene Schlagkraft liess nach Beendigung der Feindseligkeit rasch nach. Trotzki, der die roten Truppen als Vorsitzender des im April 1918 gegründeten Revolutionären Militärrates geführt hatte, verlor das Interesse an militärischen Fragen, nachdem der Krieg gewonnen war. Dem Offizierkorps stand man weiterhin feindselig gegenüber, weil man von der militärischen Elite einen bonapartistischen Putsch befürchtete; viele Offiziere waren dem Bolschewismus nicht sonderlich gewogen. Die Bedingungen in den Streitkräften waren schlecht, es gab wenig Sold, schlechte Unterkünfte und begrenzte Aufstiegsmöglichkeiten. Welchen Ort die Armee in der sozialistischen Gesellschaft haben sollte, war offen, ihr Status unsicher.

Im Januar 1924, kurz nach Lenins Tod, berief das Zentralkomitee eine Kommission ein, die sich mit der Zukunft des Militärs im Sowjetstaat beschäftigen sollte. Das Ergebnis war ein vernichtendes Urteil über Trotzkis zunehmend vernachlässigte Führungsaufgaben. Viele Einheiten verfügten kaum mehr über die Hälfte ihrer Offiziere. Von 87'000 Mann, die während des Bürgerkriegs zu Offizieren ausgebildet worden waren, befanden sich nur noch 25'000 im Dienst. Von den Übrigen waren 30'000 gefallen und ungefähr ebenso viele ausgemustert worden.<sup>8</sup>

Die Versorgungslage wurde als völlig unzureichend bezeichnet – mangelhafte Bewaffnung, zu wenig Lebensmittel und Ausrüstung. Die Mannschaften seien demoralisiert, hiess es, die Offiziere schlecht geschult und unfähig. Trotzki wurde von seinem Stellvertreter Michail Frunse abgelöst, einem Bürgerkriegskommandeur, der eine entscheidende Rolle für die künftige Entwicklung der Roten Armee und der sowjetischen Militärstrategie spielen sollte. Im Januar 1925 musste Trotzki seine Posten als Vorsitzender des Militärrates und als Kriegskommissar räumen, und Frunse nahm seinen Platz ein.

Obwohl Frunse schon im Oktober starb und sein Amt daher nur zehn Monate innehatte, bewegte er viel. Seine Auffassung von der Rolle der Streitkräfte war ein Kompromiss aus der Anschauung jener, die das Militär als ein Instrument der Revolution betrachteten, das von Kommunisten geleitet werden und aus proletarischen Milizen bestehen müsse, und der Meinung anderer, die wie Tuchatschewski ein grosses Berufsheer befürworteten, mit modernen Waffen ausgerüstet und frei von politischer Beaufsichtigung. Frunse ging von der Annahme aus, dass jeder Krieg mit einem kapitalistischen Feind ein totaler Krieg sein müsse, der dem Staat äusserste gesellschaftliche und wirtschaftliche Anstrengungen abverlangen würde, wie es der Bürgerkrieg getan hatte. Er befürwortete den Aufbau einer fest im Proletariat verwurzelten Offensivarmee. Doch Streitkräfte, die in der Lage waren, die Revolution zu beschützen, liessen sich seiner Meinung nach nur aufstellen, wenn man über eine breite industrielle Basis verfügte, dem Verteidigungssektor erhöhte Bedeutung beimass und ein militärisches Ausbildungsprogramm ins Leben rief, das aus Arbeitern und Bauern Berufssoldaten mit kommunistischer Einstellung machte. Um diese Mischung aus Professionalismus und revolutionärem Eifer zu erzielen, müsse man, so Frunse, ein reguläres Heer aufstellen, den Status und die Befugnisse des Offizierkorps verbessern und gleichzeitig Territorialmilizen aus Arbeitern und Bauern bilden.<sup>9</sup>

Die Vorbereitungen begannen 1924, doch zu einer allgemeinen Ein-

berufung kam es erst 1925, als ein umfassendes Wehrpflichtgesetz die Grundlagen für die erstaunliche Mobilmachung 1941 legte. In der regulären Truppe wurde der Einfluss der Politkommissare, die das Militärsystem seit dem Bürgerkrieg beherrschten, erheblich beschnitten, sodass die ganze Befehlsgewalt jetzt bei den Offizieren lag. Um den vielen Klagen kommunistischer Funktionäre über die politische Unzuverlässigkeit des Offizierkorps Rechnung zu tragen, wurde der Anteil der Kommunisten im Korps erhöht. 1925 waren mehr als 40 Prozent der 76'000 Offiziere und Angehörigen der Militärverwaltung in der Partei.<sup>10</sup> Ferner nahm Frunse eines der Hauptprobleme in Angriff, die die Untersuchung von 1924 zutage gefördert hatte: die schlechte Moral und Disziplin. Für die Offiziere wurden sofortige Verbesserungen eingeführt. Sie bekamen eine Uniform, die sie von den Mannschaftsdienstgraden unterschied. Ausserdem erhielten sie eine grosszügige Solderhöhung und bessere Unterkünfte. Vor allem aber hatten sie fortan das Recht, ihren Soldaten zu sagen, was sie zu tun hatten. Das war der strittigste Punkt überhaupt, denn in dem Befehl Nummer 1, der im denkwürdigen Frühjahr 1917 vom Petrograder Sowjet erlassen worden war, hiess es, Untergebene könnten die Anweisungen der Offiziere in Frage stellen. Damit sollten die Streitkräfte demokratisiert werden, doch in der Praxis führte es – wie nicht anders zu erwarten – dazu, dass die einfachen Soldaten stundenlang darüber diskutierten, ob sie einem Befehl Folge leisten sollten oder nicht. Unter solchen Bedingungen liess sich natürlich keine Disziplin aufrechterhalten. Der alltäglichen Routine des Militärlebens schenkte man wenig Aufmerksamkeit. Auf Beobachter machten die Soldaten der Roten Armee einen heruntergekommenen und ungepflegten Eindruck. 1925 führte Frunse ein neues Disziplinarrecht ein. Obwohl die Kommunisten heftigen Widerspruch erhoben, weil sie darin eine Rückkehr zu den üblen Gewohnheiten der Zarenarmee sahen, wurden die Massnahmen nach und nach durchgesetzt. Am Ende hatten die Offiziere wieder Befehls- und Disziplinarstrafgewalt.<sup>11</sup>

Frunse schuf die Voraussetzung für den Aufbau jener Streitkräfte, die gegen Deutschland kämpften, aber er starb, bevor er den Erfolg seines Reformprogramms sehen konnte. Dabei sind die Umstände seines Todes höchst unklar. Er litt unter einem chronischen Magenleiden, und die Ärzte bestanden trotz seiner Proteste auf einer Operation. Stalin besuchte ihn im Krankenhaus und drängte die Chirurgen zu dem Eingriff. Kurz darauf starb Frunse. Dass wirklich ein Verbrechen vorlag, konnte nie bewiesen werden.<sup>12</sup> Frunses Platz wurde von einem der engsten politischen Vertrauten Stalins eingenommen: Kliment Woroschilow. Der ehemalige Metallarbeiter aus dem Süden der Ukraine war ein ungedienter militärischer Laie von dürftiger Schulbildung. Den grössten Teil seiner vierundvierzig Lebensjahre hatte er als Terrorist und als Revolutionär in den Revolutionen von 1905 und 1917 zugebracht. Während des Bürgerkriegs war er, wie Stalin, Politoffizier gewesen. Er war ein eher unsympathischer Mensch. Klein und stumpfnasig, hatte er so gar nichts von dem militärischen Schneid der anderen Bürgerkriegshelden. Sein vertrautes Verhältnis zu Stalin war während des Bürgerkriegs entstanden, und mehr als zwanzig Jahre gelang es ihm, sich im engeren Kreis um den Diktator zu halten, was an sich schon eine bemerkenswerte Leistung war. 1925 wurde er Volkskommissar für Heeres- und Flottenangelegenheiten (später änderte man die Bezeichnung in «Volkskommissar für Verteidigung»), und dieses Amt behielt er bis 1940. Während des Krieges fällte der amerikanische Botschafter ein Urteil über ihn, das gleich in doppelter Hinsicht vernichtend war: «inkompetent, aber nicht gefährlich».<sup>13</sup>

Woroschilows offenkundige Untauglichkeit wurde durch eine zweite Berufung im Jahre 1925 ausgeglichen. Im Alter von nur zweiunddreissig Jahren trat Michail Tuchatschewski das Amt des Generalstabschefs an. Als Oberst in der Armee des Zaren hatte er den grössten Teil des Ersten Weltkriegs in einem deutschen Gefangenenlager verbracht. Bei seiner Rückkehr trat er in die Rote Armee ein und wurde ein begeisterter Re-

volutionär und überragender Truppenführer. Im Feldzug gegen die Polen im Jahre 1920 war Stalin sein Politoffizier gewesen. Diese Berufung war eine kluge Entscheidung. Was Woroschilow an Energie und Erfahrung fehlte, besass Tuchatschewski in reichem Masse, ein Umstand, der die Beziehung zwischen den beiden Männern permanent belastete. Der Generalstabschef verfolgte vor allem das Ziel, ein modernes, von revolutionärem Eifer beseeltes Berufsheer zu schaffen. Wie fast alle Vertreter der militärischen Führung hielt Tuchatschewski die Massenoffensive für die Strategie, die am besten zu einem revolutionären Staat passte. 1926 ordnete er eine vollkommene Revision der Streitkräfte und der sowjetischen Militärdoktrin an. Ihr Ergebnis erschien im Mai 1928 unter dem unmissverständlichen Titel «Der Krieg der Zukunft». Darin entwickelte Tuchatschewski erstmals den Gedanken, dass ein Grossangriff von Tausenden von Kampfpanzern, gepanzerten Fahrzeugen und Abertausenden von Flugzeugen unterstützt werden müsse, um den Feind durch raschen Vormarsch vernichtend zu schlagen.<sup>14</sup>

Es war kein Zufall, dass diese Beschreibung fast haargenau auf den Angriff passte, den Deutschland dreizehn Jahre später gegen die Sowjetunion führte. Tuchatschewski trat mit Nachdruck dafür ein, die Rote Armee nach westlichem Vorbild zu organisieren. «Der Krieg der Zukunft» war unter dem Eindruck einer gedeihlichen Zusammenarbeit zweier höchst unwahrscheinlicher Partner entstanden, der Roten Armee und der deutschen Reichswehr. 1921 wurden erste Kontakte geknüpft. Im August 1922 unterzeichnete man ein verbindliches Abkommen über die militärische Zusammenarbeit, dem im März 1926 in Berlin ein zweites über ein noch umfangreicheres Programm folgte. Anfang der zwanziger Jahre kamen sich die zwei Staaten näher, weil sie beide von der Völkergemeinschaft als Parias behandelt wurden, die Sowjetunion wegen des herrschenden Kommunismus, Deutschland wegen der angeblichen Schuld am Ersten Weltkrieg.<sup>15</sup> Jeder hatte etwas, was der andere sich sehnlich wünschte: Die Sowjetunion brauchte Zugang zu moderner Wehrtechnik

und Militärtheorie, Deutschland einen Ort, an dem es die Waffen entwickeln und die taktischen Erfahrungen sammeln konnte, welche die Abrüstungsbestimmungen des Versailler Vertrags ihm verwehrten.

So kam es, dass deutsche Offiziere, die von ihren kommunistischen Kollegen durch einen tiefen ideologischen Graben getrennt waren, mit diesen in drei grossen geheimen militärischen Einrichtungen und einer Hand voll Industriebetrieben kooperierten. Bei dem Kurort Lipetsk, fünfhundert Kilometer südwestlich von Moskau, wurde ein Flugplatz angelegt, auf dem deutsche Piloten ausgebildet und neue Flugzeuge auf Herz und Nieren geprüft wurden. In Kama an der Wolga gründete man eine Panzertruppenschule, wo deutsche Soldaten erstmals die Taktiken erproben konnten, die sich 1939 so gut bewähren sollten. Und in Tomka entstand ein Zentrum für chemische Kampfführung; hier verfolgten sowjetische Beobachter, wie die Deutschen Gasangriffe und Gasschutz probten. Das gesamte Programm unterlag höchster Geheimhaltung. Die deutschen Teilnehmer reisten mit falschen Pässen und in Zivil ein. Die Särge derer, die bei Übungsunfällen ums Leben kamen, wurden in grossen Holzkisten mit der Aufschrift «Flugzeugteile» verstaut und per Schiff in den Ostseehafen Stettin transportiert.<sup>16</sup> Es gab auch weniger versteckte Begegnungen. Ab 1925 wurden Offiziere der Roten Armee zu deutschen Manövern eingeladen: Unter Tuchatschewskis Führung verbrachten hohe sowjetische Militärs Monate oder sogar Jahre in Deutschland, um sich das strategische, taktische, wehrwirtschaftliche und logistische Wissen ihrer Gastgeber anzueignen. 1931 wurden deutsche Offiziere zu Lehrgängen nach Moskau geschickt. Auf der Teilnehmerliste der Deutschen fanden sich Namen, die zehn Jahre später berühmt sein sollten – Model, Keitel, Manstein und andere. Ihre sowjetischen Kollegen waren zehn Jahre später fast alle tot.<sup>17</sup>

Die Lehren, die Tuchatschewski von den Deutschen übernahm, waren von zentraler Bedeutung für die Konzeption der modernen Kriegführung, wie sie sich Ende der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts aus der Modernisierung der Roten Armee ergab. Der Primat der Offensive wurde

zum Dogma. Revolutionärer Geist mag als Rechtfertigung gedient haben, tatsächlich jedoch beruhte die Idee auf der modernen Rüstungstechnik – in erster Linie auf den Entwicklungen im Panzer- und Flugzeugbau. Tuchatschewski ging davon aus, dass eine offensive Streitmacht, die diese Waffen im Verbund und in grosser Zahl einsetzt, einmal in Bewegung geraten, rasch vordringen und die gegnerischen Verteidigungslinien durchbrechen könne, um die feindliche Hauptmacht dann in einer grossen Zangenbewegung zu umfassen.<sup>18</sup> Das «Operieren in die Tiefe», das sich so gründlich vom Stellungskrieg der Schützengräben und der Vorherrschaft des Maschinengewehrs im Ersten Weltkrieg unterschied, war ein ausgesprochen modernes Konzept. Allerdings wurden in den Streitkräften, die Tuchatschewski übernahm, fast überall Pferde eingesetzt; Fahrzeuge, die man für den Aufbau eines mobilen Heeres gebraucht hätte, gab es nicht. Die Ausrüstung war veraltet und mangelhaft. Tuchatschewski erkannte rasch, dass sich die Angriffstaktik nur im Rahmen einer umfassenden Modernisierung des sowjetischen Heeres verwirklichen liess. Wie seine deutschen Bekannten war er davon überzeugt, dass ein moderner Krieg immer ein totaler Krieg sein müsse, in dem die Mobilisierung aller wirtschaftlichen Ressourcen die Grundlage erfolgreicher Feldzüge bilde. Der Sowjetunion fehlten diese Ressourcen. So klaffte ein tiefer Graben zwischen den strategischen Plänen für eine schnelle Panzeroffensive und der Wirklichkeit der ökonomischen Rückständigkeit, ein Graben, der sich nur durch eine radikale Umgestaltung der sowjetischen Wirtschaft überbrücken liess.

Tuchatschewskis Vorschläge für eine einschneidende Militärreform eilten der Entwicklung zu weit voraus. Seine Pläne für die Produktion von Flugzeugen und Panzern wurden als völlig unrealistisch verworfen. Aufgrund seiner geistigen Unabhängigkeit und eines autoritären Führungsstils machte er sich politische Feinde. 1928 enthoben ihn Stalin und Woroschilow seines Postens als Generalstabschef. Trotzdem schickte Tuchatschewski 1930 von Leningrad aus, wo er nun einen eher beschei-

denen Posten innehatte, ein Memorandum an den Kreml, in dem er 40'000 Flugzeuge und 50'000 Panzer für die Rote Armee forderte. Stalin warf ihm «Roten Militarismus» vor und deutete an, das Ganze rieche nach konterrevolutionärer Sabotage und dem Versuch, die Sowjetunion in den wirtschaftlichen Ruin zu treiben.<sup>19</sup> Trotzdem überlebte das Kernstück der Tuchatschewski'schen Reformen. Anfang der dreissiger Jahre verwarfen der Militärerrat und der Generalstab unter Berufung auf die sowjetische Rückständigkeit noch jeden Gedanken an eine «Verteidigung in die Tiefe». Unter der Federführung von Tuchatschewskis Nachfolger Boris Schaposchnikow, einem ehemaligen zaristischen Stabsoffizier, wurde eine Strategie ausgearbeitet, die in Kraft blieb, bis ihre Schwächen 1941 rasch und unbarmherzig offen gelegt wurden. Man glaubte, der Krieg der Zukunft werde sich in zwei Stufen vollziehen. Das Vorgeplänkel werde von starken Sicherungsverbänden an oder in der Nähe der Grenze ausgefochten, die hinter befestigten Räumen operierten, während die langsame Mobilisierung der Arbeiter- und Bauernarmee in sicherem Abstand hinter der Grenze erfolge, bis sie in der Lage sei, vernichtende Schläge gegen den Feind auf der anderen Seite der Grenze zu führen.

Der Massenangriff hatte mehr Ähnlichkeit mit einer Dampfwalze als mit dem schnellen Panzerkeil, der Tuchatschewski vorschwebte, doch die Grundzüge der Strategie waren gar nicht so verschieden. Der Unterschied lag in der Idee des «Operierens in die Tiefe». Schnelle mobile Angriffstruppen, die nach Belieben im Rücken des Feindes operieren konnten, galten als unvereinbar mit dem damaligen Stand der industriellen Entwicklung und den Fähigkeiten der überwiegend bäuerlichen Soldaten in der Roten Armee. Die Reformen von Frunse und Tuchatschewski sorgten zwar für einen professionelleren Zuschnitt der Streitkräfte – Ausbildung und Ausrüstung wurden verbessert, und man hob den Status der Offiziere ihren Aufgaben entsprechend an –, aber Bewaffnung und Versorgung der Armee blieben unzureichend, und die Moral war nach wie vor schlecht.<sup>20</sup>

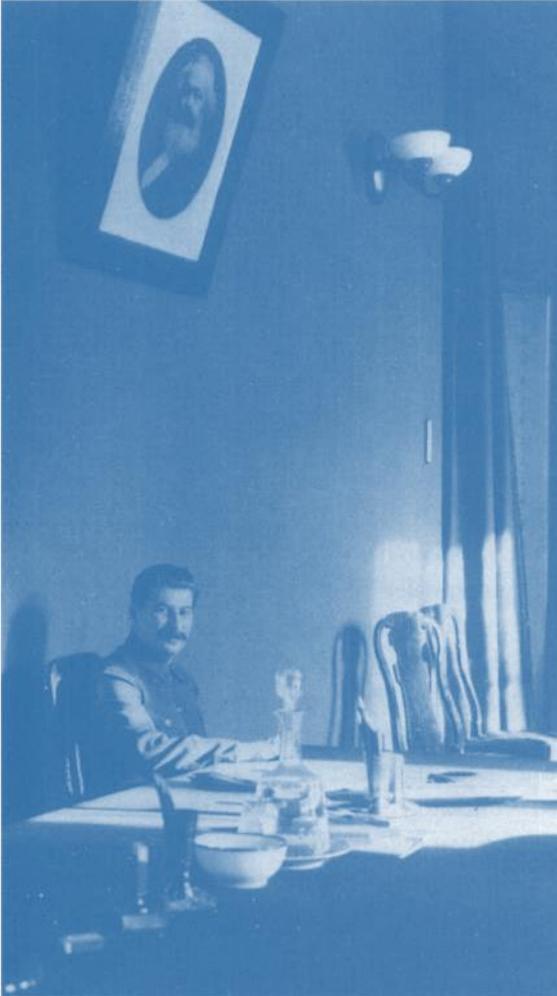
Zehn Jahre nach seiner Gründung stand der sowjetische Staat kaum sicherer da als am Ende des Bürgerkriegs. 1927 entwickelte sich eine Kriegsangst, die schlimmer war als alles, was die sowjetische Führung seit 1919 erlebt hatte – damals kämpften vorübergehend die Truppen von mehr als einem Dutzend ausländischer Staaten Seite an Seite mit den Konterrevolutionären. Die Angst hatte verschiedene Ursachen, die, jede für sich betrachtet, relativ harmlos waren, in ihrer Gesamtheit jedoch recht bedrohlich wirkten. Unter dem Einfluss der von einigen konservativen Abgeordneten inszenierten «Rote raus»-Kampagne wurde Ende Mai die sowjetische Handelsvertretung in London geschlossen. Die englische Regierung brach die diplomatischen Beziehungen ab.<sup>21</sup> Im April sperrten die Chinesen die sowjetische Mission in ihrem Land zu und begannen einen blutigen Feldzug gegen die chinesischen Kommunisten. Der sowjetische Geschäftsträger in Warschau wurde im Juni ermordet. Im gleichen Monat erklärte Stalin in der «Prawda», es bestehe «die konkrete und unmittelbare Gefahr eines neuen Krieges», der allerdings nicht stattfand. Dennoch verlangte das Gespenst einer imperialistischen Verschwörung nach Sündenböcken. Im Mai waren zwanzig Adlige verhaftet worden, die in Regierungsbehörden arbeiteten. Am Tag nach dem Warschauer Attentat wurden sie alle ohne Gerichtsverhandlung hingerichtet. In den folgenden Wochen griff in Moskau die Kriegsangst wie ein Fieber um sich.<sup>22</sup>

Einige Monate später nahm die Sowjetunion ein umfassendes Industrialisierungsprogramm in Angriff, der erste Schritt zu dem, was man später als «Zweite Revolution» bezeichnete. Der Zeitpunkt hing vielleicht mit der Kriegsangst zusammen oder mit der Notwendigkeit, die Streitkräfte zu modernisieren, letztlich aber setzte sich bei den Vertretern der Partei wohl die Einsicht durch, dass die Revolution an der Wirklichkeit einer Gesellschaft zu scheitern drohte, die vorwiegend aus Bauern, Handwerkern und Kleinhändlern bestand. Am Ende des Bürgerkriegs konnte wenig getan werden, um die gesellschaftliche Realität in Russland zu verändern, aber 1921 führte Lenin die «Neue Ökonomische

Politik» ein; privater Handel und privater Landbesitz wurden erlaubt, die strengen Wirtschaftsvorschriften der Kriegszeit gelockert. 1927 hatte die Industrieproduktion zwar annähernd wieder das Vorkriegsniveau erreicht, doch das Proletariat, in dessen Namen die Revolution einen Arbeiterstaat hatte errichten wollen, war klein, verarmt und isoliert. In der riesigen Gruppe der sowjetischen Kleinbauern und Landarbeiter hatten weniger als 0,7 Prozent der Haushalte ein Mitglied der Kommunistischen Partei vorzuweisen. Der Apparat von Staat und Industrie verliess sich weitgehend auf die so genannten bürgerlichen Fachleute, denen man eine eher mässige Begeisterung für das neue Regime unterstellte.

Die «Zweite Revolution» wird stets mit dem Namen von Josef Stalin verknüpft, doch sie war nicht nur ihm zu verdanken, denn er war sich über weite Strecken der zwanziger Jahre gar nicht klar darüber, wie er die Probleme der Wirtschaftsentwicklung und des gesellschaftlichen Umbaus angehen sollte. Dafür drängten Tausende von Parteimitgliedern auf eine entschlosseneren Modernisierung. Auf die Rückständigkeit der bäuerlichen Massen reagierten sie mit Ungeduld. Auch die Abhängigkeit von Fachleuten, die bereits dem Zaren gedient hatten, missfiel ihnen. Stalin schlug sich auf die Seite der radikalen Strömungen in der Partei, weil er in der Strategie einer erzwungenen wirtschaftlichen Veränderung die einzige Möglichkeit sah, den sowjetischen Staat zu stärken – und mit ihm die eigene Stellung in der Parteihierarchie, denn zu diesem Zeitpunkt war er durchaus noch nicht der unangefochtene Diktator, als den man ihn später kannte. Am Ende des ersten, im Oktober 1927 aufgestellten Fünfjahresplans hatte sich seine Stellung verändert. Es war Stalin gelungen, potenzielle Rivalen in der Partei kaltzustellen. Ende der zwanziger Jahre begannen ihn die Parteiorgane schlicht *Woschd* (Führer) zu nennen.

Stalins Aufstieg zur absoluten Macht in der Sowjetunion vollzog sich langsam und unauffällig. Trotzki nannte ihn herablassend einen politischen Einfaltspinsel. Lenin verurteilte ihn in seinem letzten, im Dezem-



Obwohl er nur das Amt des Generalsekretärs der Partei bekleidete, nannte man Stalin bereits 1932 *Woschd* (Führer) der Sowjetunion. «Das Volk braucht einen Zaren», bemerkte er einmal.

ber 1922 aufgesetzten Testament als einen Mann, der zu grob und zu ungeduldig sei, um die Macht übernehmen zu können. Nach aussen wirkte er verbindlich, unparteiisch und bescheiden, ein unauffälliger Funktionär. Den Erinnerungen seines Sekretärs zufolge sass Stalin bei

Besprechungen häufig stundenlang abseits, zog an seiner Pfeife, stellte gelegentlich Fragen und äusserte selten eine Meinung. Sein «Talent zum Schweigen» machte ihn zu einer Ausnahmeerscheinung «in einem Land, in dem alle zu viel reden».<sup>23</sup> Der Kontrast zwischen seinem phlegmatischen Verhalten und dem historischen Bild Stalins als Peiniger und Schlächter seines Volkes ist nicht leicht zu erklären. Vielleicht wird der Widerspruch nie ganz aufzulösen sein, denn Stalin hat kein geheimes Tagebuch hinterlassen und nur selten seine privaten Gedanken offenbart. Die offiziellen Briefe und Reden darf man nicht wörtlich nehmen, obwohl sie auch nicht völlig ausser Acht zu lassen sind. Was seine inneren Beweggründe angeht, die Dämonen, die ihn trieben, wird man weiterhin auf Spekulationen angewiesen bleiben. Mehr als jede andere überdimensionale Gestalt der modernen Geschichte bleibt Stalin ein Rätsel. Warum er sich für die Rolle des Diktators entschieden hat, ist Gegenstand weit auseinander gehender und widersprüchlicher Interpretationen.

Die Einzelheiten seines Lebens sind bekannt. 1879 wurde Stalin in der kleinen georgischen Stadt Gori geboren. Seine Kindheit war arm und grausam. Regelmässig wurde er von seinem Vater, einem erfolglosen und trunksüchtigen Schuster, verprügelt, was ihn nach Ansicht eines Jugendfreundes «hart und herzlos» machte.<sup>24</sup> Mit sechs Jahren erkrankte er an Pocken, die deutlich sichtbare Narben auf seiner blassen Gesichtshaut hinterliessen. Infolge einer Blutvergiftung, verursacht durch ein Geschwür an seiner Hand, war ein Arm etwas verkümmert. Einem Leben in Armut und Bedeutungslosigkeit entging er dank seinem aussergewöhnlichen Gedächtnis, das ihn zu hervorragenden Leistungen an der Schule in Gori befähigte. Daraufhin wurde er an das Priesterseminar in Tiflis geschickt, wo er mit den einheimischen Sozialdemokraten in Berührung kam. Rasch gewann er Gefallen an der russischen Spielart des Marxismus, bei welcher der Akzent auf der gewaltsamen Konfrontation mit dem Staat und einem kompromisslosen Terrorismus lag. Sein Leben lang blieb Stalins Hass auf alle Privilegien erhalten. Er wurde ein revo-

lutionärer Aktivist, der Banken ausraubte, um seine politischen Vorhaben zu finanzieren. Immer wieder landete er im Gefängnis und entging nur mit Glück der Hinrichtung. 1917 war er siebenunddreissig Jahre alt, von Beruf Agitator und Terrorist, ein Revolutionär mit reichem Erfahrungsschatz.

In jenem Jahr fand er sich plötzlich auf der nationalen Bühne wieder. Er gehörte dem innersten Kreis der bolschewistischen Führung an. Lenin betraute ihn mit dem Amt des Volkskommissars für Nationalitätenfragen. Bei Stalin, einem Georgier, vermutete er mehr Verständnis für die Probleme der kleineren nichtrussischen Völker als bei den westlich geprägten bolschewistischen Intellektuellen. Man könnte sagen, er, Stalin, verstand die Wesensart dieser Völker zu gut. Rücksichtslos ging er gegen alle Autonomiebestrebungen vor, auch die des eigenen georgischen Volkes. 1919 wurde er zum Volkskommissar für Arbeiter- und Bauerninspektion berufen. Den Posten hatte Lenin geschaffen, weil er dafür sorgen wollte, dass die Partei die ausufernde Bürokratie unter Kontrolle behielt. Stalin nutzte sein Amt, um sich eingehend mit dem gesamten Staatsapparat vertraut zu machen. Bald durchschaute er die komplexen Mechanismen und Personalstrukturen der Regierung besser als jeder andere kommunistische Führer. 1922 trugen ihm sein administratives Geschick und seine gründlichen Kenntnisse des Apparates den Posten des Generalsekretärs der Partei ein, und von dieser Position aus baute er sich eine eigene Hausmacht auf. Es blieb seine einzige offizielle Funktion, bis er 1941 die höchsten Staatsämter übernahm. An seinen politischen Fähigkeiten besteht kein Zweifel; er war kein Amateurdiktator wie Hitler. Ausdauernd und detailbesessen arbeitete er bis spät in die Nacht.<sup>25</sup> Er wurde ein Meister in der Kunst der Verstellung und veranlasste meist andere dazu, die Verantwortung für unpopuläre Entscheidungen oder politische Fehler auf sich zu nehmen. So versteckte er sich hinter einem sorgsam gepflegten Mythos von Unfehlbarkeit.

Wer Stalin gut kannte, wusste nur zu genau, dass das schlichte, bescheidene Aussere eine ganz andere, rücksichtslose Persönlichkeit ver-

barg. Er war brutal, grausam und rachsüchtig. Vielleicht aufgrund seines bemerkenswerten Gedächtnisses konnte er einen Groll jahrelang hegen. Manchmal hatte er wilde Wutanfälle und behandelte die Menschen in seiner Umgebung mit grenzenloser Verachtung. Leute, die er zu sich rief, konnte er mit ätzendem Sarkasmus völlig aus der Fassung bringen. Er flösste Furcht ein, nicht weil man wusste, wozu er fähig war, sondern weil man es nie wissen konnte. Er war – so Lenin – launisch und verschlagen.<sup>26</sup> Allen Menschen in seinem Umfeld begegnete er mit einem tiefen, fast zwanghaften Misstrauen, das wohl aus seiner revolutionären Jugend stammte, als er in einer Welt voller politischer Spione und Agents provocateurs gelebt hatte. Gewalt anzuwenden oder Vertrauen zu enttäuschen, verursachte ihm nicht die geringsten Gewissensbisse. Er war amoralisch, nicht unmoralisch. 1931 teilte er seinem Biographen Emil Ludwig mit, die Erfahrung habe ihn gelehrt, dass man mit bestimmten Feinden nur fertig werden könne, «wenn man ihnen gegenüber eine Politik der schonungslosen Unterdrückung verfolgt».<sup>27</sup> Für jemanden, der sich so unscheinbar gebärdete – wie erwähnt, hielt Stalin sich bei Besprechungen stets zurück und übernahm niemals den Vorsitz –, war Stalin ausgesprochen eitel. Seine Gewohnheiten waren anspruchslos. Er arbeitete in seiner bescheidenen Wohnung im Kreml, trank Wodka und georgische Weine in Massen und bevorzugte die traditionelle russische Küche. Meist blieb er nüchtern, ermunterte aber die Gäste seiner bis spät in die Nacht andauernden Gelage zu abstossender Zügellosigkeit. Seine Eitelkeit richtete sich auf die Macht und ihre Insignien. Irgendwann Anfang der zwanziger Jahre, als er seine neue Karriere als revolutionärer Staatsmann angetreten hatte, wurde er unersättlich in seinem Streben danach.

Und er bekam mehr Macht, als er sich während der Parteistreitigkeiten nach Lenins Tod hätte erträumen können. Wollte er sie für sich persönlich? Sein russischer Biograph Dimitri Wolkogonow meinte, sie sei ihm zum Selbstzweck geworden: «Je mehr Macht er hatte, je mehr Macht er an sich riss und in Händen hielt, desto mehr Macht wollte er haben.»<sup>28</sup> Die Auffassung, Stalin sei zunächst machthungrig und dann machtbese-

sen gewesen, besitzt zwar eine lange und ehrwürdige Tradition, kann aber trotzdem nicht ganz überzeugen. Stalin ging es nicht einfach um Macht, sondern um revolutionäre Macht. Sein eigenes Fortkommen, der Erhalt seiner persönlichen Autorität, hing vom Verlauf der Revolution ab. Niemand bezweifelt die Ernsthaftigkeit seiner revolutionären Gesinnung von 1917. Lenin äusserte in seinem Testament zwar unverhohlene Zweifel an Stalins Fähigkeit, Macht behutsam einzusetzen, scheint aber von dessen Hingabe an die Sache überzeugt gewesen zu sein. Stalins Leibwächter erinnerte sich an den Ausspruch, den sein Meister im Bürgerkrieg während der Verteidigung Zarizyns tat: «Ich werde bedenkenlos 49 Prozent opfern, wenn ich damit 51 Prozent, also die Revolution retten kann.»<sup>29</sup> Gewissenlosigkeit und Unbarmherzigkeit bewies Stalin sein Leben lang. In massloser Selbstüberschätzung glaubte er, Lenins Revolution würde ohne ihn untergehen. Persönliche Macht bedeutete für ihn die Möglichkeit, seine engstirnige Auffassung von dem, was die Revolution auszeichnet, durchzusetzen.

Stalin war die treibende Kraft hinter der «Zweiten Revolution». Einen rückständigen und schwerfälligen Staat wollte er innerhalb von zehn Jahren in eine moderne Gesellschaft verwandeln. Dieser grenzenlose revolutionäre Ehrgeiz prägte den sowjetischen Staat und die sowjetischen Völker bis zum Zusammenbruch des Systems in den neunziger Jahren. Die radikalen Kräfte in der Partei erkannten, dass neben den Fünfjahresplänen zur industriellen Modernisierung eine soziale Revolution auf dem Lande erfolgen musste, wo nach kommunistischer Auffassung der Hauptgrund für die sowjetische Rückständigkeit zu suchen war. Anstelle der Millionen kleiner, privater Genossenschaften, die sich nach der Revolution gebildet hatten, als die Kleinbauern und Lohnarbeiter den Boden in Besitz genommen hatten, verordnete der Staat die Kollektivierung (die Einrichtung grosser staatlicher Landwirtschaftsbetriebe unter Leitung kommunistischer Verwalter) und die Entstehung einer neuen Arbeiterschaft ländlicher Herkunft.

Die Zwangskollektivierung auf dem Land begann 1927 und wurde fast fünf Jahre später abgeschlossen. Millionen Menschen wurden aus Dörfern in Städte umgesiedelt, wo man sie zwang, eine vollkommen andere Lebensweise anzunehmen. Millionen weigerten sich oder leisteten Widerstand, woraufhin sie als Zwangsarbeiter unter härtesten Bedingungen die Infrastruktur des neuen Wirtschaftssystems aufbauen mussten. Die tiefen Eingriffe in die bäuerliche Lebensweise führten zu Unruhen in der weitgehend aus Bauern rekrutierten Armee. Wegen deren zweifelhafter Loyalität wurde das Kollektivierungsprogramm nicht vom Militär durchgesetzt, sondern von Sondereinheiten des NKWD, des Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten. In wenig mehr als zehn Jahren wuchsen die sowjetischen Grossstädte um über dreissig Millionen Einwohner an. Noch 1926 hatten vier Fünftel der sowjetischen Bevölkerung auf dem Land gelebt und gearbeitet. 1939 war ihr Anteil auf die Hälfte gesunken. Die Industrie- und Agrarpolitik der dreissiger Jahre bewirkte jene soziale Revolution, die Lenin 1917 nicht zustande gebracht hatte.

Trotz eines empfindlichen Mangels an Facharbeitern, Kapitalausstattung und Finanzmitteln wurde die industrielle Revolution durchgepeitscht. Hinter der revolutionären Rhetorik und zweifelhaften Statistiken verbargen sich echte Leistungen. Die jüngsten westlichen Schätzungen der sowjetischen Produktion in den dreissiger Jahren dokumentieren noch immer eine bemerkenswerte Erfolgsgeschichte: Die Stahlproduktion stieg von 4,3 Millionen Tonnen im Jahre 1928 auf 18,1 Millionen Tonnen zehn Jahre später; die Kohleförderung erhöhte sich im selben Zeitraum um mehr als das Dreifache von 35 Millionen Tonnen auf 133 Millionen; die Lkw-Produktion erreichte nach höchst bescheidenen 700 Stück zu Anfang der Pläne stolze 182'000 im Jahre 1938.<sup>30</sup>

Das Industrialisierungsprogramm wurde der Bevölkerung verkauft als ein zweiter Bürgerkrieg gegen die Feinde des gesellschaftlichen Fortschritts – vor allem die reicheren Bauern oder *Kulaken* –, gegen die Saboteure und kriminellen Elemente, die den wirtschaftlichen Fortschritt behinderten, und die ideologischen Abweichler, welche die gesellschaft-

liche Bereitschaft zur Veränderung untergruben. Die militärische Rede-weise von «Kampf», «Schlacht», «Sieg» und «Feind» kam nicht von ungefähr. Konterrevolutionäre waren für das Regime die Stosstruppen des ausländischen Imperialismus. Bei der Modernisierungskampagne ging es nicht einfach um das Überleben des Kommunismus in einer rückständigen Gesellschaft, sondern um das Überleben der Sowjetunion in einer Welt voller feindlicher kapitalistischer Mächte.

Trotz Armut und Gewaltmassnahmen, die das Leben der Arbeiter in der Sowjetunion unter den drei Fünfjahresplänen – also in der Zeit von 1927 bis zum Kriegsausbruch – prägten, gab es in der Bevölkerung auch so etwas wie echte Begeisterung für die von der Partei gesetzten Ziele. Sie äusserte sich in einem landesweiten «sozialistischen Wettbewerb», dessen Aushängeschild der junge, vom Land- zum Grubenarbeiter gewordene Alexander Stachanow aus dem Donbas (Donezbecken) wurde. Am 30. August 1935 arbeitete Stachanow, der bereits als vorbildlicher Arbeiter galt, weil er die bescheidene Norm von 6,5 Tonnen pro 5-Stunden-Schicht regelmässig übertraf, die ganze Nacht hindurch und schlug 102 Tonnen Kohle. Das war die doppelte Menge dessen, was eine normalerweise aus acht Hauern bestehende Brigade schaffte. Dafür bekam Stachanow zweihundert Rubel statt der üblichen dreissig. Um sechs Uhr morgens berief der Grubendirektor Konstantin Petrow eine Dringlichkeitssitzung des betriebseigenen Parteikomitees ein. Die frühe Stunde wurde durch die Nachricht gerechtfertigt, die Petrow bekannt zu geben hatte: einen neuen Weltrekord des Kohleabbaus.

Stachanows Genossen wollten nicht zurückstehen und bemühten sich, seine Leistung zu überbieten; wenige Tage später purzelte der Rekord. Am 7. September förderte ein Bergmann, ein Kumpel der Karl-Marx-Schachtanlage, 125 Tonnen. Die Redakteure der «Prawda», die sich überlegten, was für journalistisches Kapital aus einem Mann mit dem Spitznamen «Sowjetischer Herkules» zu schlagen sei, brachten einen Tag darauf einen Bericht, demzufolge ein beurlaubter Rotarmist in

sechs Stunden 240 Tonnen Kohle aus dem Berg gehauen hatte. Tatsächlich hatte es für diese Leistung erheblicher Mitwirkung von anderen Grubenarbeitern bedurft, doch die neuen Frontsoldaten der Industrie ernteten sofortige Anerkennung. Die «Stossarbeiter», wie man sie später nannte, bekamen Extralohn, Sonderzuteilungen und bessere Wohnungen. 1939 gab es mehr als drei Millionen Helden der Arbeit, die für ihre herausragenden Leistungen mit Orden ausgezeichnet wurden. Als Stachanow 1977 hochbetagt starb, wurde seine Heimatstadt nach ihm benannt, die einzige sowjetische Stadt, die den Namen eines einfachen Arbeiters erhielt.<sup>31</sup>

Das militärische Erstarken der Sowjetunion war die wichtigste Folge der «Zweiten Revolution». Der erste Fünfjahresplan räumte der Schwerindustrie und dem Maschinenbau Priorität ein, wie es Lenins Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung verlangte. Doch in den frühen dreissiger Jahren begann die Industrie, Waffen in grossen Mengen herzustellen. Anfang 1928 verfügte die Rote Armee über 92 Panzer, im Januar 1935 waren es 10'180. Im Jahre 1928 besass die Luftwaffe 1'394 Flugzeuge aller Art, 1935 war diese Zahl auf 6'672 gestiegen. Zwischen 1930 und 1934 erhöhte sich die Produktion von Kampfflugzeugen um das Fünffache, die von Bombern um den Faktor vier. Entscheidend war der Anteil des Sozialprodukts, der für Verteidigungsausgaben aufgewandt wurde. 1913 waren es 5,2 Prozent, 1932 bereits 9 Prozent, mehr als doppelt so viel wie zu Anfang der Pläne, 1940 waren es 19 Prozent. 1932 floss ein Viertel des Kapitals, das in Schwerindustrie und Maschinenbau investiert wurde, dem Verteidigungssektor zu.<sup>32</sup> Diese Zahlen verraten für Friedenszeiten ungewöhnliche Rüstungsanstrengungen. Man bewaffnete sich auf Kosten des Lebensstandards. Unter dem strengen wirtschaftlichen Regime des Fünfjahresplans schränkte man die Konsumgüterproduktion zugunsten der Rüstungs- und Schwerindustrie ein, die von entscheidender Bedeutung für die künftige Kriegführung waren. Im Februar 1931 hielt Stalin eine Ansprache auf der ersten Allunionskonferenz der Funktionäre' der sozialistischen Industrie. In einer der wenigen denkwür-

digen Reden seiner politischen Laufbahn unterstrich er, dass die Sicherheit der Sowjetunion an erster Stelle stehen müsse:

Die Geschichte des alten Russland bestand unter anderem darin, dass es wegen seiner Rückständigkeit fortwährend geschlagen wurde. Es wurde geschlagen von den mongolischen Khans. Es wurde geschlagen von den mongolischen Beys. Es wurde geschlagen von den schwedischen Feudalen. Es wurde geschlagen von den polnisch-litauischen Pans. Es wurde geschlagen von den englischfranzösischen Kapitalisten. Es wurde geschlagen von den japanischen Baronen. Es wurde von allen geschlagen wegen seiner Rückständigkeit... Wir sind hinter den fortgeschrittenen Ländern 50 bis 100 Jahre zurückgeblieben. Wir müssen die Distanz in zehn Jahren durchlaufen. Entweder bringen wir das zuwege, oder wir werden zermalmt.<sup>33</sup>

Das war Stalins wichtigste Äusserung zur Beziehung zwischen Militärmacht und wirtschaftlicher Modernisierung. Ihr folgte eine drastische Erhöhung der Rüstungsproduktion und des Militärhaushalts.

Eines der ersten Ergebnisse von Stalins neuer Militärpolitik war Tuchatschewskis Rehabilitierung. Im Mai 1931 wurde er aus seinem Leningrader Exil zurückbeordert und zum Chef des Rüstungsamtes ernannt. 1934 war er wieder Generalstabschef. Stalin und Woroschilow waren inzwischen bereit, Tuchatschewskis strategische Theorie zu akzeptieren, nach der sich die Rote Armee auf eine massive Panzer- und Luftwaffe stützen sollte, sogar die Pläne zum «Operieren in die Tiefe» hiessen sie nun gut – jetzt, da die Panzer und Militärfahrzeuge in grosser Zahl vom Fliessband liefen. Tuchatschewskis Konzept setzte voraus, dass 15'000 Kampfflugzeuge einsatzbereit waren. 1930 gab es nur etwa 1'000. 1935 waren es zwischen 4'000 und 5'000, deutlich mehr als die Luftwaffe irgendeiner anderen Macht besass. Ausserdem ging der Plan davon aus, dass bei Mobilmachung 90'000 Panzer zur Verfügung stan-



Ein Plakat von 1934 erklärt: «Wir sind für den Frieden, und wir verteidigen den Frieden.» In den dreissiger Jahren besass die UdSSR auf dem Papier die bestgerüstete Armee der Welt, bereit, um jeden Preis für den revolutionären Staat zu kämpfen.

den. Tuchatschewski wollte die Lücke zwischen der bescheidenen Zahl von Tanks, die Mitte der dreissiger Jahre vorhanden waren, und den gewaltigen Panzerverbänden der Zukunft durch den Einsatz von 40'000 Traktoren aus den Fabriken überbrücken, welche die grossen landwirtschaftlichen Kollektive belieferten. Die Fahrzeuge wurden mit Metallplatten versehen und mit einem schweren Maschinengewehr ausgerüstet. Die Entwicklung eines schnellen Panzers mit grosskalibrigen Geschützen erhielt besondere Priorität, mit dem Erfolg, dass Ende der

dreissiger Jahre der Prototyp des berühmten T-34 fertig war, des wichtigsten sowjetischen Kampfpanzers des Zweiten Weltkriegs.<sup>34</sup>

Von einer Politik der Sparsamkeit ging Stalin über zu einer Strategie der massiven Bevorratung. Dahinter stand die Absicht, die Rote Armee mit der Schlagkraft auszustatten, die erforderlich war, um einen eventuellen Gegner in einer Vernichtungsschlacht entscheidend zu schlagen. Tatsächlich aber erreichte er damit lediglich, dass die Sowjetunion mit einem überdimensionierten Verteidigungssektor belastet und die Armee mit rasch veraltendem Material überhäuft wurde. Auch liessen sich weder die Idee des «Operierens in die Tiefe» realisieren noch die umfangreichen Waffenvorräte nutzen, bevor die Truppe über einen angemessenen Ausbildungsstand verfügte. Diese Probleme nahm Tuchatschewski nach und nach in Angriff, indem er die Professionalisierung der Armee weiter vorantrieb. 1932 waren zwei Drittel des Offizierkorps in Militärakademien ausgebildet. Zwei Jahre später wurden die Politoffiziere aus allen regulären Kampfverbänden entfernt, und ihr verbleibender Einfluss auf höheren Ebenen wurde stark reduziert. 1935 führte man den Dienstgrad eines Marschalls der Sowjetunion ein und verlieh damit der militärischen Führung einen Status, den sie seit zaristischen Zeiten nicht mehr innegehabt hatte. Unter den fünf neuen Marschällen waren Woroschilow und Tuchatschewski sowie der ehemalige zaristische General Alexander Jegorow.<sup>35</sup> Mitte der dreissiger Jahre gehörte das Militär zur sowjetischen Elite. Vielleicht erklärt schon dieser Umstand allein das mit seinem tiefen Sturz verbundene Paradox: Ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, als Tuchatschewski erste Erfolge beim Aufbau einer grossen, modernen Streitmacht hatte, die weitgehend befreit war von allen engstirnigen politischen Eingriffen, wurde die militärische Führung durch eine brutale, landesweite Säuberungswelle beseitigt.

Die Krise, der 1937 die militärische Elite zum Opfer fiel, lässt sich nur vor dem Hintergrund des Staatsterrors verstehen, der seit 1917, seit Beginn des bolschewistischen Regimes, ausgeübt wurde. Eine der ersten

Amtshandlungen Lenins war die Reform der Tscheka, der politischen Polizei Russlands, die für den gewaltsamen Tod von mindestens 250'000 Menschen während des Bürgerkriegs verantwortlich war. Die Brutalität, mit der die kommunistischen Führer während der Revolution agierten, ging letztlich auf die Tscheka zurück: Sie waren der festen Überzeugung, der Klassenkampf sei nur mit gnadenloser Härte gegen jedermann zu gewinnen, gegen Feinde und frühere Freunde, welche die Errungenschaften der Revolution gefährdeten oder die Autorität der Partei, der Vorhut der proletarischen Bewegung, in Frage stellten. Während des Bürgerkriegs gab es realen Widerstand, doch der Begriff «Klassenfeind» wurde unterschiedslos auf ganze Gruppen angewandt, deren gesellschaftliche Stellung oder nationale Loyalität sie als Konterrevolutionäre erscheinen liess. Das Wesen des Terrors veränderte sich – aus einer wütenden Reaktion auf den Bürgerkrieg entstanden, wurde er zu einem Instrument, das dazu diente, das Volk zu mobilisieren und gefügig zu machen. Die Erfindung fiktiver Feinde sowie die ständige, damit einhergehende Furcht vor Verschwörungen, ausländischen Spionen und Sabotage wurden zu einem unverwechselbaren Merkmal der politischen Kultur in der Sowjetunion. Unter ihrem Einfluss entwickelte sich eine allgemeine Wachsamkeit, deren dunkle Seite ein hysterisches Klima von Denunziation und Verrat war, von dem die sowjetische Gesellschaft – wie andere revolutionäre Gesellschaften vor und nach ihr-periodisch heimgesucht wurde.

Wen das Terrorsystem erfasste, der musste entweder mit grausamer Folter und einem anschliessenden Genickschuss oder mit einer langen Lagerstrafe rechnen. Die ersten sowjetischen Arbeitslager wurden Anfang der zwanziger Jahre eingerichtet. Wie ihre zaristischen Vorgänger waren sie für gewöhnliche Kriminelle genauso wie für politische Dissidenten bestimmt, wobei diese von jenen unterdrückt wurden. Wer als besonders hartgesottener Feind der Revolution galt, kam in das erste sowjetische Konzentrationslager für politische Gegner. Es befand sich

auf der Insel Solowki im Weissen Meer und war 1923 in einem Kloster aus dem 16. Jahrhundert angelegt worden. Geleitet wurde es von der im selben Jahr gegründeten Nachfolgeorganisation der Tscheka, der Vereinten Staatlichen Politischen Verwaltung (OGPU). Die euphemistische Bezeichnung täuschte über den wahren Charakter der Staatssicherheitspolizei hinweg, die dem Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten (NKWD) angehörte. Lange vor dem stalinistischen Terror in den dreissiger Jahren war das Regime dazu übergegangen, Tausende im Namen politischer Konformität einzusperren oder hinzurichten. Die OGPU-Schergen im berühmten Moskauer Lubjanka-Gefängnis verprügelten, folterten, vergewaltigten und erpressten ihre Opfer, um ihnen Geständnisse fiktiver konterrevolutionärer Verbrechen zu entreissen. Echte Dissidenten wurden dazu gebracht, groteske Verschwörungen und «Abwechslertum» zuzugeben, Verbrechen, die meist wenig mit dem banalen Vorwand für die Verhaftung zu tun hatten und mit einer fünfundzwanzigjährigen Haftstrafe geahndet wurden – nur die Widerstandsfähigsten oder Glücklichen überlebten?<sup>6</sup>

Das Zusammentreffen zweier Umstände verwandelte den revolutionären Terror der zwanziger Jahre in die blutdürstige Masslosigkeit der dreissiger. Zunächst war da die Entschlossenheit zur Durchsetzung der forcierten Modernisierung, der «Zweiten Revolution». Die Partei sah sich dem allgemeinen Widerstand der Bauern gegenüber (und der Bauern in Uniform, die 70 Prozent der Mannschaften stellten), als sie die Reformen in die Wege leitete.<sup>37</sup> Durch die soziale Krise lebte die Atmosphäre des Bürgerkriegs wieder auf, und wie einst beschwor die Partei das Gespenst der Konterrevolution, um eine breitere Unterstützung für die radikalen Veränderungen zu gewinnen. Ein kollektiver Verfolgungswahn breitete sich nach und nach auf allen Ebenen des Staates aus, bis hinab zu einzelnen Fabriken und landwirtschaftlichen Kollektiven, wo jede defekte Maschine, jeder ausgefallene Traktor auf das Wirken konterrevolutionärer «Rowdies» zurückgeführt wurde. Meist ereilte das

Schicksal ungebildete Landarbeiter ohne technische Grundkenntnisse, deren einziges Verbrechen Unwissenheit, Trunkenheit oder schlechte Zeiteinteilung war. Doch es traf auch Betriebsführer, die ihr monatliches Soll nicht erfüllten, oder Mechaniker, die sich in primitiven, kalten, schlecht beleuchteten Werkstätten damit plagten, komplizierte ausländische Maschinen aufzustellen. Die Modernisierungskampagne löste eine landesweite Hexenjagd aus, für die es keine vernünftigen Gründe gab. Wie in den Hexenjagden früherer Zeitalter hatten die Beschuldigten keine Möglichkeit der Verteidigung. Es genügte, auf jemanden mit dem Finger zu zeigen. Den Rest erledigten örtliche Pseudogerichte. Berufung gab es nicht. In die Lager, die sich wie ein immer grösser werdendes Netz über die ganze Sowjetunion erstreckten, wurden Tausende von Bauern und Arbeitern geschafft, die weder wussten, welche Verbrechen sie angeblich begangen hatten, noch ihre Peiniger verstanden.

Die meisten Opfer der dreissiger Jahre waren Bauern, deren Lebensweise durch die Modernisierungskampagne der sowjetischen Gesellschaft gewaltsam und tief greifend verändert wurde. Die chaotischen Verhältnisse der Jahre 1932 und 1933, in denen die Zwangskollektivierung ihren Höhepunkt erreichte, waren für eine der schlimmsten Hungersnöte des Jahrhunderts verantwortlich. In den getreidereichen Regionen der Ukraine, des nördlichen Kaukasus und Kasachstans leisteten die Bauern Widerstand und bekamen den ungebremsten Zorn der Partei zu spüren. Dort wurden ihre Lebensmittel beschlagnahmt, einschliesslich der Saat für das nächste Jahr. Stalin wies die Sicherheitspolizei an, die gesamte Ukraine vom Rest der Sowjetunion abzuschotten, damit keine Menschen heraus- und keine Lebensmittel hineingelangen konnten. Das war sicher Stalins mörderischste Tat. Allein 1933 fanden dabei nach neuesten russischen Schätzungen 4,2 Millionen Ukrainer den Tod. Ganze Dörfer wurden vom Hunger oder von Seuchen ausgelöscht, denen die geschwächten Menschen kaum noch etwas entgegenzusetzen hatten?<sup>8</sup> In Kasachstan wurden die überwiegend nomadisch lebenden Bau-

ern in behelfsmässige Lager gepfercht, wo man sie einfach sterben liess. Man vermutet, dass 1,7 Millionen Menschen, fast die Hälfte der Bevölkerung, unter elendsten Bedingungen umgekommen sind.<sup>39</sup> Tausende flohen ins Ausland, um den Todeslagern zu entgehen. Alles in allem forderte der Klassenkampf auf dem Lande geschätzte sieben Millionen Todesopfer. Einem Kritiker erklärte Stalin 1933, das sei die Schuld der Bauern gewesen, denn sie hätten einen «stummen Krieg» gegen den sowjetischen Staat geführt.

Der zweite Faktor, der in den dreissiger Jahren für eine neue Qualität des Terrors sorgte, war Stalins Persönlichkeit. Es lässt sich schwer beurteilen, ob er selbst an die jakobinischen Argumente von der Verteidigung der Revolution oder des Leninschen Erbes glaubte, mit denen er den Krieg gegen die Bauern und die Beseitigung politischer Feinde öffentlich rechtfertigte. Bei den parteiinternen Kämpfen der zwanziger Jahre dienten sie Stalin natürlich dazu, die Partei hinter sich zu bringen. Damals hatte er sich nach und nach seiner einflussreichsten Feinde aus der alten bolschewistischen Elite entledigt. Trotzki und Grigori Sinowjew traf es 1927, Nikolai Bucharin 1929. Hier war Stalins Opportunismus offenkundig. Die Kampagnen der dreissiger Jahre gegen die reichen Bauern und die Industriesaboteure lassen sich erklären, wenn auch kaum entschuldigen, als das Produkt einer bewussten Manipulation der öffentlichen Meinung zur Durchsetzung der Parteiziele. Die stalinistische Dämonologie infizierte das ganze System mit Verfolgungswahn, aber der Führer hätte solche Ängste ja nicht unbedingt teilen müssen.

Auch wenn Stalin nicht im eigentlichen Sinne paranoid war, so war er doch ständig beherrscht von der Angst vor einem Attentat. Seine Sicherheitsvorkehrungen waren berüchtigt. Er reiste nur in gepanzerten Autos und umgab sich mit Leibwächtern, die das NKWD stellte. Niemals fuhr er zweimal hintereinander dieselbe Strecke. Er liess alle Vorhänge kürzen, damit sich kein Attentäter hinter ihnen verstecken konnte. Tag und Nacht wurde er bewacht. Gegen Ende seines Lebens waren die Sicherheitseinrichtungen um seine Datscha in Kuntsewo vor den Toren



In den dreissiger Jahren wurden Millionen von Sowjetbürgern durch das System der Arbeitslager geschleust. Die meisten von ihnen setzte man, wie diese Gefangenen, bei schweren Bauarbeiten oder in Bergwerken und Steinbrüchen ein.

Moskaus so massiv, dass das Grundstück wie ein Gefangenenlager wirkte. Das könnte man alles als Vorsichtsmassnahmen eines Tyrannen ansehen, der unzähligen Männern und Frauen mehr als genug Gründe geliefert hatte, ihn umzubringen. Und in der Tat waren solche Massnahmen in der Sowjetunion angebrachter als anderswo, denn in der russischen Geschichte gab es eine lange Attentatstradition. Vor dem Ersten Weltkrieg fielen Tausende von Staatsdienern, vom einfachen Beamten bis zum Premierminister Pjotr Stolypin, Anschlägen zum Opfer. Der po-

litische Mord war das wichtigste Kampfmittel des russischen Terrorismus, der zum Vorbild für die politische Taktik der Bolschewiki wurde, und sobald sie an der Macht waren, richtete sich diese Tradition gegen die neuen Herren. Im August 1920 entging Lenin nur knapp dem Attentatsversuch einer Frau, die bereits wegen eines Anschlags auf einen hohen zaristischen Beamten in Kiew elf Jahre Zwangsarbeit in einem Lager des alten Regimes verbüsst hatte. Selbst die sorgfältigsten Sicherheitsvorkehrungen, die Stalin traf, konnten ihm keinen hundertprozentigen Schutz vor einer weithin üblichen (und auch im heutigen Russland noch gebräuchlichen) Methode gewähren, alte Rechnungen zu begleichen. Stalin hatte keinerlei Skrupel, seinerseits zum Mittel des politischen Mordes zu greifen, wenn die Situation es seiner Meinung nach erforderte.

Was Stalins Terror die neue Qualität verlieh, war nicht nur das blosse Ausmass der Verhaftungen und Hinrichtungen – 1939 befanden sich nach jüngeren Schätzungen annähernd 3,5 Millionen Gefangene in den Lagern –, sondern der Umstand, dass dieser ängstliche und rachsüchtige Mann die Gewalt gegen den innersten Kern des sowjetischen Systems richtete – gegen die Partei, die Streitkräfte und sogar das NKWD, also den Terrorapparat selbst.<sup>40</sup> Der politische Terror begann 1933 mit dem Ausschluss von 790'000 Parteimitgliedern, denen man Korruption und Karrierismus vorwarf, nicht immer ohne Grund.<sup>41</sup> Als 1934 Sergej Kirow, der populäre Parteiführer von Leningrad, ermordet wurde (vermutlich, aber nicht mit Gewissheit, auf Stalins Befehl), erhielt die Staatsgewalt ausserordentliche Machtbefugnisse, sodass fortan «politische Verschwörer» verhaftet, summarisch in Schnellverfahren abgeurteilt und hingerichtet werden konnten.

In den Wochen nach Kirows Tod wurden in Moskau und Leningrad Tausende aufgegriffen und angeklagt, an einer Konspiration zu Stalins Sturz beteiligt gewesen zu sein. Im Leningrader Hauptquartier des NKWD wurden zweihundert Verdächtige erschossen.<sup>42</sup> Das Ergebnis der Untersuchung war der erste der grossen «Schauprozesse», der am 15. August 1936 gegen den Sinowjew-Kreis begann. In erfundenen Ver-

schwörungen brachte man die kommunistischen Führer mit ausländischen Imperialisten oder verräterischen Sozialisten – vor allem mit dem im Exil lebenden und in tiefste Ungnade gefallenem Abtrünnigen Leo Trotzki – in Verbindung. Der Öffentlichkeit im In- und Ausland wurden solche Anschuldigungen als Wahrheit verkauft. Viele Sowjetbürger, die auf die vom Regime kontrollierten Massenmedien angewiesen waren, schenkten den Vorwürfen Glauben. In den Schauprozessen zwischen 1936 und 1938 bekannten die Angeklagten ein konterrevolutionäres Verbrechen nach dem anderen, Geständnisse, die ihnen durch Prügel und Folter abgepresst worden waren. Es heisst, gelegentlich habe Stalin persönlich Verhöre vorgenommen, obwohl kaum vorstellbar ist, dass er selbst an die Lügengewebe geglaubt hat, die auf sein Geheiss zusammengespinnen wurden. Sein wirkliches politisches Geschick – und das gilt für die gesamte Dauer seiner Diktatur – lag darin, dass er der Öffentlichkeit das Bild des unbestechlichen Staatsmannes präsentierte, der die Revolution vor den Machenschaften zahlloser Angehöriger der fünften Kolonne gerettet hatte. Gelegentlich richtete er den Terror gegen die Geheimpolizei selbst und erweckte so den Eindruck, sie und nicht er sei verantwortlich für die Gewaltorgie – eine Methode, von der er später ständig Gebrauch machte, um während des Krieges seine militärischen Fehler zu kaschieren.<sup>43</sup>

Auf dem Höhepunkt des Terrors wurde Stalin von zwei fähigen Komplizen unterstützt, dem Juristen Andrej Wyschinski, der 1935 zum Generalstaatsanwalt ernannt wurde und später als erster Botschafter der Sowjetunion bei den Vereinten Nationen wirkte, und Nikolai Jeschow, der 1936 an die Spitze des NKWD berufen wurde. Gemeinsam lichteten sie die Reihen der Parteielite. Von den 1966 Delegierten, die 1934 am 17. Parteitag der KPdSU teilnahmen, wurden 1108 als Volksfeinde erschossen. Den neuesten russischen Zahlen zufolge fanden in den beiden Jahren der «Jeschowschtschina» 680'000 Hinrichtungen statt.<sup>44</sup> Fast kein Bereich von Staat oder Partei blieb von der Spirale der Gewalt verschont. Jeder denkbaren Opposition gegen Stalin wurde die Basis entzo-

gen. Die Furcht, die der Terror auslöste, führte zu höchst grotesken Loyalitätsbekundungen, die ihrerseits die Voraussetzungen für den allgegenwärtigen Personenkult schufen.

Die sowjetischen Streitkräfte schienen als der einzige grössere Bereich vom Terror verschont zu bleiben – bis Woroschilow am Morgen des n. Juni 1937 die plötzliche Verhaftung der höchsten Generale des Landes bekannt gab und mitteilte, man habe ein verräterisches Komplott aufgedeckt, dessen Verzweigungen bis nach Deutschland reichten. Er deutete an, niemand anderes als Tuchatschewski selbst sei für die Planung des Umsturzes verantwortlich, den er an der Spitze einer deutschen Invasionsarmee habe erzwingen wollen. Die genauen Beweggründe für die Säuberung blieben im Dunkeln, denn die Anklagen selbst entbehrten jeder Grundlage. Tuchatschewski war ein beliebter und ehrlicher Mann, der aus seiner Abneigung gegen Woroschilow und die militärischen Dilettanten in der Partei nie einen Hehl gemacht hatte. Er hatte sich mit Stalin angelegt, weil er die politische Propaganda in der Truppe einschränken wollte. Doch das kann nicht der Grund für Stalins plötzlichen Sinneswandel in Bezug auf die Armee sowie Tempo und Brutalität der Säuberungen gewesen sein. Die Erklärung, die aussen stehenden Beobachtern am hergeholtesten erscheinen mag, könnte der Wahrheit durchaus am nächsten kommen: Argwöhnisch wie er war, hat Stalin die im Ausland kursierenden, haltlosen Gerüchte über die Unzuverlässigkeit der Armee vielleicht ernst genommen und die Geschichte von der Verschwörung geglaubt.

Nach einer Version hat die deutsche Abwehr in Prag ein Dokument mit Tuchatschewskis gefälschter Unterschrift in Umlauf gebracht, aus dem sich ein Komplott der Deutschen und der Roten Armee herauslesen liess. Der tschechoslowakische Präsident Edvard Benes habe die Information weitergegeben, als sie entdeckt wurde, und das NKWD die Verschwörung einfach aus dem gefälschten deutschen Dokument gefolgert.<sup>45</sup> Einer anderen Version zufolge habe das NKWD, um den Ruf seines Chefs aufzupolieren, nicht nur die Gerüchte über die Unzuverlässig-

keit der Armee gefördert, sondern die Deutschen sogar dazu bewegt, gezielte Desinformationen auszustreuen. Da Stalin die aus der Tschechoslowakei übersandten Dokumente wohl noch nicht einmal zu Gesicht bekommen hat und die Angst vor Abweichlern in den Reihen der Armee bereits umging, bevor die Dokumente eintrafen, erscheint diese Version glaubhafter. Angeblich hat Jeschows Stellvertreter Frinowski im Frühjahr 1937 einem Ermittler des Moskauer NKWD gesagt, er solle «das Bild einer grossen Verschwörung in der Roten Armee entwerfen». Dabei müssten die Verdienste Jeschows vor dem ZK ausserordentlich herausgestrichen werden.<sup>46</sup>

Doch ganz gleich, wie die Intrige eingefädelt wurde, sie hatte zur Folge, dass Stalin, misstrauisch wie immer, davon überzeugt war, das Gerücht von der Illoyalität der Armee könne nicht völlig aus der Luft gegriffen sein. In den Verhörzellen des NKWD sass ein Brigadekommandeur namens Medwedew, den man dazu auserkoren hatte, seine Vorgesetzten zu belasten: Unter Folter lieferte er die erforderlichen Beweise, wiederrief sein Geständnis und wurde abermals gefoltert, bis er bei seinen Aussagen blieb.<sup>47</sup> Man gab die Einzelheiten an Stalin weiter. Michail Schpigelglas, stellvertretender Leiter der Auswärtigen Abteilung des NKWD, erinnerte sich, dass die Nachricht als «echte Verschwörung» aufgenommen worden sei. Er habe im Kreml eine regelrechte Panik beobachtet. Alle Kreml-Passierscheine wurden für ungültig erklärt und die NKWD-Truppen in Alarmbereitschaft versetzt.<sup>48</sup> Stalin ordnete nicht Tuchatschewskis sofortige Verhaftung an, sondern spielte Katz und Maus mit ihm. Da Jeschow nach Beweisen suchte, wurde Tuchatschewski schon seit einiger Zeit beschattet. Im Mai 1937 sollte er die Sowjetunion bei der Krönung des englischen Königs George VI. vertreten. Seine Teilnahme wurde unvermittelt abgesagt, weil angeblich eine andere Verschwörung aufgedeckt worden war, nämlich der Plan, Tuchatschewski auf seiner Reise von Warschau nach London zu ermorden. Daraufhin wurde er angewiesen, das Kommando des Militärbezirks Wolga zu übernehmen – eine unglaubliche Zurücksetzung.<sup>49</sup> Offenbar

hat er geahnt, dass ihm noch Schlimmeres bevorstehen würde. Den Menschen in seiner Umgebung erschien er nervös und niedergeschlagen. Es heisst, in zwei Monaten sei sein Haar ergraut.

Kurz nach seiner Ankunft wurde Tuchatschewski zu einer Besprechung der örtlichen Politoffiziere bestellt. Er kehrte nicht zurück. Als seine Frau von seiner Verhaftung erfuhr, eilte sie nach Moskau, um sich für ihn einzusetzen. Dort wurde sie prompt festgenommen, wie alle anderen Angehörigen von Tuchatschewski. Das war üblich bei angeblichen Verrätern. Schliesslich wurde sie zusammen mit zwei seiner Brüder umgebracht. Seine Schwestern landeten in einem Arbeitslager, und als seine junge Tochter alt genug war, ereilte sie das gleiche Schicksal.

Die ersten Opfer der militärischen Säuberung waren neben Tuchatschewski sieben weitere hohe Offiziere der Roten Armee. Sie kamen in das Moskauer Gefängnis Lefortowo, das für besondere Häftlinge eingerichtet worden war. Hier prügelte man die Geständnisse aus ihnen heraus. In den meisten Fällen gab es keine anderen Indizien, die für eine Sympathie für Deutschland sprachen, als die häufigen Besuche, die sowjetische Militärs diesem Land Ende der zwanziger und Anfang der dreissiger Jahre – zur Zeit der engen deutsch-sowjetischen Zusammenarbeit – abgestattet hatten. Man unternahm alle Anstrengungen, andere Beweise für verräterische Absichten zu finden, wie absurd sie auch sein mochten. Das erste Opfer, das einem Verhör unterzogen wurde, war ein Kommandeur der Roten Armee namens Feldmann; man überliess ihn einem berüchtigten NKWD-Sadisten. Nachdem der ihn hinter verschlossener Tür bearbeitet hatte, gab Feldmann zu, dass er von der Verschwörung wisse. Einen Tag später wurde Tuchatschewski der gleichen Behandlung unterzogen und gestand ebenfalls seinen Verrat. Durch fortgesetzte Folter zwang man ihn, weitere Namen zu nennen. Jedes Opfer riss Freunde und Kollegen ins Unglück, um ein Ende der Misshandlungen herbeizuführen. Zum Entzücken des Untersuchungsrichters lieferte Tuchatschewski bis zum Tag des Prozesses immer neue Namen.<sup>50</sup>

Während die Verschwörung konstruiert und die Liste der Opfer im-

mer länger wurde, inszenierte Stalin das Walten der revolutionären Gerechtigkeit. Auf der Sitzung des Zentralkomitees am 24. Mai 1937 informierte er die Parteiführung über die militärische Verschwörung und liess Stimmzettel verteilen, auf welche die Anwesenden ihren Namen setzen mussten, um ihr Einverständnis mit seiner Vorgehensweise zu erklären. Die Zettel wurden von einigen der engsten Mitarbeiter Tuchatschewskis unterzeichnet, so auch von Semjon Budjonny, der zur selben Zeit zum Marschall befördert worden war wie der Mann, über dessen Schicksal er jetzt entscheiden sollte. Budjonny schrieb: «Bedingungslos ja. Diese Schurken müssen bestraft werden.»<sup>51</sup> Am 1. Juni veranstaltete Stalin eine bemerkenswerte zweiwöchige Konferenz, in deren Verlauf er zusammen mit Woroschilow und Jeschow Angehörigen des Militärs lauschte, die in den Kreml bestellt worden waren, um ihre Loyalität gegenüber Stalin und ihre Empörung über die Niedertracht der Verschwörer zu bekunden. Jeder von ihnen wurde an der Tür auf Waffen durchsucht und erhielt einen blauen Aktenordner mit Einzelheiten der Anklage, die Wyschinski ständig ergänzte, wenn neue Nachrichten aus den Folterzellen eintrafen. Einige der Teilnehmer fanden ihre eigenen Namen auf der Liste der Komplizen. Von Zeit zu Zeit gingen NKWD-Männer durch die Menge und nahmen beschuldigte Offiziere mit. Am folgenden Tag wurde eine neue Gruppe von Verschwörern abgeführt, die durch die Zeugenaussagen der unglücklichen Opfer vom Vortag belastet worden waren.<sup>52</sup> Die Säuberung in der Armee entwickelte eine Eigendynamik, die nicht nur die Hand voll im Mai verhafteter Kommandeure erfasste, sondern sehr viel weitere Kreise zog.

Stalin hatte es eilig, den Prozess abzuschliessen. Am 9. Juni lag die fertige Anklageschrift vor. Acht Marschälle und Generale wurden dazu bestimmt, über die angeklagten Kollegen zu Gericht zu sitzen, die sie alle gut kannten. Am Vorabend des 11. Juni, für den das Verfahren anberaumt war, entrissen die Vernehmungsbeamten ihren Opfern eine Reihe weiterer Geständnisse, die ebenjene Offiziere belasteten, welche am folgenden Tag auf der Richterbank Platz nehmen sollten. Fünf von

ihnen wurden im Laufe des kommenden Monats exekutiert. (Marschall Budjonny, der ebenfalls beschuldigt wurde, blieb dieses Schicksal erspart, weil er sich der Verhaftung gewaltsam widersetzte und Stalin direkt anrief.) Der Prozess dauerte einen Tag. Nachdem Tuchatschewski und seine Mitangeklagten den Händen ihrer Folterknechte zumindest vorläufig entronnen waren, weigerten sie sich zunächst, ihre Geständnisse zu unterschreiben, aber der Ankläger schüchterte sie so ein, dass sie es schliesslich doch taten. Kurz nach Mitternacht wurde das Urteil verkündet.<sup>53</sup> Alle acht wurden noch am selben Tag erschossen. Tuchatschewski und Jona Jakir, Befehlshaber im Militärbezirk Kiew, brachten im Angesicht des Todes ihre ungebrochene Loyalität gegenüber Stalin zum Ausdruck, dem Mann, der erst wenige Stunden zuvor ihre Todesurteile gebilligt hatte.<sup>54</sup>

Nach dem Tod der prominenteren Opfer brach die Säuberungswelle über den Rest des höheren Offizierkorps herein. Marschall Jegorow wurde im März 1938 hingerichtet, nachdem seine Frau gezwungen worden war, sich als polnische Spionin zu bekennen. Marschall Blücher – der Sohn eines Bauern und der berühmteste General des Bürgerkriegs, der über Tuchatschewski zu Gericht gesessen hatte – wurde im Oktober 1938 verhaftet. Als einziger der höchsten Militärbefehlshaber weigerte er sich, irgendetwas zuzugeben. Er wurde fürchterlich geschlagen, und man riss ihm ein Auge heraus. Am 9. November, dem Jahrestag der bolschewistischen Revolution, brachte man ihn in einem Büro der Lubjanka um, als er seine Peiniger angriff. Im Zuge der Säuberung wurden 45 Prozent der höheren Offiziere und politischen Funktionäre des Heeres und der Marine hingerichtet oder vom Dienst suspendiert – darunter 720 der insgesamt 837 Kommandeure, vom Oberst bis zum Marschall –, die nach der neuen militärischen Rangliste von 1935 ernannt worden waren. Von den 85 höheren Offizieren im Militärrat waren 71 im Jahre 1941 tot. Nur neun entgingen der Säuberung ganz, darunter nicht weniger als sieben Offiziere, die in der 1. Kavalleriearmee gedient hatten, an deren

Führung Stalin im Bürgerkrieg beteiligt war.<sup>55</sup> Unbehelligt blieb auch der ehemalige zaristische Generalstabsoffizier Boris Schaposchnikow. Er war einer der drei Richter im Tuchatschewski-Prozess, die nicht ermordet wurden. Es heisst, Stalin habe in seiner Gegenwart regelrechten Respekt, ja Hochachtung gezeigt. Schaposchnikows zaristische Wurzeln allein waren kein ausreichender Grund für eine Verurteilung, und so erlebte er noch, wenn auch bei schlechter Gesundheit, das Ende des Zweiten Weltkriegs.

In den unteren Rängen des Offizierkorps wütete die Säuberung nicht ganz so schlimm. Hier waren die Verluste an Menschenleben geringer, als es Aussenstehenden damals erschien. Dennoch sollte man die Auswirkung auf eine Militärorganisation mit ohnehin schlechter Moral nicht unterschätzen. Heute sind die wirklichen Zahlen in russischen Quellen zugänglich. Von 1936 bis 1938 fielen der Säuberung insgesamt 41'218 Militärangehörige zum Opfer, allerdings wurden die meisten einfach entlassen, nicht festgenommen oder hingerichtet. Von den 34'000 Offizieren, die 1937 und 1938 den Dienst quittieren mussten, verhaftete das NKWD 9'500. Im Mai 1940 waren 11'596 Offiziere reaktiviert. Gemessen an der Grösse des Offizierkorps sind diese Zahlen relativ klein: Nur bei 3,7 Prozent der 179'000 Offiziere, die 1938 in Dienst standen, war die Entlassung bis 1940 aufrechterhalten worden. Unter Berücksichtigung der Neuernennungen sank die Zahl der Offiziere in den Jahren 1937/38 um etwa 10'000.<sup>56</sup>

Die militärische Säuberung mochte vielleicht in den Augen eines Jeshow oder Stalin ihre Berechtigung haben, aber unter dem Gesichtspunkt der militärischen Entwicklung in der Sowjetunion und der internationalen Sicherheit war sie verheerend. «Das ist schlimmer als Artilleriefeuer gegen die eigenen Truppen», meinte General Rokossowski während seiner zweijährigen Haft von 1938 bis 1940.<sup>57</sup> Die Säuberungen wirkten sich nachhaltig auf die Wahrnehmung der sowjetischen Militärstärke im Ausland aus und trugen zu der Auffassung der meisten deutschen Generale bei, die Rote Armee sei zu besiegen. Im Allgemeinen

sah man in der Zerschlagung der Kader junger Offiziere um den Reformier Tuchatschewski ein Indiz dafür, dass die Sowjetunion – was ihre Kriegsbereitschaft und Schlagkraft betraf – einen gewaltigen Schritt rückwärts getan habe. Das war allerdings eine voreilige Schlussfolgerung. So einleuchtend sie auch erscheint – die Schwächen des sowjetischen Militärs Ende der dreissiger Jahre waren nicht einfach ein Ergebnis der Säuberungen.

Jede Überlegung, die von einer Schwächung der Roten Armee (und Marine) durch die Säuberungen ausgeht, setzt voraus, dass die Armee vor den Säuberungen ein schlagkräftigeres Instrument gewesen sei. Das ist jedoch höchst fraglich. Trotz aller Begeisterung, die Tuchatschewski für den massenhaften Einsatz von Panzern und Flugzeugen an den Tag legte, gab es eine grosse Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis. Die sowjetischen Streitkräfte hatten kaum Fortschritte auf dem Gebiet «Befehl und Ausführungskontrolle» gemacht, dem für den Erfolg des beweglichen Luft- und Panzerkampfes entscheidende Bedeutung zukam.<sup>58</sup> Die Nachrichtensysteme waren rudimentär oder gar nicht vorhanden. Panzer und Flugzeuge waren nicht mit Funk ausgerüstet und konnten sich nur schwer verständigen. Die Kommandeure hatten keine Möglichkeit, den Luft- und Erdkampf zu koordinieren oder eine grössere Gruppe von Panzern und gepanzerten Fahrzeugen zusammenzuhalten. Diese Mängel machten das Konzept des «Operierens in die Tiefe» fast unmöglich. Auf den meisten unteren Führungsebenen herrschte Mangel an Flexibilität und taktischem Verständnis. Die deutschen Soldaten, die ihre sowjetischen Kollegen bei Lehrgängen und Manövern beobachteten, waren wenig beeindruckt von dem, was sie sahen. In einem Bericht der deutschen Aufklärung hiess es, die Schwäche der Roten Armee liege in der mangelnden Qualifikation der Befehlshaber. «In ihrer Masse sind sie nur zur Lösung von Unteroffiziersaufgaben befähigt.» Der deutsche Militärattaché in Moskau entdeckte im selben Jahr in der ganzen Armee eine «Angst vor der Verantwortung».<sup>59</sup> Viele Männer, die nach 1937 der Säuberung zum Opfer fielen, hatten keine nennenswerte militärische

Ausbildung und waren nur durch ihre Bürgerkriegserfahrung in Offiziersränge aufgestiegen.

Ende der dreissiger Jahre gab es Tausende jüngere Offiziere, einige von ihnen Absolventen der Militärakademien, die darauf brannten, in die frei gewordenen Stellen nachzurücken. Ab 1941 traten jedes Jahr mehr als hunderttausend Offiziere in die sowjetischen Streitkräfte ein. Sicherlich haben die Säuberungen einige fähige Männer an der Spitze der militärischen Hierarchie beseitigt, aber es ist fraglich, ob all diese Verluste insgesamt bewirkt haben, dass die Durchschnittsleistung des Offizierkorps merklich abnahm oder dass die Möglichkeit, einen Panzer- und Luftkrieg zu führen, in weitere Ferne rückte. Die Streitkräfte wiesen vor und nach den Säuberungen empfindliche Schwächen auf. Was die Situation für ihren Führungsstab nach 1938 so schwierig machte, war die enorme Erweiterung der Roten Armee: Zwischen Januar 1939 und Mai 1941 wurden 161 neue Divisionen aufgestellt. Deshalb wurden mehr Offiziere gebraucht, als die Ausbildungsstätten trotz enormer Aufstockung ihrer Kapazitäten liefern konnten. 1941 bekleideten 75 Prozent aller Offiziere ihren Posten seit weniger als einem Jahr – nicht weil die Säuberungen so viele Lücken gerissen hatten, sondern weil so viele neue Einheiten geschaffen worden waren. Zu diesem Zeitpunkt waren 80 Prozent der 1938 im Zuge der Säuberungen aus der Truppe entfernten Offiziere wieder eingestellt worden.<sup>60</sup>

Die Offiziersschulen erhöhten die Zahl der Ausbildungsplätze kontinuierlich. 1936 wurden 10'500 Offiziere aus den Akademien und Schulen übernommen, 1938 waren es 23'000 und 1939 schon 39'500.<sup>61</sup> Auf technischem Gebiet wurden ebenfalls Fortschritte erzielt, wenn auch nur allmählich. Das Befestigungssystem entlang der gesamten Westgrenze, mit dessen Bau in den zwanziger Jahren begonnen worden war – die Stalin-Linie –, wurde erweitert und verstärkt. Vor allem aber beschleunigte man die Modernisierung und den Ausbau der sowjetischen Schwerindustrie und mit ihr den Teil, der der Rüstungsproduktion vorbehalten war. Ohne die wirtschaftlichen Veränderungen wäre die Rote Armee

1941 eine schwache Streitmacht gewesen, die sich auf wenig mehr als eine grosse Zahl von Soldaten bäuerlicher Herkunft hätte stützen können. Der industrielle Wandel der dreissiger Jahre lieferte die Planer, die Wissenschaftler, die Ingenieure und die Facharbeiter, die für die Mobilisierung aller Kräfte nach der deutschen Invasion 1941 benötigt wurden. Welche Schwächen die Modernisierungskampagne auch gezeigt haben mag, es ist undenkbar, dass die Sowjetunion dem deutschen Angriff ohne sie standgehalten hätte.

Die grösste Schwächung, die von den Säuberungen ausging, war die Verschiebung im Machtverhältnis zwischen Militär und Politik. Nachdem die Militärs zehn Jahre lang versucht hatten, sich dem politischen Einfluss nach Möglichkeit zu entziehen, kehrte mit den Säuberungen die politische Bevormundung und Kontrolle zurück. Vielleicht gehörten zu den Gründen, die Stalin bewogen, den Terror gegen das Militär zu richten, das Unbehagen an der wachsenden Unabhängigkeit der Streitkräfte und die Erinnerung an die unbegründete Angst vor der Gefahr eines bonapartistischen Putsches Anfang der zwanziger Jahre. Im Mai 1937, als Tuchatschewski der Säuberung zum Opfer fiel, führte Woroschilow in allen Verbänden oberhalb der Division wieder Politoffiziere ein. Im August rückte Lew Mechlis, der Herausgeber der «Prawda», an die Spitze der Politischen Hauptverwaltung der Armee. Von Stalin hatte er den Auftrag erhalten, die Armee zu «bolschewisieren». Er war ein typischer Vertreter des neuen Politsoldaten – entschlossen, brutal und nachtragend, in militärischen Dingen ein Ignorant und doch überzeugt, sich in der Kriegskunst auszukennen. Seinem Einfluss war es zu verdanken, dass in den Streitkräften eine stramme kommunistische Gesinnung Einzug hielt, und er sorgte dafür, dass der politische Terror in der Armee präsent blieb: Auf sein Geheiss wurde den Politoffizieren wieder eine entscheidende Mitwirkung auf der militärischen Ebene eingeräumt, wie es während des Bürgerkriegs der Fall gewesen war.<sup>62</sup>

So kam es zum Triumph militärischer Unbedarftheit über militärisches Wissen, politischer Konformität über militärische Initiative. Man

schätzt, dass 73 Prozent der Politoffiziere keine Militärausbildung hatten, trotzdem wurden sie auch kleinsten Einheiten zugewiesen – bis hinunter zu Kompanien und Zügen. Diese Unterdrückung militärischer Unabhängigkeit demoralisierte die Kommandeure und hielt sie zu äusserster Vorsicht an, weil alles, was von den Politoffizieren als Abweichung von der Parteilinie gedeutet wurde, in die Lubjanka führen konnte – eine Gefahr, die nicht nur den betroffenen Offizier bedrohte, sondern auch seine Frau und seine Kinder. Das förderte die Neigung, sich streng an die Vorschriften zu halten. Jede Äusserung über das «Operieren in die Tiefe» oder massierte Panzerangriffe galt, wenn sie auch nur von ferne an Tuchatschewski erinnerte, als konterrevolutionär. So hinterliessen die Säuberungen eine unauslöschliche Spur in den sowjetischen Streitkräften, die erneut, wie schon Anfang der zwanziger Jahre, von der Partei als Instrument des revolutionären Volkswillens angesehen wurden. Militärisches Können galt als «bürgerliches Fachwissen». Im Februar 1939 erschien zum zwanzigjährigen Bestehen der Frunse-Militärakademie ein Leitartikel in der «Prawda». Darin hiess es:

Das militärische Denken in der kapitalistischen Welt ist in eine Sackgasse geraten. Die eleganten «Theorien» über einen Blitzkrieg, über kleine, aus Technikern bestehende Armeen oder über den Luftkrieg, der alle anderen militärischen Operationen überflüssig machen würde – alle diese Theorien erklären sich aus der tödlichen Furcht der Bourgeoisie vor der proletarischen Revolution. In ihrer schematischen Denkweise überschätzt die imperialistische Bourgeoisie die Ausrüstung und unterschätzt den Soldaten<sup>3</sup>

Nach zwanzig Jahren sowjetischer Herrschaft dominierte die Bürgerkriegsmentalität – die Überzeugung vom gerechten Kampf des bewaffneten Volkes gegen die Klassenfeinde – noch immer die Weltanschauung der politischen Elite, die den Bürgerkrieg zum grössten Teil unmittelbar erlebt hatte. Arbeiter und Bauern galten als Soldaten im Krieg ge-

gen die Konterrevolution; Soldaten waren Arbeiter und Bauern in Uniform, der bewaffnete Arm der proletarischen Bewegung. Das Erbe des Bürgerkriegs ist einer der Gründe dafür, dass die sowjetische Gesellschaft, ihr ziviler und ihr militärischer Teil, 1941 so konsequent für den Kampf gegen die deutschen Aggressoren mobilisiert werden konnte, aber es ist auch ein Grund dafür, dass dieser Kampf zunächst auf so unfähige Weise und mit so hohen Verlusten geführt wurde.

## 2

# DIE STUNDE VOR MITTERNACHT

1937-1941

*Mein Volk und ich haben Ihre weise Vorhersage nicht  
vergessen, Josef Wissarionowitsch Stalin:*

*Hitler wird 1941  
nicht angreifen!*

IM AUGUST 1936 zog sich der deutsche Diktator Adolf Hitler in sein Refugium bei Berchtesgaden zurück. In seinem «Adlerhorst» hockend, sein Lieblingspanorama von Gipfeln und Bergwiesen vor Augen, dachte Hitler über den Krieg nach. Zuletzt hatte er seine Zukunftspläne 1928 dargelegt, als er eine Fortsetzung zu «Mein Kampf» diktiert hatte, die zu seinen Lebzeiten nie veröffentlicht wurde. Das Buch steckte voller Aussagen über die Notwendigkeit eines Krieges und wirtschaftlicher Eroberungen. Doch es war entstanden, als Hitler noch durch die Bierkeller zog und um Anerkennung kämpfte, Jahre vor der Machtergreifung. Im August 1936 herrschte er schon fast vier Jahre in Deutschland. Alle Kriegspläne waren in den Hintergrund gerückt, solange die Nationalsozialisten damit beschäftigt waren, ihre Macht zu festigen und die Folgen der Wirtschaftskrise zu beseitigen. Aber 1936 setzte Hitler sich wieder intensiv mit dem Krieg auseinander. Selten brachte er seine Gedanken zu Papier. Doch nun verfasste er eine längere Denkschrift über Deutschlands politische und wirtschaftliche Situation und die Unvermeidlichkeit des Krieges.

Das Memorandum wurde nur einem kleinen Kreis zugänglich gemacht: dem Reichskriegsminister Werner von Blomberg, dem Leiter des Autobahnprojekts Fritz Todt und dem Oberbefehlshaber der Luftwaffe Hermann Göring. Anderen in seiner Umgebung deutete er nur an, dass sich ein grosser Krieg abzeichne, der die europäische Landkarte so ver-

ändern werde, wie es der Dreissigjährige Krieg drei Jahrhunderte zuvor getan hatte.<sup>1</sup> Der Kerngedanke in Hitlers Text war die Notwendigkeit eines Kampfes zwischen dem marxistischen Russland und der westlichen Kultur. «Kein Staat wird sich dieser geschichtlichen Auseinandersetzung entziehen oder auch nur fernhalten können», schrieb Hitler. Er verglich das Zeitalter, in dem er lebte, mit der Krise der antiken Welt zur Zeit der Barbareneinfälle und mit den langen, gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Islam und Christentum. Die wachsende militärische Stärke der Sowjetunion sei «gefährlich». Die Zukunftsaussichten seien düster, wenn sich Deutschland nicht zur Verteidigung der Zivilisation aufschwinge und den bolschewistischen Drachen erschlage. Sollte Russland aus dem bevorstehenden historischen Kampf als Sieger hervorgehen, wäre das, so Hitler, «die grauenhafteste Völkerkatastrophe ..., die seit dem Verlöschen der antiken Staaten die Menschheit heimgesucht hat». Man müsse auf die Bedrohung reagieren. «Gegenüber der Notwendigkeit der Abwehr dieser Gefahr haben alle anderen Erwägungen als gänzlich belanglos in den Hintergrund zu treten!» Hitler schloss seine Denkschrift mit den Worten: «Ich stelle damit folgende Aufgabe:

I: Die deutsche Armee muss in 4 Jahren einsatzfähig sein.

II: Die deutsche Wirtschaft muss in 4 Jahren kriegsfähig sein.»<sup>2</sup> Im Herbst 1936 wurde Göring zum «Beauftragten für den Vierjahresplan» ernannt. Seine Aufgabe war es, die wirtschaftlichen Voraussetzungen für einen umfassenden Krieg zu schaffen. Zwischen 1936 und 1939 flossen zwei Drittel der Industrieinvestitionen in den Rüstungssektor. Im Frühjahr 1939 war ein Drittel aller deutschen Arbeitskräfte in diesem Bereich beschäftigt. Die Geschwindigkeit, mit dem die Streitkräfte seit Ende der zwanziger Jahre – unterstützt von der Sowjetunion – ausgebaut wurden, nahm zu. «Das Ausmass und das Tempo der militärischen Aufwertung unserer Kräfte können nicht gross und nicht schnell genug gewählt werden», schrieb Hitler in derselben Denkschrift. Die deutsche Wehrmacht müsse sich zur mächtigsten Armee der Welt entwickeln.<sup>3</sup>

Zwar wurde kein exakter Plan aufgestellt wie der Schlieffen-Plan, der die deutsche Strategie vor 1914 bestimmt hatte, aber das Memorandum ging von einer unausweichlichen Konfrontation zwischen Deutschland und der Sowjetunion aus. Es war die Saat, aus der der erbitterte Krieg der Jahre 1941 bis 1945 hervorgehen sollte.

In Moskau wurde das Wiedererstarken der deutschen Militärmacht mit echter Besorgnis beobachtet. Seit Hitler 1933 an die Macht gekommen war, hatten sich die Beziehungen zwischen beiden Staaten ständig verschlechtert. Die sowjetischen Führer zeigten sich von den Kerngedanken in Hitlers «Mein Kampf» wesentlich beeindruckter als die Politiker im Westen. Auf dem Kongress der Sowjets im Januar 1935 wies der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare Wjatscheslaw Molotow die Delegierten warnend darauf hin, dass Hitlers erklärtes Ziel Gebietseroberungen im Osten seien. Als der wohlhabende amerikanische Jurist Joseph E. Davies Anfang 1937 als Botschafter nach Moskau kam, stellte er fest, dass dort alle Welt von der deutschen Gefahr sprach. Der sowjetische Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, Maxim Litwinow, erläuterte ihm, Hitler brenne darauf, Europa zu erobern und zu beherrschen.<sup>4</sup> Es war kein Zufall, dass Marschall Tuchatschewski und die mit ihm angeklagten Generale beschuldigt wurden, für Deutschland zu spionieren.

Die Sowjetunion sah sich gezwungen, die Isolierung der zwanziger Jahre zu überwinden. Angesichts eines feindseligen Deutschland im Westen und eines stramm antikommunistischen Japan im Fernen Osten begannen sie, die brüchigen Beziehungen zu den westlichen Staaten Grossbritannien und Frankreich zu kitten. Diese Entscheidung war nur zu verständlich, lief aber der offiziellen sowjetischen Doktrin zuwider, dass der Westen die Kräfte des bourgeoisen Imperialismus in seiner extremsten Form verkörpere. Stalin hatte wenig übrig für Frankreich, das er für «den aggressivsten und militaristischsten» aller westlichen Staaten hielt. Den Völkerbund, der 1920 als ein Instrument für internationale Zusammenarbeit und kollektive Sicherheit gegründet worden war, diffamierte Sta-

lin als «Organisationszentrum des imperialistischen Pazifismus».<sup>5</sup> Nach der Abfuhr, die sie von Deutschland erhalten hatten, befanden sich die sowjetischen Führer nun in der ungewohnten Rolle eines Bittstellers, der um die Gunst einer frostigen jungen Dame buhlt.

Als Preis für die Zusammenarbeit verlangten die westlichen Staaten, die Sowjetunion müsse ihren Sinneswandel öffentlich durch den Eintritt in den Völkerbund bekunden. Am 18. September 1934 nahmen die Vertreter der Sowjetunion ihre Sitze im Rat dieser Organisation in Genf ein. Weitere Beweise des guten Willens folgten: Stalin wies die Kommunistischen Parteien überall an, den revolutionären Kampf aufzugeben und sich mit den «progressiven» politischen Kräften in einer «Volksfront» gegen den Faschismus zu verbünden. Prompt mässigte die Komintern, die internationale kommunistische Organisation, die Lenin 1920 gegründet hatte, ihre radikale Sprache. Fortan war nur noch die Rede von Demokratie, gesellschaftlicher Zusammenarbeit und Frieden. Im Mai 1935 ersetzte die Sowjetunion Deutschlands verlorene Freundschaft durch ein Beistandsabkommen mit Frankreich. Nichtangriffspakte wurden mit Finnland, Estland, Lettland und Polen geschlossen, lauter Länder, die einige Jahre später Opfer sowjetischer Aggression werden sollten.

Hinter dem nach aussen hin zur Schau getragenen gutnachbarschaftlichen Verhältnis verbarg sich eine weit vorsichtiger und pragmatischere Haltung. Stalin verlor die Möglichkeit einer sowjetisch-deutschen Freundschaft nie aus den Augen, trotz aller Lippenbekenntnisse gegen den Faschismus. 1937, fast zur selben Zeit, als Stalins Schergen den gefolterten sowjetischen Generalen das Geständnis entrissen, sie hätten für Deutschland spioniert, wurden geheime Kontakte zu Görings Vierjahresplanorganisation in Berlin geknüpft, um den deutsch-sowjetischen Handel wiederzubeleben. Die Verhandlungen gerieten ins Stokken, als sich Hitler im März 1937 weigerte, parallel dazu politische Gespräche aufzunehmen. Um seine Spuren zu verwischen, beorderte Stalin die sowjetischen Unterhändler nach Moskau zurück, wo sie hingerichtet

oder zu Haftstrafen verurteilt wurden.<sup>6</sup> In Berlin wurden die Zugbrücken hochgezogen. Bis zu den Monaten vor Kriegsausbruch 1939 sprachen beide Seiten nicht mehr miteinander.

Die Sowjetunion trat jetzt in eine neue und gefährliche Phase ihrer Aussenpolitik ein. Geschwächt von der blutigen Säuberung des Offizierkorps und den verzweifelten Bemühungen, die sowjetische Gesellschaft umzugestalten, konfrontiert mit der raschen Wiederbewaffnung des antisowjetischen Deutschland und von tiefem Misstrauen gegen die neuen imperialistischen Bündnispartner erfüllt, war Stalins revolutionärer Staat alles andere als sicher. Wenig wissen wir über Stalins persönliche Gedanken aus dieser Zeit. Unter Litwinows Einfluss blieb das sowjetische Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten auf den Kurs von kollektiver Sicherheit im Kampf gegen Aggression und Faschismus eingeschworen. Die meisten ausländischen Beobachter hielten das nur für eine Fassade, die eine berechnende, eigennützige Politik verdeckte, doch die Dokumente, die seit den achtziger Jahren bekannt geworden sind, haben keinen Beweis dafür geliefert. Mitte der dreissiger Jahre entsprach die kollektive Sicherheit tatsächlich Russlands Eigeninteresse.

Sobald die Sowjetunion aus der Isolation heraustrat und sich auf die internationale Bühne begab, wurde sie in die europäischen Probleme verstrickt. Die Kommunisten und Sympathisanten in Europa (von denen es in den dreissiger Jahren eine Menge gab) ahnten nicht, was es mit Stalins Regime wirklich auf sich hatte. Begeistert engagierten sie sich für den Antifaschismus und sangen ein Loblied auf die heroischen Errungenschaften der sowjetischen Modernisierung. Sehr wenige von ihnen haben jemals die Sowjetunion zu Gesicht bekommen. Wem es gelang, der wurde von Vorzeigedorf zu Vorzeigefabrik geführt, wo er mit einstudiertem Lächeln und erzwungener Loyalität begrüsst wurde. Aus den Reihen dieser Sympathisanten kamen die Freiwilligen für die erste bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Kommunismus und Faschismus, die in Spanien stattfand.

Als im Juli 1936 der Bürgerkrieg in der Zweiten Spanischen Republik

ausbrach, wurde der Konflikt der Nationalisten und reaktionären Kräfte unter Franco mit der kampfbereiten spanischen Volksfront aus Liberalen, Sozialisten und Kommunisten rasch zu einem Gegenstand des internationalen Interesses. Der komplizierten Wirklichkeit des Spanischen Bürgerkriegs wird eine grobe Unterteilung in Faschismus und Kommunismus nicht gerecht, doch für die Nichtspanier symbolisierte der Konflikt die wachsenden politischen Spannungen in Europa. Linke Sympathisanten aus Europa und Amerika (aber nicht aus der Sowjetunion) meldeten sich zu den Internationalen Brigaden, die auf der Seite der Republikanischen Armee kämpften. Obwohl die Sowjetunion sich offiziell der Position ihrer neuen Partner aus dem Völkerbund anschloss und eine Politik der Nichteinmischung verkündete, wurde die Republikanische Armee und Luftwaffe heimlich mit Waffen und Ausrüstung aus der Sowjetunion beliefert. Stalin hatte allerdings ganz andere Beweggründe, sich in Spanien einzumischen. Aus der Sowjetunion trafen Agenten des NKWD ein, die den Auftrag hatten, nicht gegen Faschisten, sondern gegen «trozkistische Komplizen» und andere antisowjetische Kommunisten zu kämpfen. In Spanien gab es Kommunisten aller Art, von den Mitgliedern der einflussreichen einheimischen anarcho-syndikalistischen Bewegung bis zu kommunistischen Abtrünnigen, die vor Stalins Terror geflohen waren. Das NKWD liquidierte jeden, der eine Bedrohung für die Moskauer Linie darstellte. Selbst diejenigen, die auf Stalins Geheiss nach Spanien gegangen waren, erwartete nach ihrer Rückkehr Tod oder Gefangenschaft.

Während der dreissiger Jahre führte Stalin einen Schattenkrieg in ganz Europa. Er trug den Terror in die anderen Kommunistischen Parteien und in die russischen Emigrantenkreise – rechte wie linke –, die den Kampf gegen ihn nicht aufgaben. In allen Ländern, bis hinein ins politische Establishment, wurden Sowjetspione, von Geldgier, Idealismus oder Angst getrieben, angeworben. Ihre Methoden lieferten den Stoff für Filme und Romane. 1937 wurde in Paris der Vorsitzende der zaristischen Offiziersvereinigung «Allgemeiner Russischer Soldaten-

bund» (ROWS), General Eugene Miller, vom NKWD durch eine raffiniert eingefädelte Aktion entführt. Zwei sowjetische Agenten, die als höhere deutsche Offiziere auftraten, arbeiteten mit Millers Assistent, General Nikolai Skoblin, zusammen, der die ganze Zeit über ohne Millers Wissen für das NKWD tätig gewesen war. Am 22. September 1937 verschwand Miller am helllichten Tage auf dem Weg zu einem Treffen mit Skoblin und den falschen deutschen Offizieren. Er wurde in die sowjetische Botschaft gebracht, betäubt, in einem Schrankkoffer verstaut, im Lastwagen nach Le Havre transportiert und von dort nach Leningrad verschifft. In Moskau musste er die übliche Folter über sich ergehen lassen, bevor man ihn erschoss. Skoblin entzog sich der Verhaftung durch die französische Polizei: Er ging nach Spanien, wo ihn eine düstere Zukunft erwartet haben dürfte; über sein weiteres Schicksal ist jedoch nichts bekannt. Seine Frau Nadeschda Plewizkaja – in Emigrantenkreisen berühmt für ihre eindrucksvollen Darbietungen alter russischer Volkslieder – stand seit Jahren als Agentin im Dienst des NKWD. Sie wurde von der französischen Polizei entlarvt, zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt und starb 1940 in Haft. Der sowjetische Überläufer Walter Kriwizki, der im selben Jahr von sowjetischen Agenten in Washington ermordet wurde, hat berichtet, Millers Entführung habe in direktem Zusammenhang mit den Ermittlungen gegen Tuchatschewski gestanden. Skoblin hatte auch Kontakt zur Gestapo. Er gab Desinformationen über die Rote Armee an Miller weiter, was man später in Moskau aus diesem herausprügelte und zur Konstruktion eines Verschwörungsfalles nutzte. Kriwizki meinte, Stalin und Jeschow hätten den Plan zu Millers Entführung geschmiedet, doch dafür gibt es noch keine eindeutigen Belege.<sup>7</sup>

Wie ernst es der Sowjetunion mit dem Eintreten für die kollektive Sicherheit wirklich war, musste sie zum ersten Mal im Sommer 1938 unter Beweis stellen. Es ging um das Schicksal der Tschechoslowakei. Auf einem Geheimtreffen im November 1937 hatte Hitler seine Militärs und Aussenpolitiker über seine kurzfristigen Pläne zur Expansion

Deutschlands informiert. Dazu gehörten der Anschluss Österreichs ans Deutsche Reich und die Zerschlagung der Tschechoslowakei, wo drei Millionen Sudetendeutsche unter tschechischer Herrschaft lebten. Im März 1938 wurde Österreich von deutschen Streitkräften besetzt und dem Deutschen Reich einverleibt. Im Mai 1938 wies Hitler die Wehrmacht an, sich auf einen kurzen Krieg im Herbst zur Beseitigung des tschechischen Staates vorzubereiten. Er erwartete keine allgemeine Konfrontation, doch die war, wie sich herausstellte, unvermeidlich, denn die Tschechoslowakei hatte Beistandspakte mit Frankreich und der Sowjetunion geschlossen. Wenn tschechisches Gebiet von einer anderen Macht angegriffen wurde, waren Frankreich und die Sowjetunion verpflichtet, dem Bündnispartner mit Truppen beizustehen.

Als die Zusicherungen gemacht worden waren, hatte keine der beiden Mächte vermutet, dass sie so bald beim Wort genommen würde. Während der Sommermonate setzten Grossbritannien und Frankreich die Tschechen unter Druck, Zugeständnisse gegenüber den deutschen Forderungen zu machen, denn sie wollten keinen Krieg riskieren, wenn sich die Sudetenfrage durch Verhandlungen lösen liess. Im September hatte sich die Lage so zugespitzt wie einst die Krise im Juli 1914, die ganz Europa in den Krieg gerissen hatte. Der britische Premierminister Neville Chamberlain flog zu einem Treffen mit Hitler, um ihn zu Verhandlungen zu überreden. Beim zweiten Besuch am 22. September reizte Hitler seine Karten noch höher aus, indem er das Recht auf sofortige Besetzung des Sudetenlandes verlangte, woraufhin die Krise kulminierte. Sowohl Briten wie Franzosen trafen hektische Vorbereitungen zur Mobilmachung. Keines der beiden Länder wollte den Krieg, aber keines konnte den Einmarsch in die Tschechoslowakei hinnehmen. Die entscheidende Frage in diesem kritischen Moment lautete: Welche Position würde Stalin beziehen? War die Sowjetunion 1938 bereit, sich auf einen Krieg mit Deutschland einzulassen, um den tschechischen Verbündeten zu verteidigen?

Offiziell trat die Sowjetunion für kollektive Sicherheit ein. Bereits

am 17. Mai, lange bevor klar war, dass Hitler den Krieg mit den Tschechen wollte, erklärte Molotow öffentlich, sein Land werde seiner Verpflichtung nachkommen und mit den anderen Mächten zusammen jede Aggression gegen die Tschechoslowakei abwehren; ein militärisches Eingreifen allerdings versprach er nicht ausdrücklich. Kurz darauf wurde dem tschechischen Präsidenten Edvard Benes in einer privaten Unterredung versichert, Moskau werde zu seinen Bündnisverpflichtungen stehen, wenn Frankreich die seinen erfülle.<sup>8</sup> Während sich die Krise im Verlauf des Sommers verschärfte, hielt die Sowjetunion an ihrer Position fest. Der Westen hat darin immer nur eine blosse Geste gesehen, die der Sowjetunion dazu diene, ihre Hände in Unschuld zu waschen: Worte statt Taten.

Durch neuere Anhaltspunkte hat sich dieses Bild stark gewandelt. Die Erinnerungen eines höheren sowjetischen Stabsoffiziers, die 1989 endlich erscheinen konnten, sprechen dafür, dass Stalin bereit war, einen echten Beitrag zu leisten. Am 20. September erhielt Benes ein verbindlicheres Versprechen auf sowjetische Militärhilfe. Zwei Tage später wurden die Militärbezirke Kiew und Weissrussland, die an der langen polnischen Grenze lagen, in Alarmbereitschaft versetzt und Truppen von dort nach Westen abgezogen. Am 28. September, dem Tag, an dem Hitler doch noch nachgab und Mussolinis Vorschlag einer Konferenz in München akzeptierte, verhängte man in allen Militärbezirken westlich des Urals eine Urlaubssperre. Am folgenden Tag wurden im gesamten Westen der Sowjetunion Reservisten einberufen, insgesamt 330'000 Mann. Der tschechischen Regierung bot man 700 Jagdflugzeuge an, falls sich auf den tschechischen Flugplätzen genügend Platz fände. Am aufschlussreichsten war jedoch der Umstand, dass sich Rumänien, für die Rote Armee die einzig mögliche Route nach Mitteleuropa (angesichts der kategorischen Weigerung der polnischen Regierung, sowjetischen Truppen das Durchmarschrecht durch ein Territorium zu gewähren, dessen eine Hälfte einst zum Zarenreich gehörte), unter Druck bereit erklärt hatte, 100'000 sowjetischen Soldaten den Transit in die Tschechoslowa-

kei zu gestatten, vorausgesetzt, dass er rasch erfolgte.<sup>9</sup>

Natürlich führte Stalin etwas im Schilde. Als Maxim Litwinow in Genf den sowjetischen Botschafter in Grossbritannien, Iwan Maisky, traf, teilte er ihm in einem privaten Gespräch mit, Moskau habe sich «ernsthaft» zum Krieg entschlossen, auch wenn sich Frankreich und Grossbritannien nicht beteiligen sollten. Für Litwinow war der entscheidende Aspekt der tschechische Widerstand: «Wenn sie kämpfen, kämpfen wir mit ihnen.»<sup>10</sup> Am folgenden Tag wurde Paris schliesslich über die sowjetischen Kriegsvorbereitungen informiert. Am 28. September hatten sich alle drei Staaten – Grossbritannien, Frankreich und die Sowjetunion – für einen Kampf gewappnet, wenn auch ohne Absprache. Ihre fragwürdige Entschlossenheit wurde nie auf die Probe gestellt. Hitler erklärte sich mit Verhandlungen einverstanden; die tschechischen Protokolle zeigen heute, dass Benes auch mit sowjetischer Unterstützung letztlich nicht zum Kampf bereit gewesen wäre, falls die anderen Mächte Hitler nicht hätten zurückhalten können.<sup>11</sup>

Die neuen Beweise lassen mehrere Interpretationen zu. Die Sowjetunion könnte die Krise durchaus zum Anlass genommen haben, Polen einzuschüchtern, einen Staat, gegen den die sowjetische Führung eine starke Abneigung hegte. An dem Tag, an dem die sowjetischen Streitkräfte in Alarmbereitschaft versetzt wurden, stellte man Warschau ein Ultimatum, in dem man erklärte, jedes polnische Vorgehen gegen die Tschechen werde als grundlose Aggression gewertet. Deutschland wurde nie ein Ultimatum gestellt. Die deutsche Abwehr war wenig beeindruckt von den Truppenbewegungen der Roten Armee und fasste die sowjetische Haltung nicht als Kriegsdrohung auf.<sup>12</sup> Ein Krieg gegen Deutschland hätte klarere Anzeichen für eine umfangreiche Mobilmachung vorausgesetzt. Falls man die Vorbereitungen vor den Deutschen geheim hielt, so ist denkbar, dass sie eine eher innenpolitische Funktion hatten – als umfangreiche militärische Übung oder um so eine Kriegsangst wie die von 1927 zu schüren, damit das System im Zustand der

Wachsamkeit blieb. Am wahrscheinlichsten ist allerdings, dass Stalin sich alle Möglichkeiten offenhielt. Eine Option kam für ihn jedoch auf keinen Fall in Frage: dass die Sowjetunion am Ende ganz alleine gegen Deutschland kämpfte. Offiziell wurde das sowjetische Eingreifen stets, wenn es denn überhaupt zu ihm gekommen wäre, vom Vorangehen der «imperialistischen Staaten» abhängig gemacht.

Die tschechische Krise zwang die Sowjetunion, ihre Stellung in Europa zu überdenken. Stalins Misstrauen gegenüber den Westmächten verstärkte sich. Von den Verhandlungen über die Tschechoslowakei war die Sowjetunion absichtlich fern gehalten worden, und nach München hatte man sie, obwohl sie zu den Grossmächten gehörte, gar nicht erst eingeladen. Die sowjetische Führung konnte nicht wissen, ob Grossbritannien und Frankreich nicht vorhatten, die deutschen Begehrlichkeiten weiter nach Osten (oder die japanischen nach Westen) auf die Sowjetunion zu lenken – also das genaue Gegenteil dessen, was sich diese vom Eintritt in den Völkerbund versprochen hatte. Joseph Davies berichtete Präsident Roosevelt von einer Stimmung der «Feindseligkeit gegenüber England und der Gleichgültigkeit gegenüber Frankreich».<sup>13</sup> Es ist verlockend, in dieser Situation den Grund zu sehen, warum sich Stalin entschloss, es noch einmal mit der deutschen Karte zu versuchen – den Frieden mit Hitler zu sichern, statt gemeinsam mit den Westmächten Krieg zu führen. Die Sowjetunion befand sich in einer scheinbar starken Position. Beide Seiten – Hitler und der Westen – wären der jeweils anderen überlegen, wenn sie Stalin zum Verbündeten hätten. Und Stalin würde davon profitieren, wenn er durch das Zusammengehen mit einer Seite den Krieg vermeiden konnte. Insofern lässt sich der im August 1939 geschlossene Hitler-Stalin-Pakt als die logische Folge der Münchener Krise ansehen.

Doch auch hier haben neue Anhaltspunkte die bisherige Auffassung erheblich verändert. Die Vielzahl jüngst zutage getretener Dokumente zur sowjetischen Aussenpolitik im Jahre 1939 zeigt ein ganz neues Bild, eines, das von Zaudern und Schwanken bestimmt ist. Die Sowjetunion

sah sich keinesfalls als die Macht in Europa, die alle Fäden in der Hand hielt, sondern als einen Staat, der isoliert und schutzlos dastand. Man glaubte nicht, dass ein Abkommen mit Deutschland möglich sei, und hielt andererseits ein Bündnis mit Grossbritannien und Frankreich für ziemlich wertlos. Verstärkt wurde die aktuelle Sicherheitskrise der Sowjetunion dadurch, dass der Terror viele erfahrene Diplomaten und Funktionäre aus ihren Ämtern entfernt hatte. Im Frühjahr 1939 wurde das sowjetische Volkskommissariat für auswärtige Angelegenheiten von einer neuen Entlassungs- und Verhaftungswelle heimgesucht. Am 3. Mai entthob man Maxim Litwinow, den sowjetischen Architekten der kollektiven Sicherheitspolitik, seines Postens als Aussenminister. Dass ihm die üblichen Grausamkeiten erspart blieben und er lediglich auf den Botschafterposten in Washington abgeschoben wurde, verdankte er möglicherweise seinen Verbindungen zum Westen, wo er mehr Achtung genoss als die meisten anderen sowjetischen Verhandlungspartner. Seine Mitarbeiter hatten nicht so viel Glück. Ihre Strafen dafür, dass sie die Sowjetunion erneut in die internationale Isolation geführt hatten, waren Entlassung, Haft oder Tod. Ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, da die Sowjetunion alle diplomatischen Begabungen, die sie hatte, gut hätte gebrauchen können, fielen sie dem unersättlichen Appetit des Regimes auf Sündenböcke zum Opfer.<sup>14</sup>

Litwinows Nachfolger war Molotow, einer der wenigen sowjetischen Politiker, denen es gelang, ein hohes Amt bis zum Ende der Diktatur zu behalten. Wie Stalin, dessen Name im Russischen «Stahl» bedeutet, führte auch er ein revolutionäres Pseudonym: Da er im Ruf energischen Durchsetzungsvermögens stand, wählte er das russische Wort für «Hammer». Molotow war ein intelligenter und gerissener Organisator. 1929 stieg er im Alter von vierzig Jahren zum Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare auf. Dieser loyale Gefolgsmann des Diktators hielt Stalin selbst dann die Treue, als seine jüdische Frau nach dem Krieg verhaftet und ausgewiesen worden war. Und noch eine zweite wichtige Berufung nahm Stalin nach der Münchener Konferenz vor. Am 8. No-

vember 1938 löste der junge Georgier Lawrentij Berija den sadistischen Jeschow als Leiter des NKWD ab. Ehrgeizig, kriecherisch, lasterhaft und verderbt, wie er war, besass er alle Voraussetzungen für sein hohes Amt. 1899 wurde er als Sohn armer georgischer Bauern geboren und studierte in Baku, als die Revolution ausbrach. 1917 schloss er sich der bolschewistischen Partei an, Anfang der zwanziger Jahre avancierte er zum Funktionär der aserbajdschanischen Tscheke. Er machte sich einen Namen, indem er Stalins Feinde in Transkaukasien abschlachtete, wo er Mitte der dreissiger Jahre zum örtlichen Parteiführer aufstieg, und erwarb sich als Chef der berüchtigten Lubjanka einen entsprechenden Ruf. Sein Sadismus war legendär. Auf den Strassen der Hauptstadt griffen seine Leibwächter junge Mädchen auf und brachten sie ihm, woraufhin er sie quälte und vergewaltigte. Er verband extreme Brutalität und Grausamkeit mit sklavischer Unterwürfigkeit. Stalins Tod im Jahre 1953 überlebte er zwar, aber nur kurz.<sup>15</sup>

Der Wunsch nach grösserer Sicherheit, ausgelöst durch das Scheitern des Versuchs, sich während der tschechischen Krise auf ein gemeinsames Vorgehen mit dem Westen zu einigen, bekam im Frühjahr 1939 neue Nahrung. Als die Deutschen am 15. März auch den Rest des tschechischen Staates besetzten, sah sich Stalin zu einer öffentlichen Verurteilung der westlichen Staaten veranlasst. Auf dem 18. Parteikongress warf er Grossbritannien und Frankreich in heftigen Worten vor, ihre «Politik der Nichteinmischung» bedeute «eine Begünstigung der Aggression, die Entfesselung des Krieges und folglich seine Umwandlung in einen Weltkrieg». Bei ihnen mache sich «das Bestreben, der Wunsch geltend», Japan und Deutschland zum Krieg mit der Sowjetunion zu drängen.<sup>16</sup> Da man das für eine höchst reale Gefahr hielt, brach Stalin nicht alle Brücken zu den Westmächten ab, noch in der Hoffnung, mit ihnen zusammen Hitler in die Schranken weisen zu können. Das bedeutete für die Sowjetunion keine sehr attraktive Lösung, traute Stalin doch den Motiven des Westens nicht, aber im Frühjahr 1939 erschien sie im-

merhin besser als die Isolation. Fast zur selben Zeit wurde den Engländern und Franzosen klar, dass sie, wenn sie Hitler abschrecken oder in Schach halten wollten, den Schulterschluss mit der Sowjetunion suchen mussten. Am 1. März stattete Neville Chamberlain, als erster britischer Premierminister, der sowjetischen Botschaft in London einen offiziellen Besuch ab. Chamberlain hegte keine Sympathien für Stalin oder den Kommunismus, aber er fügte sich den Argumenten der britischen Militärführung und der französischen Regierung, die die Auffassung vertraten, Hitler würde sich nur dem Druck überlegener militärischer Kräfte beugen.<sup>17</sup> Anfang April gab Grossbritannien Polen und Rumänien Garantien für den Fall eines deutschen Angriffs. Ausserdem knüpfte es Kontakte zur Sowjetunion, um auszuloten, ob sich eine grössere Koalition gegen Hitler schmieden liesse, mit der Deutschland eingekreist werden könne.

Die sowjetische Antwort war so direkt, dass die beiden westlichen Staaten (und seither viele Historiker) nicht bereit waren, sie für bare Münze zu nehmen. Am 17. April bot die Sowjetunion den Engländern und Franzosen ein Bündnis an, das die Unverletzlichkeit der Grenzen jedes Staates von der Ostsee bis zum Mittelmeer garantierte. Alle drei Mächte sollten Deutschland den Krieg erklären, wenn es einen der Staaten angreifen würde. In der März-Rede erinnerte Stalin seine Zuhörer – und die Öffentlichkeit des Auslands – daran, dass die «nichtaggressiven, demokratischen Staaten ... zusammen unzweifelhaft stärker als die faschistischen Staaten» seien.<sup>18</sup> Faktisch hatte er damit höchstwahrscheinlich Recht, selbst wenn man berücksichtigt, dass Stalin die militärische Leistungsfähigkeit der westlichen Demokratien zu hoch einschätzte. Man hegte aber in Moskau einige Zweifel am guten Willen des Westens. Litwinow glaubte nicht an dessen ernsthafte Absicht, Hitler entgegenzutreten, und wurde im Mai wegen seiner skeptischen Haltung entlassen. Sein Nachfolger Molotow stand vor der schwierigen Aufgabe, den Westen davon zu überzeugen, dass die Sowjetunion ihr Angebot ehrlich meinte. Bei diesem Bemühen rannte er gegen eine Mauer aus Miss-

trauen und Feindseligkeit an, die die sowjetischen Unterhändler immer wieder frustrierte und aus der Fassung brachte.

Das erste Anzeichen dafür, dass es äusserst schwierig sein würde, die westlichen Staaten zur Annahme des sowjetischen Vorschlags zu bewegen, war die lange Verzögerung der britischen Antwort. Erst am 25. Mai, sechs Wochen später, erklärten sich die Engländer einverstanden – nicht etwa, das Bündnis zu schliessen, sondern Sondierungsgespräche aufzunehmen. Die Unterredungen zogen sich den Sommer über hin. Engländer und Franzosen fanden immer neue Stolpersteine. Die Garantieerklärung für Polen brachte einen Staat ins Spiel, dessen politische Führung eine tief verwurzelte Abneigung gegen die Sowjets hatte. Die polnischen Generale machten deutlich, dass sie im Notfall lieber allein gegen Deutschland kämpfen würden als an der Seite sowjetischer Streitkräfte. Die Engländer waren nicht bereit, die baltischen Staaten in die Garantieerklärung einzubeziehen, weil sie Moskau in diesem Punkt Hintergedanken unterstellten. Über alle Drehungen und Wendungen der englischen Politik war Stalin im Übrigen bestens informiert, hatte das NKWD seine Spione doch im Herzen des britischen Establishments sitzen. Im privaten Kreis schimpfte Molotow über die «Gauner und Betrüger», mit denen er sich herumärgern müsse, über «ihre gerissenen und unerträglichen Ausflüchte». Als sich in den Sommermonaten die Spannungen zwischen Deutschland und Polen verschärften, gerieten die Unterredungen in eine Sackgasse.<sup>19</sup> Schliesslich verkündete ein verärgerter Molotow am 17. Juli, die Gespräche müssten einen Militärpakt in Erwägung ziehen, wenn sie überhaupt einen Wert haben sollten. Diese Forderung offenbarte die unterschiedlichen Positionen der beiden Seiten: Die Sowjetunion wollte ein Bündnis, um Hitler zu bekämpfen, der Westen eine diplomatische Front, um ihn abzuschrecken.

Die Militärverhandlungen waren der letzte Versuch der Sowjets, einen gemeinsamen Block zu bilden, um Hitler einzukreisen – ein diplomatisches Gegenstück zur Volksfront. Sie zerstörten jede Illusion der sowjetischen Führung, dass ein gleichberechtigtes Bündnis mit dem

Westen möglich sein könnte. Statt die militärischen Verhandlungen mit der Ernsthaftigkeit zu führen, die sie angesichts eines drohenden deutsch-polnischen Krieges verdienten, legten die westlichen Staaten ein äusserst beleidigendes Verhalten an den Tag. Ihre Unterhändler reisten nicht mit dem Flugzeug, sondern mit dem Schiff an. Erst am 10. August, fünfundzwanzig Tage nach Molotows Einladung zu den Gesprächen, machte der britische Dampfer *City of Exeter* in Leningrad fest. Die englische und französische Delegation wurde von hohen sowjetischen Militärs in Empfang genommen und mit dem Nachtexpress nach Moskau gebracht. Keiner der beiden Delegationsleiter war aufgrund seines Ranges und seiner Befugnisse berechtigt, ein weitreichendes Militärbündnis abzuschliessen. Die sowjetische Führung zog daraus den naheliegenden Schluss: Für den Westen war die Sowjetunion kein gleichberechtigter Partner. Sogar Polen hatte man zuvorkommender behandelt.

Am 12. August nahm das Drama seinen Lauf. An einem runden Tisch im Spiridonowka-Palais kamen die beiden westlichen Delegationen mit der sowjetischen Seite zusammen. In dem Saal drängten sich Dolmetscher und Stenographen. Es war ein ungewöhnlich schwüler Tag. Langsam füllte sich der Raum mit dem Rauch russischer Zigaretten.<sup>20</sup> Die sowjetische Abordnung wurde von Marschall Kliment Woroschilow geleitet, der seit 1934 Kommissar für Verteidigung war und zu Stalins engstem Kreis gehörte. Alle sowjetischen Militärführer waren anwesend, um einen möglichst vollständigen Bericht über ihren Beitrag zur Allianz vorzulegen. Doch schon nach wenigen Minuten war das ganze Unternehmen so gut wie gescheitert. Woroschilow erklärte, er sei von Stalin ermächtigt, auf der Stelle jedes militärische Abkommen zu unterzeichnen. Dann wollte er von den Leitern der französischen und der englischen Delegation wissen, ob sie mit gleichen Vollmachten ausgestattet seien. General Joseph Doumenc, der französische Kommandeur der ersten Militärregion, bauschte seine Befugnisse etwas auf und konnte Woroschilow davon überzeugen, dass er autorisiert sei, ähnlich weitge-



Im August 1939 reiste die französisch-britische Delegation in Leningrad an, um Verhandlungen über einen Militärpakt aufzunehmen. Weder der französische General Joseph Doumenc (links) noch der britische Unterhändler, Admiral Reginald Plunkett-Erle-Drax (rechts), waren mit den nötigen Vollmachten ausgestattet, um ein Bündnis zu schliessen.

hende Entscheidungen zu treffen. Doch Grossbritanniens Chefunterhändler, Admiral Sir Reginald Plunkett-Erle-Drax, Marineadjuvant von König George VI., besass nicht einmal eine Seite schriftlicher Anweisungen. Er konnte bestenfalls nach London berichten, nicht aber irgendeinem Vertrag zustimmen. Woroschilow war sichtlich überrascht. Diese Offenbarung hätte beinahe das sofortige Ende der Gespräche herbeigeführt, aber im Anschluss an eine längere Beratung mit seinen Mitarbeitern erklärte sich Woroschilow bereit, sie fortzusetzen. Nach einem Mittagssnack kamen die Delegationen wieder zusammen. Die Antwort

auf seine nächste Frage war allerdings noch niederschmetternder. Er wollte wissen, ob eine der beiden Regierungen mit den anderen osteuropäischen Staaten, vor allem mit Polen, irgendwelche festen Vereinbarungen für den Durchmarsch russischer Truppen nach Deutschland getroffen hätten. Drax stotterte etwas von Prinzipien, hatte aber nichts Konkretes zu bieten. Auch Doumenc konnte keine Zusagen machen, weil die Polen rundweg abgelehnt hatten, die Rote Armee auf polnischem Boden zu dulden. Woroschilow war jetzt verstimmt: «Prinzipien? Wir wollen keine Prinzipien, sondern Tatsachen!»<sup>21</sup>

Die Tatsachen, die schliesslich auf den Tisch kamen, brachten die Konferenz endgültig zum Scheitern. Auf die Frage, wie viele Infanteriedivisionen Grossbritannien aufbieten könne, teilten die englischen Unterhändler Woroschilow mit, es seien sechzehn. Die sowjetische Delegation war so verblüfft, dass sie eine erneute Übersetzung der Zahl verlangte. Nach weiteren Einzelheiten befragt, mussten die Briten verschämt zugeben, dass nur vier davon einsatzbereit waren. Als Stalin später vom englischen Botschafter wissen wollte, wie viele denn nun zur Verfügung stünden, kam die Wahrheit ans Licht: zwei Divisionen sofort und zwei später. Ungläubig schüttelte Stalin den Kopf. Da hatten die Franzosen schon mehr vorzuweisen – no Infanteriedivisionen und 4'000 Panzer. Jetzt legte Woroschilow die sowjetischen Karten auf den Tisch: Neben 120 Infanteriedivisionen (von insgesamt annähernd 300) konnte die Sowjetunion 5'000 schwere Geschütze, 9'000 bis 10'000 Panzer und 5'000 Kampfflugzeuge ins Feld schicken.<sup>22</sup> Die Gespräche wurden von beiden Seiten mit wenig Begeisterung fortgeführt. Spätestens jetzt wurde Stalin klar, dass die imperialistischen Staaten des Westens, die er so sehr gefürchtet hatte, deutlich schwächer waren als die Sowjetunion. Zwar hätte das Bündnis auch so noch einen mächtigen Block gebildet und wäre vielleicht in der Lage gewesen, Hitler von einem Krieg gegen Polen abzuschrecken, doch das offenkundige Widerstreben der westlichen Staaten, auf Stalins Angebot einzugehen, und die ständigen Kränkungen, mit denen sie auf die sowjetischen Bemühungen reagierten, hät-

ten selbst den geduldigsten Bündnispartner auf die Palme gebracht. Das Scheitern aller Bündnispläne beendete das Bemühen um kollektive Sicherheit.

Die sowjetische Isolation wurde durch einen Vorstoss von höchst unerwarteter Seite durchbrochen. Während sich die Verhandlungen mit Grossbritannien und Frankreich in die Länge zogen, zeichneten sich wieder Kontakte zu Deutschland ab. Über die sowjetischen Motive wird noch immer viel spekuliert, aber die Erklärung ist wiederum einfacher als alle Verschwörungstheorien: Deutschland hat sich um eine Vereinbarung mit Stalin bemüht, nicht umgekehrt. Die deutschen Beweggründe lagen auf der Hand. Im April 1939, nachdem Hitler die Tschechoslowakei geschluckt und Litauen das Memelland abgepresst hatte, wies er die Wehrmacht an, für den Herbst einen kurzen, vernichtenden Feldzug gegen Polen zu planen. Zwar rechnete Hitler fest damit, dass Grossbritannien und Frankreich nicht eingreifen würden, trotzdem waren die Risiken erheblich. Bei einer Neuauflage der Weltkriegsallianz drohte Deutschland ein Zweifrontenkrieg. Ebenfalls im April begann Hitler, die Propaganda-Angriffe gegen die Sowjetunion einzuschränken. Am 5. Mai streckten die Deutschen den ersten Fühler aus. Dem sowjetischen Geschäftsträger Georgij Astachow wurde mitgeteilt, Deutschland werde die Handelsverträge erfüllen, die die Sowjetunion mit Waffenfirmen im nun deutsch besetzten Böhmen abgeschlossen hatte. Am 20. Mai bat der deutsche Botschafter in Moskau den sowjetischen Aussenminister, eine Wiederaufnahme der Handelsgespräche in Erwägung zu ziehen. Unwirsch lehnte Molotow das Angebot ab: «Die deutsche Regierung führt etwas im Schilde!»<sup>23</sup> Zehn Tage später wies das Auswärtige Amt unter Joachim von Ribbentrop den deutschen Botschafter an, politische Verhandlungen mit der Sowjetunion aufzunehmen. Es war ein frustrierendes Unterfangen. Drei Monate lang wurden keine Fortschritte erzielt. Die sowjetischen Gesprächspartner pflichteten den Deutschen generell bei, dass es gut wäre, die Beziehungen zwischen beiden Ländern – die kaum

schlechter hätten sein können – zu verbessern, wollten sich aber auf keine konkreten Vereinbarungen einlassen. Privat taten Molotow und Astachow die deutschen Bemühungen als «oberflächlich» und «unverbindlich» ab und bezweifelten, dass aus dem faschistischen Saulus ein Paulus werden könnte. Anfang Juli war die Situation unverändert. Molotow – und auch Stalin, wie wir annehmen müssen – zeigte sich unbeeindruckt von den immer dringlicheren Zeichen aus Berlin, dass Hitler das Gespräch suchte.<sup>24</sup>

Erst Ende Juli, einen Monat vor Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Polen, legte die deutsche Seite endlich eine Art Tagesordnung für die Verhandlungen vor. Am 26. Juli teilte Karl Schnurre, der deutsche Unterhändler bei den Handelsgesprächen, Astachow mit, Deutschland sei bereit, über eine politische Regelung in Osteuropa zu verhandeln, was auf eine Teilung der Beute hinauslief. Drei Tage später wies Molotow Astachow an, sich Klarheit zu verschaffen. Zum ersten Mal liessen die Sowjets Interesse erkennen. Am 2. August bot Ribbentrop mit bemerkenswerter Offenheit eine Regelung für das gesamte Gebiet von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer an. Immer noch begnügte sich Moskau mit der Rolle des Zuhörers. Molotow wusste nicht, wie er das Angebot einschätzen sollte. Hitler stand nicht gerade in dem Ruf, sein Wort zu halten. Doch die Signale aus Berlin betrafen wichtige sowjetische Interessen. In den baltischen Staaten, in Polen und Rumänien lagen Gebiete, die einst zum Zarenreich gehörten. Die Sowjetunion hatte sie zwar nicht behaupten können, aber nie die Absicht aufgegeben, den zaristischen durch einen sowjetischen Imperialismus zu ersetzen. Das sowjetische Zögern angesichts der ungeheuerlichen deutschen Vorschläge entsprang zum Teil einem tiefen Misstrauen gegenüber den deutschen Absichten, zum anderen Teil reiner Ungläubigkeit. Das sei eine Offerte, schrieb Astachow an Molotow, «die vor sechs Monaten unvorstellbar gewesen wäre». Die sowjetische Seite liess sich so wenig wie immer in die Karten schauen.<sup>25</sup>

In den folgenden Tagen legten die deutschen Unterhändler, die vor

dem Angriff auf Polen unbedingt eine vollkommene Umwälzung der diplomatischen Verhältnisse brauchten, ihre Karten auf den Tisch: einen Nichtangriffspakt; die Möglichkeit eines geheimen Zusatzprotokolls über die territoriale Aufteilung Osteuropas; eine hochrangige deutsche Delegation, die mit allen Vollmachten nach Moskau kommen würde; grosszügige Handelsvereinbarungen. Die Sowjets nahmen alle Angebote interessiert zur Kenntnis. Am 17. August, als klar war, dass keine Hoffnung mehr auf ein Bündnis mit Grossbritannien und Frankreich bestand, stimmte Molotow endlich der Aufnahme von Gesprächen zu. Er überreichte dem deutschen Botschafter eine Note, in der er sich zu einem Nichtangriffspakt und einem geheimen Zusatzprotokoll bereit erklärte. Das war alles, was Hitler wollte, ja mehr als das. Am 19. August willigte Stalin ein, Ribbentrop in Moskau zu empfangen, aber als Termin nannte er den 26. August (den Tag, den Hitler eigentlich für den Angriff auf Polen festgesetzt hatte). Es folgten hektische Telefonate. Der deutsche Botschafter Friedrich Graf von der Schulenburg überbrachte Hitlers Wunsch, Ribbentrop früher zu schicken. Stalin selbst schlug daraufhin ein anderes Datum vor, den 23. August. Der Gegensatz zu der Art, in welcher der Westen seine Verhandlungen führte, hätte kaum grösser sein können. Die Vorbereitungen für einen aufsehenerregenden diplomatischen Coup waren getroffen.

Am Abend des 22. August bestieg Ribbentrop mit mehr als dreissig Mitarbeitern Hitlers private Focke-Wulf Condor. Zunächst flog sie unter Umgehung des polnischen Luftraums nach Königsberg in Ostpreussen. Dort verbrachte Ribbentrop die Nacht in einem Zustand erwartungsvoller Erregung. Am 23. August landete die Maschine um dreizehn Uhr in Moskau. Auf dem Flughafen waren spiegelverkehrte Hakenkreuzflaggen gehisst worden, die eigentlich für einen antifaschistischen Film bestimmt waren.<sup>26</sup> Um fünfzehn Uhr fuhren Ribbentrop und Schulenburg in den Kreml. Zu ihrem Erstaunen wurden die Deutschen nicht nur von Molotow, sondern auch von Stalin persönlich willkommen geheissen. Stalin begrüsste Ribbentrop mit den Worten: «Na, war das nicht ein hü-

sches Spielchen?»<sup>27</sup> Die beiden Seiten kamen sofort zur Sache, der Pakt war schnell geschlossen. Die Ausarbeitung des geheimen Zusatzprotokolls dauerte länger. Deutschland gab fast alles her, was es zuvor versprochen hatte, ausgenommen einen Teil Lettlands, den Hitler germanisieren wollte. Es war eine höchst seltsame Situation – da sassen zwei erbitterte ideologische Feinde in einer geheimen Konferenz zusammen und teilten in einem ungeheuerlichen Beispiel für Realpolitik die Staaten Osteuropas untereinander auf. Lettland erwies sich als schwierige Hürde. Um achtzehn Uhr dreissig, nach drei Stunden geschichtsträchtiger Unterredungen, legte man eine Verhandlungspause ein.

Ribbentrop unterrichtete Hitler telegraphisch und bat ihn, auf Lettland zu verzichten. Zwei Stunden später traf die zustimmende Antwort ein. Um zweiundzwanzig Uhr kehrte Ribbentrop in den Kreml zurück. Er informierte Stalin, der erkennbar unter dem Eindruck der Ereignisse stand, als er dem deutschen Aussenminister die Hand gab. Während die endgültigen Vertragsfassungen geschrieben wurden, lud Stalin Ribbentrop zu einer kleinen Feier ein. Jede Seite beteuerte der anderen mit vielen schönen Worten ihren guten Willen. Stalin trank auf Hitlers Gesundheit, Ribbentrop auf die Stalins. Um zwei Uhr morgens waren die Dokumente fertig. Molotow unterzeichnete für die Sowjetunion, Ribbentrop für Deutschland. Zwei Stunden später erfuhr Hitler in Berchtesgaden davon. Er liess Champagner servieren und nippte zur Feier des Tages daran, obwohl er überzeugter Abstinenzler war. Die Freude auf deutscher Seite war nicht zu verbergen. «Jetzt gehört Europa mir!», soll Hitler auf die Nachricht hin ausgerufen haben. Ribbentrop wurde bei seiner Rückkehr triumphal empfangen und als Retter des Friedens gefeiert.<sup>28</sup>

Den Frieden hatte jedoch nur Stalin bekommen. Der Pakt garantierte der Sowjetunion, dass sie sich ganz aus dem Krieg heraushalten konnte. Ohne ein festes Bündnis mit den Westmächten gab es für sie keine andere Möglichkeit, ihre Interessen zu wahren. 1939 hätte Moskau nur noch ein Weg offen gestanden: keine vertragliche Bindung mit irgend-

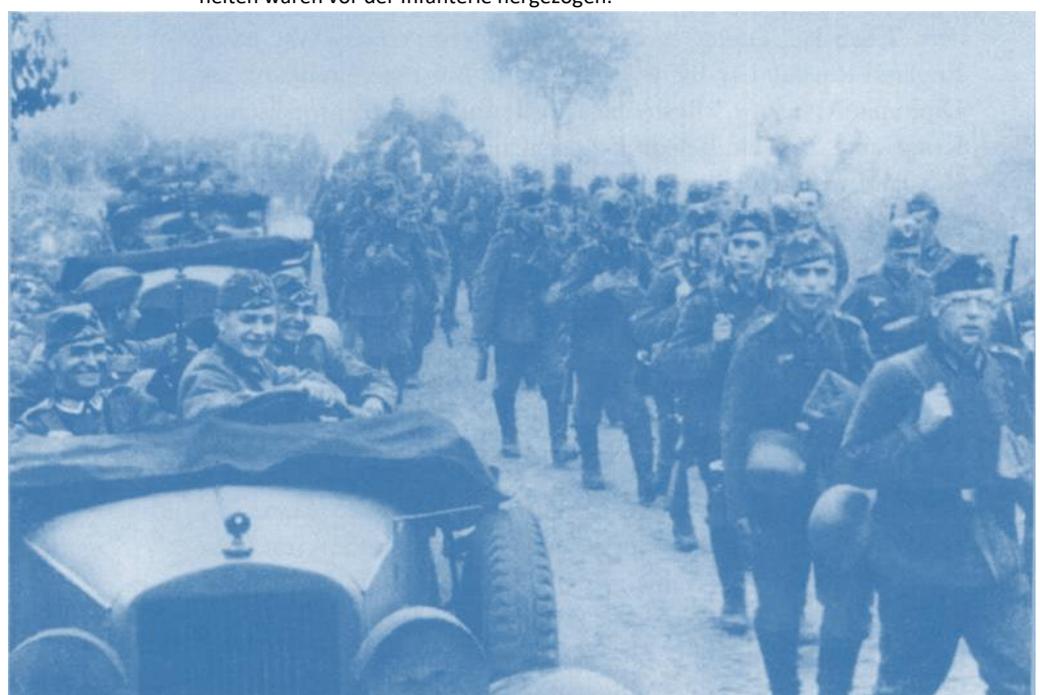
einer Seite und Fortdauer der prekären Isolation. Häufig wird die Auffassung vertreten, Stalin habe 1939 ein doppeltes Spiel getrieben, das heisst, nur dem Schein nach ein Bündnis mit dem Westen angestrebt, um Hitler dann maximale Zugeständnisse abzurufen. Damit überschätzt man Stalin und die sowjetische Aussenpolitik. Gewiss, der Sowjetführung wäre in den dreissiger Jahren ein freundlich gesinntes Deutschland lieber gewesen als ein so verbissen antikommunistischer Staat. Doch Ideologien hatten wenig Bedeutung für Stalin. Jenseits der Landesgrenzen galt die Staatsräson. Stalin war es egal, ob er einen Pakt mit dem imperialistischen Westen schloss oder mit dem faschistischen Deutschland. Nach sowjetischer Auffassung würden alle reaktionären Staaten Europas sowieso unter den Eisenrädern des Sozialismus zu Staub zer mahlen werden. Doch das Bündnis mit Deutschland hat die Sowjetunion 1939 weder erwartet noch angestrebt. Erst als das deutsche Angebot auf dem Tisch lag, erwies es sich als unwiderstehlich. «Was hätte England Russland zu bieten?», fragte im Juli 1939 ein deutscher Diplomat Astachow. «Bestenfalls die Teilnahme am europäischen Krieg und die Feindschaft Deutschlands, aber nichts, was für Russland wirklich wünschenswert wäre. Was könnten wir dagegen bieten? Neutralität und die Nichtbeteiligung am europäischen Krieg ...»<sup>29</sup>

Vor allem aber bot Deutschland etwas, wovon die Sowjetunion 1939 nur träumen konnte: die Möglichkeit, die Grenzen des alten Zarenreiches innerhalb Europas wiederherzustellen. Der Umstand, dass es mit Deutschlands Billigung geschehen würde, nahm dem Angebot nichts von seiner Attraktivität. Selbst die Tatsache, dass die Sowjetunion statt des Netzes kleinerer Pufferstaaten eine direkte Grenze mit Deutschland hätte, war erträglich. Stalin sah nur Vorteile. Die Fotografien des historischen Treffens mit Ribbentrop zeigen einen strahlenden Stalin, der seine kindliche Freude nicht verbergen kann. Nachdem der Pakt unter Dach und Fach war, erklärte Stalin Nikita Chruschtschow, dem einstigen ukrainischen Bauernjungen, der im Begriff war, eine steile Parteikarriere

zu machen: «Ich weiss, worauf Hitler hinaus will. Er denkt, er hat mich hinters Licht geführt, tatsächlich bin ich es, der ihn hinters Licht geführt hat.»<sup>30</sup> Sieben Tage nach Unterzeichnung fiel die Wehrmacht in Polen ein. Zwei Tage später, am 3. September, erfolgte, entgegen Hitlers (und Stalins) Erwartung, die Kriegserklärung von Grossbritannien und Frankreich. Stalin hatte eine Atempause und Hitler einen Krieg, den er so nicht wollte.

Was sich danach in Osteuropa zutrug, war nur eine indirekte Folge des Paktes. Das im August aufgesetzte Geheimprotokoll grenzte lediglich Interessensphären ab, es legte keine Teilung oder direkte Kontrolle fest. Das sowjetische Vordringen nach Europa vollzog sich im Wind-

Gut gelaunte deutsche Soldaten bei ihrem Einmarsch in Polen, September 1939. Nach drei Wochen war der ungleiche Kampf beendet. Schlagkräftige Panzereinheiten waren vor der Infanterie hergezogen.



schatten der deutschen Militärerfolge. Stalin wartete ab, bis er ohne Risiko handeln konnte. Das rasche Vorrücken der deutschen Truppen verhieß eine schnelle polnische Niederlage. Stalin wollte auf keinen Fall, dass die Deutschen unter Missachtung des Geheimprotokolls die sowjetische Grenze erreichten. Am 9. September erfüllte Molotow daher – wenn auch eher zögerlich – den deutschen Wunsch nach einer Invasion Polens von Osten her. Es hatte kaum Vorbereitungen gegeben, sodass die Rote Armee erst am 17. September, kurz vor der polnischen Kapitulation, die Grenze überschritt. Molotows offizielle Erklärung lautete, die sowjetische Invasion sei erforderlich geworden, weil der «innere Bankrott des polnischen Staates» die russischen Brudervölker unter polnischer Herrschaft, die Ukrainer und Weissrussen, in Gefahr gebracht habe; sie seien einfach «ihrem Schicksal überlassen worden»?<sup>1</sup>

Dieses Schicksal erwies sich als ebenso schrecklich wie dasjenige, das Stalin dem eigenen Volk bereitet hatte. Fast über Nacht wurden die sowjetischen Befreier zu sowjetischen Kerkermeistern. Mehr als eine Million Rotarmisten drangen in die sieben polnischen Woiwodschaften ein, die in der sowjetischen Interessensphäre lagen. Nach einigen kurzen Scharmützeln hatten sie die ganze Region am 24. September unter ihre Kontrolle gebracht. Am 28. September flog Ribbentrop erneut nach Moskau, um die Teilung abzusprechen. Die vorwiegend nichtpolnischen Gebiete fielen der Sowjetunion zu, der Rest ging an Deutschland. Die vorläufige Grenze, auf die man sich im August geeinigt hatte, wurde korrigiert. In einem weiteren geheimen Zusatzprotokoll verzichtete Hitler auf Litauen als deutsches Einflussgebiet. In diesem zweiten Pakt wurde die Beute tatsächlich geteilt. Stalin hatte jetzt freie Hand, auch die Völker Weissrusslands und der westlichen Ukraine, die sich nach dem polnischen Sieg im Jahre 1920 der sowjetischen Herrschaft entzogen hatten, mit den Segnungen der Revolution zu beglücken.

Am 29. November 1939 wurden die Bewohner der neuen Gebiete per Dekret Sowjetbürger, was nichts anderes bedeutete als die Ausweitung

der Revolution von oben durch Tausende von NKWD-Leuten und Funktionären. In den ersten Wochen der sowjetischen Besatzung herrschte das Gesetz des Dschungels. Tausende wurden zusammengetrieben – Grundbesitzer, reiche Bauern, Beamte, Polizisten, Geschäftsleute und Politiker – und erschossen oder ins Gefängnis gesteckt. Rasch errichtete das NKWD ein Netz von Informanten, die ihm die Namen bekannter Nationalisten und Antikommunisten zukommen liessen. Die Privatvermögen wurden vom Staat beschlagnahmt; wer als Feind der Revolution galt, dessen Besitz wurde von Nachbarn oder korrupten Funktionären gestohlen. Nach Moskauer Definition waren als «antisowjetische» Elemente auch Briefmarkensammler und Esperanto-Sprecher anzusehen, weil sie Auslandskontakte hatten. Das NKWD setzte in den neuen Gefängnissen, die überall aus dem Boden schossen, notorische Sadisten ein, die jeden, der ihnen in die Hände fiel, routinemässig folterten, um die Namen weiterer Opfer zu erhalten. Wenn die üblichen Folterinstrumente fehlten, improvisierten sie. Sie verprügelten die Gefangenen mit herausgebrochenen Zaunlatten, zerquetschten ihnen die Hände in den Türen ihrer Zellen, legten ihnen dünne Bücher auf den Kopf und schlugen mit Hämmern darauf, um Gehirnerschütterungen, aber keine Schädelbrüche zu verursachen. Wenn die Gefangenen, gebrochen an Leib und Seele, vor die Scheingerichte des NKWD geschleppt wurden, setzte sich die entwürdigende Behandlung fort. Einem der Opfer wurde der Penis mit Papier umwickelt und angezündet.<sup>32</sup>

Auf gebürtige Polen warteten noch weitere Qualen. Im Oktober wurden eingehende Vorschriften für Deportationen ausgearbeitet. Im Februar 1940 waren die Vorbereitungen abgeschlossen. Bis Ende Juni fanden vier umfangreiche Deportationen statt, in deren Verlauf zwei Millionen polnische Familien verschleppt wurden. Man schickte sie in die ödesten Gebiete Sibiriens oder in die unwirtliche Landschaft Zentralasiens. Sie durften kaum etwas mitnehmen. Bei der Ankunft auf den Verladebahnhöfen wurden die Männer von den Frauen und Kindern ge-

trennt. Jene kamen in die russischen Konzentrationslager, diese wurden ohne Wasser in Viehwaggons mit einem einzigen winzigen Gitterfenster gepfercht. Bei jedem Halt auf der Strecke wurden die Toten auf den Bahnsteig geworfen. Tausende starben an Unterernährung und Krankheit. Unzählige andere verloren ihr Leben am Ziel, wo sie ohne Unterkunft und Verpflegung an der Eisenbahnstrecke abgesetzt wurden. Bei Temperaturen von minus vierzig Grad und darunter mussten sie in Erdlöchern oder in Hütten aus Stroh und Zweigen vegetieren. Die Überlebenden hatten Zwangsarbeit zu leisten.<sup>33</sup>

Das gleiche Schicksal erlitten wenig später die polnischen Kriegsgefangenen, ausgenommen die Offiziere, mit denen die Sowjets andere Pläne hatten. Ende September 1939 hatte die Rote Armee 230'000 polnische Soldaten in Gewahrsam. Die meisten wurden deportiert und als Zwangsarbeiter eingesetzt. Doch für Offiziere, Militärangestellte, Polizisten und Grenzer, die den Sowjets in die Hände fielen, richtete man in den früheren Klöstern Koselsk, Starabelski und Ostaschkow Lager ein, in die mehr als die Hälfte des polnischen Offizierkorps eingewiesen wurde. Am 3. April wurde das erste Kontingent von dreihundert Offizieren in die Nähe von Smolensk geschafft und dort in Busse verladen. Das Tagebuch, das man später bei einem der Opfer fand, endet mit den Worten: «Sie haben uns in einen kleinen Wald gebracht. Ringe, Uhr, Gürtel und Messer sind mir abgenommen worden. Was werden sie mit uns machen?» Einige Minuten später fesselte man den Polen die Hände auf dem Rücken, führte sie zu einer grossen Grube, die zwischen Bäumen in der Nähe eines NKWD-Erholungsheims ausgehoben worden war, und schoss ihnen in den Hinterkopf. In zehn bis zwölf Schichten übereinander legte man sie in die Gruben, die Füsse des einen am Kopf des nächsten. Am 2. Mai war das Morden vorbei. Der Wald von Katyn wurde wieder aufgeforstet: Man pflanzte junge Birken und Fichten auf den Massengräbern und beseitigte die Schlammspuren, die die Busse im Gras hinterlassen hatten. Das Ganze war auf Stalins persönliche Anord-

nung hin geschehen.<sup>34</sup> Die Ermordung des polnischen Offizierkorps war Teil einer wohl kalkulierten Strategie, durch die in den besetzten Gebieten alle «Elemente ausgemerzt» werden sollten, von denen nationaler Widerstand gegen die sowjetischen Invasoren hätte ausgehen können. Als die Gräber 1943 von der Wehrmacht entdeckt wurden, behaupteten die Sowjets hartnäckig, sie seien das Werk deutscher Sonderkommandos.

Doch 1940 war Deutschland noch ein sowjetischer Bundesgenosse. Das Letzte, was Ribbentrop von Stalin bei ihrem Treffen im August 1939 hörte, war die Versicherung, «bei seinem Ehrenwort», dass die Sowjetunion «ihren Partner nicht verraten» werde.<sup>35</sup> Stalin nahm die Vereinbarungen ernst. Mit dem Pakt hatten die beiden Staaten beschlossen, die Handelsbeziehungen zwischen ihnen wiederzubeleben. Die sowjetischen Verpflichtungen wurden pünktlich und vollständig erfüllt. Während der siebzehn Monate, die der Pakt Bestand hatte, erhielt Deutschland von der Sowjetunion 865'000 Tonnen Öl, 648'000 Tonnen Holz, 14'000 Tonnen Manganerz, 14'000 Tonnen Kupfer, fast 1,5 Millionen Tonnen Getreide und noch vieles mehr. Zusätzlich kauften sowjetische Handelspartner auf den Weltmärkten Waren auf, die dann nach Deutschland transportiert wurden, unter anderem 15'400 Tonnen Gummi, die über Japan eintrafen. Auch militärische Unterstützung leistete die Sowjetunion. Die deutsche Kriegsmarine erhielt einen Stützpunkt in der Nähe von Murmansk, wo die Schiffe betankt werden konnten. Man bot an, in den arktischen Gewässern mit sowjetischen Eisbrechern eine Fahrrinne für die deutschen Hilfskreuzer freizuhalten, die Jagd auf alliierte Handelsschiffe machten. Während der Schlacht um England lieferten sowjetische Wetterschiffe meteorologische Daten an die deutsche Luftwaffe.<sup>36</sup>

Stalin sorgte auch dafür, dass sich der internationale Kommunismus an die neue Parteilinie hielt. Schlagartig verschwanden alle Angriffe auf den Faschismus aus der «Prawda». Deutsche Kommunisten, die vor der Gestapo nach Moskau geflohen waren, wurden – achthundert an der Zahl – wieder an den geschworenen Feind des Marxismus überstellt. Die

Komintern, deren Mitglieder vielfach vom Stalin-Hitler-Pakt zutiefst befremdet waren, erhielt Anweisung, den Faschismus zu verschonen und stattdessen die westlichen Kriegstreiber Grossbritannien und Frankreich aufs Korn zu nehmen. In einer Rede vom Oktober 1939 verkündete Molotow öffentlich, es sei «nicht nur sinnlos», sondern «geradezu kriminell», den Krieg fortzusetzen. Den sowjetischen Soldaten erklärte man mit zwei einfachen Schaubildern, warum Deutschland nun ihr Freund war. Das erste zeigte ein Dreieck mit dem Wort «London» an der Spitze und «Moskau» und «Berlin» an den beiden anderen Ecken. Die Überschrift lautete: «Was wollte Chamberlain?» Das zweite war ebenfalls ein Dreieck, bei dem «Moskau» an der Spitze stand, während sich «London» und «Berlin» unten befanden, darüber der Titel: «Was hat Genosse Stalin getan?»<sup>37</sup>

Die plötzliche Veränderung der europäischen Situation gewährte der Sowjetunion eine Atempause. Schon bald wurden der Abschluss des Paktes und der deutsche Krieg mit den Westmächten als geplante Strategie hingestellt. Stalin gefiel der Gedanke, er habe «eine Seite gegen die andere ausgespielt», deckte sich das doch mit der Analyse, die er 1925 erstmals vor dem Zentralkomitee dargelegt und 1934 öffentlich geäußert hatte: Der Krieg sei in erster Linie ein Phänomen imperialistischer Rivalität, und ein kommunistischer Staat könne sie sich dadurch zunutze machen, dass er «als Letzter handelt». Wie der imperialistische Krieg 1917 die Revolution nach Russland getragen habe, so werde der neue Krieg den Weg ebnen für die Revolutionen der anderen europäischen Völker, unterstützt von den sowjetischen Streitkräften. Einige Monate später teilte Molotow dem litauischen Aussenminister mit, Lenins Vision der Weltrevolution nehme vor ihren Augen Gestalt an. Die hungern den Massen des kriegsgebeutelten Europa würden sich erheben, die Sowjetunion werde eingreifen, um sie zu befreien, und in einer letzten apokalyptischen Schlacht würden die Heere des Kapitals und der Arbeiter aufeinander prallen und «das Schicksal Europas ein für alle Mal entscheiden»<sup>38</sup>

Doch das war Zukunftsmusik, obwohl sie den Sowjets wohl als realistische Möglichkeit erschien, denn sie glaubten, der neue Krieg werde ein Zermübungskrieg sein wie der Erste Weltkrieg. Im Herbst 1939 überlegten Stalin und der Militärerrat, wie sie in den Jahren des Aufschubs, den sie durch den Pakt gewonnen hatten, die militärische Position der Sowjetunion stärken könnten. Die wichtigsten strategischen Grundsätze, die der Stabschef Boris Schaposchnikow 1938 niedergelegt hatte, galten unverändert. Sie sahen vor, dass die Rote Armee die Grenze erbittert verteidigen würde, um den Krieg dann, so Woroschilow, «mit geringen Verlusten in Feindesland zu tragen». Ein solcher strategischer Entwurf passte natürlich gut zum Selbstverständnis eines revolutionären Staates, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Revolution zu exportieren, und der in der Lage war, ein ganzes Volk von Arbeitern und Bauern zu mobilisieren, um jeden Angreifer zurückzuschlagen. Allerdings sollten zwei Änderungen an dem Plan von 1938 tödliche Konsequenzen haben. Erstens wurde beschlossen, einen neuen Befestigungsgürtel entlang der deutsch-sowjetischen Grenze in Polen zu bauen und die bestehenden Anlagen aufzugeben. Die Sicherungstruppen, von denen man den erbitterten Abwehrkampf erwartete, sollten hinter einer Verteidigungslinie Stellung beziehen, die es selbst auf dem Reissbrett noch kaum gab. Die zweite Veränderung betraf die Panzertruppe. Nach den Lehren, die Woroschilow aus dem Spanischen Bürgerkrieg gezogen hatte, entschied man sich, die selbständigen Panzerkorps aufzulösen und die Panzer auf die Infanterieeinheiten zu verteilen. Damit wollte man die Defensivkraft der Sicherungstruppen stärken und begrenzte Vorstöße ermöglichen, die den Aufmarsch des Feindes stören sollten. Tatsächlich aber hatte diese Massnahme zur Folge, dass ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, da die deutschen Streitkräfte die aussergewöhnliche Wirksamkeit zusammengefasster Panzerverbände unter Beweis stellten, die entsprechenden Einheiten auf sowjetischer Seite zerstückelt wurden.<sup>39</sup> An beiden Entscheidungen hatte die Politik wesentlichen Anteil. Nach den Säuberungen hatte sich das Machtgleichgewicht zwischen militärischen

und zivilen Kräften entscheidend zugunsten der Politiker verschoben.

Nachdem Stalin halb Polen geschluckt und die Bedrohung durch Deutschland vorübergehend abgewendet hatte, war er bestrebt, das umzusetzen, was in den deutsch-sowjetischen Geheimprotokollen ausgehandelt worden war. Zwei Wochen nach der polnischen Niederlage wurden die baltischen Staaten aufgefordert, Beistandsverträge mit der Sowjetunion zu unterzeichnen. Die Abkommen räumten den Sowjets das Recht ein, Truppen auf baltischen Militärbasen zu stationieren. Einige Wochen später, am 5. Oktober 1939, wurden Finnland ähnliche Forderungen unterbreitet: ein Marine- und ein Luftwaffenstützpunkt in Hanko an der Ostsee und Abtretung der karelischen Landenge im Norden von Leningrad, um diese lebenswichtige Stadt besser verteidigen zu können. Als Gegenleistung sollte Finnland ein grosses sowjetisches Gebiet in Karelien erhalten. Die Finnen wiesen das Angebot zurück, woraufhin die Verhandlungen am 13. November abgebrochen wurden. Stalin hätte wohl mit Sicherheit eine politische Lösung vorgezogen, doch als sich die Finnen nicht einschüchtern liessen, zerriss er den sowjetisch-finnischen Nichtangriffspakt und bereitete einen Feldzug vor, um ganz Finnland der sowjetischen Einflussphäre einzuverleiben. Stalin liess eine kommunistische Marionettenregierung bilden, wies sie an, sich bereitzuhalten, und entwickelte den Plan, Finnland der Sowjetunion als Karel-Finnische Sowjetrepublik einzugliedern. Am 30. November begann die sowjetische Artillerie die finnische Grenze zu beschiessen, und in Erwartung eines raschen Sieges traten die sowjetischen Streitkräfte ihren Vormarsch an. Später zitierte Chruschtschow Stalins Bemerkung: «Wir müssen nur ein paar Artilleriesalven abfeuern und schon kapitulieren die Finnen.» Stalin seinerseits verliess sich auf Woroschilows hochtrabende Versicherungen: «Alles bestens, alles in Ordnung, alles bereit.»<sup>40</sup>

Der finnische Feldzug wurde für die Rote Armee zum Desaster. Er

offenbarte der Welt, wie kläglich es um die Offensivkraft der gesäuberten Armee bestellt war, und schien das Urteil ausländischer Experten zu bestätigen, die meinten, der Terror habe grosse Lücken hinterlassen. Trotz zahlenmässiger Überlegenheit kamen die Truppen, die am Winterkrieg teilnahmen, an einem stark befestigten Verteidigungsgürtel, der Mannerheim-Linie, zum Stehen. Die sowjetischen Soldaten kämpften erbittert, erlitten aber schwere Verluste; in vier Monaten kamen insgesamt 126875 von ihnen um. Ihre gefrorenen Leiber blieben liegen, wo sie gefallen waren. Die Soldaten waren nicht zum Erstürmen von Bunkerlinien ausgebildet, sie hatten zu wenig automatische Waffen und Winterbekleidung, die Lebensmittelversorgung brach rasch zusammen, Transporte waren schlecht organisiert. Zu den Verlusten, die die beweglichen finnischen Skieinheiten und Scharfschützen den sowjetischen Truppen zufügten, kamen die Ausfälle durch Frost und Hunger hinzu. Die Truppenführer wurden viel zu stark von Politoffizieren aus der Zentrale gegängelt, die kaum wussten, was an der Front vor sich ging. Initiative und Flexibilität fielen den Vorschriften zum Opfer. Erst als Marschall Semjon Timoschenko die Truppen befehligte und man siebenundzwanzig neue Divisionen mit starker Panzerunterstützung an die Front verlegte, gelang es, die Mannerheim-Linie zu durchbrechen. Die Finnen baten um Waffenstillstand, und die Rote Armee hatte so hohe Verluste erlitten, dass sie nicht mehr das ganze Land erobern konnte. Am 12. März 1940 wurde der Friedensvertrag unterzeichnet. Finnland musste die Gebiete und Stützpunkte abtreten, die die Sowjetunion vor einem Jahr gefordert hatte, aber das Land behielt seine Unabhängigkeit. Die Sowjetunion wurde wegen der grundlosen Aggression aus dem Völkerbund ausgeschlossen.

Der Winterkrieg war der umfangreichste Konflikt, auf den sich die Rote Armee seit dem Bürgerkrieg zwanzig Jahre zuvor eingelassen hatte, umfangreicher als die Grenzgefechte mit den Japanern bei Chalchin-Gol im vorangegangenen Sommer, bei denen der Roten Armee nur durch das Eingreifen von General Schukow eine peinliche Niederlage

erspart geblieben war. Der Sieg über die Japaner war einerseits Schukows aussergewöhnlichen militärischen Fähigkeiten zu verdanken, andererseits dem Einsatz moderner mobiler Waffen im offenen Gelände gegen einen relativ unbeweglichen Feind. Bevor sich Schukow auf die Schlacht einliess, hatte er für eine solide logistische Basis gesorgt. Nichts dergleichen war beim Finnlandfeldzug geschehen. Die Aufklärung war unzulänglich, das Nachschubsystem anfällig. Die Rote Armee kämpfte mit veralteten Waffen, primitiver Infanterietaktik und, vor allem, ohne Schukow. Gegen die Japaner war dieser mit charakteristischer Unabhängigkeit vorgegangen, indem er die Empfehlungen vorgesetzter Offiziere in den Wind geschlagen und den schlecht ausgebildeten Soldaten mehr Entschlossenheit eingebläut hatte, als ihre Kameraden in Finnland zeigten.<sup>41</sup>

Die Demütigung im Winterkrieg bewirkte ein Umdenken auf höchster Ebene. Mitte April 1940 fand eine Sondersitzung des Zentralkomitees und des Militärrates statt, auf der überlegt wurde, wie man die Schlagkraft der sowjetischen Armee verbessern könnte. Woroschilow, der seit fünfzehn Jahren als Verteidigungskommissar die Weichen stellte, wurde einem unfreundlichen Kreuzverhör unterzogen. Stalin kritisierte das, was er den «Kult der Bürgerkriegserfahrung» nannte, und setzte den Genossen aus Bürgerkriegszeiten ab, den Mann, den Chruschtschow für den «grössten Sack Scheisse in der Armee» hielt.<sup>42</sup> An seiner Stelle berief Stalin Timoschenko, der das finnische Fiasko zu einem befriedigenden Ende gebracht hatte. Timoschenkos Aufstieg war nach traditionellem sowjetischem Muster verlaufen. Der einstige Landarbeiter war während des Ersten Weltkriegs zum Unteroffizier befördert worden, 1918 in die Rote Armee eingetreten, 1919 in die Kommunistische Partei. Er erwies sich als fähiger Organisator und galt als politisch verlässlich. 1940 war er Kommandeur des Militärbezirks Kiew, der Schlüsselregion für die Verteidigung der sowjetischen Grenze. Mit ihm wurde ein Reformler zum Volkskommissar für Verteidigung ernannt.

Timoschenko widmete sich seiner Aufgabe mit dem Nachdruck, den

sie verdiente. Während Woroschilow die Armee hartnäckig als einen verlängerten Arm der Politik verstanden hatte, als eine revolutionäre Kraft, war Timoschenko entschlossen, den Faden dort aufzunehmen, wo Tuchatschewski ihn hatte fallen lassen müssen, und die Rote Armee in eine professionelle Streitmacht zu verwandeln. Er konnte mit der Unterstützung der anderen Kommandeure rechnen, denn auch sie wollten sich von der Bevormundung der Armee durch die Partei befreien, die Woroschilow 1937 wieder eingeführt hatte. Der militärische Sachverstand sollte wieder zur Richtschnur werden. General Kiril Meretzkow – er hatte eine Armee gegen Finnland geführt – beklagte sich auf einer Besprechung im Mai 1940 über das Klima, das durch die politische Kontrolle erzeugt wurde: «Unsere Leute haben Angst, offen zu sprechen, sie haben Angst, in Verruf zu geraten und Unannehmlichkeiten zu bekommen. Sie fürchten sich, die Wahrheit zu sagen.»<sup>43</sup> Der Umstand, dass Meretzkow solche unverhohlene Kritik an der Einmischung der Partei nicht nur überlebte, sondern im August sogar zum Chef des Generalstabes befördert wurde, zeigt deutlich, wie sehr sich die Stimmung in der Partei geändert hatte. Am 12. Mai legte Timoschenko mit Stalins Billigung die Befehlsgewalt wieder ausschliesslich in die Hände der Militärs.

Das war die wichtigste Reform, die im Sommer 1940 umgesetzt wurde, aber nicht die einzige. Timoschenko reorganisierte das Verteidigungskommissariat und stellte das Offizierkorps in seiner einstigen Form wieder her. Mehr als tausend Offiziere wurden zu Admiralen oder Generalen befördert und die traditionellen Uniformen wieder eingeführt. Das Recht rangniederer Offiziere, ihre Vorgesetzten zu kritisieren, wurde abgeschafft. Fortan galten eine strenge Disziplinarordnung und ein neues Ausbildungsprogramm, das die politische Propaganda weitgehend einschränkte. Das Motto hiess: «Bringt den Soldaten bei, was sie im Krieg brauchen, und nur das.» In der Ausbildung berücksichtigte man in stärkerem Masse die schwierigen Kampfbedingungen, die man in Finnland vorgefunden hatte. Statt auf eine offene mobile Kriegführung

bereitete man die Truppen nun auf den Angriff befestigter Verteidigungslinien vor. Schnelle Fortschritte jedoch gab es keine. Ende 1940 teilte Meretzkow auf der Jahreskonferenz des Verteidigungskommissariats mit, die Ausbildung sei noch immer unzulänglich, und machte für die Schwächen mangelnden «militärischen Professionalismus» verantwortlich.<sup>44</sup>

Die Reformen hatten das Ziel, die Rote Armee und die Marine mit mehr Schlagkraft auszustatten. Allerdings stellte Timoschenko die allgemeine Militärstrategie, die seit 1939 galt, nicht in Frage, sondern begnügte sich damit, Kommandeure und Truppen auszubilden, die sie umsetzen konnten. Wie die meisten höheren Offiziere vertrat er die Ansicht, dass ein moderner Krieg in zwei Stadien verlaufen werde: einer einleitenden Phase nach der Kriegserklärung, in der beide Seiten versuchen, den Aufmarsch der feindlichen Hauptstreitmacht mit Truppen in vorgegebener Stellung zu stören, und einer zweiten, in der die hinter der ersten Staffel konzentrierten eigenen Hauptkräfte eine vernichtende Offensive vortragen. Diese strategische Auffassung betonte nach wie vor die offensive Ausrichtung der sowjetischen Streitkräfte, deren Schwächen der finnische Winterkrieg so schonungslos blossgestellt hatte. Sie stand zudem in eklatantem Widerspruch zu den Erfahrungen des deutschen Polenfeldzugs. Die sowjetischen Kommandeure zogen nicht die nahe liegende Schlussfolgerung, dass moderne mechanisierte Armeen augenblicklich, das heisst ohne Vorgeplänkel, eine bemerkenswerte Schlagkraft entfalten können.

Wenn es noch eines weiteren Beweises bedurfte, so lieferte ihn der bemerkenswerte Erfolg der Wehrmacht im Mai 1940. In sechs Wochen stiessen die deutschen Truppen durch die Niederlande und Belgien vor, besiegten die französische Armee und jagten die Briten vom Kontinent. Die Niederlage der beiden Westmächte verwandelte Stalins Strategie in einen Scherbenhaufen. Der Pakt mit Deutschland hatte vor allem das Ziel gehabt, die Gefahr, die Hitler darstellte, auf absehbare Zukunft west-

wärts zu lenken. Stalin hoffte, der Krieg werde sich wie der von 1914 entwickeln und die Deutschen würden aus ihm «so geschwächt hervorgehen, dass sie erst nach Jahren daran denken können, einen grossen Krieg gegen die Sowjetunion zu entfesseln».<sup>45</sup> Stattdessen war der Krieg im Westen nach wenigen Wochen vorbei, und die Sowjetunion sah sich ohne Bündnispartner einem von Deutschland beherrschten Europa gegenüber. Als die Nachricht von der Kapitulation in Moskau eintraf, reagierte Stalin wütend und ungläubig. Chruschtschow berichtet, Stalin sei nervös hin- und hergelaufen und habe «wie ein Taxifahrer geflucht». «Wie konnten sie zulassen, dass Hitler sie besiegt, sie vernichtet?»<sup>46</sup>

Die auf der Hand liegende militärische Erklärung wurde nicht zur Kenntnis genommen. Der Generalstab machte für die polnische und französische Niederlage Umstände verantwortlich, die den Deutschen «ungewöhnlich günstig» gewesen seien, vor allem die Unfähigkeit und taktische Unbedarftheit der polnischen und französischen Streitkräfte.<sup>47</sup> Im Dezember 1940 erklärte Timoschenko in seinem Jahresbericht selbstgefällig, die Feldzüge hätten nichts Neues ergeben. Die höheren Offiziere der Sowjetunion waren der festen Überzeugung, sie müssten sich auf einen 2-Stufen-Krieg und nicht auf einen raschen Vorstoss des Feindes gefasst machen und die Defensivkräfte der Roten Armee reichten aus, um dem ersten Ansturm standzuhalten. Vier Tage nach der französischen Kapitulation befahl Timoschenko, mit dem Bau der Befestigungszonen entlang der neuen Grenze zu Deutschland zu beginnen, so wie Stalin es ein Jahr zuvor angeordnet hatte. Die Stalin-Linie wurde aufgegeben, die Geschütze und anderes Gerät lagerte man ein oder beförderte sie zur Bestückung der neuen Verteidigungslinie nach Westen. Das Projekt war natürlich äusserst dringlich. Ohne die elf Befestigungszonen entlang der Grenze hatte die Rote Armee einem deutschen Angriff nichts entgegenzusetzen. Vom Sommer 1940 bis zur Fertigstellung des geplanten Verteidigungsgürtels war die Situation der Sowjetunion äusserst prekär. Selbst mit der neuen Linie waren die sowjetischen Streitkräfte einem schnellen und überraschenden Vorstoss der Wehrmacht re-

lativ schutzlos ausgeliefert, weil der sowjetische Generalstab den Charakter der deutschen Offensivstrategie nicht verstand.

Die plötzliche Veränderung der strategischen Situation veranlasste die sowjetische Militärführung, sich der verbleibenden Beutestücke zu bemächtigen, die ihr nach den geheimen Zusatzprotokollen des Paktes mit Deutschland zustanden. Am 17. Juni wurden unter dem Vorwand, auf die «Provokationen» der baltischen Staaten zu reagieren, eine halbe Million Soldaten in die drei Republiken Estland, Lettland und Litauen geschickt. Ihre Bevölkerung wurde dem gleichen gesetzlosen Terror unterworfen wie die Ostpolens. Tausende wurden einfach ermordet, Tausende in die sibirischen Lager deportiert. Insgesamt schätzt man die Zahl auf 127'000. Als die Deutschen das Gebiet 1941 besetzten, entdeckte man eine Liste mit den Namen von Letten, die von Kräften des NKWD erschossen wurden. Dort wurden die aberwitzigsten Gründe zur Rechtfertigung der Morde genannt: «Sie wurde beim Singen lettischer Volkslieder ertappt», «seine Vorfahren waren Bourgeois», «er hat sich im Wald versteckt» und so fort, eine trostlose Litanei vorgeschobener Beschuldigungen. Ende Juni kam Rumänien an die Reihe. Auf starken diplomatischen Druck hin gab die Regierung in Bukarest die ehemalige zaristische Provinz Bessarabien zurück, ausserdem einen Teil der Bukowina, der in den Geheimprotokollen nicht erwähnt wurde. Unter Schukows Aufsicht begann die Besetzung dieser Gebiete am 28. Juni, zwei Tage später war sie abgeschlossen. Jetzt stand die Rote Armee nur noch knapp zweihundert Kilometer vor den Ölfeldern von Ploesti, aus denen Deutschland während des Krieges fast seinen ganzen Bedarf an Erdöl deckte.<sup>48</sup>

Die plötzliche Expansion der Sowjetunion nach Westen weckte, obwohl im Grundsatz 1939 beschlossen, neue Ängste in Berlin. Der Sowjetisch-Finnische Krieg hatte Deutschland in eine schwierige Lage gebracht, weil seine Sympathien eindeutig den Finnen galten. Nach dem Ende der Kämpfe wurden deutsche Truppen in Finnland stationiert. Die im Pakt vereinbarten Lieferungen von Maschinen und Waffen an die

Sowjetunion erfolgten langsam und unregelmässig, ganz im Gegensatz zur Genauigkeit, mit der die sowjetische Seite Rohstoffe und Nahrungsmittel zur Verfügung stellte. Trotz ständiger sowjetischer Klagen liessen sich die deutschen Lieferanten Zeit und vermieden es nach Möglichkeit, den Sowjets die neuesten Technologien zugänglich zu machen. Aus Hitlers Sicht waren die unglücklichsten Folgen des Paktes die raschen Truppenverschiebungen der Roten Armee in Osteuropa. Er musste einen grossflächigen Krieg führen, den er nicht gewollt hatte und der durch den Pakt verhindert werden sollte. Statt nun seine Herrschaft machtvoll über Ost- und Mitteleuropa auszudehnen, war Deutschland in einen Krieg mit unvorhersehbarem Ausgang gegen das britische Empire verstrickt, während die Sowjetunion ihren Einfluss ungehindert ausbauen konnte. Einige Wochen nach der sowjetischen Besetzung Bessarabiens schrieb Goebbels in sein Tagebuch: «Der Bolschewismus ist doch der Weltfeind Nr. 1. Irgendwann werden wir auch einmal mit ihm zusammenprallen.»<sup>49</sup>

Er wusste gar nicht, wie Recht er hatte, denn ohne sein Wissen hatte Hitler am 3. Juli der Wehrmacht unter dem Decknamen «Fritz» den Auftrag erteilt, den vorläufigen Plan einer militärischen Operation gegen die Sowjetunion auszuarbeiten. Zunächst glaubte die Wehrmacht, Hitler wolle den sowjetischen Streitkräften nur eine lokale Niederlage beibringen, um die Grenze zwischen beiden Ländern zurückzudrängen und Stalin «Deutschlands beherrschende Stellung in Europa» vor Augen zu führen. Am 21. Juli teilte die Heeresführung Hitler mit, ein begrenzter Feldzug könne in vier bis sechs Wochen begonnen werden. Doch Hitlers Pläne, die anfangs noch keine klaren Konturen besessen hatten, konkretisierten sich im Laufe des Monats. Die deutsche Aufklärung lieferte eine Fülle von Informationen, aus denen hervorging, dass sich die sowjetischen Diplomaten in dem Bestreben, ihren Einfluss auszuweiten, jetzt dem Balkan zuwandten. Als General Alfred Jodi, Chef des Wehrmachtführungsstabes im Oberkommando der Wehrmacht, seine hoch-

rangigen Kameraden am 29. Juli zusammenrief, hatte er sensationelle Neuigkeiten für sie. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass alle Türen und Fenster des umgebauten Eisenbahnwaggons, in dem das Treffen stattfand, fest verschlossen waren, gab er bekannt, dass Hitler entschieden habe, die Welt durch einen Überraschungsangriff, der auf den Mai 1941 festgesetzt sei, «ein für alle Mal» von der sowjetischen Bedrohung zu befreien.<sup>50</sup>

Zwei Tage später berief Hitler auf seinem Sommersitz einen Kriegsrat ein. In der Haupthalle des Berghofs informierte er seine militärischen Führer zum ersten Mal über seine Beweggründe. Er nannte ihnen vor allem praktische Erwägungen. Die Sowjetunion sei Grossbritanniens letzte Chance. Wenn die sowjetische Gefahr beseitigt sei, würden die Briten Frieden schliessen, und Amerika werde keine Gefahr mehr darstellen. Was ihm vorschwebte, war die vollkommene Niederwerfung des Feindes – «den Staat mit einem einzigen Streich vernichtend zu treffen». Zwei Heeresgruppen sollten durch das Baltikum und die Ukraine vorrücken und sich in Moskau vereinen. Eine dritte werde im Süden auf den ölreichen Kaukasus vorstossen. Der Plan war von verblüffender Kühnheit. Im selben Monat hatte Hitler bereits die Aufstellung eines Heeres befohlen, das hundertzwanzig Divisionen umfassen sollte.<sup>51</sup> Nur ganz langsam solle es ostwärts verlegt werden, um Stalin in dem Glauben zu wiegen, es wäre für den Einsatz im Westen gedacht und würde nur im Osten stationiert, um englischen Luftangriffen zu entgehen.

Zweifellos sah Hitler sich durch praktische strategische Gesichtspunkte zur radikalsten aller militärischen Lösungen veranlasst. Doch der grosse Krieg im Osten war immer ein fester Bestandteil seines Weltbilds. Dort sollte der «Lebensraum» beschafft werden. Hitlers Plan nahm phantastische Ausmasse an. Im August hatte er beschlossen, sich das riesige Gebiet anzueignen, das sich von Archangelsk bis Astrachan erstreckte (die A-A-Linie) und es mit befestigten Garnisonsstädten zu überziehen, sodass die einheimische Bevölkerung der ständigen Kon-

trolle durch die «Herrenrasse» unterworfen wäre; ein asiatischer Rumpfstaat jenseits des Urals sollte den Rest der sowjetischen Bevölkerung beherbergen. Auf dieser Grundlage nahm die Planung ihren Fortgang. Im Frühjahr 1941 waren umfassende Programme zur rassischen, politischen und ökonomischen Ausbeutung des neuen Reiches entwickelt worden. «Der russische Raum», soll Hitler gesagt haben, «ist unser Indien.»<sup>52</sup>

Man unternahm ausserordentliche Anstrengungen, um das Projekt geheim zu halten. Die Beziehungen zum sowjetischen Bundesgenossen brach Hitler nicht ab, wenn sie auch zunehmenden Belastungen ausgesetzt waren. Am 27. September 1940 unterzeichnete er den Dreierpakt mit Japan und Italien, der die Welt in getrennte Interessensphären einteilte – «Neuordnungen» am Mittelmeer, in Ostasien und Europa. Diese Verschiebung der politischen Kräfte wurde in Moskau mit Unbehagen zur Kenntnis genommen. Im selben Monat erschienen zum ersten Mal deutsche Truppen in Rumänien. Finnland, Ungarn und Rumänien schlossen sich dem Dreierpakt an. Im Oktober fiel Italien, das im Juni an der Seite Deutschlands in den Krieg eingetreten war, in Griechenland ein, womit die Möglichkeit einer faschistischen Expansion in den Balkan konkrete Gestalt annahm. Am 13. Oktober erhielt Stalin einen langen, weitschweifigen Brief von Ribbentrop, in dem dieser ihm den verlockenden Vorschlag machte, dem Dreierpakt beizutreten und die neue Weltordnung mitzubestimmen.

Es ist nicht ganz klar, warum Hitler Ribbentrop ermächtigte, dem sowjetischen Machthaber ein solches Angebot zu unterbreiten. Vielleicht hatte er die Hoffnung, die wachsende Bedrohung, die von der Sowjetunion ausging, lasse sich doch durch Verträge eindämmen. Möglicherweise wollte er auch nur herausfinden, was die Sowjetunion im Schilde führte. Aber für Ribbentrop gab es Gründe genug. Er hoffte, einen mächtigen Block schmieden zu können, der in der Lage wäre, den angelsächsischen Mächten Paroli zu bieten, und erneut einen spektakulären diplomatischen Coup zu landen. Stalin antwortete vorsichtig. Man vereinbarte für November eine Reise Molotows nach Berlin. Laut Alex-

ander Wasilewski, der Molotow begleitete, hatte der Besuch das Ziel, Klarheit über «Hitlers Absichten zu gewinnen» und «eine deutsche Aggression so lange wie möglich abzuwenden». Heute lassen die Quellen eher darauf schliessen, dass Molotow einen weitergehenden Auftrag hatte – dass Stalin einen zweiten Pakt wollte, der die Einflussphären in Osteuropa festlegte.<sup>53</sup>

Am 12. November traf Molotow mit dem Zug ein. Es folgten zweitägige Gespräche, die keine Seite zufrieden stellten. Molotow begegnete Hitler so abweisend, dass ihre Unterredung am ersten Nachmittag sehr erregte Formen annahm, mit dem Ergebnis, dass Hitler nicht zum abendlichen Festbankett erschien, das zu Ehren der sowjetischen Gäste gegeben wurde. Hitler und Ribbentrop schlugen vor, die Sowjetunion solle auf Europa verzichten und sich stattdessen lieber Britisch-Indien zuwenden. Sie ergingen sich in Allgemeinheiten, Molotow sprach über Details. Sein Auftrag lautete, Fragen zu klären, die unmittelbar mit der sowjetischen Sicherheit in Europa zu tun hatten, doch er stellte fest, dass die Deutschen versuchten, die Sowjetunion in den Krieg gegen Grossbritannien hineinzuziehen. Auf dieser Basis konnte es keine Verständigung geben. Bei einem Botschaftsbankett am 13. November musste sich Molotow Hals über Kopf vor einem britischen Bombenangriff in Sicherheit bringen. Die Unterbrechung nutzend, legte Ribbentrop Molotow einen Vertragsentwurf vor, der die «Neuordnung» der Sowjetunion «in Richtung des Indischen Ozeans» einschränkte. Molotow lehnte den Vorschlag rundweg ab und erklärte Ribbentrop, die Sowjetunion habe den Wunsch, konkrete Gespräche über Bulgarien, die Türkei, Schweden, Rumänien, Ungarn, Jugoslawien und Griechenland zu führen. Am folgenden Tag kehrte Molotow nach Moskau zurück. Am 25. November überreichte er dem deutschen Botschafter eine Liste mit Forderungen, die der sowjetische Preis für eine Ausweitung der Allianz waren: Deutschlands Rückzug aus Finnland, freie Hand für die Sowjetunion im Iran und am Persischen Golf, sowjetische Stützpunkte in Bulgarien und in der Türkei. Hitler untersagte Ribbentrop, darauf zu antworten.<sup>54</sup>



Der sowjetische Aussenminister Wjatscheslaw Molotow (Bildmitte rechts) bei seinem Berlin-Besuch im Hotel Kaiserhof, November 1940. Molotow hoffte, die deutsche Führung zu klaren Zugeständnissen in der Schwarzmeerregion bewegen zu können, doch sein Besuch festigte nur Hitlers Entschluss, im folgenden Jahr das «Unternehmen Barbarossa» zu beginnen.

Eine Einigung war von Anfang an unwahrscheinlich gewesen, darin stimmten beide Seiten überein. Als Goebbels Molotow und die sowjetische Delegation beim Frühstück mit Hitler in der Reichskanzlei beobachtete, dachte er, wie er später seinem Tagebuch anvertraute: «Die Begleitung Molotows ist mehr als mittelmässig. Kein einziger Kopf von

Format.»<sup>55</sup> Noch am Tage von Molotows Abreise veranlasste Hitler die endgültigen Vorbereitungen zur «grossen Abrechnung» mit Russland. Am 5. Dezember teilte er seinem militärischen Stab mit: «Wir haben im Frühjahr einen sichtlichen Höchststand in Führung, Material, Truppe, die Russen einen unverkennbaren Tiefstand.»<sup>56</sup> Am 18. Dezember unterzeichnete Hitler die Weisung Nr. 21, in der er die Vorbereitung für den Krieg gegen die Sowjetunion befahl, das «Unternehmen Barbarossa». Es sollte im Mai des kommenden Jahres beginnen, in den ersten schönen Tagen. Am 9. Januar 1941 hielt Hitler auf seinem Sommersitz in Berchtesgaden eine Rede über Deutschlands Zukunft. «Russland muss nun zerschmettert werden», soll er einem Zeugen zufolge gesagt haben. «Das riesige Gebiet Russlands birgt unermessliche Reichtümer... Deutschland wird die Möglichkeit haben, gegen Erdteile Krieg zu führen ... Wenn dieses Unternehmen durchgeführt wird, wird Europa den Atem anhalten.»<sup>57</sup>

Das Scheitern von Molotows Mission tat Stalins Wunsch, eine militärische Konfrontation mit Deutschland zu vermeiden, keinen Abbruch. Wie Hitler sehr wohl wusste, war die Sowjetunion noch nicht bereit für einen grösseren Krieg und würde es auch mindestens für die Dauer eines Jahres nicht sein. Häufig ist Stalin als ein Mann dargestellt worden, der von einem Wunsch nach Appeasement verblendet war, wodurch er sein unvorbereitetes Land 1941 an den Rand des Abgrunds geführt habe. Richtig ist sicher, dass Stalin zum Zeitpunkt des deutschen Angriffs keinen Krieg wollte und hoffte, er könne ihn durch Verhandlungen vermeiden – eine Auffassung, die sich von der Neville Chamberlains im Jahre 1939 nicht sonderlich unterschied –, aber dass keinerlei Massnahmen getroffen wurden, ist ein Mythos. Die politische und militärische Führung der Sowjetunion bereitete das Land seit Herbst 1940 auf die Möglichkeit eines Krieges mit Deutschland vor. Das Problem lag vielmehr in grundlegenden Fehlern in der strategischen Planung und Verteilung der Truppen.

Wie es der Philosophie der Roten Armee entsprach, die eine aktive

Verteidigung und Gegenoffensiven in Feindesland vorsah, wollte Stalin die neue Verteidigungszone direkt an die Grenze zu Deutschland und dessen Verbündeten verlegen. Zum Erstaunen der Deutschen begannen die sowjetischen Pioniereinheiten, die Befestigungen in Sichtweite, direkt an der Grenze selbst, zu errichten. Die alte Stalin-Linie wurde fast vollständig preisgegeben. Man liess Depots und Stützpunkte verfallen, schüttete sie mit Erde zu oder stellte sie örtlichen Kolchosen als Gemüsespeicher zur Verfügung. Ein Grossteil der demontierten Ausstattung wurde nachlässig gelagert oder an die neue Grenze transportiert, wo sie vor sich hin rostete, während die neuen Bunker gebaut wurden. Die Befestigungszonen, auf denen das ganze Konzept der Vorwärtsverteidigung beruhte, waren zu zahlreich, um alle zugleich vollendet werden zu können. Im Frühjahr fehlten den meisten noch Geschütze jeglicher Art, Funkausrüstungen, sogar Elektrizität und Luftfilter. Als Schukow im April die Grenzbezirke besichtigte, ordnete er sofort an, Panzertüren an den Eingängen der Bunker anzubringen. Am Vorabend des deutschen Angriffs gab es in den Schlüsselabschnitten an der Grenze weder Minenfelder noch Tarnung oder geeignete Schussfelder. Von den 2'300 Stützpunkten, die auf Schukows Befehl angelegt worden waren, besaßen weniger als 1'000 überhaupt Geschütze.<sup>58</sup>

Schukow vertrat die Auffassung, die Stalin-Linie hätte nicht aufgegeben werden dürfen, eine Ansicht, die auch Schaposchnikow unterstützte. Stalin wollte davon nichts hören und konnte sich auch für das Konzept der «Verteidigung in die Tiefe» nicht erwärmen. Aus politischen Gründen sollten die neuen Gebiete auf keinen Fall preisgegeben werden. Erst im Juni 1941, kurz vor dem deutschen Angriff, willigte Stalin murrend ein, die alten Befestigungslinien stellenweise mit 30 Prozent ihrer Garnisonsstärke zu bemannen. Die Truppen fanden nur noch leere Betonhöhlen vor. Als die Soldaten von General Iwan Konjew in die 1939 aufgegebenen Anlagen von Kiew einzogen, waren sie «mit Gras und hohem Unkraut überwachsen» und die Beton-Geschützstellungen leer.<sup>59</sup>

Während die Pioniere sich im Herbst 1940 damit abmühten, die schier unmögliche Aufgabe zu bewältigen, 4'500 Kilometer Grenzverlauf zu befestigen, entwickelten die sowjetischen Führer Pläne für den Fall einer Invasion aus dem Westen. Wie schon beim Entwurf von 1939 gingen sie auch diesmal davon aus, dass einige Zeit vergehen würde, bis die Hauptkräfte aufeinander prallten. Das einzige Zugeständnis, das der Generalstab nach dem deutschen Sieg in Westeuropa machte, war die Annahme, dass dieses Ereignis nicht drei Wochen auf sich warten lassen würde, sondern nur zehn bis fünfzehn Tage. (Tatsächlich jedoch sollten die deutschen Truppen am fünfzehnten Tag auf Leningrad vorrücken und unmittelbar vor Smolensk und Kiew stehen!) Die Planer gingen davon aus, dass Deutschland mit seinen Verbündeten Ungarn, Rumänien und Finnland zusammen angreifen würde. Auf Stalins Wunsch stellte man sich darauf ein, dass der deutsche Vormarsch im Südwesten erfolgen werde, in Richtung auf die Industrien, Anbaugelände und Ölvorkommen in der Ukraine und im Kaukasus. Bei diesen Überlegungen scheint Stalin von seinen Erfahrungen im Bürgerkrieg beeinflusst worden zu sein, wo der Zugriff auf die wirtschaftlichen Ressourcen als kriegsentscheidend galt. Zwar prüfte man auch andere Möglichkeiten, doch der Plan, für den man sich am Ende entschied, trug Stalins Wünschen Rechnung.

Die Truppen, die die ukrainische Grenze schützten, sollten sie erbittert verteidigen, jede vom Gegner gerissene Lücke schliessen, dessen Vorhut vernichten und den Vormarsch seiner Hauptstreitmacht durch Bombenangriffe und heftige Feuerüberfälle behindern. Ausserdem war vorgesehen, dass sich die Masse der sowjetischen Kräfte weiter hinten versammelte, um zwischen den kämpfenden Grenzsicherungen hindurch in Feindesland und auf das Gros der deutschen Truppen vorzustossen, das um Lublin erwartet wurde. Man wollte dem Gegner eine entscheidende Niederlage bereiten und dann nach Südwesten vorrücken, um Deutschland von den Lieferungen aus dem Balkan abzuschneiden und Schlesien zu besetzen.<sup>60</sup> Angesichts des Zustands, in dem sich die Rote

Armee und die Luftwaffe befanden, war dieser Plan reichlich unrealistisch. Seine Schwächen wurden offenbar, als man ihn im Januar 1941 in einer Reihe von Planspielen auf die Probe stellte.

Das geschah im Anschluss an eine einwöchige Generalstabskonferenz, die am 23. Dezember 1940 begann. Man wollte klären, was die Erfahrungen des zurückliegenden Jahres gebracht hatten, und den Stand der militärischen Planung entsprechend aktualisieren. Allerdings wurde kein ernsthafter Versuch gemacht, die Grundsätze in Frage zu stellen, auf denen die sowjetische Strategie beruhte. Eigentlich sollten die Planspiele lediglich bestätigen, was man als gesicherte Erkenntnisse ansah. Das erste wurde am Neujahrstag 1941 zwischen Schukow und General Dimitri Pawlow, dem Chef der mechanisierten Infanterie, ausgetragen. Schukow übernahm die deutsche Seite, Pawlow die sowjetische. Obwohl es diesem, der Taktik des massiven Gegenangriffs folgend, gelang, mit seinen Hauptkräften bis nach Ostpreussen vorzudringen, wurde er von Schukow in die Flucht geschlagen. In einem zweiten Planspiel, eine Woche später, tauschten die Mitwirkenden die Rollen. Dieses Mal stiess Schukow erfolgreich über die Grenze nach Ungarn vor, was Pawlow mit einem schwachen Gegenangriff vergeblich zu verhindern suchte. Das Ergebnis sagte – auch wenn der Krieg nur auf dem grünen Tisch stattfand – eine Menge über Schukows militärische Fähigkeiten aus, gab aber zugleich hinreichend Anlass, an der sowjetischen Strategie zu zweifeln. Als Stalin die Kommandeure und Funktionäre nach dem zweiten Planspiel um sich versammelte, kam es zu einem merkwürdigen Auftritt.<sup>61</sup>

Der Generalstabschef sollte über das Ergebnis der Spiele berichten. Zögernd ergriff Meretzkow das Wort. Statt klar und deutlich zu sagen, dass Schukows Deutsche das erste Planspiel gewonnen hatten, strich er das Anfangsstadium heraus, als Pawlow mit sechzig Divisionen die fünfundfünfzig deutschen Divisionen zurückgedrängt hatte, die die Reichsgrenzen verteidigten. Ärgerlich unterbrach Stalin ihn und erklär-

te, die Annahme sei unsinnig, dass man mit einem Divisionsverhältnis von kaum mehr als eins zu eins die befestigten Verteidigungsanlagen der Deutschen überwinden könne. Solche Behauptungen eigneten sich «für Propagandazwecke», erklärte er den Anwesenden, «aber hier reden wir über unsere tatsächlichen Möglichkeiten». Dann fragte Stalin den armen Meretzkow nach dem zweiten Planspiel und bekam wieder keine klare Antwort; das Ergebnis sei nicht eindeutig gewesen. Als schliesslich einer von Timoschenkos Stellvertretern dafür plädierte, die Infanteriedivisionen mit Pferden auszurüsten und sie nicht weiter zu mechanisieren, war Stalins Geduld erschöpft.<sup>62</sup> Kleinlaut verliess der Generalstab die Konferenz. Am folgenden Tag wurde Schukow zum Chef des Generalstabes ernannt und Meretzkow zum Chef des Ausbildungswesens degradiert.

Schukow war kein Generalstabsoffizier und bat darum, bei der Truppe bleiben zu können. Doch Stalin hielt an seiner Entscheidung fest, und so übernahm Schukow die militärische Schlüsselposition zu einem Zeitpunkt, da sich die sowjetischen Streitkräfte in einer höchst prekären Lage befanden. Zwar ging er seine Aufgabe mit unermüdlicher Energie an, aber ihm fehlte die Generalstabserfahrung; daher musste er sich in höherem Masse auf das Wort seiner Untergebenen verlassen, als es ein Generalstabschef tun sollte. Die fünf Monate, die bis zum deutschen Überfall noch bleiben sollten, wurden dazu verwendet, den Bau der Befestigungsanlagen voranzutreiben und eine grosse Zahl von Luftwaffen- und Panzereinheiten in der vorgeschobenen Verteidigungszone zu stationieren, die einen möglichen deutschen Angriff zunächst hätten auffangen sollen. Im März verlangte die Regierung die Aufstellung von zwanzig mechanisierten Korps. Sie sollten entlang der Grenze verteilt werden, doch im Juni war erst die Hälfte einsatzbereit. Die Luftwaffe erhielt den Befehl, einhundertsechs neue Fliegerregimenter aufzustellen und sie mit den neuen, soeben in Produktion gehenden Modellen auszurüsten; lediglich neunzehn davon waren im Mai vollzählig. Alle diese Truppen wurden in einem schmalen Gürtel hinter – und manchmal sogar auf – der

Grenze massiert. Ihnen wurden vier Fünftel der gerade produzierten T-34, der modernsten Panzer der Welt, und die Hälfte aller Flugzeuge neueren Typs zugewiesen, doch es fehlte an der nötigen Ausbildung (und an Ersatzteilen), sodass die Waffen nicht richtig zur Wirkung kommen konnten. Die Moral der vorgeschobenen Truppen war auf einem Tiefpunkt angelangt. Die Offiziere hatten ihre Männer nicht mehr unter Kontrolle, Verbrechen und Insubordination griffen um sich.<sup>63</sup>

Im Mai 1941 entwickelten Schukow und Timoschenko einen neuen Aufmarschplan, den – wie sich zeigen sollte – letzten vor der deutschen Invasion. Er unterschied sich kaum von demjenigen, der im vorausgegangenen Oktober aufgestellt worden war, nur dass er jetzt zwei Gegenoffensiven in deutsch besetzte Gebiete vorsah: die eine in Richtung Krakau, um Deutschland von seinen südlichen Verbündeten abzuschneiden, die andere in Richtung Lublin, mit dem Ziel, sich die deutsch besetzten polnischen Gebiete und Ostpreussen zu sichern. Einen Teil des Dokuments hat man als Beweis dafür gewertet, dass die Sowjetunion im Sommer 1941 einen Präventivschlag gegen Deutschland geplant habe, dem der plötzliche Beginn des «Unternehmens Barbarossa» zuvorgekommen sei. Bei dieser nicht unterzeichneten Aktennotiz vom 15. Mai handelte es sich indessen weder um einen Befehl noch um eine Weisung, sondern um eine Empfehlung zur Aufstellung der sowjetischen Kräfte, die sich vollkommen mit den Plänen der vorangegangenen zwei Jahre deckte.<sup>64</sup> Es gibt kein Indiz dafür, dass Stalin das Dokument überhaupt zu Gesicht bekommen hat, doch selbst wenn, besteht kein Grund zu der Annahme, es habe sich hier um etwas anderes gehandelt als eine weitere Variante der Vorwärtsverteidigung, auf die sich die sowjetische Strategie seit den dreissiger Jahren stützte. Eine gewisse Form der Prävention – Störangriffe auf die vorrückenden Kräfte des Gegners – gehörte seit jeher dazu. Das bedeutet nicht, dass die Sowjets die Absicht hatten, von sich aus den Krieg zu beginnen, sondern lediglich, dass sie den Aufmarsch der deutschen Truppen gegen die Sowjetunion stören wollten.

Es ist wahr, dass Stalin im März 1941 widerwillig Schukows Forderung nachkam und eine halbe Million Reservisten einberufen liess, denen einige Tage später noch einmal 300'000 Mann folgten. Wahr ist auch, dass die hektische Aufrüstung, die 1940 angeordnet wurde, im Juni dieses Jahres zu neuen Arbeitsgesetzen führte, die die Arbeitswoche auf sieben Tage verlängerten, gefolgt von einem freien Tag. Wahr ist weiterhin, dass Schukow und Timoschenko im Mai 1941 Stalin – oft in sehr hitzigen Diskussionen – zu überreden versuchten, mehr Truppen abzukommandieren, um eine sichere Niederlage zu vermeiden. Erst am 4. Juni gab Stalin nach und gestattete die Verlegung weiterer 120'000 Mann in die befestigten Grenzzonen und die zweite Verteidigungslinie, doch nur für einen Zeitraum von vier Monaten?<sup>5</sup> Das alles lässt nicht darauf schliessen, dass ein Angriff auf Deutschland geplant war. Natürlich haben Stalin und andere Militärführer die Rote Armee immer wieder als offensive Streitmacht bezeichnet. Am 5. Mai etwa erklärte Stalin öffentlich: «Die Rote Armee ist ein modernes Heer, und ein modernes Heer ist ein offensives Heer.» Auch diese Äusserung hat man als Beweis für böse Absichten gewertet. Tatsächlich deckte sie sich mit allen strategischen Theorien, denen die Sowjets seit den zwanziger Jahren anhingen. Weder passte eine defensive Strategie zum Selbstverständnis des revolutionären Staates, noch galt sie als militärisch erstrebenswert. Stalin sagte hier nichts, was er nicht schon hundertmal zuvor gesagt hatte.

Der deutlichste Beleg dafür, dass Stalin nicht daran dachte, Hitler von sich aus anzugreifen, ist in seinen fast verzweifelten Bemühungen zu sehen, den deutschen «Führer» bis in den Juni hinein zu besänftigen. Trotz aller Versuche Schukows, die Sowjetunion gründlicher auf einen möglichen deutschen Angriff vorzubereiten, beharrte Stalin mit Nachdruck darauf, eine solche Gefahr bestehe nicht und man solle ja nichts tun, um sie heraufzubeschwören. In der Öffentlichkeit wie in der militärischen Führung machte sich wachsendes Unbehagen breit, die Ahnung drohenden Unheils. Im Frühjahr zeigte der Film «Wenn morgen Krieg wäre» einen

deutschen Angriff, der von heldenhaften sowjetischen Soldaten zurückgeschlagen wird und zur revolutionären Entmachtung Hitlers führt. Stalin wusste natürlich, dass noch viel zu tun war. Die kläglichen Leistungen auf der Konferenz des Oberkommandos im Januar hatten ihn sicher nicht davon überzeugt, die Sowjetunion sei in der Lage, Hitler Paroli zu bieten (oder Japan, mit dem im April 1941 ein separater Nichtangriffspakt geschlossen worden war). Allen Menschen in seinem Umfeld erklärte er, dass es keinen Krieg geben werde. Nach 1945 musste sich Schukow herbe Kritik gefallen lassen, weil er keine weiter gehenden Vorbereitungen gegen einen deutschen Angriff getroffen hatte, doch es ist schwer zu erkennen, was er unter den gegebenen Umständen mehr hätte tun können. 1966 verteidigte er sich gegen diese Vorwürfe: «Nehmen wir an, ich, Schukow, hätte in Erkenntnis der Gefahr, in der das Land schwebte, den Befehl gegeben: ‚Aufmarsch!‘ Man hätte es Stalin hinterbracht. ‚Mit welcher Begründung?‘ ‚Mit der einer drohenden Gefahr.‘ ‚Ach so. Berija, bring ihn in deinen Keller.‘» Der unglückliche Meretzkow wurde im Frühling 1941 tatsächlich in den Keller gebracht und erhielt die schlimmste Behandlung, die die Lubjanka zu bieten hatte.<sup>66</sup> Nicht dass Schukow ein Feigling war. Er war, so Timoschenko, «der einzige Mensch, der vor niemandem Angst hatte. Auch nicht vor Stalin.»<sup>67</sup> Mit seiner Meinung hielt er nicht hinter dem Berg. Das Problem bestand nur darin, dass *ein* Mann nicht den ganzen politischen Apparat verändern konnte. Stalin befand, dass es 1941 keinen Krieg geben würde, und das System war nicht in der Lage, ihm zu widersprechen.

Dabei dürfte kaum jemals ein Feldzug deutlicher signalisiert worden sein. Trotz aller deutschen Bemühungen um Geheimhaltung und Desinformation, die die sowjetische Abwehr in dem Glauben wiegen sollten, die militärischen Vorbereitungen seien für den Krieg mit Grossbritannien bestimmt, traf im Frühjahr 1941 ein fast endloser Strom von nachrichtendienstlichen Berichten über einen bevorstehenden deutschen Angriff ein. Es gab mindestens vierundachtzig derartige Warnungen,

höchst wahrscheinlich sehr viel mehr. Sie wurden von General Filip Golikow, dem Leiter des militärischen Nachrichtendienstes, weitergeleitet. In seinen Berichten stufte er die Information entweder als «verlässlich» oder «zweifelhaft» ein. Die meisten Berichte über «Barbarossa» waren der zweiten Kategorie zugeordnet. Golikow vertrat die Ansicht, grossenteils handle es sich um britische Desinformationen, dazu bestimmt, einen Keil zwischen die beiden Verbündeten zu treiben. Warnungen, die direkt vom englischen Premier Winston Churchill kamen und der Entschlüsselung deutscher Befehle zu verdanken waren, wurden als besonders dreiste Provokationsversuche gewertet. Als Hitlers Stellvertreter Rudolf Hess am 10. Mai 1941 seinen «Friedensflug» nach Schottland unternahm, fühlten sich die Sowjets in ihrem Misstrauen gegenüber den britischen Beweggründen bestätigt.<sup>68</sup> Die zuverlässigsten Hinweise kamen von Richard Sorge, einem deutschen Kommunisten und Spion in Tokio, der von Mitarbeitern der deutschen Botschaft leichtsinnig mit einer Fülle von Informationen über die deutschen Pläne versorgt wurde. Am 5. März schickte Sorge einen Mikrofilm mit Aufnahmen von Dokumenten nach Moskau, die auf einen Angriff Mitte Juni hindeuteten; er liess am 15. Mai genauere Einzelheiten folgen, aus denen hervorging, dass das Datum der 20. Juni war, und am 19. Mai warnte er, dass neun deutsche Armeen mit hundertfünfzig Divisionen an der sowjetischen Grenze zusammengezogen würden. Der militärische Nachrichtendienst erwiderte lediglich: «Wir bezweifeln die Richtigkeit Ihrer Information.»<sup>69</sup>

Nicht einmal die wiederholten Verletzungen des sowjetischen Luftraums – ihre Zahl wird auf hundertachtzig geschätzt – konnten an dieser Situation etwas ändern. Stalin hielt unerschütterlich, fast zwanghaft an seiner Überzeugung fest, dass die Deutschen nicht angreifen würden. Am 14. Juni veröffentlichte die sowjetische Nachrichtenagentur Tass eine scharfe Kritik an allen Äusserungen über einen bevorstehenden Überfall; «Gerüchte, denen zufolge Deutschland den Pakt brechen und die UdSSR angreifen will», seien «völlig unbegründet».<sup>70</sup> Als aus einer

tschechischen Spionagequelle gesicherte Informationen eintrafen, sagte Stalin: «Stellt fest, von wem diese Provokationen stammen, und bestraft ihn!» Selbst als sowjetische Spione in Berlin, viele von ihnen in verantwortlichen Stellungen, am 16. Juni meldeten: «Mit dem Militärschlag ist jederzeit zu rechnen», weigerte sich Stalin, ihrem Bericht Glauben zu schenken, weil man Deutschen, selbst wenn es sich um kommunistische Sympathisanten handle, nicht trauen könne. Am 21. Juni überquerte ein mutiger deutscher Soldat die Grenze, um die Rote Armee darüber zu informieren, dass Deutschland am folgenden Tag angreifen werde. Stalin liess ihn erschossen: abermals nur Desinformation und Provokation.<sup>71</sup>

Warum war Stalin so blind? Die Sowjetunion verfügte über das grösste Spionagenetz der Welt. Warum nahm Stalin all die Informationen nicht zur Kenntnis, wo das Misstrauen doch seine zweite Natur war? Warum vertraute er Hitler, diesem Inbegriff des verschlagenen Politikers? Die Antwort ist nicht einfach. Zum Teil ging Stalin von durchaus vernünftigen Erwägungen aus. Er war der Ansicht, um in die Sowjetunion mit ihrem riesigen Heer und ihren endlosen Grenzen einzufallen, brauche der Angreifer eine zahlenmässige Überlegenheit von zwei zu eins. Die besass Hitler nicht. Stalin war überzeugt, dass kein militärischer Führer, und mochte er noch so unbesonnen sein, einen Zweifrontenkrieg riskieren würde. Als deutsche Streitkräfte zur Unterstützung Italiens auf den Balkan geschickt wurden, kämpften sie in Jugoslawien und Griechenland, um schliesslich – noch im Mai 1941 – die Briten aus der Ägäis zu vertreiben. Stalin war kein militärisches Genie, aber er konnte sich nicht vorstellen, dass Hitler im Juni angreifen würde, obwohl ihm das Wetter dann nur noch wenige Wochen Zeit liess. Das deutsche Eingreifen auf dem Balkan bestärkte Stalin in seiner Überzeugung. Er projizierte den eigenen praktischen Sinn für das Mögliche auf Hitler.

Es gibt andere Erklärungen. Dass Hitlers militärische Aktionen im Frühjahr 1941 lediglich Täuschungsmanöver waren, die Stalin wieder an den Verhandlungstisch bringen sollten, erschien durchaus plausibel. (Stalin war nicht der Einzige, der zu diesem Schluss gelangte.) Auch

glaubte er, dass der deutsche Diktator aus demselben Holz geschnitzt sei wie er selbst. Er hegte die gleiche widerstrebende Achtung für Hitler wie dieser für ihn. Offenbar träumte er gelegentlich davon, gemeinsam mit dem anderen, der auf seine Art ja ebenfalls ein Revolutionär war, die Welt im Sturm zu erobern. Mehr als einmal ist bezeugt, dass er sich beklagte: «Mit den Deutschen zusammen wären wir unbesiegbar gewesen.»<sup>72</sup> Letztlich fehlte es Stalin wohl an der nötigen Phantasie: Er hat es nicht für möglich gehalten, dass Hitler einen solch tollkühnen, jeder militärischen Vernunft spottenden Angriff unternehmen könnte. Trotzdem scheint er böse Vorahnungen gehabt zu haben. Nach Chruschtschows Erinnerungen befand sich Stalin in den Wochen vor diesem deutschen Angriff in einem «Zustand der Verwirrung, Angst, Mutlosigkeit, sogar Lähmung».<sup>73</sup> Am 14. Juni schlug Schukow die sowjetische Mobilmachung vor. «Das bedeutet Krieg», erwiderte Stalin und lehnte ab.<sup>74</sup> Vielleicht vermochte er einfach nicht zuzugeben, dass er Hitler falsch eingeschätzt hatte. Noch am Wochenende des 21./22. Juni war er unschlüssig. Er versetzte die Moskauer Flugabwehr in Alarmbereitschaft, beklagte aber sogleich, dass er sich von der allgemeinen «Panik» habe anstecken lassen. Am 22. Juni um 0 Uhr 30 suchten Timoschenko, Schukow und sein Stellvertreter Nikolai Watutin Stalin auf, um ihn zu überreden, die Truppen in Alarmzustand zu versetzen. Schliesslich willigte Stalin ein, allerdings kam die Weisung für viele der Einheiten, die im Bereich der deutschen Angriffslinie lagen, viel zu spät. Nur mit grösster Mühe konnte Timoschenko seinen Staatschef davon abhalten, einen Satz einzufügen, der die Frontkommandeure aufforderte, mit den angreifenden deutschen Offizieren zu verhandeln, um den Konflikt beizulegen. Stalin ordnete an, dass kein sowjetischer Soldat zu Lande, zu Wasser oder in der Luft die sowjetische Grenze überqueren dürfe, in komplettem Widerspruch zu allem, was die sowjetische Kriegskunst lehrte.<sup>75</sup>

Auf der anderen Seite der Grenze marschierte das grösste Invasionsheer auf, das jemals zusammengezogen worden war. Mehr als drei Mil-

lionen Soldaten in 146 Heeresdivisionen, dazu 14 rumänische Divisionen im Süden und weitere finnische Truppen im Norden, unterstützt von 2'000 Flugzeugen und 3'350 Panzern. Im Laufe des Juni nahm dieses Heer allmählich seine Ausgangsstellung ein. Hinter der Front formierten sich spezielle Sicherheitskräfte, Hitlers Gegenstück zum NKWD, in vier «Einsatzkommandos» der SS. Ihr Auftrag lautete, alle politischen Elemente aufzuspüren, die Deutschland feindlich gesinnt waren, und sie erbarmungslos zu vernichten. Am Morgen des 21. Juni wurde das Codewort «Dortmund» ausgegeben, wodurch festgelegt wurde, dass der Angriff am folgenden Morgen um halb vier zu erfolgen hatte. Die sowjetischen Grenzsoldaten konnten hören, wie die Panzer in Stellung fuhren. Stalin legte sich um drei Uhr morgens zur Ruhe, noch immer nicht bereit, die unübersehbaren Vorzeichen der Katastrophe zur Kenntnis zu nehmen. Dreissig Minuten später hatte der Krieg begonnen.

# 3

## GOTENSTURM GEN OSTEN: BARBAROSSA

1941

*Wir haben nur eine einzige Aufgabe: auszuhalten  
und den Rassenkampf erbarmungslos durchzuführen ...  
Wir werden diese ausgezeichnete Waffe,  
den schreckenerregenden Ruf der uns ... voraus ging,  
niemals stumpf werden lassen, sondern sie immer  
bedrohlicher machen. Sie können uns in der Welt nennen,  
wie sie wollen ...*

HEINRICH HIMMLER, APRIL 1943

IN DER NACHT, IN DER DIE DEUTSCHEN STREITKRÄFTE den grössten und aufwendigsten Krieg der Geschichte entfesselten, bekam Stalin kaum mehr als eine Stunde Schlaf. Als er geweckt wurde, hatten die deutschen Flugzeuge bereits die wichtigsten sowjetischen Luftwaffenstützpunkte hinter der Grenze angegriffen und bombardierten Minsk, Kiew und Sewastopol. Um vier Uhr wusste Schukow schon, dass die deutschen Truppen auf der ganzen Länge der sowjetischen Westgrenze angriffen. Marschall Timoschenko forderte ihn auf, Stalin in seinem Landhaus vor den Toren von Moskau – der Datscha in Kunzewo – anzurufen. Keine beneidenswerte Aufgabe. Der Dienst habende Offizier war verschlafen und reagierte abweisend: «Genosse Stalin schläft.» Schukow liess keinen Zweifel an der Dringlichkeit seines Anrufs: «Wecken Sie ihn umgehend auf. Die Deutschen bombardieren unsere Städte.» Einige Minuten später war Stalin selbst am Telefon. «Haben Sie mich verstanden, Genosse Stalin?», fragte Schukow.<sup>1</sup> Am anderen Ende der Leitung war nur ein heftiges Atmen zu vernehmen. Schliesslich hatte sich Stalin wieder in der Gewalt. Schukow wurde damit beauftragt, das gesamte Politbüro im Kreml zusammenzutrommeln. Nach einer Fahrt durch fast leere Strassen, auf denen am frühen Sonntagmorgen nur betrunkene und übermüdete Moskauer zu sehen waren, traf Stalin als Erster ein.

Er war von der Nachricht schockiert, aber nicht, wie häufig behauptet, gelähmt. Eine Zeit lang klammerte er sich an die Hoffnung, es handle sich um eine begrenzte Provokation. Als Timoschenko einwandte, die Bombardierung sowjetischer Städte könne kaum als «Provokation» gewertet werden, erwiderte Stalin, «deutsche Generale würden sogar ihre eigenen Städte bombardieren», um einen Konflikt zu provozieren. Er murmelte, vielleicht wisse Hitler gar nichts von den Angriffen und man solle «umgehend Verbindung zu Berlin» aufnehmen.<sup>2</sup> Als die anderen Mitglieder des Politbüros sich nach und nach einfanden, sprach sie Stalin langsam und stockend an. Er war bleich und erschöpft. Molotow sollte in Erfahrung bringen, was Deutschland beabsichtigte. Der deutsche Botschafter Schulenburg wurde in sein Büro geführt. Förmlich unterrichtete er Molotow, dass sich Deutschland und die Sowjetunion von nun an im Kriegszustand befänden. Mühsam stiess Molotow hervor: «Was haben wir getan, um das zu verdienen?», dann eilte er zurück in Stalins Büro. Stalin nahm die Nachricht ungewöhnlich ruhig entgegen. «Er sank in seinen Stuhl und verharrte in tiefem Nachdenken», schrieb Schukow. Nach einer langen Pause sagte er schliesslich: «Wir werden den Feind auf ganzer Front schlagen.»<sup>3</sup>

Schukow und Timoschenko versprachen zunächst, den Feind zum Stehen zu bringen, und stellten sich darauf ein, ihn zurückzudrängen, obgleich sich wohl keiner der beiden Illusionen darüber machte, wie schwierig das werden würde. Um 7 Uhr 15 gab Stalin die ersten Kriegsbefehle aus und liess sie von Timoschenko unterzeichnen. Die deutsche Luftwaffe sollte ausgeschaltet werden, und er ordnete an, Luftangriffe hundertfünfzig Kilometer tief in deutsches Gebiet zu fliegen; das Heer erhielt den Auftrag, die eindringenden Truppen mit allen Mitteln zu «vernichten», aber die deutsche Grenze nicht zu überschreiten. Am Abend wurden die sowjetischen Streitkräfte angewiesen, gegen die Hauptachse des deutschen Angriffs vorzugehen und die Kampfhandlungen auf feindliches Gebiet zu verlagern.<sup>4</sup> Molotow und Stalin schrieben den Entwurf einer Rede, die den Kriegsausbruch bekannt gab. Mittags

verlas Molotow sie im sowjetischen Rundfunk. Aus Lautsprechern in allen Hauptstrassen der sowjetischen Grosstädte vernahmen die Menschen die schreckliche Wahrheit. Viele dieser Städte wurden bereits angegriffen. Ein Strom von Flüchtlingen bewegte sich ostwärts, der Beginn eines gewaltigen Exodus von mehr als 25 Millionen Menschen. Molotow fiel es schwer, die Rede zu halten. Sie endete mit den optimistischen, aufmunternden Worten: «Unsere Sache ist gerecht, der Feind wird zermalmt werden, der Sieg wird unser sein.» Stalin fand Molotows Vortrag matt und wenig überzeugend.

Es gab eine unüberbrückbare Kluft zwischen den zuversichtlichen



Besorgt verfolgen Einwohner Moskaus die Ansprache Molotows, der am 22. Juni 1941 die Nachricht vom deutschen Angriff auf die Sowjetunion verkündete.

Siegeserwartungen, die Stalin in der ersten Kriegswoche hegte, und den äusserst chaotischen, demoralisierenden Zuständen an der Front. Der Angriff erfolgte ganz anders, als die orthodoxe Lehrmeinung in der Roten Armee angenommen hatte. Statt sich in zehntägige Vorhutgefechte zu verstricken, auf welche dann der Zusammenprall zweier vollständig mobilisierter Heere erfolgt wäre, stiess die gesamte deutsche Streitmacht in wenigen Stunden vor, so wie es die deutsche Militärführung erwartet hatte – anscheinend der schlagende Beweis für die Überlegenheit einer entschlossenen, modernen Kriegführung gegenüber der rückständigen sowjetischen. Die russische «Masse», schrieb ein deutscher Stabsoffizier, sei einem Heer mit moderner Ausrüstung und überlegener Führung nicht gewachsen. Die meisten ausländischen Beobachter waren der gleichen Meinung. «Ich bin auf einen raschen Zusammenbruch der Roten Armee und der Luftwaffe gefasst», schrieb der britische Politiker Hugh Dalton am Abend der deutschen Invasion in sein Tagebuch. Englische und amerikanische Militärs erwarteten den deutschen Sieg in wenigen Wochen, spätestens Monaten.<sup>5</sup>

Doch die sowjetischen Streitkräfte waren weit leistungsfähiger, als ihre Feinde und Verbündeten dachten. Ihr Handikap war nicht bolschewistische Rückständigkeit, sondern der Überraschungseffekt. Stalin hatte seine Auffassung, Deutschland werde im Sommer nicht angreifen, so beharrlich und nachdrücklich verkündet, dass noch nicht einmal die einfachsten Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden waren. Die Kampfflugzeuge standen auf den grossen Stützpunkten ungetarnt aufgereiht und gaben für die feindlichen Flieger bequeme Zielscheiben ab. Wenige Stunden nach Beginn des Krieges wurden mindestens eintausendzweihundert von ihnen auf sechshundsechzig Flugplätzen zerstört, die meisten am Boden. Viele Einheiten in vorgeschobenen Stellungen hatten keine scharfe Munition. Durch das Tempo des deutschen Vormarschs war das sowjetische Nachschubsystem überrumpelt. Zweihundert von dreihundertvierzig Depots fielen den Deutschen innerhalb des ersten Monats in die Hände.<sup>6</sup> Die Streitkräfte selbst waren in einer kom-

# Unternehmen Barbarossa, Juni bis September 1941



plexen Umgruppierung begriffen. Ein Teil von ihnen stand in vorderster Linie, ein anderer weit dahinter, und Reserven, die zahlenmässig viel grösser waren als die Verbände vor ihnen, befanden sich noch tiefer im Hinterland. Stalin beharrte weiterhin darauf, dass die meisten Divisionen, annähernd hundert, entlang der Südwestgrenze in ihren Stellungen blieben, um die rohstoffreiche Ukraine zu schützen – auch dann noch, als klar war, dass die Hauptstossrichtung des deutschen Vormarschs weiter nördlich verlief, in Richtung Minsk und Moskau. Als der deutsche Angriff erfolgte, waren viele Einheiten unterwegs in neue Quartiere. Die meisten waren nicht vollzählig. In den ersten Tagen wurden die Verbände in beinahe gänzlicher Unkenntnis der Feindstellungen an die Grenze verlegt. Auf diese Weise liess sich keine zusammenhängende Schlachtordnung bilden. So, wie sie eintrafen, schickte man die Divisionen an die Front. Ohne Deckung aus der Luft, ohne angemessene Bewaffnung oder Aufklärung wurden sie oft in wenigen Stunden aufgerieben. In den ersten vier Wochen des «Unternehmens Barbarossa» wurden dreihundertneunzehn sowjetische Einheiten in die Schlacht geworfen und fast alle vernichtet oder dramatisch dezimiert.<sup>7</sup>

Während die sowjetischen Truppen an der Front in hoffnungsloser Isolation kämpften, da ihre Gliederung und alle Nachrichtensysteme zerschlagen waren, herrschte im Kreml hektische Betriebsamkeit. Nach dem Zaudern und Zögern in den Wochen vor der Invasion stürzte sich Stalin jetzt in fieberhafte Aktivität. Chruschtschow sprach in seinen Memoiren davon, dass Stalin über Nacht zu einem «Sack Knochen in einem grauen Waffenrock» geworden sei, doch jene, die in den ersten Kriegswochen mit ihm zusammenarbeiteten, erinnerten sich an einen energischen Mann, der zwar «müde und besorgt», aber auch ungeheuer wütend war – auf die Deutschen, seine Mitarbeiter, die orientierungslosen Truppen an der Front, sich selbst. Er arbeitete Tag und Nacht, kümmerte sich um jede Entscheidung – selbst um Details wie die Konstruktion eines

Scharfschützengewehrs und die Länge eines Bajonetts. Unersättlich war sein Hunger nach Neuigkeiten, doch man scheute sich, ihm die wirklich schlimmen Nachrichten mitzuteilen. Dadurch erhielten die militärischen Diskussionen einen surrealen Charakter: Stalin verlangte Vernichtungsangriffe, während seine Kommandeure ihm vorsichtig beizubringen versuchten, dass seine Truppen sich ständig auf dem Rückzug befanden.<sup>8</sup>

In den ersten Kriegswochen überschritt Stalin endlich die Grenzen, die ihm seine eher bescheidene Rolle als Parteisekretär auferlegte, und nahm die höchste Befehlsgewalt in die eigenen Hände. Am 22. Juni hatte er der Bildung eines Oberkommandos (*Stawka Glawnogo Komandowanija*) zugestimmt, meist kurz «Stawka» genannt. Der Name erinnerte an die Kommandozentrale, die im Ersten Weltkrieg unter dem Zaren geschaffen worden war. Am 10. Juli wurde Stalin Oberbefehlshaber der Streitkräfte, am 19. Juli löste er Timoschenko als Kommissar für Verteidigung ab, am 8. August wurde die Stawka schliesslich zum Oberkommando unter der Leitung Stalins. Das war eine bemerkenswerte politische Revolution. Stalin hatte bis dahin lieber hinter den Kulissen agiert, sodass er, wie erwähnt, die öffentliche Verantwortung anderen in die Schuhe schieben konnte. Warum er in der Stunde der Not selbst die Zügel ergriff, ist bislang nicht geklärt.

Im Juni arbeitete das Oberkommando noch unter dem Vorsitz von Marschall Timoschenko, der die schwierige Aufgabe hatte, die von der Front eintreffenden Meldungen so aufzubereiten, dass sie ihm nicht mehr als eine zornige Standpauke eintrugen. Unter den gegebenen Umständen ist es erstaunlich, dass er überlebt hat. Stalin zögerte im Allgemeinen nicht, die eigenen Fehler anderen anzulasten. Es bedarf keiner besonderen psychologischen Kenntnis, um zu durchschauen, dass Stalins wilde Wut von Schuldgefühlen genährt wurde, vor allem von dem Bewusstsein, dass er den anderen Diktator so gründlich verkannt hatte.

Stalins persönlicher Konflikt mit der Wirklichkeit erreichte am 27. Juni seinen Höhepunkt. Die eintreffenden Nachrichten zeigten, dass deutsche Truppen die weissrussische Hauptstadt Minsk erreicht hatten

und damit rund fünfhundert Kilometer tief in sowjetisches Territorium vorgedrungen waren. Nach einer angespannten Politbürositzung tat Stalin in Begleitung von Berija und Molotow etwas, was er noch nie getan hatte: Er stattete dem Verteidigungskommissariat einen Besuch ab, wo Timoschenko und Schukow versuchten, ein wenig Ordnung in die aufgelöste sowjetische Front zu bringen. Stalin sah sich die Karten und Berichte an und konnte sich nun selbst ein Bild von der wirklichen Lage machen. Es folgte eine zornige Auseinandersetzung mit Schukow und Timoschenko, die ausnahmsweise die Maske der Furcht fallen liessen, die sonst stets in Stalins Gegenwart getragen wurde. Stalin wollte die Wahrheit wissen, und er bekam sie zu hören. Verstört sah er die Anwesenden nacheinander an, dann verliess er den Raum. «Lenin hat unseren Staat gegründet», murmelte er, «und wir haben ihn versaut.»<sup>9</sup>

Unvermittelt zog Stalin sich aus allen Regierungsgeschäften zurück. Er fuhr in seine Datscha in Kunzewo im Wald von Poklonnaja Gora vor den Toren Moskaus, blieb dort und kümmerte sich nicht mehr um Staat und Partei. Es gibt etliche mögliche Erklärungen für Stalins Verhalten. Vielleicht konnte er in einem Zustand nervöser Erschöpfung und Verzweiflung die Farce nicht mehr weiterspielen, die in der ersten Kriegswoche aufgeführt worden war – jetzt, wo er die Wahrheit kannte. Da er den Schock der Invasion zunächst verdrängt hatte, war eine verzögerte Reaktion vielleicht unvermeidlich, auf jeden Fall keine grosse Überraschung. Allerdings tat Stalin selten etwas Unkalkuliertes. Er vermied alles, was ihn mit der Katastrophe in Zusammenhang bringen konnte. In der «Prawda» wurde sein Name nicht mehr gedruckt. Es ist gut möglich, dass der Rückzug ins Private nur ein Schachzug war, der ihm zeigen sollte, ob sein Führungsanspruch die Krise überstehen würde. Die Entdeckung, dass Stalin während dieser Zeit ein Stück über Iwan den Schrecklichen las – auf das Deckblatt des Buches kritzelte er die Worte: «Wir halten durch» –, hat einen seiner Biographen zu der Annahme gebracht, Stalin habe einfach seinem autokratischen Vorgänger nachgee-

fert, der so getan hatte, als stürbe er, um zu sehen, wie seine Höflinge darauf reagierten.<sup>10</sup> Wenn Stalin das tatsächlich beabsichtigte, dann liess er sich auf ein riskantes Spiel ein. Er konnte nicht sicher sein, die Katastrophe zu überleben. Doch wie sich herausstellte, wirkte sich jener Schachzug, falls es denn einer war, zu Stalins Vorteil aus.

Am 30. Juni entwarfen die Mitglieder des Politbüros einen Plan für ein Staatskomitee für Verteidigung, ein Krisenkabinett zur Koordinierung sämtlicher sowjetischer Kriegsanstrengungen. Alle waren sich einig, dass nur Stalin genügend Autorität besass, um das Komitee zu führen. Um 16 Uhr fuhren sie zur Datscha hinaus, um Stalin zur Rückkehr nach Moskau und zur Wiederaufnahme der Regierungsgeschäfte zu bewegen. Laut Anastas Mikojan trafen sie Stalin in einem Sessel im Esszimmer an. Ein anderer Zeuge der Episode erinnerte sich später, Stalin sei hager, verstört und düsterer Stimmung gewesen. «Warum seid ihr gekommen?», fragte er nervös. Nachdem sie ihr Anliegen vorgebracht hatten, machte Stalin einen überraschten Eindruck. «Kann ich das Land zum Endsieg führen?» Daraufhin soll Woroschilow geantwortet haben: «Es gibt niemanden, der es besser könnte.»<sup>11</sup> Stalin erklärte sich bereit, die schwierige Aufgabe zu übernehmen. Die Führungskrise war beendet. Stalin wurde Russlands Oberster Kriegsherr, und das blieb er.

Am 1. Juli kehrte er in den Kreml zurück. Zwei Tage später wandte er sich zum ersten Mal seit Ausbruch des Krieges über den Rundfunk an die Nation. Es war eine der wichtigsten Reden seiner Laufbahn. Der Vortrag war stockend und wurde gelegentlich von Geräuschen unterbrochen, als nehme der Sprecher kleine Schlucke aus einem Glas Wasser. Stalin hat sich nie durch besondere Rednerqualitäten ausgezeichnet, trotzdem war die Botschaft klar und unmissverständlich. Er begann damit, dass er die Sowjetbürger als «Brüder und Schwestern», als «Freunde» anredete, Begriffe, die normalerweise nicht zu seinem politischen Wortschatz gehörten. Stalin erklärte, dass Deutschland einen grundlosen Angriff gegen die Sowjetunion führe und dass sich diese in

«einem tödlichen Ringen mit ihrem bösartigsten und heimtückischsten Feind» befindet. Er beschwor die grossen Helden der russischen Vergangenheit, die einen Eindringling nach dem anderen zurückgeschlagen hätten. Russlands Feinde seien «Teufel und Kannibalen», aber sie seien zu besiegen. Dabei appellierte er an patriotische Gefühle und nicht an revolutionäre Begeisterung. (Am 26. Juni bezeichnete die «Prawda» den militärischen Konflikt zum ersten Mal als einen «vaterländischen Krieg».) Er rief die sowjetischen Bürger zu einer *Levée en masse* auf, vergleichbar der Mobilisierung aller Wehrfähigen, durch die 1792 die Französische Revolution gerettet worden war. Wenn Rückzüge unvermeidlich seien – sie liessen sich vor der sowjetischen Öffentlichkeit nicht länger verheimlichen –, dann verspreche er den Deutschen verbrannte Erde: «Dem Feind darf nicht eine einzige Lokomotive, kein Eisenbahnwagen, kein Pfund Getreide, kein Liter Benzin in die Hände fallen.» Zum Schluss rief er seinen Hörern ins Gedächtnis, dass es sich nicht um einen «gewöhnlichen Krieg», sondern um einen totalen Krieg handle, «einen Krieg des gesamten sowjetischen Volkes», der über sowjetische Freiheit oder deutsche Sklaverei entscheide.<sup>12</sup>

Vielen Zuhörern dürften beide Möglichkeiten gleich abschreckend erschienen sein, trotzdem war die Reaktion unmittelbar und leidenschaftlich. Stalins langsame Stimme gab dem sowjetischen Volk die Zuversicht, die ihm in den ersten Kriegstagen voller Verwirrung und Gerüchte gefehlt hatte. «Jetzt hatte das sowjetische Volk das Gefühl, einen Führer zu haben, zu dem es aufblicken konnte», schrieb der Journalist Alexander Werth später. «Stalins Rundfunkansprache war nicht sehr lang; aber es gelang ihm in diesen wenigen Worten, die Hoffnung, wenn nicht die Gewissheit zu vermitteln, dass Russland schliesslich siegen werde.»<sup>13</sup> Der Aufruf zur Bildung einer Volksmiliz (*Opoltschenjé*) fand ein überwältigendes Echo. In Leningrad meldeten sich 159'000 Freiwillige, in Moskau 120'000, die in einem Dutzend Divisionen zusammengefasst wurden. Sie kamen aus allen Schichten – Arbeiter, Lehrer, Studenten,

Funktionäre –, erhielten eine notdürftige Ausbildung und kaum Waffen. Als Chruschtschow aus der Ukraine in Moskau anrief und fragte, womit die *Opoltschenje* kämpfen solle, bekam er die Antwort: «Piken, Schwerter, was ihr auftreiben könnt.»<sup>14</sup> Doch als man die Milizen zur Verteidigung der grossen Städte in die Schlacht warf, wurden sie vernichtet.

Stalins Rede vom 3. Juli enthielt nicht nur eine, sondern zwei Kriegserklärungen. Neben dem deutschen Faschismus sagte Stalin jedem den Kampf an, der die sowjetischen Verteidigungsbemühungen behinderte. Es sei kein Platz für «Jammerlappen oder Feiglinge, für Panikmacher und Deserteure ...» Im Fortgang rief er zum Feldzug gegen die «Zersetzung der Heimatfront» auf, gegen «Spione, Diversanten und feindliche Fallschirmspringer ...» Hier bewegte sich Stalin auf vertrauenswürdigerem Boden. Der Terror wurde nicht aufgehoben, sondern einfach umgelenkt. Am 22. Juni war über den gesamten Westen der Sowjetunion das Kriegsrecht verhängt worden. Ein Dienstverpflichtungsgesetz zwang alle Männer zwischen achtzehn und fünfundvierzig und alle Frauen zwischen achtzehn und vierzig, acht Stunden pro Tag am Bau einfacher Verteidigungsanlagen mitzuwirken. Bei jedem Wetter, Stunde um Stunde, legten sie Panzerfallen, Schützengräben und Artilleriestellungen an. Am 26. Juni wurden die Arbeitstage um drei Stunden verlängert, Urlaub und Feiertage gestrichen.<sup>15</sup> Jeder Arbeiter musste ein Stachanow sein.

Am 16. Juli wurde Timoschenkos Reform, die der Partei das Mitspracherecht an militärischen Entscheidungen entzogen hatte, rückgängig gemacht und das duale Kommando wieder eingeführt. Im August erteilte Stalin den berüchtigten Befehl Nr. 270, nach dem alle Soldaten, die sich ergaben oder gefangen genommen wurden, als «Vaterlandsverräter» zu gelten hatten. Waren Offiziere darunter, wurden ihre Frauen festgenommen und zu Haftstrafen verurteilt. Zu den ersten Opfern gehörte Stalins Sohn Jakow, der Anfang Juli in Gefangenschaft geriet. Kurz darauf wurde seine Frau verhaftet und verbrachte zwei Jahre in einem Arbeitslager. Ein deutsches Angebot, ihn gegen einen hochrangigen deutschen Offizier auszutauschen, lehnte Stalin ab. 1943 wurde Jakow von einem

Wachposten erschossen, als er absichtlich den Sperrstreifen am Zaun seines Gefangenenlagers betrat.<sup>16</sup>

Der Kriegsterror führte zu fast unvermeidlichen Verlusten an Offizieren, die das Unglück hatten, angegriffene Frontabschnitte zu befehligen: Die Kommandeure wurden reihenweise verhaftet, wenn auch nicht alle hingerichtet. Doch der Hauptschuldige war in Stalins Augen General Dimitri Pawlow, der Oberkommandierende der westlichen Heeresgruppe, der in der ersten Kriegswoche verzweifelte, aber vollkommen fruchtlose Versuche unternahm, die sowjetische Front zusammenzuhalten. Der Sohn eines Holzfällers war im Ersten Weltkrieg Unteroffizier gewesen und gehörte zu den Offizieren, die nach den Säuberungen rasch aufgestiegen waren. Ende Juni wurde er verhaftet, als Verräter angeklagt und erschossen. Der Oberkommandierende der westlichen Luftflotte, Generalmajor Kopez, ersparte dem NKWD die Mühe: Am Abend des ersten Tages der Invasion beging er Selbstmord. Seinen Platz nahm Timoschenko ein. Er musste sich pausenlose Einmischungen von Seiten Stalins und anderer Parteiführer gefallen lassen, die unbedingt Erfolge sehen wollten. Nach vier Wochen wurde Timoschenko plötzlich in Stalins Datscha zitiert, wo man ihm mitteilte, Schukow werde ihn ersetzen. Schukow, der anwesend war, drängte Stalin, den Oberkommandierenden in einer so kritischen Situation nicht auszutauschen. Seine Bitte wurde gewährt.

Etwa zur gleichen Zeit hatte Schukow selbst einen gefährlichen Zusammenstoß mit den Politikern. Am 29. Juli suchte er Stalin, Malenkov und Mechlis auf, um ihnen seinen Plan darzulegen, die ukrainische Hauptstadt Kiew preiszugeben und eine neue Verteidigungslinie hinter dem Dnjepr aufzubauen. Stalin erklärte ihm, das sei «Quatsch», worauf Schukow zornig bat, er möge ihn seines Postens als Stabschef entheben. Leicht hätte er Meretzkows Schicksal teilen können, hatte er es doch gewagt, Stalin zu widersprechen, und sich des Defätismus schuldig gemacht, indem er einen Rückzug vorgeschlagen hatte. Doch Stalin hielt an Schukow fest. Er verlor seinen Posten als Stabschef, wurde aber Kommandant der Reservefront und blieb Mitglied der Stawka.<sup>17</sup>

Der Terror traf nicht nur die militärischen Sündenböcke. Am 20. Juli ermächtigte Stalin Berija, NKWD-Sondereinheiten aufzustellen. Sie sollten alle unzuverlässigen Elemente aus den Truppen und Verbänden entfernen und sämtliche aus deutschen Lagern oder Kesseln entkommenen Soldaten einer eingehenden Überprüfung unterziehen. Gemäss Stalins Anweisung verfolgte das NKWD alle, die es der Zersetzung oder des Defätismus verdächtigte, um sie in einer neuen Welle der Gesetzlosigkeit zu erschiessen oder in Lager zu deportieren.<sup>18</sup> Die schlimmsten Gräueltaten wurden in den Gebieten begangen, aus denen sich die Rote Armee zurückzog. Im besetzten Polen, den baltischen Staaten und der Ukraine richtete das NKWD, von Panik ergriffen, ein fürchterliches Blutbad an. Unschlüssig, was mit den Gefangenen zu tun sei, ging man in den ersten Tagen des deutschen Überfalls dazu über, sie wahllos abzuschlachten. Es gab kein System mehr, das dem Morden hätte Einhalt gebieten können. Die NKWD-Wachen brachten jeden um, der sich in ihren Händen befand, auch gewöhnliche Kriminelle und Untersuchungshäftlinge. Als nach dem Rückzug der Sowjets die Gefängnisse geöffnet wurden, boten sich den Betrachtern unvorstellbare Schreckensbilder. Die Leichen waren grausam verstümmelt. Man hatte Hunderte von Insassen zu Tode gequält, statt sie wie üblich mit Genickschuss zu liquidieren. In einem Fall hatte das NKWD in der Ukraine zwei Zellen voller Frauen mit Dynamit in die Luft gejagt. In einem anderen Gefängnis war der Fussboden mit den Zungen, Ohren und Augen toter Häftlinge übersät. Das Grauen lässt sich kaum beschreiben. Die Ereignisse der ersten Kriegstage unterschieden sich grundlegend von den planmässigen Morden in Katyn und andernorts. Offenbar waren die NKWD-Wachen in ihrer Furcht, Verzweiflung und Wut wie von Sinnen. Auch Rassismus hat wohl eine Rolle gespielt, denn als die vorrückenden Deutschen sowjetische Kriegsgefangene und Polen in Güterwagen zusammensperrten, stellten sie bei der Ankunft in den Lagern nicht selten fest, dass die Polen unterwegs ermordet worden waren.<sup>19</sup>

Dort, wo dem NKWD genügend Zeit blieb, mussten die Gefangenen

unter Bewachung zu Fuss nach Osten ziehen, Aktionen, die sich rasch in Todesmärsche verwandelten. Eine Kolonne von 2'000 Gefangenen aus der Gegend von Wilno musste sechs Tage marschieren, bevor sie den Verladebahnhof erreichte, von dem man sie in Zügen weiter nach Osten schaffte. Sie erhielten nur eine Mahlzeit – am ersten Tag – und danach nichts als kleine Mengen Wasser. Hunderte starben an Erschöpfung, andere wurden erschossen oder zu Tode getreten, wenn sie zurückblieben. Angesichts der Sterberaten auf solchen Transporten ist schwer zu verstehen, warum nicht auch diese Gefangenen einfach umgebracht wurden wie all die anderen. Nur wenige scheinen den Krieg überlebt zu haben. In den erst kurz zuvor annektierten Westgebieten der Sowjetunion und der Ukraine, die so bitter unter Stalins brutaler Zwangskollektivierung gelitten hatte, gab es echte Regimegegner. Als die Deutschen in die Region einrückten, wurden sie von grossen Teilen der Bevölkerung als Befreier bejubelt. Für viele waren die letzten Bilder der sowjetischen Besatzung die langen Kolonnen sich mühsam ostwärts schleppender Gefangener und abrückender Soldaten, die alles mitnahmen, was nicht niet- und nagelfest war. Fast die Hälfte des Viehbestands der ukrainischen Kolchosen wurde auf sowjetisches Gebiet getrieben. Rund 50'000 Fabriken, fast ausnahmslos kleinere Betriebe, wurden demontiert und im Rahmen eines umfassenden Programms der industriellen Evakuierung und Verlegung nach Osten transportiert. Es gab nur wenige Familien in den westlichen nichtrussischen Gebieten der Sowjetunion, denen das NKWD in den zehn Jahren vor der deutschen Invasion nicht irgendeinen Grund geliefert hätte, die Sowjets zu hassen. Trotzdem wäre es falsch, wollte man antisowjetische Gefühle mit Begeisterung für die deutsche Herrschaft verwechseln. Viele Ukrainer und Polen reagierten mit verständlicher Vorsicht auf die neuen Herren. Die Deutschen waren «nicht gekommen, um den Ukrainern Gutes zu tun», wie ein Beobachter sagte.<sup>20</sup>

In den ersten Wochen der «Befreiung» bildete sich in den eroberten Gebieten ein Machtvakuum, das rasch von örtlichen Nationalisten oder

Faschisten gefüllt wurde. Die Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN), die 1929 gegründet worden war und weitgehend von Polen aus operiert hatte, schickte rund 8'000 ihrer 20'000 Aktivisten mit den deutschen Truppen in die sowjetische Ukraine. Sie bildeten kleine Gruppen von zehn bis fünfzehn Mann und schwärmten aus, um die nationale Wiedergeburt zu predigen. Die OUN misstraute den Deutschen. Sie wollte ein ukrainisches Vaterland, unabhängig von Russland und Deutschland. Der Argwohn war nicht unbegründet. Ende August ordneten die deutschen Besatzungsbehörden den ersten Schlag gegen den einheimischen Nationalismus an. In den baltischen Staaten, im sowjetisch besetzten Polen, in Weissrussland und der Ukraine wurden alle Elemente, von denen man meinte, sie seien den deutschen Interessen nicht dienlich – darunter auch Nationalisten aller Schattierungen – von den SS-Einsatzgruppen aufgegriffen und entweder liquidiert oder verhaftet.<sup>21</sup> In jenem Sommer trafen die ersten Züge mit ausgemergelten, verängstigten Zwangsarbeitern in Deutschland ein, die Vorhut eines Heers von mehr als sieben Millionen, die man in den eroberten Gebieten gewaltsam rekrutierte. Der einheimischen Bevölkerung wurde rasch klar, dass sie einfach die eine Gewaltherrschaft gegen eine andere eingetauscht hatte. Im Oktober 1941 befahl Generalfeldmarschall von Reichenau, keinerlei Anstrengungen zu unternehmen, die Brände zu löschen, welche die abziehenden sowjetischen Truppen gelegt hatten. Die Zerstörung von Gebäuden war ein Teil des «Vernichtungskampfes» gegen den Bolschewismus.<sup>22</sup>

Die deutschen Pläne für den eroberten Osten nahmen schon Monate vor Beginn des Angriffs langsam Gestalt an. Diese Gebiete erwartete im Wesentlichen dasselbe Schicksal, das Deutschland dem von ihm besetzten Teil Polens bereitet hatte, wo die politische und geistige Elite in den ersten Monaten der Besetzung liquidiert worden war und das polnische Territorium entweder für eine brutale «Germanisierung» bestimmt war oder der Herrschaft von Nazistatthaltern unterstellt wurde. Die polnische

Bevölkerung betrachtete man einfach als Arbeitskräftereservoir. Jede Manifestation polnischen Volkstums und polnischer Kultur wurde verfolgt, obwohl sie sich im Verborgenen behaupten konnten.

Hitler begriff den Krieg gegen die Sowjetunion als Vernichtungskrieg gegen die vermeintlichen Hauptfeinde der deutschen – und europäischen – Kultur: Bolschewismus, Juden- und Slawentum; in seinen Augen war es ein Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei verschiedenen Weltssystemen, nicht einfach ein Krieg um Macht und Land. Unabhängig von allen praktisch-strategischen Argumenten, die 1941 aus seiner Sicht für die Invasion sprachen, hat Hitler nie ein Hehl daraus gemacht, dass der militärische Konflikt für ihn eine weltanschauliche Dimension hatte. Er sah darin die unvermeidliche Auseinandersetzung zwischen Barbarentum und Zivilisation, eine Entscheidungsschlacht, die schon 1936 in seinen Überlegungen eine wichtige Rolle spielte.

Die Wehrmacht und die SS – Heinrich Himmlers elitäre, paramilitärische Parteiorganisation – teilten sich die Aufgabe, die «jüdisch-bolschewistische» Gefahr zu beseitigen. Im so genannten Kommissarbefehl vom Juni 1941 wurden die Streitkräfte angewiesen, die Kommunisten und jüdischen Intellektuellen unter den gefangenen Rotarmisten «mit der Waffe zu erledigen». Aufgabe der SS-Einsatzgruppen war es, alle Kommunisten, Funktionäre und Intellektuellen aufzuspüren. Auf sie wartete der Tod. Im Mai 1941 gab Feldmarschall Wilhelm Keitel, Chef von Hitlers Oberkommando der Wehrmacht, Richtlinien aus, in denen er die Truppe anwies, rücksichtslos und energisch gegen Bolschewisten und Juden vorzugehen. Schon zu einem frühen Zeitpunkt des Russlandfeldzugs begannen die Einsatzgruppen weisungsgemäss mit dem Massenmord an männlichen Juden im Alter zwischen siebzehn und fünfundvierzig Jahren. Bald wurden ältere Männer und Jungen ebenso erfasst. Anfang August griff man auch Frauen und Kinder auf, um sie umzubringen, wobei einige der Opfer von einheimischen Antisemiten in den baltischen Staaten und der Ukraine denunziert oder sogar ausgeliefert wur-

den. Der restliche Teil der Bevölkerung war zur Zwangsarbeit unter der Herrschaft von nationalsozialistischen Reichskommissaren bestimmt. Auf einer Besprechung vom 16. Juli 1941 skizzierte Hitler seine Vorstellung vom künftigen Schicksal des Ostens: «Besetzen, verwalten, ausbeuten.»<sup>23</sup>

Mitte Juli schwamm Hitler auf einer Welle kaum vorstellbarer militärischer Erfolge. Das «Unternehmen Barbarossa» lief wie ein Uhrwerk ab. Der mehr als ein halbes Jahr früher ausgearbeitete Plan sah vor, den sowjetischen Streitkräften an der ausgedehnten Westgrenze eine Reihe schwerer Schläge zuzufügen, sie dann einzukesseln und zu vernichten. Rasche Verfolgung war befohlen worden, um die feindlichen Truppen an geordnetem Rückzug und anschliessender Neuformierung zu hindern. Die deutschen Streitkräfte waren in vier Gruppen unterteilt: eine kleinere Armee im besetzten Norwegen und drei grosse Heeresgruppen – Nord, Mitte und Süd. Jede der Letzteren wurde von einer Luftflotte unterstützt. Die Heeresgruppe Mitte erhielt die Hälfte der deutschen gepanzerten Verbände, zwei der vier Panzerarmeen. Sie sollte Minsk in einer riesigen Umfassungsbewegung einschliessen, wobei die Hauptangriffsachse gegen Moskau gerichtet war. Die Heeresgruppe Nord hatte Leningrad zum Ziel, die südlichen Armeen sollten sich in der ukrainischen Hauptstadt Kiew treffen. Deutschlands motorisierte Einheiten und Panzerdivisionen bildeten die Spitze des Angriffs, während der grösste Teil des Heeres sich zu Fuss oder Pferde fortbewegte. Durch Überraschung und Tempo sollten die Hauptachsen des Angriffs mit den schnellen Truppen vorangetrieben werden. Der Rest des Heeres folgte, räumte Widerstandsnester aus und verstärkte die deutsche Front.

Als die deutschen Streitkräfte am 22. Juni zu stürmen begannen, trafen sie nur auf geringen Widerstand. Die sowjetischen Grenztruppen wehrten sich tapfer, manchmal buchstäblich bis zur letzten Patrone und zum letzten Mann. Die grosse Festung Brest-Litowsk direkt an der Grenze hielt

sich heldenhaft bis zum 12. Juli. Deutsche Fallschirmjäger, die für Sondereinsätze ausgebildet waren, sprangen hinter den sowjetischen Linien ab, unterbrachen die Fernmeldeleitungen, besetzten Brücken und verstärkten die allgemeine Verwirrung. Einige sowjetische Kommandeure hatten überhaupt keine Verbindung mehr, weder zum Oberkommando noch zu den Einheiten, die ihrem Befehl unterstanden. Schiere Unkenntnis der aktuellen militärischen Lage war ein entscheidender Grund für die desorganisierte sowjetische Reaktion. Die weitgehende Vernichtung der sowjetischen Luftwaffe liess kaum noch Luftaufklärung zu und bedeutete ferner, dass die Truppen an den vorderen Linien dem pausenlosen Bombardement der deutschen Flieger schutzlos ausgeliefert waren. Die Rote Armee warf in den ersten beiden Kriegstagen neun mechanisierte Korps an die Front, doch mangelnder Nachschub an Treibstoff und Munition nahm den sowjetischen Panzern ihre Wirksamkeit. Rund 90 Prozent von ihnen gingen in den ersten Kriegswochen verloren.<sup>24</sup>

Am 26. Juni hatte die Heeresgruppe Nord Litauen durchquert und stand tief in Lettland. Nach einer Pause, die der Infanterie Gelegenheit zum Nachrücken gab, stiessen die Panzerverbände bis an die Luga vor und waren damit nur noch einhundert Kilometer von Leningrad entfernt. Die Heeresgruppe Mitte unter Feldmarschall Fedor von Bock rückte in zwei mächtigen Zangenbewegungen gegen Minsk vor. Pawlows Versuch, einen Gegenangriff vorzutragen, wurde im Keim erstickt, seine Verbände erlitten hohe Verluste. Am 29. Juni erreichten deutsche Truppen Minsk. In dieser ersten grossen Kesselschlacht schlossen sie 400'000 sowjetische Soldaten ein. Die Panzerkorps wiederholten das Manöver bei ihrem Vormarsch auf Smolensk, die letzte grosse Stadt vor Moskau; sie fiel am 16. Juli. Nachdem Stalin das Verteidigungskommissariat übernommen hatte, machte er Timoschenko zum Oberbefehlshaber der Westfront und befahl ihm, Smolensk zu retten. Mit Divisionen, die eigentlich als strategische Gegenstossreserve vorgesehen waren, baute Timoschenko eine notdürftige Verteidigungslinie auf. Die lang ge-



Hitler und Mussolini (im Vordergrund) am 26. August 1941 vor einer zerstörten Kirche bei Brest-Litowsk. Der italienische Führer versprach, Truppen an die sowjetische Front zu schicken und so die ungarischen, finnischen und rumänischen Verbände zu verstärken.

zogenen Flanken der deutschen Angriffskräfte waren einer Reihe erbit-  
terter sowjetischer Vorstöße ausgesetzt. Obwohl Timoschenko zu we-  
nig Munition hatte, die Nachschublieferei nicht funktionierte, seine  
Truppen von Gewaltmärschen durch die glühende Hitze geschwächt wa-  
ren, obwohl ihm nicht genug Panzer zur Verfügung standen und er sich  
mit Pferden begnügen musste, gelang es ihm, den Vormarsch des Fein-  
des zu verlangsamen und ihm Verluste beizubringen, deren Höhe die  
Deutschen erschreckte, hatten sie doch bisher bei der Eroberung des ge-  
samten europäischen Kontinents lediglich 50'000 Mann verloren. Hun-  
dertdreissig Kilometer südwestlich von Smolensk bereitete Schukow

den deutschen Streitkräften in der Frontausbuchtung von Jelnja sogar eine Niederlage. Am 6. September eroberten Truppen der Reservefront die zerschossene Stadt in einem erbitterten Gefecht zurück, wurden aber durch den Mangel an Panzern und Fahrzeugen daran gehindert, aus ihrem Sieg Kapital zu schlagen.

Die Aktionen rund um Smolensk zeigten sowohl die strahlenden als auch die dunklen Seiten der sowjetischen Streitkräfte. Die Soldaten kämpften ausserordentlich erbittert und tapfer. Sie fügten dem Feind hohe Verluste zu und lehnten es in den ersten Schlachten oft ab, Gefangene zu machen. Deutsche, die ihnen in die Hände fielen, wurden ermordet und verstümmelt, manchmal rituell – man hatte den sowjetischen Soldaten eingehämmert, dass sie vom Feind keine bessere Behandlung zu erwarten hätten. Nicht von der sowjetischen Propaganda, sondern vom Chef des Generalstabes des deutschen Heeres stammt die Äusserung: «Die russische Truppe kämpft ... mit wilder Verbissenheit und ungeheuren menschlichen Opfern.»<sup>25</sup> War ihnen die Munition ausgegangen – was zu Beginn des Krieges häufig vorkam –, setzten sie das Gefecht mit Messern und Bajonetten fort, die Kavalleristen griffen mit gezücktem Säbel an. Die Sowjets gewannen bald den Eindruck, dass die deutschen Soldaten den Kampf ohne Unterstützung von Flugzeugen und Panzern scheuten. «Bajonettangriffe», schrieb General Rokossowski, dessen Soldaten die Strassen von Smolensk nach Moskau blockierten, «fürchten die Deutschen und vermeiden sie nach Möglichkeit. Wenn sie zum Gegenangriff übergehen, schiessen sie, ohne zu zielen.»<sup>26</sup>

Die sowjetischen Soldaten wussten sich auch geschickt zu tarnen. Hinter Bäumen und im Unterholz, in der Steppe oder im Sumpf verborgen, konnten sie in vollkommenem Schweigen ausharren, während der nichts ahnende Feind vorbeimarschierte. Bei deutschen Stosstrupps liess man daraufhin Nichtraucher an der Spitze gehen, weil sie den Feind besser riechen konnten – den starken Tabak, den Schweiss und das billige Parfüm, das die Läuse fern halten sollte. Die Fähigkeit der sowjetischen Soldaten, sommers wie winters mit der Landschaft zu verschmelzen,

wurde von der Roten Armee vor allem in den späteren Kriegsjahren mit grossem Gewinn genutzt.<sup>27</sup>

Der erbitterte Widerstand verzögerte den Vormarsch der deutschen Armeen, konnte ihn aber nicht verhindern. Es fehlte den sowjetischen Streitkräften an der militärischen Grundausrüstung. Das Standardgewehr stammte noch aus zaristischer Zeit und wurde erst 1944 allgemein durch automatische Waffen ersetzt. Die Funkverbindungen waren spärlich und Funkgeräte knapp, Radar stand nicht überall zur Verfügung. Panzer, auch die modernen vom Typ T-34 und KV-i, hatten Probleme mit dem Munitions- und Treibstoffnachschub und wurden sofort von deutschen Flugzeugen angegriffen, die die örtliche Luftüberlegenheit besaßen. Bei aller Tapferkeit waren die Rotarmisten taktisch unfähig, manchmal in unvorstellbarem Masse. Zur Offizierausbildung gehörte allein der Sturmangriff, vorzutragen selbst in deckungslosem Gelände. Einem deutschen Bericht über sowjetische Gegenangriffe auf einen Stützpunkt nahe Kiew lässt sich die sowjetische Hartnäckigkeit ebenso wie die sowjetische Unfähigkeit entnehmen. Einer dieser Angriffe begann mit einem Artilleriefeuer, das hinter der deutschen Stellung einschlug, ohne Schaden anzurichten. Danach erhoben sich in einer Entfernung von einem Kilometer sowjetische Infanteristen aus dem Gras und begannen mit aufgepflanzten Bajonetten auf die feindlichen Linien zuzustürmen, Welle um Welle, in einem Abstand von etwa hundert Metern. Die erste wurde vom MG-Feuer fast vollständig niedergemäht, die zweite schwer getroffen, konnte sich aber neu formieren. Dann liefen die Männer auf die deutschen Maschinengewehre zu und brüllten wie aus einer Kehle. Als sie die Leichenberge erreichten und versuchten, über sie hinwegzuklettern oder sich einen Weg zwischen ihnen hindurchzubahnen, kamen sie nur noch langsam voran. Offiziere zu Pferde trieben sie an und wurden von deutschen Scharfschützen aus dem Sattel geschossen. Der Angriff kam ins Stocken und brach zusammen, wurde noch viermal auf dieselbe Weise wiederholt, stets mit der gleichen Erfolglosigkeit. Die deutschen Maschinengewehre wurden so heiss, dass die Schützen sie nicht

mehr anfassen konnten. «Die Wildheit der Angriffe», hiess es in dem Bericht weiter, «hatte uns vollkommen erschöpft und betäubt... Wir wurden alle von tiefer Niedergeschlagenheit erfasst. Uns erwartete ein langer und erbittert geführter Krieg.»<sup>28</sup>

1941 stellte sich der Krieg auf beiden Seiten höchst unterschiedlich dar. Zwar waren sowohl die sowjetischen als auch die deutschen Streitkräfte durch ihre strategische Tradition der Offensive verpflichtet, doch im Sommer 1941 waren es nur die deutschen Truppen, die sich auf dem Vormarsch befanden. Sie zwangen der Roten Armee einen ungewohnten Verteidigungskrieg auf, für den es so gut wie keine systematische Vorbereitung gab. Die deutsche Armee war so organisiert, dass sie ihre Offensivkraft voll entfalten konnte. Als Angriffsspitzen dienten dem Invasionsheer neunzehn Panzerdivisionen und fünfzehn motorisierte Infanteriedivisionen: selbständige Kampfverbände mit eigenen Panzern, Lastwagen und gepanzerten Mannschaftstransportwagen sowie Motorrädern, Pionieren, Artillerie- und Flugabwehrbatterien. Sie sollten rasch vorstossen – im Sommer 1941 legten sie manchmal dreissig bis vierzig Kilometer pro Tag zurück – und mit unwiderstehlicher Gewalt auf die feindliche Front einstürmen. Sobald diese zu bröckeln begann, konnten die Panzertruppen durch- und weit in den Rücken der gegnerischen Infanterie vorstossen, die dann von den langsameren, mit Pferdewagen nachrückenden Infanteriedivisionen aufgegeben wurden. Bei «Barbarossa» gab es hundertneunzehn solche Divisionen; sie waren nicht so schwer bewaffnet wie die Panzerverbände und lange nicht so mobil – die meisten der 600'000 Wehrmachtsfahrzeuge waren den Panzerspitzen zugeteilt. Der Infanterie folgte wie Napoleons Grande Armée der Tross mit Pferd und Wagen. Trotz aller Modernität zog die deutsche Wehrmacht mit 700'000 Pferden gegen die Sowjetunion zu Felde.<sup>29</sup>

Über dem mobilen Kern von Hitlers Armee operierte die deutsche Luftwaffe, 2'770 moderne Flugzeuge, davon 1'085 Bomber oder Stukas und 920 Jäger. Sie war in vier Luftflotten unterteilt, alle mit Bombern,

Jägern und Aufklärungsflugzeugen ausgestattet. Mit 1'500 Flugzeugen verfügte die Heeresgruppe Mitte, die Moskau erobern sollte, über den Löwenanteil der Maschinen. Die Luftflotten hatten die Aufgabe, die Bodentruppen direkt zu unterstützen, Militärbasen und Artilleriestellungen des Feindes anzugreifen, seine Truppen, Fahrzeuge, Depots und Bahnhöfen zu vernichten. Die Langstreckenbomber flogen Einsätze gegen die Städte, die auf dem Weg der Armeen lagen. Im Juni und Juli brachte der Vormarsch die Hauptstadt in Reichweite der Maschinen. Am 21. Juli begannen die Angriffe gegen Moskau. Man schätzt, dass in der Sowjetunion während des Krieges 500'000 Menschen durch deutsche Fliegerbomben ums Leben kamen, mehr als zehnmal so viele wie während der Luftangriffe auf London. Eine entscheidende Rolle spielten auch die siebenhundert Aufklärungsflugzeuge, denn sie lieferten der vorrückenden Streitmacht ein klares Bild dessen, was vor ihr lag. Zusammengehalten wurde das ganze System durch den Funkverkehr, der zentrale Bedeutung für den deutschen Erfolg hatte. Verbindungsoffiziere der Luftwaffe führten mit den Panzerverbänden in vorderster Linie mit und machten den Piloten genaue Angaben über Ziele am Boden. Die Offensivkraft beruhte auf Tempo und taktischer Flexibilität und darauf, dass der Nachschub und die Reserven mit den angreifenden Truppen Schritt hielten.

Auf sowjetischer Seite hätten die Voraussetzungen, dem deutschen Angriff zu begegnen, nicht schlechter sein können. Die Befestigungsgürtel waren, wie gesagt, noch nicht fertig, das Feldersatzheer befand sich noch im Aufbau. Vor allem aber sorgte die Konzentration der sowjetischen Kräfte im Süden dafür, dass der wuchtige Angriff im Norden ein riesiges Loch in die Front reissen und dann nach Süden schwenken konnte, um die sowjetischen Armeen zu vernichten, bevor sie sich entwickeln und die deutsche Flanke angreifen konnten. Die Defensivschwäche der Sowjets wurde durch die unzulängliche Gliederung und Vorbereitung der sowjetischen Panzer- und Luftwaffenverbände noch verschlimmert. An-

ders als in den deutschen Panzerarmeen waren die sowjetischen Panzer und Fahrzeuge schwerfälligen mechanisierten Korps zugewiesen, sodass eine grosse Zahl von Panzern über die Front verteilt war, um die Infanterie zu unterstützen. Die weit verstreuten Panzerdivisionen besaßen keine vernünftigen Kommunikationssysteme. Unterbesetzt und vorwiegend mit veralteten Fahrzeugen ausgerüstet, hatten sie keine eindeutig definierte Aufgabe. Eine Konzentration der Kräfte – die grosse Stärke der deutschen Wehrmacht – war unter diesen Umständen unmöglich.

Ähnliches galt für die sowjetische Luftwaffe. Sie verfügte zwar über viele Maschinen – die zahlenmässige Überlegenheit gegenüber der deutschen betrug drei zu eins –, doch die meisten von ihnen waren ebenfalls veraltet. Neue Flugzeuge wurden 1941 nur stückweise in Dienst gestellt, und es gab kaum Zeit, die Piloten auf ihnen auszubilden. Die meisten Flugzeuge wurden wie die Panzer entlang der Frontlinie verteilt, um einzelne Bodentruppen zu unterstützen. Im Hinterland gab es eine strategische Reserve, die dem unmittelbaren Befehl der Stawka unterstand, aber eigentlich keine klare Funktion hatte. Eine sowjetische Lufttaktik existierte praktisch nicht. Nur wenige sowjetische Maschinen besaßen eine Funkausrüstung, die übrigen waren an starre Formationen gebunden. Die Jäger flogen in geschlossener Linie zu dritt dicht nebeneinander – ein leichtes Ziel für die deutschen Piloten, die lockere senkrechte Formationen bildeten und einander dank des Bordfunks helfen konnten. Die langsamen sowjetischen Bomber hielten sich in der vorgeschriebenen Höhe von 8'000 Fuss eng beieinander und wurden wie Tontauben abgeschossen.<sup>30</sup>

Diese eklatanten Unterschiede zwischen beiden Seiten erklären die bemerkenswerten Siege, die die deutschen Truppen in der Zeit von Juni bis September errangen. Die sowjetischen Kräfte wurden zersplittert nach vorn geschickt, um Lücken in der brüchigen Front zu schliessen, sodass an Operationen mit weitreichenden Zielen gar nicht zu denken war. Seine neuen militärischen Machtbefugnisse nutzte Stalin, um seinen erschöpften und in Auflösung begriffenen Truppen Übermenschli-

ches abzuverlangen, doch Stück um Stück gab die sowjetische Front nach und riss auf. Im Norden rückten die deutschen Armeen immer näher an Leningrad heran. Als Stalin hörte, die deutschen Truppen würden Geiseln als lebende Schutzschilde verwenden – Delegationen von Russen, die der Leningrader Kommandantur Bittschriften überreichten, in denen sie die Kapitulation der Stadt erbaten –, befahl er den Verteidigern, kein falsches Mitleid zu zeigen und ihre Mitbürger niederzuschliessen. «Der Krieg ist gnadenlos», schrieb er, «und wird denjenigen mit Niederlagen bestrafen, der Schwäche zeigt und zaudert...»<sup>31</sup> Doch Unbarmherzigkeit allein genügte nicht, am 26. September erreichten die Deutschen das Ufer des Ladogasees hinter Leningrad, und die neuhunderttägige Belagerung der Stadt begann.

An den übrigen Fronten folgte eine Katastrophe auf die andere. Im Süden, wo im Juni die Hauptmacht der sowjetischen Armee stand, kamen die deutschen Truppen langsamer voran. Doch im August änderte Hitler seine Strategie: Während er im Juni der Heeresgruppe Mitte den Vorrang gegeben hatte, konzentrierte er jetzt die deutschen Kräfte auf die Eroberung der Ukraine und die Einnahme von Kiew. Gegen diese Entscheidung legte die Heeresführung energischen Protest ein. Sie wollte den Sieg bei Smolensk dazu nutzen, rasch auf Moskau vorzustoßen und dabei die Reste der Roten Armee zu zerschlagen. Die höchsten deutschen Militärs hielten sich an Clausewitz: Konzentriere dich auf die Vernichtung der feindlichen Kräfte. Hitlers Auffassung, dass im Krieg die wirtschaftlichen Ressourcen entscheidend seien, konnten sie sich nicht anschliessen. Die Eroberung der Ukraine mit ihren reichen Getreideerträgen, Bergwerken und Schwerindustrien entsprach Hitlers Streben nach Erweiterung des «Lebensraums». Er glaubte, der Verlust dieser Ressourcen würde die sowjetischen Kriegsanstrengungen zum Scheitern bringen und den neuen Deutschen Orden unbesiegbar machen.

Hitler setzte sich durch und rettete damit wahrscheinlich die sowjetische Hauptstadt. Die Hauptstadt der Ukraine hatte weniger Glück. Trotz erbitterter Gegenwehr, trotz des heftigen Herbstregens und des Mangels

an Panzern und Flugzeugen stiessen die Panzergruppe 1 von Norden und die Panzergruppe 2 von Süden her vor und trafen sich weit im Osten von Kiew. In Moskau hatte man bereits im August die Verlagerung der deutschen Kräfte vorausgesehen. General Jeremenko, der seine Frau und sein kleines Kind in den ersten Tagen des deutschen Angriffs verloren hatte, erhielt das Kommando über die Gegenoffensive zur Rettung der Ukraine. Der Versuch scheiterte. Stalin drängte Jeremenko, für Siegesmeldungen zu sorgen, und schickte ihm kostbare Reserven von anderen Teilen der Front, um dem sowjetischen Angriff mehr Gewicht zu verleihen. Eine zweite katastrophale Einkesselung sollte unbedingt vermieden werden. Stalin weigerte sich, Kiew aufzugeben und die Stadt dem Feind zu überlassen, obwohl nur ein strategischer Rückzug, wie ihn Schukow im Juli vorgeschlagen hatte, die sowjetischen Streitkräfte hätte retten können. Ohne Stalins ausdrücklichen Befehl lehnte der örtliche Befehlshaber in Kiew alle Bitten seiner Kollegen ab, die Armee durch einen Rückzug zu retten – politisch zweifellos ein weiser Entschluss, aber militärisch eine Katastrophe.

Als sogar Stalin die Augen nicht mehr vor der Wirklichkeit verschliessen konnte und endlich einsah, dass die deutschen Truppen Kiew samt Hinterland eingekesselt hatten, war es zu spät. Am 17. September wurde befohlen, die Front nicht länger zu halten, doch der Befehl erreichte die kämpfenden Truppen in den Ruinen des alten Kiew nicht mehr, die die aussichtslose Schlacht noch zwei Tage fortsetzten, bevor sie sich ergaben. Abgesehen von kleinen Gruppen von Nachzüglern, die sich ihren Weg aus dem Kessel erkämpften, ging der Rest der eingeschlossenen Armee in Gefangenschaft – zählt man die Gefallenen hinzu, verloren die sowjetischen Truppen alles in allem 527'000 Mann. Damit standen den deutschen Armeen, mochten sie auch erschöpft und erheblich geschrumpft sein, der Rest der Ukraine und die Halbinsel Krim offen. Die meisten höheren Offiziere der Roten Armee kamen beim Kampf im Kessel durch die Wirkung der deutschen Luftwaffe und Artillerie um.



Bei der Schlacht um Kiew gefallene Soldaten der Roten Armee, September 1941. Im Herbst beliefen sich die sowjetischen Verluste bereits auf zwei Millionen.

General Michail Kirponos, der Oberbefehlshaber der Kiewer Front, geriet bei einem Ausbruchsversuch mit tausend Mann in einen Hinterhalt. Am Bein verwundet, kämpfte er weiter, bis die Splitter einer Granate seinem Leben ein Ende machten.<sup>32</sup>

Nachdem Kiew gefallen und Leningrad eingeschlossen war, richtete Hitler seine Aufmerksamkeit endlich auf Moskau. Die Eroberung des Südens war so rasch erfolgt, dass es jetzt anscheinend nur noch eines energischen Ansturms bedurfte, um auch Stalins Hauptstadt unter deutsche Kontrolle zu bringen. Am 6. September gab Hitler die Weisung Nr. 35 aus, mit der das «Unternehmen Taifun» in die Wege geleitet wurde, die Vernichtung der Truppen in der Region von Wjasma und Brjansk, die nach deutscher Ansicht den letzten Schutz der Hauptstadt darstellten. Die Aufgabe, diese Verteidigungslinie zu halten, oblag General Iwan Konjew, der am 13. September Timoschenko ablöste. Konjew, ein ehemaliger Holzfäller, der im Ersten Weltkrieg den Rang eines Unteroffiziers erlangt hatte, war einer der hervorragendsten sowjetischen Befehlshaber. Seine Feuertaufe hatte er in den Rückzugsgefechten des Jahres 1941 erhalten. Der hochgewachsene Mann von asketischem Äußeren, mit markantem Glatzkopf und durchdringendem Blick, galt als äußerst streng. Er trank keinen Tropfen Alkohol und missbilligte Trunkenheit bei anderen; seinen Soldaten lieferte er das Vorbild einer einfachen, enthaltsamen Lebensweise. Er liebte die russischen Schriftsteller, zitierte sie ständig und führte auch an der Front seine eigene Bibliothek mit sich. Konjew galt als überzeugter Kommunist und beendete seine militärische Laufbahn in den fünfziger Jahren als Oberbefehlshaber der Streitkräfte des Warschauer Paktes.<sup>33</sup>

Die Truppen, die Konjew an der Moskauer Front befehligte, waren ein zusammengewürfelter Haufen, eine Mischung aus kriegsmüden Überlebenden der Schlachten im Westen und schlecht ausgebildeten Angehörigen der *Opoltschenje*, Milizeinheiten, in denen teilweise Männer über fünfzig und Frauen anzutreffen waren. Moderne Panzer und Flugzeuge gab es kaum und viel zu wenig Fahrzeuge. Die meisten sowjetischen Divisionen waren weit unter Sollstärke – 5'000 bis 7'000 Mann statt der üblichen 14'000. Sie sahen sich einer Streitmacht von 800'000 deutschen Soldaten und mehr als 1'000 Panzern gegenüber, Letztere auf drei Panzerarmeen verteilt.<sup>34</sup> Der Angriff sollte nach be-

währtem Muster erfolgen, mit dem es seit Juni schon mehrfach gelungen war, den Gegner einzukesseln. Man wollte die sowjetischen Streitkräfte durch zwei mächtige Zangenbewegungen um Wjasma im Norden und Brjansk im Süden einschliessen, und der Weg nach Moskau wäre frei gewesen.

Am 30. September startete im Süden das «Unternehmen Taifun». Unter Generaloberst Heinz Guderian, dem Schöpfer der deutschen Panzerwaffe, machte es seinem Namen bald alle Ehre. Der Sturm riss den südlichen Flügel der sowjetischen Streitkräfte auf, der von Jeremenko befehligt wurde. Der Oberbefehlshaber, dem es nicht gelungen war, Kiew zu retten, sah sich jetzt dem Albtraum gegenüber, auch Moskau zu verlieren. Der deutsche Vorstoss erfolgte mit so atemberaubendem Tempo, dass die Strassenbahnen noch fuhren, als Guderians Truppen in Orel eindrangen. Eine Woche später waren Brjansk erobert und Jeremenkos drei Armeen eingeschlossen. Nach Moskau konnte man wenig Neues melden. Stalins einziger Befehl lautete, jede Verteidigungslinie eisern zu halten und sich auf keinen Fall zurückzuziehen. Am 6. Oktober entkam Jeremenko selbst nur mit knapper Not aus dem deutschen Kessel. Er war schwer verwundet, überlebte aber und nahm später an einer anderen Entscheidungsschlacht teil – der von Stalingrad.

Weiter nördlich begann der Angriff am 2. Oktober unter schwerem Artilleriefeuer und Bombenangriffen. Ein Rauchvorhang tauchte das Gelände vor den sowjetischen Verteidigern in dichten Nebel. Konjews Armeen schnitten nicht besser ab als Jeremenkos Truppen. Die deutschen Kräfte stiessen von zwei Seiten auf Wjasma vor, woraufhin eine noch grössere Einkesselung drohte, die Umfassung von fünf sowjetischen Armeen. Nach zwei Tagen steckte die gesamte russische Front erneut in einer schweren Krise, weit schneller, als Stalin es je für möglich gehalten hatte. Der 5. Oktober war ein kritischer Tag. Ein in Moskau gestartetes Aufklärungsflugzeug entdeckte auf einem Routineflug eine fast zwanzig Kilometer lange Kolonne deutscher Panzer, die sich auf das nur hundertdreissig Kilometer von Moskau entfernte Juchnow zubewegte. Noch

zwei weitere Aufklärer stiegen auf, um die unglaubliche Nachricht zu bestätigen, bevor sie an Marschall Boris Schaposchnikow, Schukows Nachfolger im Amt des Stabschefs, weitergegeben wurde. Endlich nahm man die Meldung ernst, obwohl das Berija nicht davon abhielt, den Überbringer wegen «Provokation» festsetzen und verhören zu lassen. Umgehend rief Stalin den Kommandeur des Moskauer Militärbezirks an: «Mobilisieren Sie alles, was Sie haben!» Anschliessend berief er eine sofortige Krisensitzung des Verteidigungsrates ein.<sup>35</sup> Stalin, der im Laufe des Sommers mehrfach befohlen hatte, bis zum letzten Mann auszuhalten, tat das noch einmal und gab damit möglicherweise den wichtigsten Befehl seines Lebens. Vor Moskau, entlang der spärlich bemanneten «Moschaisk-Linie», stellte sich die in die Enge getriebene, aber nicht geschlagene Revolutionsarmee zum Kampf.

In den ersten Oktobertagen standen die beiden Diktatoren am Rand von Sieg beziehungsweise Niederlage. Der erfolgreiche Sommer hatte die deutschen Erwartungen höher und höher geschraubt. Bereits Anfang Juli schrieb Franz Halder, der Generalstabschef des Heeres, in sein Kriegstagebuch, es wäre keine Übertreibung zu sagen, «dass der Feldzug gegen Russland innerhalb 14 Tagen gewonnen wurde». Mitte Juli ordnete Hitler eine Reihe neuer, gigantischer Rüstungsprogramme für die Luftwaffe und die Marine an, um den Krieg wieder nach Westen zu verlagern und die Konfrontation mit Grossbritannien und den Vereinigten Staaten zu suchen.<sup>36</sup> Die zweite Siegeswelle löste in seinem Hauptquartier eine Stimmung aus, die an Euphorie grenzte. Als die deutschen Truppen gegen Leningrad und Moskau vorrückten, nahm Hitlers alter Traum von einem Deutschen Reich, das sich nach Osten ausdehnt, feste Gestalt an. Am 29. September befahl er, dass Leningrad nach dessen Eroberung, die unmittelbar bevorzustehen schien, «vom Antlitz der Erde zu tilgen» sei. Und im selben Monat, in dem er beschloss, die Stossrichtung des deutschen Angriffs gegen Moskau zu verlagern, schwor er, auch diese Stadt

dem Erdboden gleichmachen und an ihrer Stelle ein grosses Staubecken anlegen zu lassen: «Der Name Moskau muss vollständig ausgelöscht werden.»<sup>37</sup> Bei den Mahlzeiten im Führerhauptquartier bramarbasierte er endlos über seine Pläne für den Osten, über die asiatischen «Untermenschen», die er unterworfen habe. Am 2. Oktober kehrte er nach Berlin zurück, um sich zum ersten Mal seit Beginn der Invasion im Juni in einer Rede an sein Volk zu wenden.

Die deutsche Öffentlichkeit wartete begierig auf Neuigkeiten. Am 4. Oktober gab Hitler endlich die in der Tat nicht unerheblichen Nachrichten bekannt. Er traf im Berliner Sportpalast ein, wo sein Publikum der Aufforderung harpte, für das Winterhilfswerk zu spenden. Die erste Reihe in der spärlich beleuchteten Halle war für Verwundete reserviert, deren ausgestreckte Krücken auf den «Führer» gerichtet waren. Wie üblich wurden die Deutschen angehalten, tief in die Tasche zu greifen. Doch die Freude über die Nachrichten aus Russland war so gross, dass Hitler nicht umhinkonnte, sie mit seinen Zuhörern zu teilen. Er sei zu ihnen gekommen, um ihnen vom «grössten Kampf der Weltgeschichte» zu berichten. Der Plan habe sich bewährt, der sowjetische Feind sei geschlagen und werde sich «nie wieder erheben». Er belegte das mit Zahlen: mehr als zwei Millionen sowjetische Gefangene, 22'000 Geschütze erbeutet oder zerstört, 18'000 Panzer vernichtet, 14'500 Flugzeuge abgeschossen. Jubelrufe liessen die Halle erzittern.<sup>38</sup>

Sechs Tage darauf gab Hitler seinen Sieg hochhoffiziell bekannt. Sein Pressechef Otto Dietrich wurde vom Führerhauptquartier nach Berlin geschickt, damit nicht nur das deutsche Volk, sondern die ganze Welt erfahre, dass Deutschland gewonnen hatte. Am 10. Oktober versammelte sich das ausländische Pressekorps in der reich geschmückten Halle des Propagandaministeriums in Berlin. Es herrschte eine gespannte Erwartung, die durch eine lange, wahrscheinlich künstliche Verzögerung des Beginns noch verstärkt wurde. Vorne hatten sich deutsche Würdenträger aufgebaut, alle in Uniform, auch die, deren Amt ziviler Natur war.

Zuletzt erschien Dietrich, ein selbstgefälliges Lächeln auf den Lippen. Der rote Samtvorhang hinter ihm wurde aufgezo- gen und gab den Blick auf eine gewaltige Karte der sowjetischen Front frei, die das Häufchen Deutsche davor riesenhaft überragte. Dietrich wiederholte Hitlers Worte, indem er sie verlas. Die letzten Überreste der Roten Armee sä- sen jetzt in einem Schraubstock, der von den deutschen Truppen Tag für Tag fester angezogen werde. An ihrer baldigen Vernichtung könne es keinen Zweifel geben. Dahinter erstreckte sich eine ungeschützte Weite, und dorthinein würden die deutschen Legionen vorstossen. Beklommen lauschten die neutralen Pressevertreter im Publikum. Die anderen, Jour- nalistinnen der deutschen Verbündeten, erhoben sich und brachen mit aus- gestreckten Armen in Triumphrufe aus. Am folgenden Tag verbreiteten die deutschen Zeitungen die frohe Kunde: «FELDZUG IM OSTEN ENTSCHIEDEN! DIE GROSSE STUNDE HAT GESCHLAGEN!» Den Menschen in Berlin sah man die Erleichterung an. Russische Gram- matiken tauchten in den Schaufenstern der Buchhandlungen auf, damit sich die Beamten und Kolonisten des neuen Deutschen Reichs mit dem nötigen sprachlichen Rüstzeug versehen konnten.<sup>39</sup> Alle genossen sie das süsse, berausende Gefühl des Sieges. Hitler hatte gesprochen; der Krieg im Osten war zu Ende.

In Moskau wurde aus der gedrückten Stimmung Panik. Die Öffent- lichkeit machte sich wenig Illusionen über den Kriegsverlauf, obwohl die Propaganda unermüdlich das Bild eines zähen, revolutionären Rin- gens zeichnete, das den Ansturm der faschistischen Horden verlang- same und aufhielt. Nur wenige Moskauer kannten mehr als Gerüchte über die Geschehnisse an der Front. Selbst Stalin wusste nicht genau, was vor sich ging. Für ihn war die Verteidigung von Moskau und Lenin- grad eine Bewährungsprobe ganz besonderer Art. Sie symbolisierten den neuen sowjetischen Staat. Vielleicht hätte die Sowjetunion den Fall ihrer Hauptstadt und ihrer zweitgrössten Stadt überlebt, doch die Wirkung auf die sowjetische Öffentlichkeit und die Weltmeinung wäre verheerend gewesen. Trotzdem konnte sich Stalin der Realität nicht verschliessen.

Am 1. Oktober befahl er, die Regierung achthundert Kilometer nach Osten in die Stadt Kuibyschew zu verlegen. Die Moskauer Bevölkerung begann ebenfalls mit der Evakuierung. Alles ging auf die Reise ostwärts – die ausländischen Botschaften, die Büroangestellten, Archive, Kunstschätze und Kommissare. Stalin schickte seine Familie fort. Schliesslich beschloss man, auch Lenin in Sicherheit zu bringen.

Der Mann, dem die sterblichen Überreste des Revolutionsführers anvertraut waren, wurde zu einer Sitzung des Politbüros zitiert. Stalin teilte ihm mit, er solle alle Vorkehrungen treffen, die erforderlich seien, um Lenins einbalsamierte Leiche vor der drohenden Gefahr zu schützen. Also stattete man einen Eisenbahnwaggon mit Kühlung und Stossdämpfern aus, und dann verliess ein Sonderzug mit der makabren Fracht Moskau in Richtung des fernen Tjumen. Dort wurde Lenin, von Soldaten und Wissenschaftlern bewacht, in einer ehemaligen zaristischen Schule untergebracht. Vor dem Mausoleum am Roten Platz zog die Ehrenwache auf, als hätte sich nichts verändert.

Stalin sollte eigentlich nach Kuibyschew aufbrechen. Sein Privatzug und sein Flugzeugpark blieben in ständiger Bereitschaft.<sup>40</sup> Das Risiko einer Gefangennahme durfte er nicht eingehen. Er hätte Frieden schliessen können, wie Lenin 1918 in Brest-Litowsk, um die Revolution zu retten. In Berlin hiess es Anfang Oktober, Stalin habe durch Zar Boris von Bulgarien um einen Waffenstillstand nachgesucht. Die Entscheidung wäre nicht unvernünftig gewesen, so wenig wie die Lenins es gewesen war.

Die Beweise für eine derartige Friedensmission sind keineswegs eindeutig. In den achtziger Jahren wurde die Auffassung vertreten, Stalin habe am 7. Oktober Berija angewiesen, über den bulgarischen Botschafter Iwan Stamenow die Möglichkeiten für einen Friedensschluss mit Hitler zu sondieren. Der Emissär habe ausrichten sollen, dass Stalin bereit sei, Hitler die baltischen Staaten, Moldawien sowie Teile Weissrusslands und der Ukraine zu überlassen. Der Bulgare habe sich jedoch geweigert und entweder zu Berija oder zu Molotow gesagt, am Ende werde

die Sowjetunion gewinnen. Auf deutscher Seite fanden sich keine Hinweise für irgendwelche Kontakte im Jahre 1941. Aus neueren Erkenntnissen ergibt sich ein ganz anderes Bild. Der Versuch, ein Friedensangebot zu unterbreiten, könnte Teil einer von Berija gesteuerten Initiative gewesen sein, mit der man Zeit gewinnen wollte, um eine stabilere Verteidigungslinie vor Moskau aufbauen zu können. Diese Version passt besser zu den anderen Aspekten von Stalins Verhalten Anfang Oktober – seinen Versuchen, den Abwehrkampf zu organisieren und die Hilfe von Amerikanern wie Briten zu gewinnen, und den Entschluss, auf dem Höhepunkt der Krise in der Hauptstadt zu bleiben.<sup>41</sup>

Stalins Entscheidung war von historischer Bedeutung. Er traf sie vor dem Hintergrund des wachsenden Chaos in der Hauptstadt. Der Anblick der Lastwagen, die Akten und Geräte abtransportierten, des Rauchs, der von brennenden Aktenbergen aufstieg, die nicht fortgeschafft werden konnten, der Ströme von Evakuierten, vor allem Frauen und Kindern, die aus den überfüllten Bahnhöfen quollen, war zu viel für die verbliebenen Moskauer. Die Stadt war permanenten Fliegerangriffen ausgesetzt. Nicht einmal die Angst vor einer NKWD-Kugel konnte das Brodeln der Gerüchteküche verhindern. Nach den Erinnerungen des Journalisten Ilja Ehrenburg war die allgemeine Stimmung in Moskau «miserabel». Mitte Oktober brach dann die Panik aus, gerade als auch Ehrenburg den Marschbefehl für den Osten bekam. Die Szenen, deren Zeuge er im Kasaner Bahnhof wurde, waren unbeschreiblich. Die Züge wurden von verzweiferten Moskauern gestürmt, die sich in jeden freien Winkel pressten. Ehrenburg verlor in dem Durcheinander sein Gepäck, hatte aber noch Glück, dass er einen Platz in einem langen Vorortzug fand, der fast eine Woche brauchte, um die designierte Hauptstadt von Restrußland zu erreichen.<sup>42</sup> Damit keine Lebensmittel in die Hände der Deutschen fielen, wurden sie auf Berijas Geheiß kostenlos an die Dagebliebenen verteilt. Doch inzwischen hatten die Menschen schon zur Selbsthilfe gegriffen. Plünderer drangen in die verlassenen Geschäfte und Büros ein. In den modernen Apartmenthäusern im Stadtzentrum

machten die Verwalter mit Dieben gemeinsame Sache, die zurückgelassene Gemälde und Möbel beiseite schafften. Fast hatte Stalin die Kontrolle über seine Hauptstadt verloren – nicht an die deutsche Wehrmacht, die nur noch zwei, drei Tage weit entfernt war, sondern an sein eigenes, zu Tode erschrockenes Volk.

Ausgelöst wurde die Panik durch ein ungewöhnlich unverblümtes und düsteres Kommuniqué, das am 16. Oktober im Radio verlesen wurde. «In der Nacht zum 15. Oktober», hiess es dort, «hat sich die Lage an der Westfront verschlechtert.» Die Deutschen hätten mit einer grossen Anzahl von Panzern «an einem Abschnitt unsere Verteidigung durchbrochen».<sup>43</sup> Am folgenden Tag verkündete der Rundfunk, man werde Moskau mit allen Mitteln und bis zum letzten Mann halten. Zu keinem Zeitpunkt habe man daran gedacht, die Hauptstadt aufzugeben (was natürlich nicht stimmte), vor allem aber sei Stalin noch in Moskau.

Warum er sich zum Bleiben entschloss, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Am 17. jedenfalls fuhr er, statt seiner Regierung zu folgen, hinaus in seine Datscha. Dort war schon alles für eine Sprengung vorbereitet, und die Wachen schickten sich gerade an, das Gebäude in die Luft zu jagen. Er befahl ihnen, die Sprengladungen zu entfernen, setzte sich an seinen Schreibtisch und arbeitete. In Moskau rückte das NKWD ein, um Plünderer zu erschiessen und die Ordnung wiederherzustellen, während Tausende von nicht unbedingt begeisterten Freiwilligen in Arbeitsbataillone gesteckt wurden, um Verteidigungsgräben auszuheben, oder in eilig zusammengestellte Milizeinheiten kamen, die an die Front geworfen wurden. Um ein Exempel zu statuieren, richtete man jeden zehnten Hausverwalter hin.

Am 19. Oktober wurde der Belagerungszustand erklärt. Die Stadt bereitete sich auf die Entscheidungsschlacht vor. Stalin teilte seiner Leibwache mit, er werde bleiben: «Wir werden Moskau nicht aufgeben!»<sup>44</sup>

## 4

### ZWISCHEN LEBEN UND TOD

#### LENINGRAD UND MOSKAU

*Die Leichenhalle ist voll. Es gibt nicht nur zu wenige Lastwagen, die zum Friedhof fahren, sondern, wichtiger noch, zu wenig Benzin, mit dem die Lastwagen betankt werden könnten. Vor allem aber haben die Lebenden nicht mehr genügend Kraft, um die Toten zu begraben.*

VERA INBER, LENINGRADER TAGEBUCH, 26. DEZEMBER  
1941

EIN NAME IST UNAUFÖSLICH MIT DEM SCHICKSAL von Leningrad und Moskau in dem schrecklichen Herbst 1941 verknüpft: der von Georgi Konstantinowitsch Schukow. Zweimal wurde er von Stalin gerufen, um ein militärisches Wunder zu vollbringen und die Städte zu retten, einmal Anfang September, als er nach Leningrad geschickt wurde, und ein zweites Mal im Oktober, als er zurückgerufen wurde, um Moskau zu verteidigen. Er war in jeder Hinsicht ein genialer Soldat, wenn auch nicht unfehlbar. Stalin geriet in eine Abhängigkeit von Schukow, die er gewiss bei keinem geringeren Mann geduldet hätte. Sich selbst überlassen, hätte Russlands Oberster Heerführer den Krieg leicht verlieren können. Sicherlich hat Schukow den Krieg nicht allein gewonnen, aber niemand hatte grösseren Anteil am sowjetischen Sieg als er.

Schukow gehörte zu den vielen Sowjetbürgern, die durch Krieg und Revolution aus einfachen Verhältnissen in höchste Ämter getragen wurden. 1897 wurde er in einem kleinen Dorf vor den Toren Moskaus als Sohn eines Schuhmachers geboren. Er war ein aufgeweckter Schüler, und sein Vater gab ihn bei einem Moskauer Kürschner in die Lehre. Mit neunzehn wurde er zur Kavallerie des Zaren eingezogen; noch vor der Revolution brachte er es zum Unteroffizier. Er blieb beim Militär und diente während des Bürgerkriegs in der gerade gebildeten Roten Armee. 1919 verteidigte er Zarizyn, wo Stalin Vorsitzender des örtlichen Mili-

tärrates war. Zwar blieb er weiterhin Offizier der Kavallerie, aber er hatte durchaus den Wunsch, das Zeitalter des Pferdes hinter sich zu lassen und in das des Panzers zu gelangen. In den dreissiger Jahren wurde er als Militärbeobachter nach Spanien geschickt und überlebte im Gegensatz zu vielen anderen die Rückberufung in die Sowjetunion. Er war überzeugter Kommunist, der Revolution und Stalin tief ergeben, was Verfolgungen freilich nicht ausgeschlossen hätte. Soweit es sich beurteilen lässt, hatte er etwas an sich, das Stalin gefiel oder imponierte. 1939 bekam er einen anderen Auftrag, diesmal wurde er nach China geschickt, wo die Japaner eingefallen waren und einen Grossteil des Nordens besetzt hatten. Die nächste Station war der äusserste Osten der Sowjetunion: Erfolgreich befehligte er die sowjetischen Streitkräfte bei Chalchin-Got, die in einen regelrechten Grenzkrieg gegen die Japaner verwickelt waren.<sup>1</sup>

Schukow war ein ausgezeichnete Schlachtenlenker, fähig, die Details zu berücksichtigen, ohne das Ganze aus dem Blick zu verlieren. Er war durch und durch Soldat, zäh, entschlossen, nach aussen hin furchtlos und zuversichtlich. Seinen Männern und sich selbst verlangte er das Äusserste ab. Ohne Weiteres opferte er Menschenleben – ob von Soldaten oder Zivilisten –, wenn der Sieg es verlangte. Er war genauso rücksichtslos wie sein Oberster Kriegsherr. Was zählte, war der Sieg, nicht wie er errungen wurde. Bei seinen Kameraden war Schukow nicht sonderlich beliebt. Selbst innerhalb eines Berufsstands, der nicht gerade für seine Zimperlichkeit bekannt ist, fiel er als ungewöhnlich grob auf. Seine Sprache strotzte vor wüsten Flüchen, die heute aus allen Aufzeichnungen getilgt sind. Andere Generale schüchtere er mit der Androhung von Kriegsgerichten oder Exekutionen ein und zögerte nicht, seinen guten Draht zu Stalin auszunutzen, um Kommandeure loszuwerden, wenn sie sein Vertrauen verloren hatten.<sup>2</sup> Nach dem Krieg haben viele Kameraden in ihren Memoiren geklagt, Schukow habe ihre Ideen gestohlen und sie Stalin als die eigenen präsentiert – Vorwürfe, die mit Vorsicht zu behandeln sind. Schukow hat sich mit seiner brüskten Art und Intole-

ranz viele Feinde gemacht. Sein bedeutendster Beitrag zum Sieg war nicht sein strategisches Geschick – die Planung war grösstenteils ein Produkt des ganzen Generalstabs und nicht das Werk eines Einzelnen –, sondern sein Mut, sich Stalin gegenüber zu behaupten und der Stimme der militärischen Vernunft auf höchster Ebene Gehör zu verschaffen, sodass die strategischen Ideen Gestalt annehmen konnten.

Mit dreiundvierzig Jahren befand er sich plötzlich an der Spitze der militärischen Hierarchie. Im Januar 1941 wurde er zum Chef des Generalstabes ernannt und damit Generalen vor die Nase gesetzt, die weit mehr Dienstjahre vorzuweisen hatten als er. Der Posten war nicht ungefährlich. Schukows Vorgänger, Kiril Meretzkow, wurde nach einigen Monaten unter der Anschuldigung der Verschwörung festgenommen und entsetzlich gefoltert – «Es ging zu wie in einem Fleischwolf», sagte Berija zwölf Jahre später über die Behandlung –, bis man das übliche Geständnis aus ihm herausgepresst hatte.<sup>3</sup> Ausserdem entsprach der Posten nicht ganz Schukows Fähigkeiten. Als er im Juli mit Stalin über die Verteidigung der Westgebiete stritt, blieb ihm Meretzkows Schicksal zwar erspart, doch er wurde als Stabschef abgesetzt und wieder ins Feld geschickt, zur Reservefront, die Smolensk verteidigte. Hier brachte er den Deutschen bei Jelnja eine der ersten und schwersten Schlappen bei, was durchaus der Grund dafür gewesen sein mag, dass Stalin ihn im September eilig zurückbeordnete, um Leningrad zu retten, dem vollkommene Einschliessung und Zerstörung drohte.<sup>4</sup>

Während der letzten beiden Augustwochen nahmen die vorrückenden deutschen Truppen eine Verteidigungsstellung nach der anderen, die mit dem Schweiss, manchmal auch dem Blut Tausender von Frauen und Halbwüchsigen rund um Leningrad errichtet worden waren. In Mga wurde die letzte Bahnverbindung nach Süden am 30. August abgeschnitten. Von Norden erreichten finnische Streitkräfte die alte sowjetisch-finnische Grenze, hundert Kilometer vor Leningrad – jene Grenze, von der

sie 1940 vertrieben worden waren. Östlich der Stadt zogen finnische und deutsche Truppen den Ring immer enger zusammen. Im August hatte Hitler entschieden, Leningrad solle nicht erobert, sondern belagert werden. Nach den Erfahrungen in anderen sowjetischen Städten, wo deutsche Soldaten in den verlassen Strassen von Sprengfallen und Tretninen getötet worden waren, wollte Hitler Leningrad zunächst durch Artilleriebeschuss und Bombenangriffe und schliesslich durch Aushun-

Während eines Bombenangriffs fliehen Leningrader Bürger im Winter 1941 aus ihren Häusern. Die Stadt war von deutschen und finnischen Truppen eingeschlossen; in den mehr als neunhundert Tagen der Belagerung starben über eine Million Menschen.



gern vernichten. Anfang September begannen die deutschen Streitkräfte damit, Leningrad systematisch von der Aussenwelt abzuschotten. Zwanzig bis fünfunddreissig Kilometer vom Stadtzentrum entfernt bezogen sie Stellung. Nach einer weiteren Woche erbitterter Kämpfe, in denen die Verteidiger, ohne schwere Waffen und fast ohne Reserven an ausgebildeten Soldaten, mit allem kämpften, was sie hatten, um den deutschen Vormarsch zu verlangsamen – nach einer weiteren Woche also standen die deutschen Verbände noch gut zehn Kilometer vom Herzen der Stadt entfernt. Am 4. September schlug die erste Artilleriegranate im Stadtzentrum ein, zwei Tage später fielen die ersten Bomben.

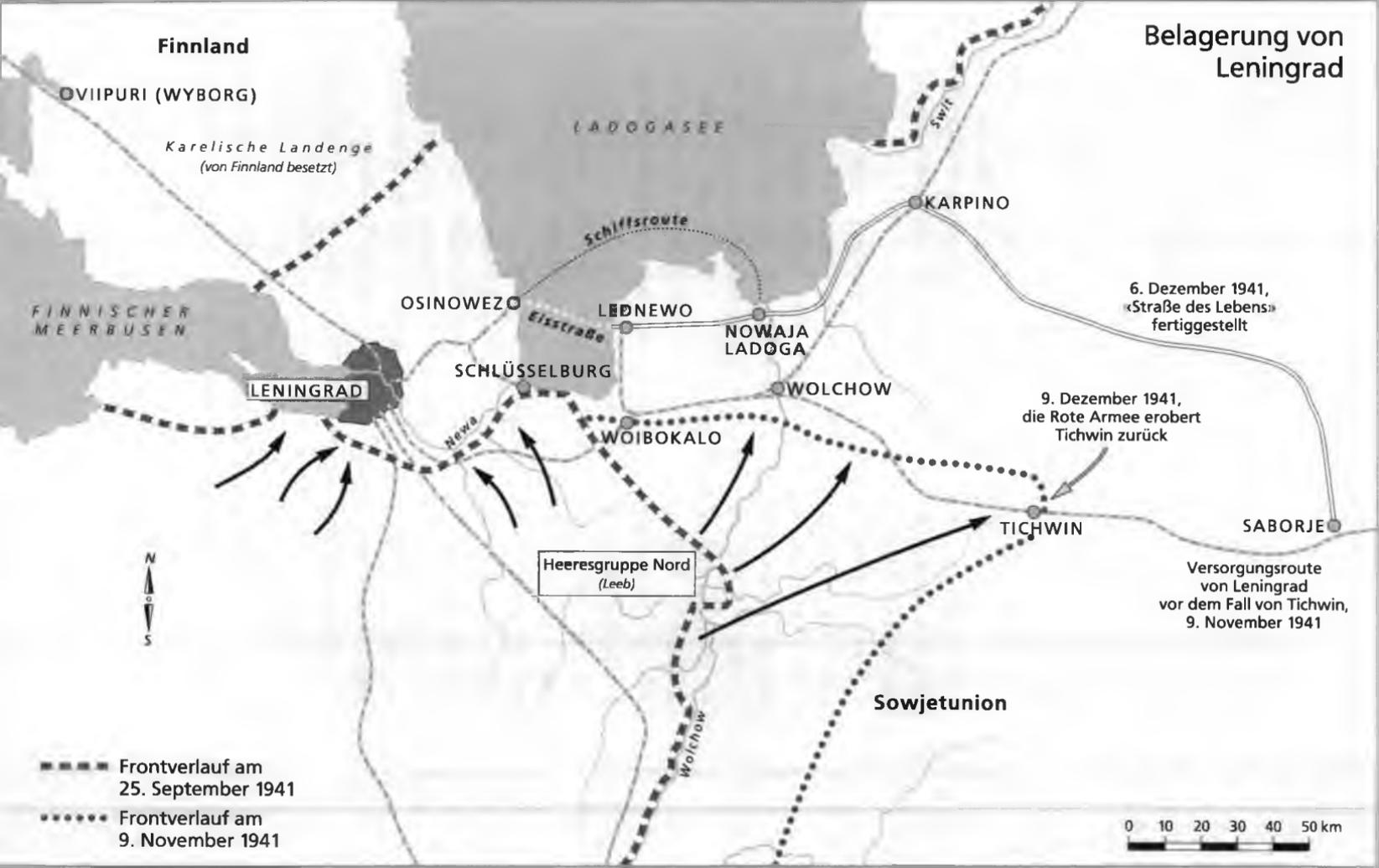
An dem Tag, an dem Schukow von Stalin den Befehl erhielt, sich von Moskau nach Leningrad zu begeben und sich mit der Krise zu befassen, am 8. September, erreichten die Deutschen im Osten von Leningrad den Ort Schlüsselburg und kappten damit die letzte Landverbindung zum Landesinneren. Der Ring um Leningrad hatte sich geschlossen, die deutschen Truppen mussten die Schlinge nur noch zuziehen. Schukow konnte sie zwar nicht lösen, bekam aber immerhin eine Hand zwischen Hals und Seil. Im Schutz einer dichten Wolkendecke flog er von Moskau fort, doch kurz vor Leningrad lösten sich die Wolken auf. Über der Verteidigungszone näherten sich deutsche Jäger, vermochten aber keinen Angriff mehr zu fliegen.<sup>5</sup> Nach der Landung eilte Schukow sofort ins Smolny-Institut, in dem der Militärrat der Stadt tagte. Die Verteidiger waren am Ende. Nirgends hatten ihre Stellungen gehalten. Kaum mehr war vom inneren Befestigungsgürtel zu erwarten, mit dessen Errichtung die Leningrader Arbeitsbataillone seit Juli beschäftigt waren. Befehligt wurde die Stadt von Woroschilow, den Stalin im August als Krisenmanager hierhergeschickt hatte. Er galt allgemein, sogar bei Stalin, als unfähig in militärischen Dingen, war aber entsandt worden, weil Stalin hoffte, Woroschilow als Altkommunist werde den politischen Durchhaltewillen stärken. Die eigentliche Arbeit leistete Andrej Schdanow, der Parteichef der Stadt, ein beliebter und unabhängig denkender Kommu-

nist, der den Leningradern immer wieder neuen Mut einflösste.<sup>6</sup> Schukow hörte zu, inspizierte die Lage und flog wieder nach Moskau zurück. Aus einer Informationsquelle in Berlin, der so genannten Roten Kapelle, wusste Stalin zu diesem Zeitpunkt mit einiger Sicherheit, dass Hitler Leningrad belagern und nicht stürmen wollte.<sup>7</sup> Er schickte Schukow zur Ablösung von Woroschilow in die Stadt und befahl ihm, sie bis zum letzten Atemzug zu verteidigen.

Schukow trat sein neues Amt mit einem Paukenschlag an. Als er im Hauptquartier in Smolny eintraf, fegte er alle Karten, die der Militärstab auf dem Tisch ausgebreitet hatte, zu Boden und richtete seinen Blick auf die einzige, die an der Wand hing; sie zeigte die Verteidigungsanlagen der Stadt. Woroschilow bemühte sich um einen möglichst würdevollen Abgang, woraufhin sich Schukow und Schdanow an die Arbeit machten.<sup>8</sup> Ein Gutteil war bereits geschehen. Anfang August hatte man 467'000 Leningrader aus der Stadt evakuiert, 216'000 von ihnen Kinder. Ende des Monats war die Zahl auf 636'000 geklettert, darunter allein 100'000 Flüchtlinge aus den baltischen Staaten. Den Plan, eine weitere Million Frauen und Kinder zu evakuieren, machte der deutsche Vormarsch zunichte, so wurden sie zusammen mit den Männern eingeschlossen. Aus denen, die blieben, wurde eine Arbeitermiliz gebildet. Diese Massnahmen knüpften an die revolutionäre Vergangenheit der Stadt an: 1917 hatte Trotzki hier Fabrikarbeiter als Kern einer Revolutionsarmee organisiert, um die Macht für die Bolschewiki zu erobern. Jetzt erhielten 36'000 Arbeiter eine notdürftige militärische Ausbildung und 22'000 Gewehre und Schrotflinten, die von der Bevölkerung gespendet worden waren. So ausgerüstet bereiteten sie sich darauf vor, ihre Stadt Strasse um Strasse und Fabrik um Fabrik zu verteidigen.<sup>9</sup>

Leningrad selbst veränderte sich bis zur Unkenntlichkeit, denn überall wurden primitiv befestigte Hindernisse aufgetürmt. Siebenundzwanzig Kilometer Barrikaden und Panzergräben hinterliessen tiefe Narben im Gesicht der Stadt. Die unteren Stockwerke von Geschäfts-, Büro- und

# Belagerung von Leningrad



Wohnhäusern waren mit Holzplatten und Sandsäcken verkleidet, die Fenster mit Sperrholz und Pappe vernagelt. Quer über die Strassen zogen sich Barrikaden, die Symbole der Revolution. Diese Gebilde aus Stein und Holz waren nur ein oder zwei Meter dick und hatten Schiesscharten. Mit Sand gefüllte Strassenbahnen und Busse dienten als Hindernisse. Für Maschinengewehr- und Scharfschützen wurden befestigte Stellungen errichtet, insgesamt 20'000 an der Zahl. Man baute Luftschutzbunker und Laufgräben, um einen gewissen Schutz vor Artilleriefeuer und Bombenangriffen zu bieten, doch in ihnen fand nur ein Drittel der verbliebenen Bevölkerung Platz. Zwischen diesen abenteuerlichen Requisiten des Krieges versuchten die Leningrader ihre Arbeit und ihr Leben fortzuführen, so gut es ging.

Schukow trieb die laufenden Vorbereitungen voran und ergänzte sie um weitere. Unter anderem befahl er, Flakgeschütze zur Panzerabwehr einzusetzen, wie es die Deutschen mit ihrer berühmten 8,8-cm-Flak taten. Ferner liess er die Zufahrtsstrassen zur Stadt massiv verminen und eine Verteidigungszone in den Vororten vollenden. Schiffsgeschütze der Ostseeflotte wurden an der Küste in Stellung gebracht oder auf Panzerzüge montiert. Sie belegten die deutschen Verbände mit einem dichten und wirksamen Sperrfeuer. Sogar der Kreuzer *Aurora*, der zum Nationaldenkmal erklärt worden war, weil er mit der Beschiessung des Winterpalais im Oktober 1917 entscheidenden Anteil an der Revolution gehabt hatte, musste seine Kanonen hergeben.<sup>10</sup>

Erbarmungslos trieb Schukow seine Kommandeure und die Stadtfunktionäre an. Das NKWD war allgegenwärtig, erschoss hier angebliche Drückeberger und Deserteure und ging dort brutal gegen Plünderer vor. Mitte September war die Stimmung düster und verzweifelt, doch eine Panik wie in Moskau kam nicht auf. Niemand musste den Leningrader sagen, was für Opfer sie zu bringen hatten. Die Erinnerungen Überlebender bezeugen, dass viele Bewohner der Stadt, die zur Evakuierung vorgesehen waren, aus freien Stücken verzichteten; Kinder blieben bei ihren Familien, Frauen bei ihren Männern. Neben der Furcht zeigte die

Bevölkerung auch das, was Schukow später als «den Mut, die Standhaftigkeit und die Zähigkeit» der einfachen Menschen beschrieb. «Der September 1941», heisst es in seinen Erinnerungen, «wird mir mein Leben lang im Gedächtnis bleiben.»<sup>11</sup>

Ihren Höhepunkt erreichte die Verteidigung der Stadt in der dritten Septemberwoche, als die deutschen Truppen versuchten, das Stadtzentrum zu isolieren. Vierzig Tonnen Sprengstoff wurden verteilt, um die Zerstörung von Brücken, Fabriken und militärischen Stützpunkten vorzubereiten. Am 19. September begann die deutsche Artillerie, die Stadt mit einem achtzehnstündigen Trommelfeuer zu belegen. Am selben Tag kam der Befehl aus Moskau, die Sprengladungen seien anzubringen und scharf zu machen. Deutsche Truppen hatten Schukows äussere Verteidigungsanlagen überwunden und nahmen nun einen Vorort nach dem anderen ein. An der allerletzten Verteidigungslinie entlang der Newa und an den Zufahrtsstrassen wurde um jeden Meter gekämpft. Ein entschiedener Vorstoss hätte die Deutschen wohl mit Sicherheit bis an die Stadttore geführt, wo sie dann Haus um Haus und Strasse um Strasse hätten vorrücken können, ganz so, wie sie es später in Stalingrad taten. Doch Hitler verschonte die Stadt. Am 20. September verlangsamte sich das Tempo. Informationen von Mitgliedern der Partisanengruppen, die hinter den deutschen Linien operierten, zeigten, dass sich die Deutschen eingruben. Panzer und Panzerfahrzeuge wurden auf Zügen abtransportiert. Offensichtlich wurden Kräfte für das «Unternehmen Taifun», Moskaus Eroberung, nach Süden abgezogen. Am 25. September stabilisierte sich die Front und kam zum Halt. Aus der Schlacht um Leningrad war die Belagerung von Leningrad geworden.<sup>12</sup>

Im Herbst 1941 hätte niemand vorhersagen können, wie lange diese Belagerung dauern würde. Im Süden der Stadt versuchten sowjetische Truppen immer wieder, durch Angriffe den Ring zu sprengen, doch inzwischen brauchte Stalin jeden verfügbaren Soldaten, um seine Hauptstadt zu retten. Leningrad war vollkommen abgeschnitten. Der einzige Zugang führte über den dreissig Kilometer östlich gelegenen Ladogasee.

Ein Teil des südlichen Ufers befand sich noch immer in sowjetischer Hand, doch die Eisenbahnlinie, über die die Stadt hätte versorgt werden können, kontrollierten die Deutschen, und Schiffe, die Vorräte über den See hätten bringen können, standen noch nicht zur Verfügung. Die traurige Realität war, dass die 3,3 Millionen Einwohner Anfang Oktober nur noch Lebensmittel für zwanzig Tage hatten. Am 1. November reichten sie noch für sieben Tage. Ohne Hilfe von aussen war eine Hungersnot unvermeidlich.

Das Grauen, von dem der Alltag in Leningrad während des Winters 1941/42 geprägt war, übersteigt die Vorstellungskraft. Die Stadt war dunkel und stumm, unter Schnee und Eis begraben. Nur das Donnern der deutschen Geschütze war zu hören, der schweren Artillerie auf den Hügeln im Südwesten, die den regelmässigen Beschuss der Stadt fortsetzte. Jeden Tag gingen die Granaten pünktlich wie ein Uhrwerk nieder: morgens von acht bis neun; eine Stunde zur Mittagszeit; von fünf bis sechs am Spätnachmittag und schliesslich ein letztes Mal von acht bis zehn Uhr abends.<sup>13</sup> Sie hinterliessen in den Strassen grosse Trichter, die sich mit Eis, Schlamm und Schutt füllten, Gebäude stürzten zusammen, Trümmer lagen auf der Strasse, und niemand räumte sie fort. Der Verkehr kam zum Erliegen. Im August war der Strom bis auf wenige Stunden am Tag abgeschaltet worden, im November stand er nur noch für den dringendsten Bedarf zur Verfügung. Private Telefonanschlüsse funktionierten nicht mehr. Während der nächtlichen Sperrstunde waren die Strassen verlassen, tagsüber bewegten sich die Leningrader nervös durch die Stadt und versuchten, sich immer in der Nähe von Schutzräumen aufzuhalten. Täglich wurde das Artilleriefeuer durch Fliegerangriffe ergänzt. Die deutschen Piloten hatten den ausdrücklichen Befehl, dadurch, dass sie Lebensmittellager, Kraftwerke und Wasserwerke bombardierten, zum langsamen Sterben der Stadt beizutragen. Im September brannte das Lebensmittellager Badajew bis auf die Grundmauern nieder. In den ersten Monaten der Belagerung fielen den Luftangriffen 20'000 Menschen zum Opfer. Die Krankenhäuser waren überfüllt; die Vorräte

an Medikamenten und Narkotika gingen zu Ende.<sup>14</sup>

Selbst das Allernotwendigste zum Leben fehlte. Im September verteilte man an rund 2,8 Millionen Einwohner Lebensmittelkarten, damit blieb eine halbe Million ohne Bezugsberechtigung. Arbeiter und Soldaten bekamen auf diese Karten ein Pfund grobes, mit Streckmittel gebakenes Brot pro Tag und ein Pfund Fleisch pro Woche. Der Rest der Bevölkerung musste sich mit zweihundertdreissig Gramm Brot täglich begnügen. Im November und Dezember erreichte die Lebensmittelversorgung ihren absoluten Tiefpunkt. Arbeiter und Soldaten erhielten zweihundertdreissig Gramm Brot pro Tag, alle anderen hundertfünfundzwanzig Gramm. Damit konnte man nicht überleben,<sup>15</sup> daher setzten die Leningrader alles daran, Nahrung aufzutreiben. Lebensmittelkarten wurden gestohlen oder eingetauscht. Man riss den Schwächeren das Brot aus den Händen und verschlang es gierig vor ihren Augen. Die Menschen fingen Vögel, Hunde, Katzen. Sie assen Medizin und kochten sich Suppe aus Leim und Leder. Der Hunger brachte die besten und die schlimmsten Eigenschaften der Menschen zum Vorschein: Mütter opferten sich, um ihre Kinder zu retten; wenn sie starben, starben ihre Kinder neben ihnen, ausgekühlt und unterernährt, weil verzweifelte Nachbarn ihnen die Lebensmittelkarten weggenommen hatten. Der Hunger schuf eine neue Moral: Überleb oder stirb.

Und die Leningrader starben, zu Tausenden. Hunger und Kälte zehrten an ihnen. Die Widerstandskraft gegen Krankheiten liess nach. Zuerst traf es die Schwächsten, die Alten und die Säuglinge, dann die Frauen und die Kinder. Immer folgte das Sterben dem gleichen, schrecklichen Muster: Zuerst wurden Arme und Beine schwach, dann wurde der Körper taub, der Blutkreislauf verlangsamte sich, und schliesslich hörte das Herz auf zu schlagen. Die Menschen starben an ihren Schreibtischen und Maschinen, und sie starben auf der Strasse. Auch die Lebenden sahen eher aus wie Leichen. Die Augen gross und leblos, die Gesichtshaut straff, unnatürlich glänzend und mit Geschwüren bedeckt. Die Körper

schiene kein Gramm Fett mehr zu besitzen.<sup>16</sup> Die Angehörigen unternahmen rührende Anstrengungen, ihren Toten die letzte Ehre zu erweisen, aber sie hatten oft nicht einmal mehr die Kraft, die kleinen Holzschlitten zum Friedhof zu ziehen.

Ein Arzt beschrieb den Besuch bei einer Familie im Januar 1942:

Beim Eintreten bot sich mir ein schrecklicher Anblick.

Ein dunkles Zimmer, dessen Wände mit Reif bedeckt waren, auf dem Fussboden Wasserlachen. Auf einigen zusammengestellten Stühlen lag der Leichnam eines Vierzehnjährigen. In einem Kinderwagen eine zweite Leiche, die eines winzigen Säuglings. Auf dem Bett die Eigentümerin des Zimmers – tot. Neben ihr sass die älteste Tochter und rieb der Verstorbenen die Brust mit einem Handtuch ab ... An einem einzigen Tag hatte sie Mutter, Sohn und Bruder verloren, alle drei an Hunger und Kälte zugrunde gegangen.<sup>17</sup>

Als die Sterblichkeitsrate der Stadt auf 4'000 bis 5'000 Tote pro Tag kletterte, waren die Behörden der Situation nicht mehr gewachsen – die Verstorbenen wurden weder registriert noch bestattet. An Sammelstellen stapelten sie sich zu gefrorenen Haufen, die in Massengräbern beigesetzt werden sollten, sobald die Totengräber wieder zu Kräften kommen würden. Vor Hunger wie von Sinnen, schnitten einige Menschen den Leichen Gliedmassen oder die Köpfe ab, um sie zu essen. Der Kannibalismus war offiziell verboten und wurde mit dem Tode bestraft. Wie verbreitet er war, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, aber dass es ihn gab, steht ausser Frage. Es mögen einige Tausend gewesen sein, die versucht haben, durch den Verzehr von Leichen zu überleben. Das gehört zur Geschichte der Leningrader Hungersnot, die sich wohl nie vollständig wird erzählen lassen.<sup>18</sup>

Während die Menschen elend umkamen, versuchten die Behörden, zumindest den Anschein von Normalität aufrechtzuerhalten. Man liess die Fabriken so lange wie möglich arbeiten und Ausrüstung für die Verteidiger der Stadt herstellen. Von Juli bis Dezember wurden hier mehr

als 1'100 Panzer und Kampffahrzeuge, 10'000 Granatwerfer sowie drei Millionen Granaten gefertigt. So unglaublich es klingt, Leningrads hungernde Arbeiter produzierten 1'000 Kanonen und Granatwerfer für Moskaus Verteidigung, die aus der belagerten Stadt ausgeflogen wurden.<sup>19</sup> In den berühmten Kirow-Werken, in der Nähe der Front, biwakierten die Arbeiter in den Hallen, wobei die Ruheschicht die Feuer der deutschen Brandbomben löschte oder Übungen für die Verteidigung der Fabrik durchführte. Die Fabriken wurden eigenständige Gemeinwesen, in denen man Nahrung, Gesellschaft, Wärme finden und dem trostlosen Familienleben entkommen konnte. Doch im Dezember wurden die meisten Fabriken geschlossen. Am 15. standen auch die Maschinen in den Kirow-Werken still. Es gab keinen Brennstoff, keinen Strom, kein Wasser, kein Rohmaterial mehr. Notdürftig wurde eine Giesserei weiterbetrieben, um beschädigte Geschütze zu reparieren, doch die Produktion blieb bis März eingestellt.<sup>20</sup> Besonders qualifizierte Arbeiter flog man aus der Stadt, um sie in Rüstungszentren weiter hinter der Front einzusetzen.

Zur Stützung der Moral hielt man Theater und Konzertsäle so lange wie möglich offen. Der Komponist Dimitri Schostakowitsch schrieb die Entwürfe seiner 7. Symphonie, die heute nur als die «Leningrader Symphonie» bezeichnet wird, zum Klang von Granaten und Bomben. Im Oktober verliess er die Stadt per Flugzeug, sodass er die Arbeit im sicheren Kuibyschew beenden konnte, wo das Werk im März 1942 uraufgeführt wurde. In Leningrad selbst erklang es erst im August 1942. Die Musiker mussten zu den Proben von der Front abberufen werden, doch zu dem Zeitpunkt, da die Symphonie zur Aufführung kam, waren viele tot oder verwundet. Schostakowitsch widmete sein Werk «Der Stadt Leningrad», und es wurde zum künstlerischen Symbol sowjetischen Widerstandswillens angesichts deutscher Gewalt.

In der Eremitage, Leningrads berühmter Gemäldesammlung, kämpften die Kuratoren darum, Bomben- und Kälteschäden zu verhindern, um Russlands berühmteste Kunstschatze zu retten.

Die Hälfte der 2,5 Millionen Objekte wurden in versiegelten und gut bewachten Zügen nach Swerdlowsk im Ural geschafft. Der Museumsdirektor Josef Orbeli stand auf dem Bahnsteig und weinte, als die ersten Züge den Bahnhof verliessen. Doch als der nächste Transport sich auf den Weg machen sollte, war die Bahnverbindung abgeschnitten. Im September begannen die Bombenangriffe. Die verbleibenden Stücke wurden in den Keller gebracht, wo im Winter rund zweitausend Künstler, Schriftsteller und Wissenschaftler ihre Arbeit bei Kerzenlicht fortsetzten. In einem Raum sorgten die Generatoren der ehemaligen Zarenjacht *Polarstern*, die draussen vertäut lag, für etwas Licht und Wärme. Unter der Bibliothek war eine improvisierte Leichenhalle eingerichtet worden, in der die gefrorenen Toten wochenlang lagerten, bis sie begraben werden konnten.<sup>21</sup>

Mit einiger Sicherheit wäre wohl der grösste Teil der Leningrader Bevölkerung bis zum Frühjahr verhungert, wenn nicht alle Anstrengungen unternommen worden wären, das einzige Schlupfloch im Belagerungsring zu nutzen – den Ladogasee. Zunächst erreichten nur kleine Boote und Kähne den winzigen Hafen Osinowez am Westufer des Sees, ungefähr dreissig Kilometer von Leningrad entfernt. Etwa 45'000 Tonnen Lebensmittel, Munition und Benzin wurden bis November auf diesem Weg herbeigeschafft, bevor der See zuzufrieren begann.<sup>22</sup> Damit blieb nur noch eine Möglichkeit – einen Weg über das Eis zu finden. Irgendwann im November beschloss der Leningrader Militärat, jenen Weg anzulegen, der als «Eisstrasse» und «Strasse des Lebens» bekannt werden sollte. Mitte November führten russische Fischer Vertreter der Stadt und des Militärs über den See, hinterliessen Markierungen, wo die Strasse verlaufen sollte, und prüften die Stärke der Eisdecke. Am 17. November wies sie erst eine Dicke von zehn Zentimetern auf, das reichte gerade für ein unbeladenes Pferd. Um einen beladenen Lastwagen zu tragen, musste sie mindestens zwanzig Zentimeter messen. Am folgenden Tag erhob sich ein schneidender Nordwind, und bereits nach wenigen Tagen war das Eis doppelt so dick. Am 20. November überquerten

die zwanzig ersten Pferdeschlitten den See. Die erschöpften Tiere stolperten und rutschten auf dem Eisweg. Wenn sie zusammenbrachen, wurden sie getötet, an Ort und Stelle zerlegt und als Nahrung nach Leningrad geschafft.<sup>23</sup>

Am 22. November wagte man sich mit den ersten Lastwagen aufs Eis. Stellenweise war es noch zu dünn; einige Lkws brachen ein und verschwanden mitsamt den Fahrern unter dem Eis. Der grösste Teil erreichte jedoch das ferne Ufer, wurde dort beladen und kehrte tags darauf mit dreiunddreissig Tonnen Versorgungsgütern zurück. Das war zwar eine unerhebliche Menge, zeigte aber, dass sich hier eine realistische Möglichkeit bot. Man beschloss, eine Militärstrasse von Osinowez über rund dreissig Kilometer Eis bis zu der kleinen Ortschaft Kabona zu bauen; von dort sollte es durch Sümpfe und Wälder, vorbei an der deutschen Front bei Tichwin zu den Bahnhöfen von Podborowe und Saborje gehen. Die Gesamtentfernung betrug dreihundertachtzig Kilometer. Der Armee wurden zwei Wochen Bauzeit zugestanden. In der Stadt waren jetzt Lebensmittel für sieben Tage vorhanden. Bei Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkt legten Zwangsarbeiter die Strasse in etwas mehr als vierzehn Tagen an. Das Ergebnis liess zu wünschen übrig. Das Eis wollte nicht dicker werden, sodass die Lastwagen nur halb beladen und mit einem angehängten Schlitten fahren konnten. Steile Abhänge und unebener Boden auf den Zufahrtswegen führten zu zahllosen Pannen und Unfällen. Im Dezember wurden im Durchschnitt dreihunderteinundsechzig Tonnen pro Tag über die Eisstrasse befördert, ein Siebtel dessen, was erforderlich gewesen wäre, um die Leningrader zu ernähren. Die Vorräte in der Stadt reichten nur noch für ein oder zwei Tage.<sup>24</sup>

Schdanow und Admiral Nikolai Kusnezow, der Stawka-Vertreter in Leningrad, fuhren die Eisstrasse ab, um sich selbst ein Bild von ihrem Zustand zu machen. Sie enthoben den verantwortlichen General seines Postens, ordneten Reparaturen und Verbesserungen an, legten eine Ladungsnorm fest und versprachen den Fahrern ansehnliche Prämien. Dar-

aufhin stieg die Transportkapazität an. Am 24. Dezember gaben die Behörden ein unerwartetes Weihnachtsgeschenk bekannt: Die tägliche Brotration wurde für die meisten Leningrader vom 25. Dezember an um siebenzig Gramm erhöht, für die Arbeiter sogar um hundertvierzig Gramm.<sup>25</sup> Da es Zeitungen und Rundfunk nicht mehr gab, wurden die meisten Leningrader davon im Laden überrascht. Eine Frau sah einen Mann eine Bäckerei verlassen, der, «während er die Strasse entlangging, lachte, weinte und sich an den Kopf fasste». Die Erhöhung der Rationen war eine etwas übereilte Massnahme, da die Lebensmittelbeförderung über den See noch immer heikel war. Doch Anfang Dezember 1941 gelang es einer sowjetischen Offensive gegen die Stadt Tichwin, welche zu beiden Seiten der wichtigsten Eisenbahnstrecke zum Ladogasee lag, die überdehnte deutsche Front zurückzudrängen und die Bahnlinie zu erobern. Der Angriff wurde von niemand anderem als General Kiril Meretzkow geführt, der, nachdem er die höchst unangenehme Gastfreundschaft des NKWD genossen hatte, wieder im Dienst war. Es dauerte eine Weile, bis die Brücken neu aufgebaut und die Gleise repariert waren, doch im Januar konnte die Strecke in Betrieb genommen werden. Damit verkürzte sich der Weg für die Lastwagen um ein Drittel. Tausende von Fahrern, Eisenbahnern und Pionieren mühten sich aufopfernd bei klirrender Kälte und mörderischen Schneestürmen, um den Leningrädern Hilfe zu bringen. Auf dem Eis wurden sechs Lastwagenrouten angelegt, die ständig von Posten, darunter viele Frauen, bewacht wurden. Als die Eisdecke fast einen Meter mass, wurde aus dem Rinnsal der Versorgung eine regelrechte Flut: zunächst 1'500 Tonnen pro Tag, dann mehr als 2'000. Erneut wurde die Brotration erhöht, Ende Januar ein erstes, im Februar ein zweites Mal. Die Rückladung der Lkws war nun von ganz anderer Art. Für die Fahrt zu den Bahnhöfen wurden sie mit Flüchtlingen vollgestopft: 11'000 im Januar, 117'000 im Februar, 221'000 im März. In vier Monaten wurden mehr als eine halbe Million erschöpfter und ausgezehrter Leningrader über die Strasse des Lebens in Sicherheit gebracht.<sup>26</sup>



Bei extremen Witterungsbedingungen wird eine Versorgungsstrasse über den zugefrorenen Ladogasee angelegt, um die Bevölkerung Leningrads zu unterstützen. Im Dezember 1941 erreichten die ersten Transporte die belagerte Stadt.

Im Frühjahr 1942 war Leningrad eine andere Stadt geworden. Mit den Lebensmitteln kamen Brennstoff, Munition, Streichhölzer – zwei Schachteln für jeden Arbeiter und Soldaten, eine für jeden Angehörigen – sowie die Ausrüstung und das Material, um die Industrieproduktion wieder aufzunehmen. An die Leningrader wurden mehr als 200'000 Parzellen Gartenland verteilt, auf denen sie ihr eigenes Gemüse anbauen konnten. Man richtete städtische Garküchen ein, in denen die Einwohner billig warme Mahlzeiten bekommen konnten. In den Schulen gab es kos-

tenloses Mittagessen, was Tausende von Kindern und Jugendliche wieder in die Klassenzimmer lockte.<sup>27</sup> Im Sommer 1942 wurde die Ladoga-Route ausgebaut. Als im April das Eis schmolz, setzte man Schiffe ein. Im Oktober wurden mehr als 150'000 Tonnen pro Monat transportiert. Die deutschen Bemühungen, die Nachschublinien zu bombardieren, bewirkten wenig, da die Lieferungen ununterbrochen, Tag und Nacht, erfolgten. Bald erreichten Lebensmittel aus Amerika, Australien und Neuseeland die Stadt, Pakete mit der Aufschrift «For Leningrad» oder «For Moscow». Deutsche Pläne, die Stadt im August 1942 zu erobern, scheiterten an einer energischen sowjetischen Gegenoffensive. Im Januar 1943 öffnete ein sowjetischer Angriff einen Landkorridor südlich des Sees, durch den nun Züge in die belagerte Stadt gelangen konnten. Als der Journalist Alexander Werth Leningrad im Herbst 1943 besuchen durfte, kehrten die Bewohner bereits zur Normalität zurück und achteten kaum noch auf den regelmässigen deutschen Artilleriebeschuss und die donnernde Symphonie, mit der die sowjetischen Geschütze das Feuer erwiderten. Die Kinder waren gut genährt und gesund, obwohl vielfach Waisen. Die Erinnerung an die Hungersnot begann zu verblassen.<sup>28</sup>

Trotz des im Frühjahr 1942 einsetzenden Stroms an Lebensmitteln kam die Hilfe für viele tausend vom Hunger tödlich geschwächte Leningrader zu spät. Den Mai und Juni hindurch blieben die Sterbeziffern hoch. Der sowjetische Schriftsteller Alexander Fadejew besuchte im April seine Stiefschwester und fand die ehemals hübsche Frau bis zur Unkenntlichkeit verändert: «Vor mir sah ich eine fast alte Frau, verwelkt, mit dicken Augenlidern, dunkel verfärbtem Gesicht und geschwellenen Beinen ... Ihre zarten Hände waren grob und rau geworden, die knotigen Hände einer Arbeiterin.»<sup>29</sup> Im Frühjahr verringerten Tod und Evakuierung die Einwohnerzahl drastisch, sodass sich die Lebensmittelration für den Einzelnen rasch erhöhte. Wie viele Menschen in Leningrad gestorben sind, wird sich nie genau sagen lassen. Die zahllosen Flüchtlinge, die der deutschen Schlinge zum Opfer fielen, sind nicht gezählt worden. Nach offiziellen sowjetischen Angaben sind während

der gesamten Belagerung 632'253 Zivilisten umgekommen, davon 16'700 durch Granaten und Bomben; mehr als eine Million wurden evakuiert. Im März 1943 lebten noch 639'000 in der Stadt. Demzufolge ist – bei ursprünglich gut drei Millionen Einwohnern – das Schicksal von über einer Million Menschen ungeklärt. Der grösste Teil davon ging im Winter 1941/42 langsam, qualvoll, tragisch zugrunde.<sup>30</sup>

Die Tragödie wäre nur zu verhindern gewesen, wenn die Rote Armee dem deutschen Angriff standgehalten und die Einkesselung der Stadt verhindert hätte. Gewiss hätte sich Leningrad, wie Paris im Jahre 1940, zur offenen Stadt erklären oder sich ihren Belagerern ergeben können. Doch Hitler wollte die Stadt ausradieren; er hätte die Kapitulation nicht akzeptiert. Und selbst wenn, wären die Deutschen wohl kaum willens oder in der Lage gewesen, genügend Lebensmittel für ihre Bewohner herbeizuschaffen. Die meisten der drei Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen, die den Deutschen 1941 in die Hände fielen, liess man einfach hinter Stacheldraht verhungern. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit hätte Leningrad das gleiche Schicksal erwartet. In einer Geheimen Kommandosache der Seekriegsleitung heisst es: «Ein Interesse an der Erhaltung auch nur eines Teiles dieser grossstädtischen Bevölkerung besteht in diesem Existenzkrieg unsererseits nicht.»<sup>31</sup> Dass Leningrad eingekesselt wurde, lag am Überraschungseffekt und am Tempo des «Unternehmens Barbarossa» (und an der Lage der Stadt). Ausserdem war es ein Opfer der sowjetischen Strategie. Sie beruhte darauf, dass Leningrad den Kampf fortsetzte. Wäre die Stadt im September gefallen oder hätte sie sich ergeben, hätte die Heeresgruppe Nord nach Süden schwenken und bei der Belagerung Moskaus den Ausschlag zugunsten der Deutschen geben können. Die entschlossene Verteidigung der alten russischen Hauptstadt war entscheidend für die entschlossene Verteidigung der neuen.

Schukow war schon lange aus Leningrad fort, bevor der Hunger zu wüten begann. Am 5. Oktober 1941 erhielt er von Stalin den telegraphi-

schen Befehl, umgehend nach Moskau zurückzukehren und die Front dort zu stabilisieren. Zwei Tage später meldete sich Schukow bei Stalin zu Hause, wohin sich dieser mit einer schweren Erkältung zurückgezogen hatte. Ohne Umschweife kam Stalin zur Sache. Er fragte, ob Leningrad durchhalten werde, und Schukow bejahte. Daraufhin befahl er Schukow, die Front vor Moskau aufzusuchen und sich ein Bild von der tatsächlichen Lage der Dinge zu machen. Schukow fand eine chaotische Situation vor. Die sowjetischen Heeresgruppen hatten den Kontakt miteinander verloren. Verteidigungseinheiten wurden aus versprengten Grüppchen gebildet, denen es gelungen war, aus den deutschen Kesseln zu fliehen. Niemand wusste mit Sicherheit, wo der Gegner stand. Stalin reagierte augenblicklich auf Schukows Bericht. Er setzte die Oberbefehlshaber der eingekreisten Westfront und der Reservefront (die Schukow im September verlassen hatte) ab und unterstellte am 10. Oktober alle sowjetischen Kräfte vor Moskau Schukows Befehl. Nur Schukows Eingreifen verdankte es der abgesetzte Konjew, dass er nicht der gleichen Behandlung unterzogen wurde wie Pawlow. Konjew wurde Schukows Stellvertreter. Die beiden Männer hatten keine besondere Sympathie füreinander, verfügten aber im Verbund über ein hohes Mass an Erfahrung und taktischen Fähigkeiten.<sup>32</sup>

Als Schukow das Kommando übernahm, hatte er nur 90'000 Mann zwischen den Deutschen und Moskau stehen. Mehr waren nicht geblieben von den 800'000, die im September in die Schlacht gegangen waren. Als Erstes verstärkte er die Moschaisk-Linie, ein spärlich besetztes Verteidigungssystem knapp einhundert Kilometer vor dem Moskauer Stadtzentrum. Ein zweiter Gürtel wurde im Halbkreis um die Stadt selbst gezogen, fünfzehn Kilometer vom Zentrum entfernt. Wie in Leningrad wurden auch diese Befestigungsanlagen von mehreren hunderttausend Frauen und Kindern gebaut, die abkommandiert waren, um Gräben auszuheben, Panzerfallen und Feuerstellungen anzulegen und primitive Barrikaden zu errichten. Moskau startete von Flakgeschützen, im grauen Himmel über der Stadt hingen Sperrbalken. Ende Oktober war dann, so



Im Oktober 1941 hängen zwei Frauen Plakate mit der Aufschrift «Wir schützen Moskau» auf. Im selben Monat beschloss Stalin, trotz der heranrückenden deutschen Armee in der Stadt zu bleiben. Mit dieser Entscheidung trug er dazu bei, die sowjetische Front zu stabilisieren und die Panik in der Hauptstadt zu beenden.

die Erinnerung vieler Moskauer, eine «heroische Stimmung» zu spüren – kein Vergleich zur Panik, die noch wenige Wochen zuvor geherrscht hatte.<sup>33</sup> In die Moschaisk-Linie liess die Stawka sechs sowjetische Armeen einrücken, einige von ihnen Veteranen früherer Schlachten, alle in Bezug auf Menschen und Waffen unter Sollstärke. Beide Seiten steckten jetzt im Herbstschlamm fest. Am 6. Oktober war der erste Schnee gefal-

len, ungewöhnlich früh. Bald war er wieder geschmolzen und hatte die Landschaft in ihren saisontypischen weglosen Zustand verwandelt – die *Rasputiza*, wörtlich: «Zeit ohne Strassen».

Üblicherweise führt man den Umstand, dass es den Deutschen nicht gelang, Moskau einzunehmen, auf den plötzlichen Wetterumschwung zurück. Zwar hat er den deutschen Vormarsch zweifellos verlangsamt, aber dieser stockte ohnehin schon, weil die russischen Streitkräfte bedingungslosen Widerstand leisteten und die Beschaffung von Nachschub über so grosse Entfernungen und durch besetzte Gebiete äusserst schwierig war. Der Schlamm behinderte auch den sowjetischen Aufmarsch und hemmte die rasche Umgruppierung von Menschen und Material. Im Oktober bewegte sich die Front unablässig Richtung Moskau. Am 18. hatten die deutschen Panzerverbände die Städte Kalinin im Norden von Moskau und Kaluga im Süden eingenommen und schickten sich zur nächsten Kesselschlacht an. Schukows Flanke wurde umfasst, sodass er gezwungen war, sich zurückzuziehen. Er drängte Stalin, einige Streitkräfte gegen die Deutschen zu werfen, um deren Vorbereitungen zu stören. Es gab vereinzelte Triumphe und vereinzelte Desaster. Eine mongolische Kavalleriedivision ritt in offenem, verschneitem Gelände eine Attacke und wurde von Maschinengewehrfeuer niedergemäht. Zweitausend Kavalleristen starben, ohne dass die Deutschen einen einzigen Soldaten verloren. Mit den Waffen des 20. Jahrhunderts schnitten die sowjetischen Streitkräfte besser ab. Wo die Rote Armee den T-34 einsetzte, der selbst den besten deutschen Panzern an Kampfkraft überlegen war, konnte der deutsche Vormarsch zum Stillstand gebracht werden. 1941 gab es jedoch viel zu wenige davon.

Während Schukow und seine Westfront den erneuten Ansturm der Deutschen erwarteten – man rechnete damit, dass sie angreifen würden, sobald der Schlamm festgefroren war –, beschloss Stalin, den Jahrestag der Oktoberrevolution mit den üblichen Feierlichkeiten zu begehen. Gewöhnlich fand die Kundgebung am Vorabend des Jahrestages im Bol-

schoitheater statt, doch jetzt klaffte in dessen Boden ein grosser Bombenkrater. Daher schlugen Vertreter der Stadt die prächtige Halle der U-Bahn-Station Majakowski-Platz vor. Man errichtete eine Bühne, schmückte sie mit Blumen und stellte Stühle auf. Züge dienten als Garderoben und Cafés. Um 19 Uhr 30 versammelten sich die Gäste. Fünf Stunden lang hatte die deutsche Luftwaffe versucht, die sowjetische Flugabwehr zu durchbrechen, um die Feier zu verhindern – vergeblich. Auf ein Zeichen hin erhob sich Stalin und begann seine Rede. Er sprach von gewaltigen deutschen Verlusten, dem Siebenfachen der tatsächlichen Zahl, verschwieg nicht, dass auch die sowjetischen Streitkräfte kolossale Einbussen erlitten hatten, deren Höhe er allerdings mehr als halbierte.<sup>34</sup> Es war eine patriotische, keine kommunistische Rede. Der Krieg war der «Grosse Vaterländische Krieg», der das ganze Volk auf die Sache Russlands einschwor. Nach dem Verlust der Ukraine, Weissrusslands und der baltischen Staaten war es in der Tat Russland, das jetzt verteidigt wurde – und es sollte erbittert verteidigt werden. «Wenn sie einen Vernichtungskrieg wollen, werden sie ihn bekommen!», erklärte Stalin unter heftigem und anhaltendem Beifall. «Unsere Aufgabe wird es jetzt sein, alle Deutschen zu vernichten, bis auf den letzten Mann! Tod den deutschen Eindringlingen!»<sup>35</sup>

Am folgenden Morgen fand die übliche Parade auf dem Roten Platz statt. Schon tagelang vorher hatte man geheime Vorbereitungen getroffen. Den Truppen, die an der Parade teilnehmen sollten, wurde mitgeteilt, sie würden anschliessend sofort an die Front geschickt. In bitterer Kälte versammelten sie sich um fünf Uhr früh. Es schneite heftig, sodass ein Fliegerangriff ausgeschlossen war. In der Ferne vernahm man das Grollen der russischen und deutschen Geschütze. Am Himmel kreisten sowjetische Jäger. Abgenommen wurde die Parade vom imposanten Kommandeur der Kavallerie Marschall Budjonny, dessen Befehlsgewalt Schukow gerade übernommen hatte. In voller Montur, den prächtigen gezwirbelten Schnurrbart mit Schnee bestäubt, sass Budjonny auf einem weissen Schlachtross. Der Sand, den man gestreut hatte, damit die Pan-

zer und Lafetten nicht ins Rutschen kamen, wurde vom Wind verweht und von den Stiefeln der Soldaten auseinander getreten, sodass das schwere Gerät von Hand über den glatten Platz gezogen werden musste. Stalin sprach zu den Truppen – nicht leibhaftig, sondern in einem Film, den man im Kreml aufgenommen hatte?<sup>6</sup> Er liess keinen Zweifel daran, dass es um Russland gehe, und bemühte die jahrhundertealte Geschichte des Landes: «Lasst euch beflügeln vom Heldenmut unserer grossen Vorfahren: Alexander Newsky, Dimitri Donskoi, Minin und Poscharsky, Alexander Suworow, Michail Kutusow!» Diese Vorbilder hatten den Deutschen Ritterorden, die Tataren, die polnischen Eindringlinge im 17. Jahrhundert und schliesslich Napoleon zurückgeschlagen. Stalin appellierte nicht an die revolutionäre Begeisterung, sondern an die tieferen Gefühle seiner Landsleute für die Heimat und deren Geschichte.

Die Soldaten, die auf dem Roten Platz vorbeimarschierten, setzten ihren Weg ohne Halt fort an die Front, die jetzt nur noch gut sechzig Kilometer entfernt war. Hitler wollte den Ring um Moskau schliessen, doch sogar er musste einsehen, dass sich der Krieg im Osten bis ins kommende Jahr hinziehen würde. Am 27. Oktober sagte er zu Goebbels, er warte nur auf «Trockenheit oder gar Frost». Sobald die Panzer wieder rollen könnten, «wird der Sowjetwiderstand in relativ kurzer Zeit gebrochen sein».<sup>37</sup> Für Anfang November war der endgültige Angriff geplant, obwohl die Heeresführung nicht sehr glücklich darüber war. Mitte des Monats war der Boden endlich hart gefroren. Im Norden von Moskau erfolgte der Angriff der Panzergruppe 3 und 4 gegen die Stadt Klin, die am 24. November fiel, und gegen den Moskau-Wolga-Kanal, den deutsche Verbände am 28. November überquerten. Damit waren die vorgeschobenen Einheiten nur noch knapp zwanzig Kilometer vom Moskauer Stadtzentrum entfernt. Weiter im Süden stiess die Panzergruppe 2 gegen Tula vor, dessen Eroberung den Weg in das Gebiet hinter Moskau eröffnet hätte. Die Stadt wurde von General Boldin verteidigt, der bereits zwei Kesselschlachten hinter sich hatte. Dieses Mal gruben sich seine

Männer tiefer ein und legten eine breitere Verteidigungszone an. Obwohl eine erneute Einkreisung drohte, hielt er Tula, sodass die südliche Zangenhälfte der Deutschen festlief?<sup>8</sup>

Schukow hatte dem Angriff nur schwache Kräfte entgegenzusetzen. An seiner Front standen jetzt 240'000 Mann und 500 Panzer, darunter viele leichte Kampffahrzeuge, die sich auf dem modernen Schlachtfeld schlecht behaupten konnten. Zunächst wurde Moskau nicht mit frischen Truppen aus dem sibirischen Hinterland verteidigt, sondern mit zusammengewürfelten Kräften, die aus den Resten geschlagener Einheiten, Angehörigen der rückwärtigen Dienste, Moskauer Milizen und nur flüchtig ausgebildeten Männern aus den Ortschaften in der Umgebung der Hauptstadt bestanden. Man bemühte sich, mobile Einheiten in «Stossarmeen» zusammenzufassen, statt sie einzeln nebeneinander aufzureihen. Schukow gliederte die Verbände auf dem Gefechtsfeld straffer und stimmte sie besser aufeinander ab; anders als das in früheren Schlachten der Fall war, hielt er stets Fühlung mit seinen Truppen. Die sowjetischen Heerführer hatten jetzt eine klarere Vorstellung von der deutschen Taktik.

Nach wie vor wurde von den Truppen viel verlangt. Während dieser Schlachten in der Umgebung von Moskau entstand die Legende von den «28 Panfilow-Helden»: Eine kleine Abteilung Rotarmisten, nur mit Panzerbüchsen, Handgranaten und Molotowcocktails bewaffnet, hielten dem Angriff von zunächst zwanzig und dann dreissig deutschen Panzern stand. Auf dem Höhepunkt des Kampfes ergriff der schwer verwundete Politoffizier Klotschkow einige Handgranaten und rollte sich unter einen Panzer. Zuvor hatte er den wenigen noch verbliebenen Männern gesagt: «Russland ist gross, aber ein Zurück gibt es nicht mehr.» Solche Geschichten dienten natürlich wie die Stachanow-Legenden der dreissiger Jahre einem Propagandazweck. Aus den Stossarbeitern waren jetzt Stosssoldaten geworden, die ihre Norm bis in den Tod übererfüllten. Trotzdem darf man diese Berichte nicht alle als fiktiv abtun, ganz gleich, wie verlogen das Regime auch war, das sich ihrer bediente. Es gibt zu viele Zeugen für den stillen Heldenmut Tausender einfacher Soldaten,

die bis zum letzten Atemzug gegen eine erdrückende Übermacht kämpften, Zeugen nicht zuletzt aus den Reihen der deutschen Gegner, die den selbstmörderischen Widerstand nur schwer begreiflich und angsteinflößend fanden. Allerdings hat Panfilows Geschichte auch einen bedrückenden Aspekt. Mitten in der Schlacht hatte er eine Nachricht von Schukow bekommen, der ihm bei Androhung der Todesstrafe untersagte, die Stellung aufzugeben.<sup>39</sup>

Mitte November – Schukow meint, es sei der 19. gewesen – rief Stalin ihn an und fragte, wie er Moskaus Aussichten beurteile. «Sind Sie sicher, dass wir Moskau halten können? Ich frage Sie das schweren Herzens. Sagen Sie die Wahrheit, wie es sich für einen Kommunisten gehört.» Schukow tat ihm den Gefallen und sagte die Wahrheit nach Art der Kommunisten: «Wir werden Moskau ohne jeden Zweifel halten.» Wie er Jahre später bekannte, war er alles andere als «vollkommen zuversichtlich», was das Schicksal der Hauptstadt betraf.<sup>40</sup> Stalin versprach Verstärkung, konnte aber keinen der Panzer liefern, die Schukow verlangte. Ende November liess die Schlagkraft des deutschen Angriffs merklich nach. Spähtrupps erreichten die Aussenbezirke der Hauptstadt, aber das war auch alles. Die letzte Offensive hatte den deutschen Soldaten, denen Panzer und Munition ausgingen und die auf den harten Winter schlecht vorbereitet waren, zu viel abverlangt. Mit wachsendem sowjetischem Widerstand stieg die Zahl der Toten und Verwundeten auf deutscher Seite dramatisch an. Bis Ende Juli hatte die deutsche Wehrmacht nur 46'000 Mann bei der Eroberung aller sowjetischen Westgebiete verloren. Die Schlachten um Kiew, Leningrad und Moskau brachten weitere 118'000 Tote. Ende November hatten die deutschen Streitkräfte mehr als 25 Prozent Verluste zu beklagen. Das stand natürlich in keinem Verhältnis zu den Einbussen des Gegners. Zwischen Juni und Dezember fielen 2'663'000 Rotarmisten, 3'350'000 gerieten in Gefangenschaft. Für jeden gefallenen Deutschen mussten zwanzig sowjetische Soldaten ihr Leben lassen.<sup>41</sup>

Anfang Dezember war das deutsche Oberkommando, so erschöpft die

eigenen Truppen auch waren, der Überzeugung, die Sowjetunion habe ihre gesamten personellen Ressourcen bis auf das letzte Bataillon aufgezehrt. Es seien keine neuen sowjetischen Kräfte mehr verfügbar, schrieb der deutsche Generalstabschef des Heeres in sein Tagebuch. Am 1. Dezember berichtete Generalfeldmarschall Walther von Brauchitsch, Oberbefehlshaber des Heeres, die Rote Armee habe keine grossen Reserveverbände mehr, sie habe sich völlig verausgabt.<sup>42</sup> Beide täuschten sich, und zwar gewaltig. Am frühen Morgen des 30. November erhielt Schukow einen Anruf von Stalin, in dem dieser einen Gegenangriff befahl, um die Bedrohung Moskaus zu beenden. Schukow protestierte, er habe weder die Männer noch die Waffen, doch Stalin liess sich nicht beirren. Noch am selben Tag suchte Schukow mit General Below den Kreml auf. Rasch schritten die beiden an den Bombenkratern vorbei und gingen in den unterirdischen Bunker hinab, in dem es von Leuten des Sicherheitsdienstes wimmelte. Am Ende eines langen Gangs betraten sie einen hell erleuchteten Raum. Stalin erwartete sie bereits. Below, der ihn zum letzten Mal 1933 gesehen hatte, war entsetzt über die Veränderung, die mit Stalin vorgegangen war. Das Bild, das der Öffentlichkeit vermittelt wurde, war das eines Politikers von übermenschlicher Statur, hart, intelligent, entschlossen. Vor Below stand ein ganz anderer Mensch: «Ein kleiner Mann mit einem müden, verstörten Gesicht. In acht Jahren schien er um zwanzig gealtert zu sein. Der Blick war unstet, die Stimme unsicher geworden.»<sup>43</sup> Er warf einen Blick auf Schukows Pläne und nickte flüchtig. Kein zorniger Widerspruch. Offiziell war Stalin noch Oberbefehlshaber, doch unaufhaltsam ging die Autorität in militärischen Dingen auf seine Generale über.

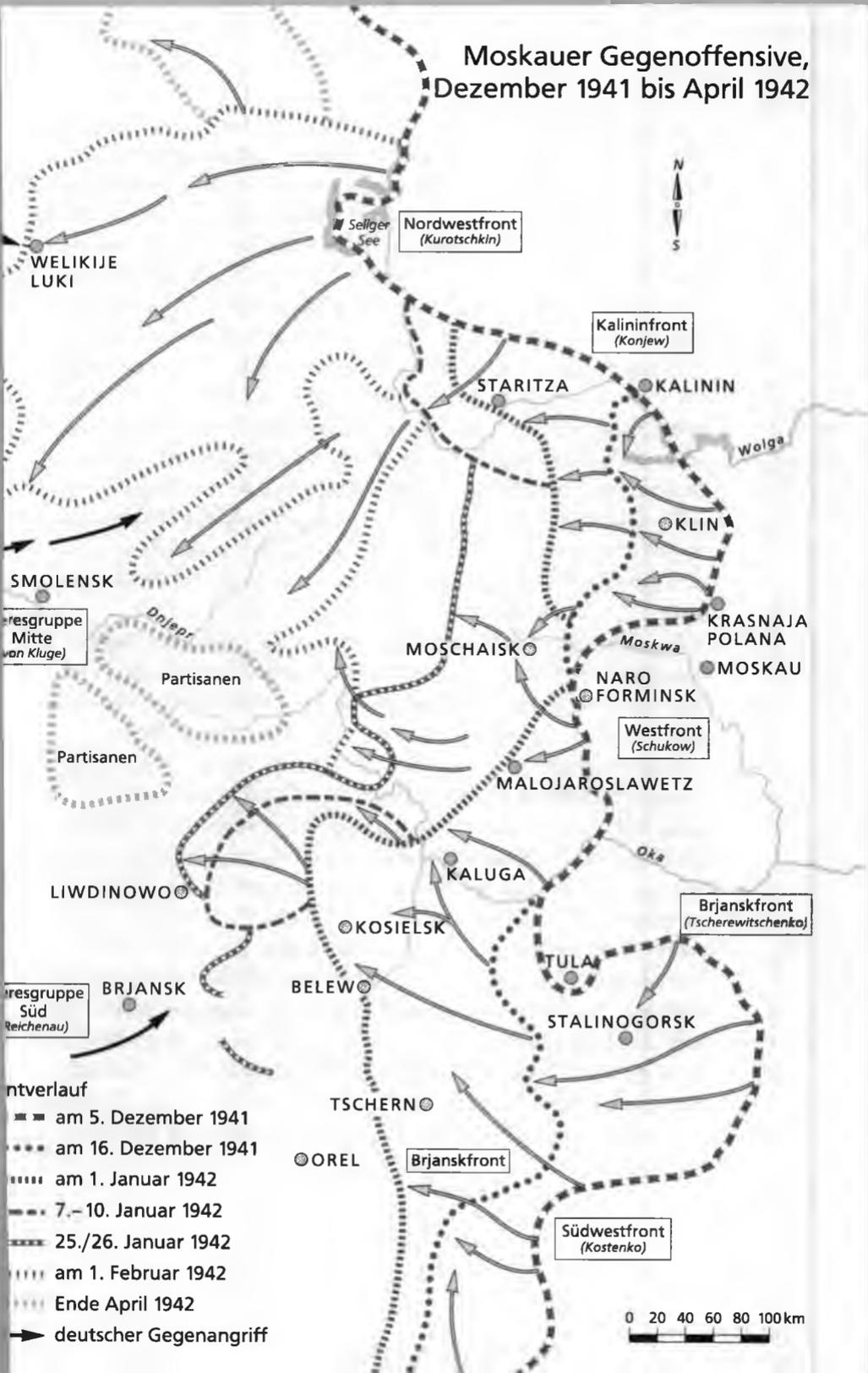
Die Gegenoffensive war für die erste Dezemberwoche geplant, bevor sich die deutschen Truppen für den Winter eingraben konnten, wie sie es rund um Leningrad getan hatten. Ohne Wissen des Feindes hatte die Stawka genau für diesen Anlass zwölf Armeen in Reserve. Einige waren schon im November verlegt worden, um die Front vor Moskau zu stabi-

lisieren. Während man von ihnen erwartete, dass sie bis zum letzten Mann kämpfen würden, hielt man achtundfünfzig neue Divisionen hinter der Front bereit, einige aus dem Osten abgezogen, um dem Gegen-schlag mehr Nachdruck zu verleihen. Als aus Berichten des sowjeti-schen Spions Richard Sorge hervorging, dass Japan Vorbereitungen traf, sich nach Süden gegen Grossbritannien und die Vereinigten Staaten zu wenden, wurden weitere Divisionen von der Ostgrenze nach Westen ge-schickt. Das waren die robusten, frischen «sibirischen Jungs», die in je-nen Dezembertagen Moskaus Strassen bevölkerten, wie sich noch heute viele Moskauer erinnern. Von der Rekrutierung und Ausbildung neuer Armeen wurde das deutsche Oberkommando vollkommen überrascht. Nicht der harte Winter brachte den deutschen Vormarsch zum Stehen, sondern die erstaunliche Erneuerung der personellen Stärke der Sowjets nach den entsetzlichen Verlusten des Sommers und Herbstes.<sup>44</sup>

Schukows Plan war nicht sehr umfangreich. Die beiden Backen der Zange, die Moskau wie eine riesige Metallklaue umklammert hielten, sollten durch eine Massenoffensive auf ihre Novemberstellungen zu-rückgedrängt werden. Schukow hatte den Überraschungseffekt einge-plant, doch die Truppen- und Panzerbewegungen wurden von den deut-schen Flugzeugen entdeckt. Zum Glück für Schukow glaubten die deut-schen Kommandeure den Berichten nicht, weil sie eine sowjetische Of-fensive für unmöglich hielten. Die Streitmacht, die Schukow zusam-menzog, war nicht grösser als die deutschen Kräfte, die ihr gegenüber-standen, und sogar weitaus schwächer, was die Panzer und Flugzeuge betraf. Dafür war sie für den Winter ausgerüstet: Die Truppen hatten dicke weisse Schneeanzüge, Schne Brillen, Öfen, Skier und Schlitten, dazu die zähen Steppenponys, die die Vorräte zogen und ihre Reiter von einer Kampfhandlung zur anderen trugen. Die sowjetische Luftwaffe verfügte über beheizte Hangars; die sowjetischen Fahrzeuge waren seit jeher allwettertauglich. Das waren kleine, aber gewichtige Vorteile.

Die deutschen Streitkräfte dagegen waren schlecht vorbereitet auf die Kälte. Winterbekleidung war knapp, und die Fahrzeuge eigneten sich in

# Moskauer Gegenoffensive, Dezember 1941 bis April 1942



den meisten Fällen überhaupt nicht für die arktischen Verhältnisse. Die Lastwagen konnten nur gestartet werden, wenn man den Motor mit kleinen Öfen vorwärmte. Fast ungeschützt standen die Flugzeuge auf offenen Brachfeldern. Die Haut der Mechaniker, die an den Maschinen arbeiteten, froh an den Metallteilen fest. Mangel an brauchbaren Schmiermitteln und wintertauglichem Treibstoff beeinträchtigte die Chancen der Panzerarmeen erheblich. Für die einfachen Soldaten waren die Winterverhältnisse äusserst beschwerlich. Mehr als 133'000 Fälle von Erfrierung schwächten die deutsche Front. Die Männer verloren Füsse und Finger, und die Haut war mit Geschwüren bedeckt. Von Kälte und Erschöpfung wie betäubt, nur schlecht getarnt, mussten sie einen beweglichen Feind bekämpfen, den sie nicht sehen konnten. Am 5. Dezember 1941, dem Tag, an dem die sowjetische Offensive eröffnet wurde, betrug die Temperaturen in den Morgenstunden minus fünfundzwanzig Grad Celsius.<sup>45</sup>

Im tiefen Schnee begann die Rote Armee an diesem Tag um drei Uhr morgens ihren Vormarsch. Der Angriff erfolgte im Norden von Moskau gegen die Panzerkräfte auf dem Moskau-Wolga-Kanal und in der Kleinstadt Klin. Der Einsatz konzentrierter «Stossverbände» riss Löcher in die deutsche Front. Nach zehn Tagen erbitterten Kampfes wurde Klin am 15. Dezember genommen. Am Monatsende war Kalinin wieder in sowjetischer Hand. Im Süden gab der Ring um Tula nach, und die deutschen Truppen wurden mehr als hundertdreissig Kilometer bis zur Stadt Kaluga zurückgeworfen, die im Laufe einer Woche Haus um Haus zurückerobert werden musste, da beide Seiten den Befehl hatten, keinen Meter preiszugeben und bis zum letzten Atemzug zu kämpfen. Nachdem die deutsche Umklammerung durchbrochen war, gewannen die sowjetischen Truppen an Zuversicht. Ein Grossteil der Kämpfe war in Schneestürmen und schneidend kalten Winden ausgefochten worden, die hier wie dort ihren Tribut verlangten: So abgehärtet die Rotarmisten auch waren, der Krieg im tiefsten russischen Winter machte beiden Seiten

schwer zu schaffen. Die Heeresgruppe Mitte sah sich unter dem russischen Ansturm nun ihrerseits von Einkesselung bedroht. Die deutschen Heerführer baten Hitler, sich auf bessere Verteidigungsstellungen zurückziehen zu dürfen. Wie Stalin duldete Hitler jedoch keinen allgemeinen Rückzug. Er entliess seine Oberbefehlshaber und übernahm am 19. Dezember selbst den Oberbefehl mit dem Versprechen, die Soldaten zu Nationalsozialisten zu erziehen.<sup>46</sup> Damit standen sich Hitler und Stalin direkt gegenüber, zwei Amateurstrategen, die die grössten Heere befehligten, die je in einen Krieg geschickt worden waren.

Am 13. Dezember erfuhren die Einwohner von Moskau, dass die Gefahr einer Einkesselung der Hauptstadt gebannt war. Tatsächlich aber zog sich die Schlacht noch bis in den Januar hin. Trotz der klirrenden Kälte und des Mangels an Verstärkung und Fahrzeugen kämpften die deutschen Truppen und Kommandeure zäh und geschickt. Die Frontlage war keineswegs eindeutig. Deutsche Einheiten wurden eingekesselt und mussten aus der Luft versorgt werden; sowjetische Einheiten stiessen durch die deutschen Linien und sahen sich ihrerseits umfassen. Schukow wollte seine verbliebenen Reserven für ein zweites Stadium der Offensive konzentrieren, um die noch immer vor Moskau stehenden, starken deutschen Verbände zurückzudrängen und die sowjetische Front zu begradigen. Stalin hatte ganz andere Vorstellungen. Der Anblick fliehender Feinde reichte aus, den Traum von einem grösseren Sieg zu nähren. Nachdem seine beiden Städte gerettet waren, wollte Stalin den Feind nun bis zur Grenze zurückjagen, bevor der Frühlingsregen und deutsche Verstärkung den sowjetischen Vormarsch zum Erliegen bringen würde.

Es war ein hoffnungslos unrealistischer Ehrgeiz. Was Stalin sich dabei dachte, lässt sich nur vermuten. Richtig ist, dass sich während des Dezembers die strategische Gesamtlage zugunsten der Sowjetunion verändert hatte. Am 7. Dezember griff Japan die Vereinigten Staaten und Grossbritannien im Fernen Osten an. Vier Tage später erklärte Hitler den USA den Krieg und bescherte Stalin einen reichen und mächtigen Waf-

fengenossen. Im Getöse der achtzig Kilometer entfernt tobenden Schlacht besuchte der britische Aussenminister Anthony Eden am 16. Dezember die russische Hauptstadt. Man bereitete den Entwurf eines britisch-sowjetischen Militärabkommens vor, während sich Stalin, der nach dem Erfolg von Schukows Offensive einiger Sorgen ledig war, wieder der Politik zuwenden konnte. Er verlangte einen Vertrag, der die Wiederherstellung der sowjetischen Grenzen von 1941 garantierte, also praktisch ganz Osteuropa sowjetischer Herrschaft auslieferte. Während Eden über die Forderung nachdachte, besichtigte er die unlängst befreite Stadt Klin. Zwar wurde nichts beschlossen, aber Stalin hatte seine Ansprüche angemeldet. Unverändert vertrat er diese Position während der folgenden Jahre in den Verhandlungen mit Grossbritannien und Amerika. In der kritischen Phase der vor den Toren der Hauptstadt tobenden Schlacht fand Stalin die Zeit, Eden mit einem, wie dieser später meinte, «peinlich opulenten» Bankett zu verabschieden, das im Thronsaal Katharinas der Grossen im Kreml stattfand.<sup>47</sup>

Es besteht wohl kaum ein Zweifel daran, dass Stalin Schukow und den anderen Militärführern das Oberkommando wieder entreissen wollte. Deshalb strich er auch Schukows Namen von der Liste derer, die für die Rettung Moskaus geehrt werden sollten. Als Schukow am 5. Januar 1942 in Stalins Arbeitszimmer zitiert wurde, riet er entschieden von dem Plan einer Grossoffensive ab, während alle anderen Anwesenden in ehrerbietigem Schweigen verharrten.<sup>48</sup> Der Vormarsch kam zum Stillstand. Im Februar und März trieb Stalin seine Heerführer immer rascher und unerbittlicher an. Durch Offensiven versuchte man die Belagerung Leningrads zu beenden, die deutsche Heeresgruppe Mitte einzukesseln und das industrielle Kernland der Ukraine zurückzuerobern. All diese Bemühungen schlugen fehl und forderten einen schrecklichen Preis. Weitere 440'000 sowjetische Soldaten gingen zugrunde, während 80'000 Deutsche fielen, was darauf schliessen lässt, dass es der Offensive zwar nicht

an Menschen, wohl aber an Gerät mangelte.<sup>49</sup> Die sowjetische Kriegsmaschinerie besass bei Weitem nicht genügend Waffen und Ausrüstung, um dem Feind entscheidende Niederlagen zuzufügen. Die Schlacht um Moskau erlaubte Stalin zwar, sich wieder zum Kampf zu stellen, aber sie war nicht der Wendepunkt des Krieges, wie so oft behauptet wird.<sup>50</sup> Im Dezember 1941 erklärte der Generalstabschef der Roten Armee, Marschall Schaposchnikow, Russland sei es bislang nicht gelungen, «sich die Erkenntnisse moderner Kriegführung zu eigen zu machen... Weder hier noch heute wird der Krieg entschieden... Die Krise liegt noch in weiter Ferne.»<sup>51</sup> Erst im Sommer 1943 schaffte es die Rote Armee, dem deutschen Heer bei normalen Wetterverhältnissen eine grössere Niederlage beizubringen, zu einem Zeitpunkt, als der Eindringling noch so tief auf sowjetischem Territorium stand wie 1941. Und selbst da war das Übergewicht an Material nach wie vor auf deutscher Seite. Moskau war ein erster, zögernder Schritt, ein kurzer Erfolg, den Stalin durch seine militärische Unfähigkeit fast verschenkt hätte.

Einen dauerhaften Effekt jedoch hatte die Gegenoffensive. Die Gebiete, die von deutscher Besetzung befreit wurden, zeigten den einfachen sowjetischen Soldaten, welcher Art der Krieg war, der hier geführt wurde. Ortschaft um Ortschaft fanden sie verbrannt oder gesprengt vor, während Bäuerinnen und Kinder bei klirrendem Frost in den Ruinen nach Essensresten suchten. Schukows Heimatdorf Strelowka im Süden von Moskau war während des deutschen Rückzugs ebenfalls niedergebrannt worden, auch das Haus seiner Mutter. Seine Angehörigen hatten Glück, dass eine so illustre Persönlichkeit zu ihrer Familie gehörte. Vor dem Einrücken der Deutschen hatte Schukow dafür gesorgt, dass seine Mutter, seine Schwestern und deren Kinder nach Moskau und damit in relative Sicherheit gebracht wurden.<sup>52</sup> Zumindest einige der Schäden hatten die sowjetischen Soldaten bei ihrem Rückzug Anfang des Jahres allerdings selbst verursacht, hatte Stalin doch befohlen, alles zu vernichten, was auf dem Weg des heranrückenden Feindes lag (wenn der Rückzug auch zu desorganisiert und schnell erfolgte, als dass man diesen Be-

fehl hätte systematisch ausführen können).

Überall, wo die Rote Armee hinkam, stiess sie auf Spuren entsetzlicher Gräueltaten, so zum Beispiel in dem besonders erschütternden Fall der achtzehnjährigen Soja Kosmodemjanskaja. Sie gehörte einer örtlichen Partisanengruppe an, die den Auftrag hatte, alles zu zerstören, was den Deutschen in irgendeiner Weise nützlich sein konnte, und setzte gerade einige Ställe in Brand, als sie aufgegriffen wurde. Später hiess es gerüchtweise, die Dorfbewohner selbst hätten sie an die Deutschen veratet. Mit einem Pappschild um den Hals wurde sie durchs Dorf getrieben, dann gefoltert, verstümmelt und gehängt. Ihr gefrorener Körper, dem die linke Brust abgeschnitten worden war, hing noch immer da, als die sowjetischen Truppen eintrafen. Ihre Leidensgeschichte wurde zunächst in einem Gedicht geschildert, dann in einem Theaterstück, in dem der Titelfigur Soja in der Nacht vor der Hinrichtung Genosse Stalin erscheint und ihr die Botschaft überbringt, Moskau sei gerettet. Sojas wahre Geschichte ist weniger erhebend. Ihr Vater und ihr Grossvater wurden beide während der Säuberungen erschossen, woraufhin Soja, als müsse sie die beiden reinwaschen, eine glühende Jungkommunistin wurde. Ihre Mutter teilte den Wunsch der Tochter, den Namen des Vaters von jedem Makel zu befreien, und drängte Soja, sich den Partisanen anzuschliessen, die zu Selbstmordunternehmen ins Umland von Moskau geschickt wurden, der anrückenden deutschen Wehrmacht direkt in die Arme.<sup>53</sup>

Die Entdeckung solcher Gräueltaten veränderte die Stimmung in den sowjetischen Streitkräften. Ehrenburg, der die Folgen der Gewaltexzesse vor den Toren Moskaus mit eigenen Augen gesehen hat, meinte, er habe damals zum ersten Mal «Hass gegen den Feind» gespürt. «Unsere Soldaten fluchten erbittert und sagten, man solle gar keine Gefangenen mehr machen.»<sup>54</sup> Auf beiden Seiten wurde ein Vernichtungskrieg geführt. Auch die russische Kultur wurde nicht verschont. Museen und Gemäldesammlungen wurden leergeräumt. Die beeindruckenden Za-

renpaläste, die dem Volk der neuen Republik übergeben worden waren, fielen Plünderungen zum Opfer. Die Deutschen schändeten die Denkmäler der grossen russischen Musiker und Dichter. Auf Tolstois Gut Jasnaja Poljana verheizten sie kostbare Handschriften und verscharften ihre Toten am Grab des grossen Mannes. Tschaikowskys Haus wurde verwüstet und als Motorradschuppen benutzt.<sup>55</sup> Die Bezeichnung «faschistische Bestien», die bisher nur ein Schlagwort der Partei gewesen war, bekam nun eine konkrete Bedeutung. 1941 fing der Dichter Surkow etwas von dieser Wut in seinem Gedicht «Eid eines Soldaten» ein: «Die Tränen der Frauen und Kinder brennen in meinem Herzen. Hitler, der Mörder, und seine Horden werden für diese Tränen mit ihrem wölfischen Blut zahlen. Denn der Hass des Rächers kennt kein Erbarmen.»<sup>56</sup>

## 5

### DER KAMPF IM INNEREN

#### KOLLABORATION, TERROR UND WIDERSTAND

*Freunde und Brüder! Der Bolschewismus ist der Feind  
des russischen Volkes. Er hat unendliches Leid über unser  
Land gebracht. Es ist genügend Blut vergossen worden!  
Es hat genug Hunger, Zwangsarbeit und Pein in den  
bolschewistischen Folterkammern gegeben!  
Erhebt euch und nehmt teil am Freiheitskampf!  
Lang möge der ehrenhafte Frieden mit  
Deutschland währen!*

GENERAL WLISSOWS APPELL  
AN DIE RUSSISCHE NATION,  
27. DEZEMBER 1942

IM AUGUST 1941 FORDERTE ARTHUR NEBE, der Chef der Einsatzgruppe B, Fachleute vom Kriminal technischen Institut an, die ihm bei der Lösung eines Problems helfen sollten. Einige Zeit zuvor hatte Heinrich Himmler die weissrussische Hauptstadt Minsk besucht, um der Hinrichtung von hundert «Saboteuren» beizuwohnen. Zum ersten Mal hatte er gesehen, wie Menschen getötet wurden. Jeweils ein Dutzend wurden, Gesicht nach unten, in einer offenen Grube erschossen. Himmler forderte Nebe auf, andere Verfahren zu erproben, die keine so grosse seelische Belastung für die Exekutionskommandos darstellten. Die Fachleute trafen mit Lastwagen voller Sprengstoffe und Vergasungsgeräten in Russland ein. Am Morgen nach ihrer Ankunft fuhren sie in einen Wald vor den Toren von Minsk, wo sie in zwei Bunker aus Holz zweihundertfünfzig Kilogramm Sprengstoff legten und zwanzig psychisch Kranke aus einer sowjetischen Anstalt hineintrrieben. Der erste Versuch, die Menschen in die Luft zu jagen, schlug fehl. Daraufhin wurden die verwundeten und zu Tode erschreckten Opfer erneut in die Bunker gesteckt und weitere hundert Kilo Sprengstoff angebracht. Dieses Mal wurden sie in Stücke gerissen, woraufhin jüdische Gefangene gezwungen wurden, die ganze Gegend abzusuchen und die menschlichen Überreste einzusammeln. In einer Anstalt in Mogilew probierte die «Expertengruppe» dann ein anderes Verfahren aus. Hier wurden die Patienten in ein zugemauer-

tes Labor gepfercht, in das ein mit einem Autoauspuff verbundenes Rohr mündete. Die Gase brauchten zu lange, um die Opfer umzubringen, daraufhin tauschte man das Auto gegen einen Lastwagen aus, der mehr Abgase produzierte. Die Opfer starben nach acht Minuten. Die Vergasung wurde die bevorzugte Methode. Man schätzt, dass in den psychiatrischen Anstalten der deutsch besetzten Gebiete 10'000 Patienten umgebracht wurden: Männer, Frauen und Kinder.<sup>1</sup>

Diese mörderischen Experimente waren Teil eines Programms der «ethnischen Säuberung» und «Aufstandsbekämpfung» im Osten, das für den Tod von Millionen verantwortlich war – Juden, sowjetischen Kriegsgefangenen, inhaftierten Kommunisten, Partisanen und Menschen, die aus irgendwelchen Gründen ins Kreuzfeuer des weltanschaulichen und rassischen Kampfes gerieten, eine in der Geschichte des modernen Krieges beispiellose Tötungsorgie. Nur wenige der Menschen, die die deutschen Panzer an ihren Dörfern vorbeirollen sahen, ahnten, was sie von den Eindringlingen zu erwarten hatten. In den baltischen Staaten, Weissrussland und der Ukraine war die Feindseligkeit gegen Stalin gross, doch Ablehnung der sowjetischen Herrschaft bedeutete nicht unbedingt, dass die deutsche Herrschaft begrüsst wurde. Darüber täuscht die Kollaboration mit ihren üblichen Begleiterscheinungen Verrat und Opportunismus leicht hinweg.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass einige Bewohner der von Deutschland besetzten östlichen Gebiete mit den Eroberern zusammenarbeiteten. Manche taten es aus freien Stücken, weil ihnen der Sowjetkommunismus zutiefst verhasst war. Einige liessen sich von der irrtümlichen Annahme leiten, die Deutschen kämen in bester Absicht und wollten den privaten Grundbesitz und die kapitalistische Wirtschaftsordnung wiederherstellen. (In Kiew suchten sogar eine Reihe jüdischer Kaufleute bei der deutschen Militärverwaltung um die Erlaubnis zur Wiedereröffnung ihrer Geschäfte nach.<sup>2</sup>) Andere hielten die Kollaboration für eine Chance zur Gründung unabhängiger Nationalstaaten, die ihnen von den Sowjets verwehrt worden waren. In den baltischen Staa-

ten, der Ukraine und dem Kaukasus wurden Nationalkomitees ins Leben gerufen. Die grösste Zahl von Kollaborateuren half der deutschen Armee. Die Anwerbung sowjetischer Arbeiter, die bei der Wehrmacht beschäftigt waren, begann bald nach der Invasion. Kriegsgefangene oder einheimische Zivilisten wurden als Hilfskräfte eingestellt. Ihre Tätigkeit war vorwiegend von untergeordneter Art – sie errichteten Verteidigungsanlagen, transportierten Nachschub oder bauten Flugplätze und Lager. Zunächst wurden sie heimlich beschäftigt, weil Hitler den Einsatz sowjetischer Arbeitskräfte ausdrücklich verboten hatte. Die Deutschen liessen Millionen von Kriegsgefangenen in riesigen offenen Lagern an Unterernährung und Krankheiten sterben, statt dieses Potenzial für ihre Kriegsanstrengungen zu nutzen.<sup>3</sup> Doch die deutschen Befehlshaber in Russland stellten bald fest, dass sie gar keine andere Wahl hatten, als Hitlers Verbot zu ignorieren. Die Front war so lang und der Vormarsch erfolgte so rasch, dass nicht genügend deutsche Arbeitskräfte vorhanden waren, um den umfangreichen Militärapparat im Rücken der Front in Gang zu halten. Am Ende des Sommers 1941 fanden sich Sowjetbürger, die für den Kreuzzug gegen den Bolschewismus gewonnen worden waren, auch in den Reihen der kämpfenden Truppe.

Zunächst gehörten diese Soldaten hauptsächlich den nichtrussischen Nationalitäten an, die dem sowjetischen System feindseliger gegenüberstanden. 1941 durchkämmte man die Kriegsgefangenenlager nach Soldaten aus Kaukasien oder Turkestan, verpasste ihnen deutsche Uniformen, unterstellte sie deutschen Offizieren (nur vierundsiebzig der freigelassenen Gefangenen wurde ein Offiziersrang zugebilligt) und versah sie mit minderwertigen sowjetischen Waffen. Jede islamische Einheit erhielt einen Imam; die sunnitischen und schiitischen Geistlichen wurden an theologischen Seminaren in Dresden und Göttingen ausgebildet, damit man der starken Nachfrage nach religiöser Unterweisung der Truppen nachkommen konnte. Viele der rekrutierten Männer wurden vorhandenen deutschen Divisionen zugeteilt, jeweils in kleinen Gruppen, um zu verhindern, dass sie desertierten oder zum Feind überliefen.<sup>4</sup>

Doch im Fortgang des Krieges wurden sie zu grösseren Einheiten zusammengefasst. Es gab zwei ukrainische Divisionen, eine Division aus Turkestan, eine SS-Division, die in Galizien aufgestellt worden war, und mehr als 150'000 Letten, Litauer und Esten. Vor allem aber gab es die Kosaken. Männer dieser legendären Kriegergemeinschaft konnten auf eine lange und blutige Geschichte im Dienste der Zaren zurückblicken. Viele hatten im Bürgerkrieg gegen die Bolschewiki gekämpft und fanden sich nie mit einem System ab, das ihnen keine eigenstaatliche Existenz zugestand und die Traditionen des Kosakentums brutal unterdrückte. Aus ihrem Wunsch, ein eigenes Vaterland – Kasakien – zu gründen, machten sie kein Hehl, waren den deutschen Befehlshabern als Waffengefährten aber sehr willkommen.<sup>5</sup>

Angehörige des deutschen 40. Panzerkorps begrüßen den kalmückischen Truppenführer Abuschinow, dessen Leute zur Bekämpfung von Partisanen eingesetzt wurden. 1944 standen etwa eine Million Sowjetbürger in irgendeiner Form im Dienst der deutschen Armee, einige um Gefangenschaft oder Zwangsarbeit zu entgehen, andere wegen ihrer Ablehnung des Stalinismus.



Geschlossen liefen ganze Kosakenregimenter der Roten Armee zum Feind über und meldeten sich freiwillig zum Kampf gegen die Sowjetunion. Sie bildeten sehr bewegliche Kavallerieschwadronen, die zur Jagd auf Partisanen eingesetzt wurden. Als die deutschen Truppen 1942 die Heimat der Kosaken im Süden der Sowjetunion erreichten, wurden sie in den Dörfern und Kolchosen mit Hymnen, Blumen und Nahrungsmitteln begrüßt. Die Männer gruben die Schwerter, Dolche und Gewehre wieder aus, die sie vor Jahren in der Erde verborgen hatten, stiegen im traditionellen Kriegsgewand – die charakteristischen Patronengürtel vor der Brust gekreuzt und den Säbel an der Seite – auf ihre Pferde und boten ihre Dienste an. Ein ehemaliger Kosakenführer, der Hetman Kulakow, der seit Langem für tot gehalten wurde, tauchte wieder aus seinem Versteck auf und führte eine prächtige Stammesprozession in die Kosakenhauptstadt Poltawa an. Die berittenen Krieger wurden dem deutschen Heer eingegliedert, das sich Stalingrad näherte. Man liess sie ausschwärmen, um versprengte Rotarmisten aufzuspüren, und diese Aufgabe erledigten sie gründlich und grausam. 1943 überwand sogar Hitler sein Vorurteil gegen asiatische Völker und stimmte der Bildung der ersten ganz aus Kosaken bestehenden Division zu. Ihre Zahl wuchs rasch an. 1944 standen mehr als 250'000 Kosaken auf deutscher Seite.<sup>6</sup>

Man schätzt, dass insgesamt eine Million Sowjetsoldaten gegen ihr Land gekämpft haben. Viele taten es aus Verzweiflung, denn es war die einzige Alternative zum Tod im Kriegsgefangenenlager oder zum Schicksal der Zwangsarbeiter, die ins Reich geschickt wurden, wo geschätzte 750'000 an Misshandlungen und Vernachlässigung zugrunde gingen.<sup>7</sup> Das war kaum Kollaboration in der üblichen Bedeutung des Wortes, obwohl es für die meisten von ihnen Tod oder Arbeitslager bedeutete, als sie nach Kriegsende ihren Landsleuten in die Hände fielen. Sowjetische Soldaten, die desertiert waren, engagierten sich mit grösserer Begeisterung für die Deutschen. Diese heuerten zur Partisanenkämpfung Banden sowjetischer Söldner und Freischärler an, um jeden Widerstand auszumerzen. Die deutschen Behörden kümmerten sich we-

nig um die Methoden, mit denen diese Hilfstruppen ihren Auftrag erfüllten. Das Gebiet um Orel und Kursk wurde praktisch vom sowjetischen Ingenieur Woskoboinikow für die Deutschen verwaltet. Mit 20'000 Mann und 24 Panzern terrorisierte er die Bevölkerung, zog gewaltsam Steuern und Nahrungsmittel ein und brachte jeden um, der sich widersetzte. Im Januar 1942 sprangen sowjetische Fallschirmjäger über dem Gebiet ab und liquidierten Woskoboinikow.<sup>8</sup>

Doch es gab genügend von seiner Sorte. An Woskoboinikows Stelle trat Bronislaw Kaminsky, der berühmteste sowjetische Überläufer. Er überzog die ganze Region mit Terror und Verbrechen. Mit Hilfe von 10'000 Gefolgsleuten und vielen Tausend Sympathisanten durfte Kaminsky die Region nach Belieben befrieden. Seine Truppen wurden Teil der Russischen Befreiungsarmee, wie sie sich grossspurig nannte, obwohl Kaminskys Männer kaum etwas anderes befreiten als das Eigentum anderer. Der Ruf, der ihnen vorauseilte, war durchaus mit dem der SS vergleichbar. Heinrich Himmler, der den Befehl über die Brigade innehatte, zog sie 1944 aus Russland ab, um sie gegen den polnischen Aufstand in Warschau einzusetzen. Das Verhalten der Brigade, die zahllose polnische Zivilisten in Szenen von unvorstellbarer Grausamkeit abschlachtete, ging selbst hartgesottenen SS-Leuten zu weit. Kaminsky wurde auf Befehl seines deutschen Mentors erschossen. Der Rest seiner Einheit erhielt den Auftrag, den Kern einer neuen Armee von russischen Überläufern zu bilden. Sie sollte in die Schlacht geworfen werden, um bis zum letzten Atemzug gegen den Kommunismus zu kämpfen. Als die Männer im russischen Lager in Württemberg eintrafen, zogen sie die erstaunten Blicke ihres neuen Kommandanten General Buniatschenko auf sich. Dieser erblickte eine lange Prozession von Pferdefuhrwerken mit abenteuerlich-buntscheckig uniformierten, bewaffneten und unbewaffneten Männern in Begleitung juwelenbehängter Frauen in erbeuteten Kleidern. Die Offiziere trugen an jedem Arm mehrere Armbanduhren. Buniatschenko war sprachlos: «Die schicken Sie mir – Banditen, Räuber, Diebe?»<sup>9</sup>

Der Mann, dem Kaminskys gesetzlose Bande dienen sollte, war Andrej Wlassow. Erst drei Jahre zuvor hatte er sich bei der Verteidigung von Moskau hervorgetan und wurde zu Stalins Günstlingen gezählt. Jetzt war er Vorsitzender des «Komitees zur Befreiung der Völker Russlands» und offiziell Oberhaupt der mehr als fünf Millionen Sowjetbürger, die unter deutscher Herrschaft lebten. Wlassow wirkte wie der Archetyp eines preussischen Generals. Er war gross und kräftig gebaut und hatte das gelichtete Haar straff zurückgekämmt; eine schmale Hornbrille unterstrich sein strenges, militärisches Erscheinungsbild. Abgesehen von der kleinen weiss-blau-roten Kokarde der Russischen Befreiungsarmee trug er weder Orden noch Rangabzeichen. Er verstand sich als Sprecher eines anderen, nichtstalinistischen Russlands, doch sein Anspruch war immer überschattet von seiner Entscheidung, dieses Russland an der Seite Hitlers zu verwirklichen.

Wlassow wurde 1900 als dreizehntes und letztes Kind eines Bauern geboren. 1919, nach dem Besuch eines Priesterseminars, in die noch junge Rote Armee einberufen, war er an einigen der schlimmsten Schlachten im Kaukasus, auf der Krim und in der Ukraine beteiligt. Er wurde ein erfolgreicher Berufssoldat und hatte wie Schukow das Glück, die Säuberungen zu überleben. 1930 trat er in die Kommunistische Partei ein und wurde 1940 mit dem Leninorden (sowie einer goldenen Uhr) ausgezeichnet. Im September 1941 erkämpfte sich seine Einheit als letzte den Weg aus dem Kessel bei Kiew. Im November verteidigte Wlassows 20. Armee die nördlichen Zufahrtswege der sowjetischen Hauptstadt, im Januar 1942 befehligte er den Gegenangriff, mit dem die Sowjets die gesamte deutsche Streitmacht vor Moskau umfassen wollten, und im März die 2. Stossarmee an der Wolchowfront südlich von Leningrad – sie hatte den Auftrag, die deutschen Linien zu durchbrechen, wurde jedoch im Juni eingekesselt und vernichtet. Wlassow geriet am 12. Juli in Gefangenschaft, als er versuchte, sich in einem Dorf zu verbergen. Man brachte ihn in das Sonderlager für prominente Gefangene in Winniza in der Ukraine, wo Hitler sein vorgeschobenes Haupt-

quartier aufgeschlagen hatte. Dort bot Wlassow den Deutschen an, eine Russische Befreiungsarmee gegen Stalin aufzustellen, die sich die antibolschewistischen Gefühle unter den Kriegsgefangenen und in den besetzten Gebieten zunutze machen sollte.<sup>10</sup>

Für Wlassows plötzliche Bekehrung sind verschiedene Erklärungen vorgeschlagen worden. Im Bürgerkrieg wurde sein Bruder wegen angeblicher antibolschewistischer Verschwörung erschossen. Seinen alten Eltern hatte er eine Kuh geschenkt, woraufhin man sie als «wohlhabende Bauern» bestrafte. Es heisst, Wlassow sei tief betroffen gewesen, als er sah, wie Ukrainer die Deutschen mit Blumen, Brot und Salz begrüßten, was ihm zu Bewusstsein gebracht habe, wie unbeliebt Stalin war.<sup>11</sup> Am wahrscheinlichsten ist die Erklärung, die Wlassow selbst geliefert hat: Er habe sich von einem System abgewandt, das sich auf Lüge und Verrat gründe, das sein eigenes Volk niedermetzle und Tausende von Soldaten in Schlachten werfe, für die sie unzureichend vorbereitet seien.<sup>12</sup> Schon bald brachte er seine politische Überzeugung öffentlich zum Ausdruck. Trotz Hitlers Missbilligung bewirkten führende Diplomaten und Offiziere Wlassows Freilassung, sodass er eine russische Befreiungsbewegung ins Leben rufen konnte, deren Gründungsversammlung im Dezember 1942 in Smolensk abgehalten wurde. Der «Aufruf des Russischen Komitees von Smolensk» war nicht nur eine politische Kampfansage an Stalin, sondern an das ganze sowjetische System. Wlassow verpflichtete die Bewegung darauf, die Kolchosen und Sowchosen aufzulösen, die Planwirtschaft abzuschaffen und Bürgerrechte für alle zu garantieren, jedoch innerhalb eines nach deutschen Vorstellungen organisierten «Neuen» Europa. Von Demokratie war keine Rede.<sup>13</sup>

Hitler begegnete dem Wlassow-Projekt mit unerschütterlicher Ablehnung. Er fürchtete, eine russische Befreiungsbewegung würde Deutschlands eigene Pläne für den Osten untergraben, und er hegte tiefes Misstrauen gegenüber jedem Russen. Als im September 1943 ein Frontabschnitt nachgab, der mit Freiwilligeneinheiten aus Osteuropa besetzt war, schäumte Hitler vor Wut und bestand darauf, diese Verbände

aus der Ostfront herauszunehmen und sie nach West- und Südeuropa zu schicken. Das entzog der Kollaboration weitgehend die Basis: Wlassow und viele andere ehemalige Sowjetsoldaten wollten nicht für Deutschland gegen Amerika oder Grossbritannien kämpfen, sondern waren lediglich daran interessiert, Russland von Stalin zu befreien. Trotzdem liess Hitler den Westwall von vielen tausend sowjetischen Soldaten bewachen. Als die Alliierten in der Normandie landeten, ergaben sich die Kollaborateure dem verwirrten Feind mit dem Ruf: «Ruskii, Ruskii!» Erst im September 1944 – als jeder, der ein Gewehr halten konnte, gebraucht wurde, um Deutschland vor der sowjetischen Vergeltung zu schützen – akzeptierte Hitler das «Komitee zur Befreiung der Völker Russlands». Wlassow erhielt zwei schwache Divisionen, die keinerlei Aussichten hatten, irgendjemanden im Osten zu befreien.

Aber die Geschichte hat noch ein letztes Kapitel. Als Wlassows russische Divisionen im März und April 1945 schliesslich zum Einsatz kamen, kämpften sie doch wieder gegen die Deutschen – sie verteidigten die Einwohner von Prag gegen eine SS-Einheit, die nach einem tschechischen Aufstand schrecklich wütete.<sup>14</sup> Danach versuchten Wlassow und seine Männer, die amerikanischen Linien zu erreichen, weil sie hofften, die Vereinigten Staaten würden einen Krieg gegen die Sowjetunion beginnen und sie mitkämpfen lassen. Doch sie fielen der Roten Armee in die Hände. Einige, darunter auch Verwundete in einem Prager Lazarett, wurden auf der Stelle erschossen.<sup>15</sup> Die anderen schaffte man in die Sowjetunion, wo sie ein noch schlimmeres Schicksal erwartete. Da sich Wlassow und seine Offizierskameraden weigerten, ihrer Sache öffentlich abzuschwören, wurden sie besonders grausam gefoltert. Nach dem Prozess, der im Juli 1946 unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand, wurde Wlassow am 1. August zum Tode verurteilt. Am folgenden Tag hängte man ihn; es heisst, er sei mit einem Klavierdraht aufgeknüpft worden. Einem seiner Vernehmungsbeamten erklärte Wlassow: «Eines Tages wird das Volk unser mit Liebe und Achtung gedenken.»<sup>16</sup>

Nach 1945 waren die Reaktionen auf Wlassow geteilt. In der Sowjetunion hiess es offiziell, er sei ein Feigling und Verräter und habe die strenge Bestrafung durch die kommunistische Gerichtsbarkeit verdient. Wlassows Anhänger sahen ihn als russischen Patrioten, der das unmögliche Kunststück versucht hatte, seinen Kurs zwischen den beiden Diktatoren zu verfolgen. Daher ist er nach dem Fall des Sowjetkommunismus weitgehend rehabilitiert worden. Was Wlassow und die Befreiungsarmee indessen von anderen sowjetischen Dissidenten unterschied, war ihre Bereitschaft, ihren Befreiungskampf in den Dienst der deutschen Kriegsanstrengungen zu stellen. Sowjetische Soldaten auf deutscher Seite schossen auf ganz gewöhnliche Russen, brannten russische Dörfer nieder und plünderten russische Häuser. Das war kein einfacher Antibolschewismus und nicht so leicht zu vergeben. Selbst wenn es Wlassow und seinen deutschen Verbündeten gelungen wäre, die Rote Armee zu besiegen und den Stalinismus zu vernichten, hätte Hitler wohl kaum ein unabhängiges und liberales Russland anstelle jenes Grossreiches geduldet, von dem er träumte und für das er seinen Eroberungskrieg führte.

Tatsächlich sah Hitler in der russischen Befreiungsbewegung wie in den nationalen Bestrebungen der baltischen Staaten, der Ukraine und Weissrusslands eine Gefahr. Die Eroberung des europäischen Ostens war ein gigantischer Kolonialkrieg, kein Kampf zur Befreiung der eurasischen Völker; die deutsche Zukunft im Osten stand für Hitler unter dem Zeichen kolonialer Ausbeutung. Die Region sollte von einer deutschen herrschenden Klasse regiert werden, abgesichert durch ein Netz von Garnisonsstädten – ähnlich den befestigten Städten des Römischen Reiches-, um die sich Siedlungen von deutschen Bauern und Händlern gruppierten. Man entwarf Pläne für ein Autobahnnetz, das die regionalen Zentren mit Berlin verbinden sollte, und für eine Doppeldecker-Breitspurbahn, in der die neue Elite mit Hochgeschwindigkeit das Land hätte durchqueren können, das moderne Heloten – Millionen Slawen im Dienste der «Herrenrasse» – bestellen sollten. Angehörige der neuen

Kolonialvölker, die nicht im Reich benötigt wurden, wollte man in «Slawenländer» jenseits des Urals schaffen oder einfach umkommen lassen.<sup>17</sup>

Diese Vision eines Reiches entsprang Zukunftsphantasien, doch für die eroberten Völker wurde sie Wirklichkeit. Die einheimischen Nationalbewegungen wurden rücksichtslos unterdrückt. In der Ukraine, wo das Ende der sowjetischen Ordnung zunächst begeistert gefeiert wurde, kippte die Stimmung rasch, als Ende August 1941 die Einsatzgruppen, deren Aufgabe es war, sämtliche antideutschen Elemente zu beseitigen, mit einer systematischen Jagd auf ukrainische Nationalisten und Intellektuelle begannen, die grösstenteils liquidiert wurden.<sup>18</sup> In den baltischen Staaten schwand die Hoffnung auf Unabhängigkeit mit der Gründung des Reichskommissariats Ostland, das Hinrich Lohse unterstellt wurde, und mit Hitlers Entscheidung, die baltischen Staaten letztlich dem Grossdeutschen Reich einzugliedern. Lohse, ein «alter Kämpfer», Nationalsozialist der ersten Stunde, missbrauchte seine neue Macht und schuf ein korruptes Zerrbild imperialer Herrschaft – er requirierte Schlösser und Luxuskarossen und lebte in Saus und Braus, bis er 1944 die Flucht ergreifen musste.<sup>19</sup> Im September 1941 wurde ein zweites Reichskommissariat in der Ukraine errichtet, eine ausgedehnte Provinz, in der auf dem Höhepunkt des Krieges fünfzig Millionen Menschen lebten. Auch hier herrschte ein alter Kämpfer, Erich Koch, vorher Gauleiter in Ostpreussen.

Mit Kochs Berufung wurde ein Zeichen für all jene gesetzt, die sich – ob auf deutscher oder sowjetischer Seite – noch nicht sicher waren, welcher Natur das neue Nazireich sein würde. Bei seiner Antrittsrede in Rowno, einer Stadt, die ganz bewusst ausgewählt worden war, weil sie kein ukrainisches Zentrum kultureller oder historischer Identität darstellte, brachte Koch seine Absichten unmissverständlich zum Ausdruck. Seine Aufgabe sehe er darin, das Letzte aus der Ukraine herauszuholen. Von seinen Leuten erwartete er äusserste Härte gegenüber der einheimischen Bevölkerung.<sup>20</sup> Die Ukrainer waren für Koch «rassisch minderwertig», er bezeichnete sie gern als Heloten, Sklaven oder Untermen-

schen, die man am besten mit der Peitsche regiere. Koch war keineswegs der Einzige, der die Auffassung vertrat, die Bevölkerung der Ukraine sei entbehrlich. Göring erwog, jeden männlichen Einwohner über fünfzehn Jahren töten zu lassen. Himmler wollte die Intelligenzija «dezimieren». In einer zornigen Auseinandersetzung zwischen einem Stellvertreter Kochs und einem deutschen Regierungsbeamten, der in der Region wieder eine rudimentäre Schulbildung einführen wollte, erklärte jener unwirsch: «Wollen Sie etwa eine ukrainische Bildungsschicht schaffen, wo wir die Ukrainer vernichten wollen?» Auf den Einwand, man könne keine vierzig Millionen Menschen vernichten, erwiderte der Stellvertreter: «Das ist unsere Aufgabe.»<sup>21</sup>

Wie viele Ukrainer die deutschen Besatzer umgebracht haben, wird wahrscheinlich nie bekannt werden. Der Tod war unberechenbar. Bauern, die gegenüber deutschen Vernehmungsbeamten zugaben, lesen und schreiben zu können, liefen Gefahr, als «Intellektuelle» erschossen zu werden. Hielten sie Lebensmittelvorräte zurück oder weigerten sie sich, Feldarbeit für die Deutschen zu leisten, wurden sie als abschreckendes Beispiel für die anderen erhängt. Im Bezirk Riwna führten die deutschen Gutsverwalter das Auspeitschen als Strafe für jede Kleinigkeit ein – wer zu langsam arbeitete, war davon ebenso betroffen wie jemand, der vergass, in Gegenwart eines Deutschen die Mütze zu ziehen. Man hatte sich an Sperrstunden zu halten, und wer ein Messer bei sich trug, riskierte sein Leben.<sup>22</sup> Zahllose Bauern wurden gehängt oder erschossen, weil man sie verdächtigte, Partisanen zu unterstützen. In der ganzen Ukraine wurden zweihundertfünfzig Dörfer und ihre Bewohner vernichtet, um den Rest der Bevölkerung zu Wohlverhalten zu bewegen.

Viele Tausend Menschen verhungerten. Die Requirierung von Vorräten für das riesige deutsche Heer mit seinen Hunderttausenden von Pferden führte in den Grossstädten der eroberten Region zu einer beängstigenden Lebensmittelknappheit. Daher beschloss man, in der Ukraine alle «überflüssigen Esser» zu beseitigen, in erster Linie Juden und Stadtbewohner. In Kiew wurden die ohnehin schon mageren Rationen



Der Reichskommissar der Ukraine, Erich Koch, bei einer Spazierfahrt im Frühjahr 1942. Koch führte ein brutales Regiment. «Ich bin als harter Hund bekannt», brüstete er sich.

stark reduziert (zweihundert Gramm Brot pro Woche), Strassensperren errichtet, um zu verhindern, dass Nahrungsmittel in die Stadt gelangen konnten, und die Märkte der Kolchosen geschlossen, die die Stadt belieferten. Als die Zufuhr so gedrosselt war, dass Hungersnot herrschte, enthielt man den osteuropäischen Völkern die notwendige medizinische Versorgung vor. In Charkow verhungerten rund 80'000 Menschen, in Kiew mit Sicherheit noch mehr. 1942 wurde die Beschlagnahmung von Lebensmitteln etwas gelockert, sodass die Bauern im Frühjahr aussäen konnten, doch nach der Ernte verlangten die Deutschen dann umso mehr. 1943 erhielten die Bewohner von Kiew nur ein Drittel dessen, was sie zum Leben gebraucht hätten. Die Kolchosen wurden nicht aufgelöst, wie viele Bauern gehofft hatten, sondern von deutschen Verwaltern geleitet – sie traten an die Stelle der einheimischen Kommunisten, die geflohen oder umgebracht worden waren. Manchenorts wurde das Liefer-soll für Getreide doppelt so hoch angesetzt wie unter den Sowjets. Die Bauern versuchten mit dem zu überleben, was sie in ihren Gärten anbaute.<sup>23</sup>

Das Arbeitsprogramm war hart. In den ersten Kriegswochen meldeten sich viele Ukrainer freiwillig zum Einsatz in Deutschland, doch sie wurden so schlecht behandelt, dass Quoten festgesetzt und die Arbeitskräfte zwangsrekrutiert werden mussten. Die ersten Freiwilligen wurden ohne Nahrung und sanitäre Einrichtungen in Güterwagen gezwängt. Nach ihrer Ankunft in Deutschland brachte man sie in notdürftigen Baracken hinter Stacheldraht unter. Sie bekamen viel zu wenig Lebensmittel, wurden von der deutschen Bevölkerung abgesondert und mussten Armbinden tragen, auf denen das Wort «Ost» aufgenäht war. Als der Strom der Freiwilligen versiegte, wurden die Arbeiter mit Waffengewalt zum Dienst in Deutschland gezwungen. Dörfer, die ihre Quoten nicht erfüllten, steckte man in Brand und ermordete die Verantwortlichen. Kirchen und Kinos wurden gestürmt und alle Besucher nach Deutschland transportiert. Junge Ukrainer flohen massenweise in die Wälder und Sümpfe, weil sie sich lieber den Partisanen anschlossen als in Gefangenschaft zugrunde zu gehen. 1942 befahl Hitler persönlich die Deportation von einer halben Million ukrainischer Frauen im Alter zwischen achtzehn und fünfunddreissig, die zum Dienst in deutschen Haushalten und zur «Germanisierung» vorgesehen waren. Im Laufe des Krieges lieferte die Ukraine mehr als vier Fünftel aller Zwangsarbeiter aus dem Osten.<sup>24</sup> Diese brutale Ausbeutung hatte zur Folge, dass ein Grossteil der dortigen Bevölkerung sich von den Deutschen genauso abgestossen fühlte wie von Stalin.

Doch das blutigste Kapitel in der Geschichte des deutschen Eroberungskrieges war mit der Rassentheorie verknüpft, auf der die imperiale Vision der Nationalsozialisten beruhte. Ihr zufolge war der Osten von ethnischen Gruppen bevölkert, die als biologische Bedrohung des deutschen Volkes anzusehen waren. Dabei ging die Rassenideologie über die blosser Diskriminierung weit hinaus. «Minderwertigen» Völkern wurde nicht das gleiche Existenzrecht zugebilligt wie der «Herrenrasse». Einige – Russen, Ukrainer – sollten getötet, dem Hungertod überlassen oder auf andere Gebiete verstreut werden. Für die Juden, von denen sich

nun Millionen unter unentrinnbarer deutscher Herrschaft sahen, hatten die deutschen Behörden eine «Sonderbehandlung» vorgesehen. «Der Jude» galt als der gerissenste und gefährlichste Feind der «germanischen Rasse». In Hitlers Vorstellungswelt waren Bolschewiki und Juden untrennbar miteinander verbunden, und der Angriff auf die Sowjetunion war unterschiedslos als Krieg gegen beide gemeint. Dieser Krieg hatte die antisemitische Politik des Regimes bereits verschärft. Man hatte Millionen polnischer Juden in Gettos gesperrt, wo Krankheit und Unterernährung bald die ersten Opfer forderten, und viele waren von der SS und der Sicherheitspolizei bei der Befriedung der deutsch besetzten Gebiete Polens umgebracht worden. Beim «Unternehmen Barbarossa» waren vor dem Angriff Befehle an Truppen, SS und Sicherheitskräfte ergangen, die die Juden als besonderes Ziel für rücksichtslose und energische Massnahmen nannten.<sup>25</sup>

1941 lebten rund fünf Millionen Juden in der Sowjetunion, die meisten in den westlichen Gebieten, die unter direkte deutsche Herrschaft kamen. Antisemitismus war nichts Neues für die sowjetischen Juden. Er hatte eine lange Tradition in der Ukraine und den baltischen Staaten, eine Tradition, die weit in zaristische Zeiten zurückreichte. Vor dem Ersten Weltkrieg emigrierten Hunderttausende von russischen Juden nach Westeuropa oder Amerika, um den Pogromen zu entgehen. Zwar war die Politik des neuen Sowjetstaates nie offiziell antisemitisch – bekannte er sich doch nominell zum sozialistischen Ideal der Rassengleichheit –, doch unter Stalin, den Chruschtschow einmal als einen «in der Wolle gefärbten Antisemiten» bezeichnet hat, erwartete die jüdische Bevölkerung und ihre Führer ein ungewisses Schicksal.<sup>26</sup>

In den zwanziger Jahren beschloss der sowjetische Staat, den Juden ein Gebiet zuzuweisen, in dem sie sich niederlassen und Land bestellen konnten. Dazu wählte man die Krim aus, ausgerechnet die Region, die Hitler später für die deutsche Kolonisation vorsah. Während der zwanzig-

ger Jahre wanderten arme Juden aus der Ukraine und Weissrussland, ihrem angestammten Siedlungsraum, in Scharen in die Krimsteppe aus. In den dreissiger Jahren wurde der Plan abgeändert. Stalin wollte keine jüdische Heimstatt auf der Krim; sie war zur Hälfte von Tataren besiedelt, die dort eine autonome Republik hatten. Man fand ein anderes Gebiet im fernen Osten der Sowjetunion, an den Ufern des Amur, in der Gegend um Birobidschan. Das unwirtliche Land grenzte an die Mandschurei, die zum neuen japanischen Reich gehörte. Dort hatten noch nie Juden gelebt. Trotzdem bewegte sich ein neuer Strom von Siedlern quer durch Sibirien, um das neue autonome Jüdische Gebiet aufzubauen, mit einer eigenen jüdischen Presse, jüdischem Theater und jüdischen Behörden. Es war kein regelrechtes Getto, und die sowjetische Propaganda brüstete sich damit, dass das Regime die Kultur und Identität des jüdischen Volkes schütze und bewahre. Doch die Region lag so weit von den traditionellen jüdischen Kultur- und Siedlungszentren entfernt, dass sie keine grosse Anziehungskraft entfaltete. Nur wenige westliche Juden liessen sich dort nieder. Birobidschan war ein fehlgeschlagenes Experiment sowjetischer Apartheidspolitik.<sup>27</sup>

Während des stalinistischen Terrors der dreissiger Jahre waren Juden bevorzugte Opfer der Schauprozesse. Nie wurde Antisemitismus als Grund für die Verfolgungen genannt, und die grosse Zahl von Juden in den höheren Parteirängen sorgte zwangsläufig dafür, dass sie unverhältnismässig häufig in die Mühlen des Terrorapparates gerieten, als sich Stalin gegen seine einstigen Mitstreiter wandte. Deutlicher trat der Antisemitismus in den unbarmherzigen Säuberungen zutage, die auf die Absetzung von Maxim Litwinow als Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten im Mai 1939 folgten. Zwar wurde der Jude Litwinow verschont, doch seine Mitarbeiter hatten weniger Glück. Sie wurden verhaftet und zu dem Geständnis gezwungen, dass sie zu einem konterrevolutionären, von Litwinow selbst geleiteten Spionagering gehörten. Von dieser Säuberung wurden fast ausschliesslich Juden erfasst. Das

NKWD bereitete einen Schauprozess, den «Botschafterprozess», vor – sämtliche Angeklagten bis auf eine Ausnahme waren Juden.<sup>28</sup> Er fand allerdings nie statt: Angesichts der unsicheren aussenpolitischen Situation erschienen weitere öffentliche Massnahmen zu gefährlich. Unter Molotow wurde das Aussenkommissariat nach und nach mit ethnischen Russen besetzt. Gleichzeitig wurde das NKWD einer Säuberung unterzogen, in deren Verlauf viele Juden in höheren Rängen der Organisation verhaftet und ermordet wurden. Kontakte mit «zionistischen Kreisen» tauchten in den Listen der erfundenen Verbrechen auf, die die Folterknechte in der Lubjanka aufstellten.

Nach Ausbruch des Krieges im September 1939 wurde das Sowjetregime zum Komplizen des deutschen Antisemitismus. Tausende von deutschen und polnischen Juden flohen über die neue sowjetisch-deutsche Grenze. Die Rote Armee verwehrte vielen von ihnen die Einreise, woraufhin die deutschen Grenzposten das Feuer auf die hilflosen, ins Niemandsland gedrängten Gruppen eröffneten. Auch wurden deutsche Juden, die in den dreissiger Jahren Zuflucht in der Sowjetunion gesucht hatten, aufgegriffen und in ihre Heimat zurückgeschickt, wo sie eingesperrt oder ermordet wurden. Andere jüdische Flüchtlinge aus deutsch besetzten Gebieten wurden nach Sibirien oder Kasachstan verbannt, kamen ins Gefängnis oder ins Arbeitslager (aus denen man sie im Spätsommer 1941 wieder entliess, als der deutsche Angriff auf die Sowjetunion Juden in aller Welt zu Verbündeten der Sowjetunion machte). In den sowjetisch besetzten Gebieten Polens waren die Juden auch vorher schon diskriminiert worden, aber die neuen Behörden gingen noch entschiedener als die Polen gegen die Gemeinden in den Kleinstädten vor – gegen die Kultur des Shtetls. Einundzwanzig Monate brauchte das sowjetische System, um die Traditionen des jüdischen Lebens zu zerstören. Jüdische Führer wurden verhaftet und deportiert, jüdische Vereine und Jugendorganisationen verboten, viele Synagogen geschlossen und als Lagerhäuser oder Ställe genutzt. Der ideologische Krieg gegen Religion und Klassenunterschiede diente der Rechtfertigung einer öffentlichen Kampagne

gegen die Ausübung des jüdischen Glaubens und die reicheren oder gebildeteren Vertreter der jüdischen Gemeinden. Man sperrte die jüdischen Schlachthäuser zu und verbot Beschneidung und Bar-Mizwa-Feiern. Der Sabbat wurde ebenso wie die jüdischen Feste und Feiertage abgeschafft, die kleinen Handwerksbetriebe und Marktstände – traditionelle jüdische Wirtschaftsformen – mussten schliessen. Auf den verlassenen Marktplätzen der Kleinstädte errichtete man Stalinstandbilder.<sup>29</sup>

Im August 1941 ordnete Stalin plötzlich eine komplette Kehrtwende in der Judenfrage an. Inhaftierte Juden wurden auf freien Fuss gesetzt, unter anderem die beiden bekannten jüdisch-polnischen Sozialisten Henryk Erlich und Viktor Alter, die achtzehn Monate in der Lubjanka verbracht hatten und schliesslich wegen Agitation gegen den Molotow-Ribbentrop-Pakt zum Tode verurteilt worden waren – und das im Juli 1941, einen Monat nach der deutschen Invasion!<sup>30</sup> Am 24. August fand in einem Moskauer Park eine jüdische Kundgebung statt, auf der bekannte Vertreter aus Film, Kunst und Literatur sprachen. Erlich und Alter schlugen die Gründung eines internationalen jüdischen Anti-Hitler-Komitees vor, das die Juden in aller Welt im Kampf gegen den Nationalsozialismus vereinen sollte. Das war denn doch zu viel für Stalin. Als im Oktober die Regierungsbüros nach Kuibyschew verlegt wurden, weil deutsche Truppen Moskau einzukesseln drohten, mussten sich auch Erlich und Alter unter NKWD-Geleit dorthin begeben. Man setzte sie in einem eleganten Hotel ab und rief sie dann zu einer dringenden Besprechung in den örtlichen Sitz des NKWD. Keiner von beiden tauchte je wieder in der Öffentlichkeit auf. Erlich beging im Mai 1942 Selbstmord im Gefängnis, und Alter wurde im Februar des folgenden Jahres liquidiert.<sup>31</sup>

Aus den Plänen für eine breite jüdische Anti-Hitler-Bewegung wurde nichts. Stattdessen förderte Stalin im April 1942 eine neue Organisation, das Jüdische Antifaschistische Komitee. Es wurde von dem Schauspieler Solomon Michoels geleitet und war dem Sowjetischen Informations-

büro, der staatlichen Propagandabehörde, unterstellt. Seine Aufgabe bestand darin, im In- und Ausland um Geldmittel und Unterstützung für die sowjetischen Kriegsanstrengungen zu werben. Die graue Eminenz des Komitees war der NKWD-Funktionär Sergej Schpigelglas, der den Auftrag hatte, die Aktivitäten der Organisation zu überwachen. Den ganzen Krieg hindurch war diese in den sowjetischen Staatsapparat integriert und trug ihren Teil dazu bei, dass alle verfügbaren Energien der sowjetischen Völker für den Kampf gegen die Eindringlinge mobilisiert wurden. Erst gegen Ende des Krieges, als die Führer des Komitees Pläne für eine jüdische Heimstatt in der Sowjetunion schmiedeten, entzog ihm Stalin seine Gunst, weil er befürchtete, im Inneren der Sowjetunion könnte ein Trojanisches Pferd des amerikanischen Kapitalismus und Imperialismus entstehen.<sup>32</sup>

Stalins Phantasien von einer zionistischen Verschwörung waren nichts im Vergleich mit den weltanschaulichen Zwangsvorstellungen seines einstigen deutschen Verbündeten. Stalin war zwar Antisemit, aber auch viel zu opportunistisch, um seinen Vorurteilen zu gestatten, ihm bei der Verfolgung seiner Kriegsziele in die Quere zu kommen. Hitler und die Mitglieder des rassistischen Kreises, der ihn umgab, waren dagegen weltanschauliche Puristen. Der Krieg gegen die Sowjetunion eröffnete ungeahnte Möglichkeiten zur Durchführung eines rassistischen Programms, wie es die Menschheitsgeschichte noch nicht gesehen hatte. Wann in Hitler der Entschluss heranreifte, die aktive Vernichtung des jüdischen Volkes zu betreiben, ist nicht genau bekannt. Am wahrscheinlichsten ist die Hypothese, dass Hitler im Siegestaumel, als die deutschen Truppen scheinbar unaufhaltsam sowjetische Gebiete – die Ukraine, die baltischen Staaten und Weissrussland – überrannten, die erste einer ganzen Reihe von Entscheidungen traf, die zum Genozid führten. Der Zustand gesteigerter Euphorie, der im Juni und Juli 1941 im Führerhauptquartier herrschte, ist bezeugt.<sup>33</sup> Hitler schwamm auf einer ungeheuren Welle des Erfolgs; seine Leistungen galten als ausser-

gewöhnlich, welthistorisch. Er hatte bereits jede moralische Hemmung verloren: Im Frühjahr 1939 hatte er der Ermordung geistig und körperlich behinderter Deutscher zugestimmt, im September 1939 hatte er die Liquidierung Tausender polnischer Zivilisten gebilligt, in den Monaten vor «Barbarossa» die Befehle zur Beseitigung kommunistischer und jüdischer Funktionäre des sowjetischen Staates gutgeheissen. Es war kein qualitativer moralischer Sprung mehr nötig, um diese verbrecherischen Befehle auf alle sowjetischen Juden auszudehnen. Adolf Eichmann, der Mann, der den Transport der jüdischen Opfer in Europa organisierte, erinnerte sich später, ihm sei im Spätsommer von Himmlers Stellvertreter Reinhard Heydrich mitgeteilt worden, dass Hitler die «physische Vernichtung» befohlen habe.<sup>34</sup>

Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit hatte Hitler im Herbst 1941 die Entscheidung, die Juden im Osten umzubringen, auf die Juden im Ganzen von Deutschland besetzten Europa ausgedehnt und sich von diesem Zeitpunkt an unaufhaltsam auf den vollständigen Genozid zubewegt. Vorbereitungen für den Holocaust lassen sich während der Monate des deutschen Vormarsches in Russland vielfach nachweisen: unbeschreibliche Experimente, um anstelle von Massakern eine möglichst effiziente Form des Tötens zu finden, erste Materialbestellungen für Krematorien und Lagerausstattungen, die Suche nach geeigneten Standorten für die neuen Todeslager. All diese Ereignisse gingen der Krise von Moskau voraus. Die wachsende Zahl von Hinweisen, dass bereits 1941 die «Endlösung» vorbereitet wurde, entkräftet die Behauptung, das Stocken des deutschen Vormarsches und die unerwartete Niederlage vor Moskau hätten den Ausschlag gegeben und Hitler veranlasst, die Judenvernichtung aus Rache für die kommunistischen Erfolge zu betreiben. Überschwängliche Siegesfreude löste den Entschluss aus, nicht die unvorhergesehene Niederlage. Der militärische Zusammenbruch der Sowjetunion im Jahre 1941 besiegelte das Schicksal der europäischen Juden.

Wann und aus welchen Motiven auch immer Hitlers Entscheidung gefallen sein mag – die Ermordung der Juden begann fast unmittelbar,

nachdem die Wehrmacht die Grenze überschritten hatte. Die Einsatzgruppen trieben alle männlichen Juden zusammen, die für das Sowjetregime oder die Kommunistische Partei gearbeitet hatten, und erschossen sie auf der Stelle. Dabei legten sie ein sehr grobes Raster an. In ihren Ereignismeldungen berichteten sie über die Ermordung von «Juden», «intellektuellen Juden», «jüdischen Aktivisten», «Wanderjuden», «auf-sässigen Juden», erwähnten aber auch «verdächtige Elemente», «feindselige Elemente» oder «unerwünschte Elemente».<sup>35</sup> Diese Kriterien waren so weit gefasst, dass die Einsatzgruppen schon wenige Wochen nach der Invasion neben den erwachsenen männlichen Juden auch routinemässig Frauen und Kinder umbrachten. Ausserdem liessen sie andere die Schmutzarbeit für sich erledigen: Einheimische Antisemiten wurden von den Deutschen bewaffnet und zu Pogromen schlimmster Art aufgestachelt. Das erste ereignete sich in der Nacht zum 26. Juni in der litauischen Stadt Kaunas – 1'500 Juden wurden niedergemetzelt, jüdische Häuser und Gebäude zerstört. Einige Tage später fand ein zweites in der lettischen Hauptstadt Riga statt. Noch neun weitere Pogrome wurden angestiftet, in denen Tausende von hilflosen Juden erniedrigt, geschlagen, gequält und ermordet wurden.<sup>36</sup> Doch bald änderte man die Vorgehensweise, und die einheimischen antisemitischen Banden wurden entwaffnet und den Einsatzgruppen oder den deutschen Polizeitruppen vor Ort eingegliedert. Denn nun begann man mit der systematischen Ermordung der sowjetischen Juden.

Koordiniert wurde diese Tötungskampagne von SS-General Erich von dem Bach-Zelewski. In den letzten beiden Juliwochen des Jahres 1941 befahl er rund 11'000 SS-Leute – fast viermal so viel, wie den Einsatzgruppen ursprünglich zugeteilt waren –, sodass sich die Morde weitaus schneller durchführen liessen. Ausserdem wurden Bach-Zelewski noch 6'000 reguläre Polizisten unterstellt. Ende 1941 waren 33'000 einheimische Hilfskräfte hinzugekommen. Insgesamt standen also mehr als 50'000 Männer zur Verfügung, deren Aufgabe nicht nur die Ermor-

dung von Juden war, sondern auch von anderen «Rassenfeinden» wie Zigeunern und geistig oder körperlich behinderten Menschen.<sup>37</sup> Doch die grosse Mehrheit der Opfer waren Juden. Sie wurden in Lagern und Gettos zusammengefasst, in Wälder oder auf Felder gebracht, mussten ihre Habseligkeiten und Kleider ablegen, wurden erschossen und in Massengräbern verscharrt, die sie selbst hatten ausheben müssen. In ländlichen Gebieten wurde einfach eine jüdische Siedlung nach der anderen zerstört. Man trieb die Dorfbewohner ins Freie, schoss sie nieder und riss die Gebäude ab. Schon nach wenigen Wochen trafen in Berlin Berichte ein, in denen ganze Regionen des besetzten Ostens für «judenfrei» erklärt wurden.

Besonders berüchtigt ist das Massaker an 33 771 Juden, das sich innerhalb von nur zwei Tagen in der Schlucht Babi Jar unweit Kiew ereignete. Kurz nach der deutschen Besetzung sprengten Partisanen das im Stadtzentrum gelegene Continental-Hotel in die Luft, das Hauptquartier der deutschen 6. Armee. Die Deutschen beschlossen «Vergeltungsmassnahmen». Am 26. September 1941 wurden überall in der Stadt Aushänge verteilt, auf denen die Juden aufgefordert wurden, sich binnen drei Tagen zur Umsiedlung zu melden. Mehr als 30'000 erschienen; die meisten von ihnen glaubten an eine Umsiedlung. Sie wurden zu der Schlucht in der Umgebung der Stadt geführt, einem Panzergraben von anderthalb Kilometern Länge, der zwischen Sanddünen verlief. Dort brachte man sie in kleinen Gruppen an die Schlucht. Dort war eine Grube von sechzig Metern Länge und zweieinhalb Metern Tiefe geschaufelt worden. Die Opfer mussten ihre Kleider und Wertsachen abliefern. Dann stellte man sie auf Planken, die am Rand der Schlucht ausgelegt worden waren, und schoss ihnen ins Genick. Einige mussten Spiessruten laufen und wurden dabei erschossen. Zwei Tage, den 29. und 30. September, dauerte das Gemetzel. Nach Augenzeugenberichten wurden bei Babi Jar auch Tausende von sowjetischen Gefangenen und die gefangenen Stadtkommandanten ermordet. Anschliessend bedeckte man die Grube mit einer dün-

nen Schicht Atzkalk und schütteten Erde darüber.<sup>38</sup> Sechs Monate später waren in der Schlucht noch kleine Explosionen zu vernehmen, und man sah Erdfontänen aufschliessen: Die Gase der verwesenden Leichen suchten sich einen Weg ins Freie. Paul Blobel, dessen Einsatzkommando das Massaker im September durchgeführt hatte, erhielt von Heydrich den Befehl, das Massengrab von Babi Jar und andere wieder zu öffnen und die Leichen gründlicher zu beseitigen. Daraufhin wurden die Toten ohne Umstände verbrannt, um jede Spur des Verbrechens zu beseitigen.<sup>39</sup>

Babi Jar war noch nicht einmal das grösste Massaker. Man schätzt, dass in Odessa 75'000 bis 80'000 Juden von rumänischen Verbündeten und der örtlichen Einsatzgruppe ermordet wurden. In der ukrainischen Stadt Dnjepropetrowsk überlebten nur 30'000 Juden von ursprünglich 100'000 die Ankunft der Deutschen. Auch sie mussten sich zur «Umsiedlung» versammeln und wurden in Achterreihen durch die Stadt getrieben, ein Bündel mit Habseligkeiten unterm Arm. An zwei Tagen hintereinander wurden 11'000 ältere Juden und jüdische Kinder erschossen; die Maschinengewehrsalven waren am Stadtrand deutlich zu hören. Bis März 1942 dauerten solche Aktionen an. Von der grossen und bekannten jüdischen Gemeinde in Charkow waren nur 20'000 Mitglieder übriggeblieben. Sie kamen nicht in einem einzelnen Massaker um, sondern man enthielt ihnen Nahrung und Kleidung vor – Tausende verhungerten und erfroren; sie waren gezwungen worden, in einer riesigen Traktorenfabrik zu hausen. Im März führte man die Überlebenden zu einer nahen Schlucht und erschoss sie in kleinen Gruppen. Jene Fabrik, in der sich die Leichen toter Juden stapelten, wurde im April bis auf die Grundmauern niedergebrannt.<sup>40</sup>

Die meisten sowjetischen Juden, die von den deutschen Besatzern umgebracht wurden, fielen einer Mordorgie zum Opfer, die während der ersten neun Monate der Besetzung tobte, bevor die Vernichtungslager erbaut und in Betrieb genommen worden waren. Rund 80 Prozent der fünf Millionen sowjetischen Juden lebten im deutsch besetzten Gebiet. Etwa anderthalb Millionen flohen vor den Besatzern. Von den Verblei-

benden wurden nach den Berichten der Mordkommandos bis Ende Dezember 1942 insgesamt 1'152'000 getötet. Einige Morde gingen nicht auf das Konto der SS oder der Wehrmacht. Die deutschen Besatzer stellten fest, dass es innerhalb der Bevölkerung Antisemiten gab, die von sich aus Jagd auf Juden machten, sie beraubten und umbrachten. Bei den Einsatzgruppen ging eine Flut von Anzeigen ein, in denen Juden, Kommunisten und politisch «unerwünschte Elemente» von Einheimischen denunziert wurden. Auf der Krim baten Dorfvorsteher die Deutschen um die Erlaubnis, eigenhändig Juden liquidieren zu dürfen, und beim Massaker von Babi Jar halfen Ukrainer, die Opfer für ihren Marsch in den Tod zusammenzutreiben. Die Deutschen verfügten über ein Netz von Informanten, welche für Brot oder den Schutz ihrer Dörfer Partisanen oder Juden verrieten.<sup>41</sup> Der Mord an den Juden förderte bei den Deutschen wie den Sowjets die schlimmsten Seiten zutage, doch es ist undenkbar, dass ohne die Ermutigung der Besatzer Gräueltaten solchen Ausmasses gegen die jüdische Bevölkerung begangen worden wären. Es war vor allem ein Umstand, der eine solche Gesetzlosigkeit ermöglichte – der Umstand, dass die Deutschen die Juden zu Ungeziefer erklärten, das es auszumerzen und auszurotten galt. Letztlich aber trugen Hitler und die Naziführung die Verantwortung, denn sie beschlossen 1941, eine unvorstellbare Barbarei zu legitimieren.

Die deutsche Herrschaft in der Sowjetunion wurde nicht ohne Widerstand hingenommen. Neben den vielen, die kollaborierten, gab es viele, die sich wehrten. Der Guerillakrieg, den die Partisanen hinter den deutschen Linien führten, wurde zum Symbol des Widerstands gegen den Faschismus. In der Sowjetpropaganda avancierten die Partisanen zur Stossarmee des Vaterlandes, zu Helden des revolutionären Kampfes gegen das in Hitler personifizierte Böse, den deutschen Faschismus. Die geschichtliche Realität sah ganz anders aus. Häufig kämpften die Partisanen nur sehr widerstrebend für die gerechte Sache. Ihre militärischen

Erfolge waren beschränkt und ihre Opfer nicht nur deutsche Besatzer, sondern oft genug ganz gewöhnliche Sowjetbürger, die die Partisanen bald fast ebenso fürchteten wie den Feind.

Der Partisanenkrieg hatte eine lange und ehrwürdige Geschichte in Russland; er gehörte zur russischen Militärtradition. Bauernbanden hatten Napoleons Grosse Armee während des verheerenden Russlandfeldzugs 1812 angegriffen, und Guerillatruppen hatten auf Seiten der Bolschewik! gegen die Streitkräfte der Konterrevolution gekämpft. Doch in den dreissiger Jahren wurden die berühmten Partisanenführer des Bürgerkriegs liquidiert. Stalin hielt den Partisanenkrieg für eine Gefahr, für etwas, das sich dem Zugriff des hochzentralisierten und argwöhnischen Staatsapparates entzog. Die Partisanenorganisationen und die Vorrats- und Waffenlager, die in den dreissiger Jahren angelegt worden waren, existierten nicht mehr. Als die Deutschen 1941 einfielen, gab es keine Pläne für den Partisanenkrieg.<sup>42</sup> Die Bewegung entwickelte sich zunächst spontan und unzusammenhängend, ein Produkt der Umstände, nicht des revolutionären Geistes.

Rasch überwand Stalin sein Misstrauen gegen die Widerstandskämpfer. Am 3. Juli 1941, in seinem ersten Kriegsappell an das sowjetische Volk, brachte er die Strategie des Partisanenkampfes auf den Punkt: «Die Bedingungen müssen für den Feind und seine Kollaborateure unerträglich gemacht werden; sie müssen verfolgt und vernichtet werden, wo immer sie anzutreffen sind ... »<sup>43</sup> Den ersten irregulären Truppen wurden Exemplare des Artikels «Partisanenkrieg» geschickt, in dem Lenin 1906 dargelegt hatte, dass der Terrorismus ein legitimes Instrument des Klassenkampfes sei. Jeder Partisan musste beim Eintritt in die Widerstandsbewegung schwören, er werde der sowjetischen Sache mit absoluter Loyalität dienen sowie «schreckliche, erbarmungslose und unerbittliche Rache am Feind nehmen ... Blut um Blut! Tod um Tod!» Der Partisan war verpflichtet, sich und seine Familie lieber zu opfern als sich zu ergeben. Wenn er «aus Angst, Schwäche oder um des persönlichen

Vorteils willen» seinen Eid brach, so hatte er – womit er sich schon im Voraus einverstanden erklären musste – den Tod durch die Hand der eigenen Genossen verdient.<sup>44</sup> Mehr als alle anderen Sowjetbürger hatten die Partisanen die Wahl zwischen Scylla und Charybdis.

Die ersten Partisanen waren kaum als Freiwillige anzusehen. Als die Deutschen mit atemberaubender Geschwindigkeit durch die Dörfer und Städte der westlichen Sowjetunion vordrangen, fanden sich unversehens viele Soldaten und Parteifunktionäre hinter den deutschen Linien wieder. Versprengte Gruppen des in Auflösung und auf dem Rückzug befindlichen Heeres flüchteten in die Wälder und Sümpfe. Parteimitglieder oder Juden, die nichts Gutes von den Deutschen zu erwarten hatten, folgten ihnen in das unwegsame Gelände. Sie waren keine ernst zu nehmende Streitmacht. Schlecht bewaffnet und versorgt, lebten sie in der Regel von dem, was sie bei überrumpelten Feinden fanden. Vor allem fehlte es ihnen an Nahrung. Ein Grossteil der «Partisanenaktivität» bestand in den ersten Monaten aus der Beschlagnahmung von Lebensmitteln – die Bauern waren wenig geneigt, sie ihnen zu überlassen. Das machte die Partisanen nicht eben beliebt bei der Bevölkerung. In den letzten Monaten des Jahres 1941 wurden etwa 30'000 Parteimitglieder und junge Kommunisten des Komsomol durch die deutschen Linien geschleust oder mit dem Fallschirm über Gebieten abgesetzt, in denen man Partisanengruppen vermutete. Die ukrainische Bevölkerung hatte kaum Sympathien für ihre einstigen kommunistischen Herren, von denen viele an die deutsche Besatzungsmacht verraten wurden. Für weitere Spannungen sorgten die Bemühungen der Neuankömmlinge, eine gewisse Disziplin bei den versprengten Rotarmisten und den zusammengewürfelten Zivilisten einzuführen, die oft nicht kämpfen, sondern einfach überleben wollten.<sup>45</sup>

So begrenzt die ersten Partisanenoperationen auch waren, die deutschen Dienststellen reagierten mit äusserster Härte auf die Drohung eines revolutionären Volkskrieges. Das Heer sah zivile Widerstandskämpfer und Freischärler als ausserhalb des Kriegsrechts stehende Terroristen



In den deutsch besetzten Gebieten der Sowjetunion kam es zu vielen Massensexekutionen von Partisanen, Kommunisten und Juden durch deutsche Sicherheitskräfte und reguläre Truppen. Hier eine «Vergeltungsaktion» in der Ukraine 1942.

an. Partisanen und ihre Komplizen – eine Kategorie, die beliebig dehnbar war – verdienten den sofortigen Tod, und ihre Aktivitäten berechtigten, wie auf höchster Ebene entschieden wurde, zu fürchterlichen Vergeltungs-

massnahmen. Am 23. Juli 1941 ordnete Hitler an, seine Truppen sollten die Art von Schrecken verbreiten, die der Bevölkerung jeden Willen zum Widerstand austreiben würde.<sup>46</sup> Den Sommer hindurch wetteiferten Wehrmacht- und SS-Befehlshaber darum, die barbarischsten Lösungen des Partisanenproblems zu genehmigen. Am 16. September erklärte Wilhelm Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, im berühmten Geiselnbefehl, für jeden getöteten deutschen Soldaten seien fünfzig bis hundert Geiseln zu erschiessen. Milde sei völlig fehl am Platz, «der Russe» verstehe nur die Peitsche, nicht das Zuckerbrot. Im Sowjetstaat sei ein Menschenleben gar nichts wert, Bestrafungen von ungewöhnlicher Strenge seien erforderlich, um mögliche Terroristen abzuschrecken.<sup>47</sup> Die Voraussetzungen für einen Krieg waren geschaffen, in dem keine Seite bereit war, Pardon zu geben, in dem Terror mit unbeschreiblichem Terror geahndet wurde und alle herkömmlichen Moralvorstellungen ihre Gültigkeit verloren. Partisanen mussten auf die schlimmste Behandlung gefasst sein, daher hatten sie keinen Grund, mit dem Feind anders zu verfahren.

Die deutsche Partisanenbekämpfung – sie unterstand eben jenem Bach-Zelewski, der die Mordkommandos befehligte – zeigte 1941 zwei höchst gegensätzliche Effekte. Militärisch gesehen waren die Operationen relativ erfolgreich. In mehr als zwei Dritteln des besetzten Gebietes gab es überhaupt keine nennenswerte Partisanenaktivität, während im Nordwesten mit seinen günstigeren topographischen Verhältnissen – dichten Wäldern und unzugänglichen Sümpfen – Tausende von Partisanen aufgespürt und erschossen oder öffentlich erhängt wurden, mit Schildern um den Hals, damit sie der übrigen Bevölkerung als abschreckendes Beispiel dienten. Tausende Zivilisten wurden im Zuge von Vergeltungsmassnahmen umgebracht. In den meisten Fällen waren beim Eintreffen der Deutschen in den Dörfern nur Frauen, Kinder, Kranke und Alte anwesend. Gesunde und kräftige Männer waren beim Rückzug der Roten Armee geflohen oder evakuiert worden. Kaltblütig ermordeten die deut-

schen Soldaten, oft unter Mithilfe einheimischer Milizen oder dienstfertiger Kosaken, alle Bewohner eines Dorfes, wobei sie sich der fadenscheinigsten Vorwände bedienten: Skispuren im Schnee, die eine ganze Ortschaft verdächtig machten, oder ein vereinzelter Heckenschütze. Die 707. Infanteriedivision in Weissrussland erschoss in einem Monat 10431 «Partisanen» aus Rache für den Verlust von zwei ihrer Männer.<sup>48</sup> Gräueltaten solchen Ausmasses brachten die Einheimischen rasch gegen die Deutschen auf, deren Methoden der Partisanenbekämpfung im Allgemeinen gefürchteter und verhasster waren als die Partisanen, deren Aktionen die Vergeltungsmassnahmen verursachten. 1942 hatten die Deutschen mehr zur Förderung des Partisanenkrieges getan als alle hochtrabenden Traktate aus Moskau.

Im Frühjahr 1942 gab Stalin den Partisanenverbänden schliesslich einen äusseren Organisationsrahmen. Am 30. Mai wurde in Moskau ein zentraler Stab unter Leitung des weissrussischen Parteisekretärs Panteleimon Ponomarenko eingerichtet, der damit Stabschef aller sowjetischen Partisanen wurde. Die Guerillakämpfer, deren Leben und Schicksal so schwer vorherzusagen wie zu lenken war, sahen sich strengen Zentralisierungsmassnahmen unterworfen. Man unterstellte die Partisangruppen regionalen Führungsstäben. Als Kommandeure dienten Offiziere der Roten Armee oder Parteifunktionäre. Jeder Einheit wurde eine NKWD-Zelle angegliedert, um sie auf Parteilinie zu halten. Jetzt führte man auch eine Art militärischer Disziplin ein, obwohl viele Gruppen Widerstand gegen solche Regeln leisteten. Personen, die nach Meinung der Partei beziehungsweise des NKWD die Moral der Truppe gefährdeten oder einfach zu träge oder zu ängstlich für einen energischen Kampf gegen den Feind zu sein schienen, wurden ohne viel Federlesen erschossen. Die Partisanen sollten sich als Stachanow-Terroristen verstehen; die Jalta-Brigade etwa hatte bestimmte Arbeitsnormen zu erfüllen: «Jeder Partisan muss pro Monat mindestens fünf Faschisten oder Verräter vernichten [und] an mindestens fünf Operationen teilnehmen.» In Moskau wurden 50'000 Exemplare eines «Partisanen-Führers» auf-

gelegt, der in allen Einzelheiten lehrte, was ein kommunistischer Freiheitskämpfer wissen musste, von Gleissprengungen bis zum Überleben durch den Verzehr von Rinde und Moos und bei klirrendem Frost.<sup>49</sup>

Der Versuch, diese zersplitterten und im Untergrund lebenden Kämpfer zu organisieren, hatte nur begrenzt Erfolg. Immer mehr Menschen schlossen sich ihnen an. Durch das Verhalten der deutschen Besatzer war für viele der Beweggrund echter Patriotismus oder tiefer, leidenschaftlicher Hass, genährt durch das, was sie erlebt hatten. Andere kamen, weil es für sie keine Alternative gab, darunter zahlreiche Juden, die sich vor ihren Mördern in Sicherheit bringen wollten. In Polen und Weissrussland flohen sie aus den Gettos und Kleinstädten in die dichten Wälder. Im bewaldeten Umland der Stadt Nowogrodek scharten die Bjelski-Brüder jüdische Flüchtlinge um sich, bewaffnete Männer jeden Alters, Frauen und Kinder. Sie waren keine Partisanen im sowjetischen Sinne, da ihr Hauptanliegen darin bestand, den deutschen Vernichtungsaktionen gegen die jüdische Bevölkerung zu entgehen. Trotzdem benannten sie die Gruppe nach Schukow, der bereits zu diesem Zeitpunkt zur Legende geworden war. Die Gruppe lebte von dem, was sie von den Bauern erbetteln oder konfiszieren konnte, ständig auf der Flucht vor den deutschen Anti-Partisanen-Einheiten. So führten sie eine gefährliche Existenz, Seite an Seite mit versprengten sowjetischen Soldaten und polnischen Widerstandskämpfern, die sich ebenfalls in den Wäldern verbargen und den Juden nicht besonders freundlich gesinnt waren. Die verschiedenen bewaffneten Horden bestahlen einander oder ermordeten die Mitglieder rivalisierender Gruppen. Gelegentlich kam es zu Denunziationen durch einheimische Bauern, die von den Deutschen für jeden Verrat fünfzig Mark erhielten. Spione oder Verräter wurden prinzipiell liquidiert. Tuwja Bjelski, dem jungen Führer der Schukow-Gruppe, ging es vor allem darum, Leben zu retten, und damit hatte er grossen Erfolg: Von den 1'200 Mitgliedern seiner Gruppe kamen während des Krieges nur etwa fünfzig um. Bjelski wurde nach 1945 Taxifahrer in Palästina,

bevor er in die Vereinigten Staaten auswanderte, wo er 1987 mit einundachtzig Jahren starb.<sup>50</sup>

Die Partisanengruppen (*Otrjad*) rekrutierten sich grossenteils aus jungen Männern und Frauen, die vor Zwangsarbeit oder Gefangenschaft flohen. Hunderte entkamen aus dem Netz von Lagern, die weit hinter der Front eingerichtet worden waren und in denen so entsetzliche Verhältnisse herrschten, dass in den ersten sechs Kriegsmonaten zwei Millionen Insassen starben. Rasch sprach sich herum, welches Schicksal die Gefangenen erwartete. Statt sich zu ergeben, versuchten eingekesselte

Eine Partisanengruppe bespricht Operationspläne mit Soldaten der Roten Armee. Ende 1941 waren rund 300'000 Partisanen in einen unerbittlichen Kampf mit den deutschen Truppen verstrickt.



Rotarmisten, sich zu verstecken, um später mit den örtlichen Widerstandsgruppen Kontakt aufzunehmen. Ende des Jahres 1941 gab es rund 300'000 Partisanen, doch ihre Bereitschaft oder Fähigkeit zu kämpfen war sehr unterschiedlich. Ihre Ausrüstung war unverändert schlecht. Nur ein Zehntel der Einheiten hatte regelmässigen Funkkontakt mit den Truppen der Roten Armee. Ausserdem waren die Partisanen auf den Schutz von Wäldern, Bergen oder Sümpfen angewiesen. In den ausgedehnten Steppen der mittleren und südlichen Ukraine gab es praktisch keine brauchbaren Verstecke. Die wenigen Partisanenverbände, die man in diese Regionen schickte, um für Unterstützung zu werben, wurden aufgespürt und vernichtet.<sup>51</sup>

Im August 1942 rief Stalin Partisanenführer in Moskau zusammen, wo er ihnen einen Vortrag darüber hielt, was es bedeute, Partisan zu sein: tatkräftig und aggressiv vorzugehen, den Feind mit ständigen Aktionen zu beschäftigen und dem Ideal des wachsamem Antifaschisten zu entsprechen.<sup>52</sup> Es war leicht, das Leben der Partisanen zu romantisieren, und die sowjetische Propaganda liess sich diese Gelegenheit nicht entgehen. Sogar Hollywood beteiligte sich. «The North Star», ein Film von 1943, war reine Fiktion, voller heroischer Klischees, die selbst der «Prawda» alle Ehre gemacht hätten. Das Leben echter Partisanen sah anders aus. Sie schwebten in ständiger Angst vor Entdeckung. Spionen und Informanten mussten die Deutschen nicht viel zahlen. Die Partisanen führten ihren Kampf mit armseligen Waffen gegen einen Feind, der Panzerdivisionen und Bombergeschwader – etwa in den Unternehmen «München» und «Cottbus» – für gross angelegte Militäraktionen gegen sie mobilisierte. Sie verfügten kaum über einfachste medizinische Versorgung und starben in Höhlen und Wäldern, weil sie sich nicht einmal ihre Wunden verbinden konnten. In Teilen Weissrusslands sowie in der Umgebung von Smolensk und Brjansk brachten die Partisanen grosse Gebiete unter ihre Kontrolle. Hier stellten sie eine primitive Form kommunistischer Herrschaft wieder her, waren aber nicht willens, ihre lokale Macht dadurch aufs Spiel zu setzen, dass sie den Feind angriffen. Statt-

dessen richteten sie ihre Waffen gegen Verräter, lokale Würdenträger, die von den Deutschen zur Kollaboration gezwungen worden waren, und Bauern, die dem Feind allzu bereitwillig ihre Lebensmittel überlassen hatten oder für die Deutschen arbeiteten, um sich Vergünstigungen zu verschaffen.

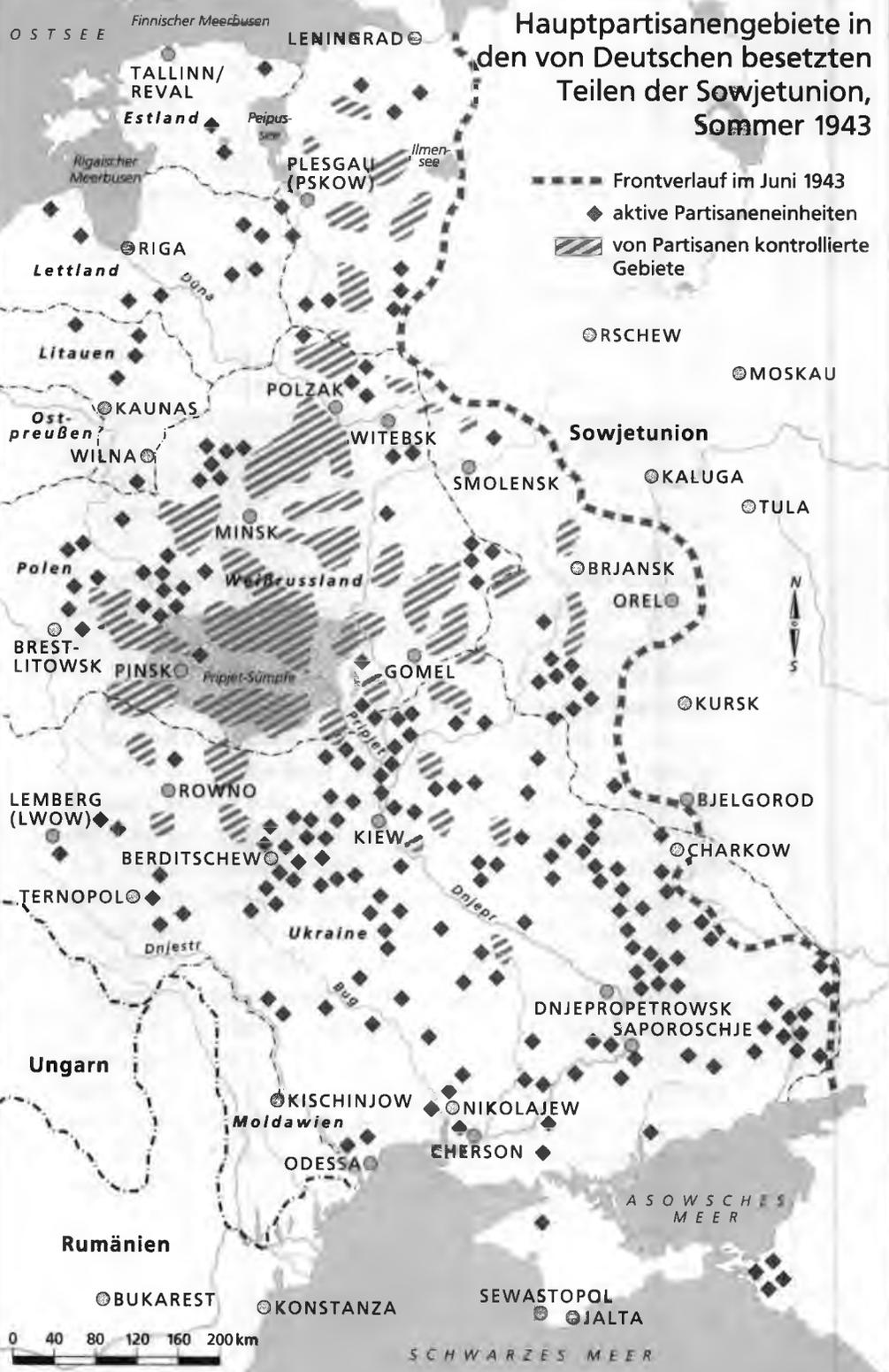
In einigen Gebieten wurde die Herrschaft der Partisanen begrüsst, dort erhielten sie Verpflegung und Unterkunft. Doch bis zum Erfolg von Stalingrad, mit dem der sowjetische Sieg an Wahrscheinlichkeit gewann, blieben die Beziehungen zwischen ihnen und den Einheimischen gespannt. Das Tagebuch eines jungen Partisanen, der Anfang 1942 in der Nähe von Smolensk stationiert war, lässt die Ursachen dafür erahnen: «Nach Nekasterek gefahren, um Brot zu holen – ohne Erfolg. Haben einen Verräter erschossen. Am Abend bin ich nochmal da gewesen, um es mit seiner Frau genauso zu machen. Schlimm, dass sie drei Kinder hinterlässt, aber so ist der Krieg!!!» Fünf Tage zuvor hatte er drei Deutsche aus dem Hinterhalt erschossen: «Ein Feuerzeug, einen goldenen Ring, einen Füllfederhalter, zwei Pfeifen, Tabak, einen Kamm erbeutet.» Eine Woche später: «Reiche Beute gemacht.»<sup>53</sup>

Manchmal war das Leben der Partisanen eine Gratwanderung zwischen Helden- und Banditentum. Auf jede ihrer Aktionen folgten mit Sicherheit Vergeltungsmassnahmen. Während einige Menschen durch den Anblick deutscher Gräueltaten veranlasst wurden, sich den Partisanen anzuschliessen, verübelten andere ihnen die Gefahr, die sie durch ihre Gegenwart heraufbeschworen. Immer mehr einheimische Männer und Frauen wurden gewaltsam in die Partisanengruppen gepresst. Die Entscheidung, vor der sie standen, war wenig beneidenswert: Wenn sie sich weigerten, wurden sie von den eigenen Leuten erschossen, wenn sie sich bereit erklärten mitzumachen, war die Wahrscheinlichkeit gross, dass ihnen die Deutschen das gleiche Schicksal bereiteten. Sie hatten keine militärische Ausbildung; Partisanenverbände, die einen hohen Anteil an zwangsrekrutierten Mitgliedern aufwiesen – 1943 stellten sie 40 bis 60 Prozent der meisten Brigaden –, erlitten ungewöhnlich hohe Ver-

luste und gingen deutlich ungeschickter zu Werke als Gruppen mit erfahrenen Widerstandskämpfern.<sup>54</sup> Von Hunderten von Fotos schauen sie uns an, hagere, düster blickende Männer, schlecht gekleidet und unzulänglich bewaffnet, im Kampf für ein System, das sie noch wenige Jahre zuvor mit der gleichen Erbarmungslosigkeit zwangskollektiviert hatte, mit der es sie jetzt zum unfreiwilligen Terrorismus nötigte.

Nirgendwo war die Spannung zwischen sowjetischen Partisanen und einheimischer Bevölkerung so gross und so gefährlich wie in der Ukraine. Es gab zwar Partisanen in der Region, aber die meisten kämpften für die Unabhängigkeit des Landes und damit gegen die Deutschen wie die Sowjets gleichermaßen. Die Frontverläufe in diesem Gebiet waren ganz und gar unübersichtlich. Da waren die Nationalisten unter dem Hetman Bulba-Borawez, die 1941 auf deutscher Seite standen, sich 1942 unter der Bezeichnung Ukrainische Aufständischen-Armee (UPA) gegen die Deutschen wandten und sich 1943 mit der Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) unter Stepan Bandera vereinigten, um sowohl die Deutschen als auch die Russen zu bekämpfen. Die berüchtigten «Bandera-Jungs» bestraften alle Ukrainer, die einer der beiden Seiten halfen.<sup>55</sup> Die nationalistische Miliz war 1943 stark genug, um die sowjetischen Partisanen zurückzuschlagen, als diese versuchten, in die Ukraine einzudringen und das deutsche Nachschubsystem lahm zu legen; sie fanden so gut wie keine Unterstützung unter den ukrainischen Dorfbewohnern, die sich noch lebhaft an die Hungersnot und den Terror erinnerten. Deutschen Schätzungen zufolge befanden sich 1943 rund 60 Prozent der nordwestlichen Ukraine unter der Kontrolle nationalistischer Partisanen. Die nationalistische ukrainische Widerstandsarmee war zu gross, um besiegt werden zu können, aber die Deutschen hielten die Hauptverbindungslinien aufrecht, nachdem sie die Wälder und Berge aufgegeben hatten. Im November 1943 fühlte sich Bandera sicher genug, eine Konferenz der versklavten Nationen Osteuropas und Asiens auszurichten, auf der Tataren, Georgier, Aserbaidzchaner, Polen, Slowa-

# Hauptpartisanengebiete in den von Deutschen besetzten Teilen der Sowjetunion, Sommer 1943



ken, Tschechen und Kosaken zusammenkamen. Man wollte ein gemeinsames Programm für den Kampf gegen Deutschland und die Sowjetunion beschliessen, und der Widerstand wurde auch nach dem Abzug der Wehrmacht noch längere Zeit gegen die einrückenden Kommunisten fortgeführt.<sup>56</sup>

1943 hatte sich die Partisanenbewegung in den übrigen Teilen des besetzten Gebiets fest etabliert. Sie profitierte vom wachsenden Selbstbewusstsein der Roten Armee und der besseren Versorgung mit militärischem Gerät. Die Einheiten ähnelten immer mehr dem regulären Heer; Panzer, schwere Artillerie, sogar Flugzeuge standen zur Verfügung. Insgesamt wurden 22'000 ausgebildete Militärfachleute in die Partisanenregionen entsandt, drei Viertel von ihnen Sprengstoffexperten, acht Prozent Funker. Im Frühjahr 1943 gab Stalin den Befehl, verstärkte und koordinierte Anschläge gegen die Eisenbahnverbindungen im Rücken der Deutschen durchzuführen. Tausende von Explosionen zwangen die deutsche Militärverwaltung zu verzweifelten Massnahmen. Doch trotz der ständigen Gefahr von Unterbrechungen blieb das Eisenbahnnetz funktionsfähig.

Die Bedingungen an der lang gestreckten Ostfront waren schwierig für die Deutschen. Die Strassen waren unsicher geworden. Fahrzeuge konnten sich auf ihnen nur noch im Konvoi bewegen, begleitet von schwer bewaffneten Lkws. Auf allen Hauptstrassen fuhren Patrouillen. Trotzdem verursachten die Partisanen ständig Verluste. Fahrzeugkolonnen wurden durch einfache Barrikaden aufgehalten, die man in unübersichtlichen Kurven errichtet hatte. Bäume wurden so gefällt, dass sie hinter dem letzten Wagen umstürzten, während der Konvoi unter Beschuss genommen wurde. Man schätzt, dass Partisanen 65'000 Fahrzeuge und 12'000 Brücken zerstört haben. In einem derartigen Hinterhalt wurde der SA-Führer Viktor Lutze getötet. Der Reichskommissar für Weissrussland, Wilhelm Kube, dessen fürchterlicher Ruf ihn zu einem vorrangigen Ziel für Attentate machte, wurde in Minsk von einer Zeitbombe zerrissen – ein Zimmermädchen, das zu den Partisanen gehörte, hatte sie unter sein Bett gelegt. Weder die deutschen Soldaten

noch die vielen Tausend Sowjetbürger, die für die neuen Herren arbeiteten, waren vor Anschlägen gefeilt. Das führte zu einer inneren Demoralisierung der Besatzungstruppen. In einigen Gebieten lockerte man die Repressalien, in der Hoffnung, auf diese Weise einen lokalen Frieden oder einen Waffenstillstand mit den Partisanen auszuhandeln, doch viele isolierte, verängstigte, vielleicht auch schuldbewusste deutsche Soldaten blieben bei den erbarmungslosen Vergeltungsmassnahmen: Hunderte von zerstörten Dörfern und ein Heer von Toten – die Zahl der Opfer wird auf eine Million geschätzt – bezeugen jene Art von Schrecken, die Hitler gefordert hatte.<sup>57</sup>

1944 ging der Partisanenkrieg zu Ende. Als die Rote Armee die deutschen Besatzer vertrieben hatte, gliederte man ihr die Partisaneneinheiten, die so abenteuerliche Namen wie «Tod den Faschisten» oder «Rächer des Volkes» trugen, ein. Ein Fünftel wurde als ungeeignet ausgemustert. Andere wurden von den NKWD-Einheiten, die der siegreichen Armee folgten, einer eingehenden Prüfung unterzogen. Mitgliedschaft bei den Partisanen hiess nicht, dass einem die Sicherheitsmassnahmen des Regimes erspart blieben. Allen ukrainischen Partisanen, sogar den Kommunisten, begegnete das Sowjetregime grundsätzlich mit Misstrauen. Das Eintreffen der Roten Armee riss alte Wunden wieder auf und schlug neue. Die blutige Geschichte von Kollaboration, Verrat und Widerstand forderte viele Hunderttausend Opfer – neben den Millionen Morden, die von den Besatzern im Namen des Rassenwahns verübt worden sind. Deshalb war der Wunsch nach Rache nur allzu verständlich. 1944 sprach der Journalist Alexander Werth mit einem russischen Partisanen mittleren Alters, der zum Bürgermeister der ukrainischen Stadt Uman ernannt worden war. Bürgermeister Sacharow, ein kleiner Mann mit blasser Haut und streng zurückgekämmtem dunklem Haar, klärte seinen Gast über die Härten des Partisanenlebens auf. Er hatte eine kleine Gruppe rekrutieren können, mit der er sich in den Wäldern bei Winniza versteckt hielt. Schlecht bewaffnet, hatten sie ständig hohe Verluste zu beklagen. Im Juli 1941 wurde er verwundet und geriet in deut-

sche Gefangenschaft, konnte aber fliehen und landete bei den Partisanen in der Umgebung von Uman. 1942 wurde er von der Gestapo verhaftet, die ihn grausam folterte. Trotz schwerer Verletzungen gelang es ihm erneut, in die Wälder zu entkommen, wo ihn die Partisanen nur unter dem Namen «Onkel Mitja» kannten. Dort plante er Angriffe auf Eisenbahnlinien, während seine Truppe von Kosaken in deutschem Sold gejagt wurde. «Es war ein hartes Leben», berichtete er Werth. «Sie waren erbarmungslos, und wir waren es auch. Und mit den Verrätern werden wir jetzt ebenso erbarmungslos verfahren.»<sup>58</sup>

In einem riesigen Niemandsland, das sich von den baltischen Staaten im Norden bis an die Küste des Schwarzen Meers im Süden erstreckte, ereignete sich eine menschliche Tragödie von immer noch unbekanntem Ausmass. Die baltische, weissrussische, ukrainische und jüdische Bevölkerung sah sich ohne ihr Zutun in ein grausames Geschehen verstrickt. Warum entschieden sich einige für die Kollaboration und andere für den Widerstand? Eine einfache Antwort gibt es nicht. Die meisten, die zwischen die Fronten gerieten, sahen kaum eine andere Möglichkeit, als aus Furcht, Opportunismus oder Zufall mit der einen oder der anderen Seite gemeinsame Sache zu machen. Millionen hatten überhaupt keine Wahl, sie waren Opfer einer weltanschaulich begründeten Diskriminierungs- und Vernichtungspolitik. Einige Kollaborateure veranlasste ihr Hass auf den Kommunismus, sich den Deutschen anzuschliessen. In vielen der von Deutschland eroberten Gebiete hatte die Sowjetunion nur einige Monate geherrscht. Dort hatten russischer Patriotismus oder sozialistisches Engagement noch keinerlei Wurzeln geschlagen, auf die die Partisanenbewegung hätte zurückgreifen können. Zweifellos hätten sich die deutschen Eroberer solche antisowjetischen Gefühle viel wirkungsvoller zunutze machen können, trotzdem kämpften Millionen von Nationalisten auch dann noch gegen die Sowjets, als sich der wahre Charakter des deutschen Imperialismus längst gezeigt hatte.

Die Gründe für den Widerstand sind nicht leichter zu verstehen. Er barg aussergewöhnliche Gefahren; die Partisanen waren die Kamikaze der sowjetischen Kriegsanstrengungen. Einige, die sich dem Widerstand anschlossen, taten es, weil sie keine andere Möglichkeit sahen, andere aus ehrlicher Überzeugung. Bürgermeister Sacharow erläuterte seine eigene Entscheidung mit einfachen Worten: Er habe «zum Wohle seines Landes gearbeitet».<sup>59</sup> Natürlich ist man versucht, skeptisch auf so viel politischen Idealismus zu reagieren, wenn jene, die ihn bekunden, für ein System gekämpft haben, das seinem Volk derart grosse Lasten aufgebürdet hat. Trotzdem darf man dieses Motiv nicht einfach von der Hand weisen. Das Verhalten und die Sprache vieler Partisanen sind von einem naiven Patriotismus geprägt, an dem zu zweifeln keinerlei Anlass besteht. Die deutschen Besatzer machten es der Bevölkerung leicht, sie zu hassen. Stalin hielt die Partisanen dazu an, den Krieg als weltanschauliche Auseinandersetzung zu begreifen: Widerstand war Engagement für die sowjetische Sache und die Kräfte des sozialistischen Fortschritts. Ein solches Verständnis verwandelte den Partisanenkampf in einen revolutionären Krieg, der an den Bürgerkrieg erinnerte, mit dem er ja schon wegen der unklaren Frontverläufe grosse Ähnlichkeit hatte. Der Partisanenkrieg deckte sich weitgehend mit der Theorie des proletarischen Kampfes, die während der zwanziger und dreissiger Jahre das militärische Denken in der Sowjetunion beherrscht hatte. Für die sowjetische Führung war die Partisanenbewegung auch deshalb von Bedeutung, weil sie dafür sorgte, dass Moskau Kontakt zu den besetzten Gebieten behielt und ein notdürftiger kommunistischer Apparat in ihnen aufrechterhalten werden konnte. Trotz dreijähriger deutscher Okkupation gelang es der Partei und dem Sowjetstaat auf diese Weise, das Grundgerüst eines Systems zu retten, das sonst wohl vollkommen zusammengebrochen wäre.

## 6

### DER KESSEL: STALINGRAD

1942/43

*Auf dem Grund der Schützengräben lagen gefrorene grüne Deutsche und gefrorene graue Russen, lagen gefrorene Teile menschlicher Leiber, lagen Helme, russische und deutsche, lagen Bruchstücke von Ziegelmauern ... Dass irgendjemand hatte überleben können, war schwer vorstellbar. Doch jetzt herrschte Stille in dieser versteinerten Hölle, als wäre ein rasender Tobsüchtiger plötzlich an Herzversagen gestorben.*

ALEXANDER WERTH IN STALINGRAD, FEBRUAR 1943

ALS DAS TAUWETTER DES FRÜHJAHR 1942 das Schlachtfeld in eine Schlammwüste verwandelte, hielten beide Seiten inne, um, von acht Monaten fast ununterbrochener Kämpfe erschöpft, eine Atempause einzulegen. Obwohl Moskau und Leningrad davor bewahrt werden konnten, dem Erdboden gleichgemacht zu werden – das Schicksal, das Hitler ihnen zugedacht hatte –, sah sich die Sowjetunion in einer Position äußerster Schwäche. In den fürchterlichen Abnutzungsschlachten waren mehr als 3 Millionen Soldaten in Gefangenschaft geraten und 3,1 Millionen gefallen.<sup>1</sup> Die Panzer- und Fliegerkräfte, die im Juni 1941 verfügbar waren, hatten schwere Verluste erlitten; Ersatz traf nur schleppend ein. Die Wirtschaftskraft der Sowjetunion war gegenüber dem Vorjahr dramatisch gesunken, und die sowjetischen Kornkammern, die ertragreichen Getreidefelder der Ukraine, hielten nun die Deutschen besetzt. In den nicht eroberten Landesteilen wurde die Brot- und Fleischversorgung für die dort lebenden 130 Millionen Menschen auf die Hälfte reduziert. Ein Drittel des Eisenbahnnetzes lag hinter den feindlichen Linien. Mit dem Verlust des Donbas-Industriereviere war die Produktion der Schwerindustrie – Kohle, Stahl und Eisenerz – um drei Viertel gesunken. Die zur Herstellung moderner Waffen unerlässlichen Bestände an Rohstoffen – Aluminium, Kupfer, Mangan – gingen um mindestens zwei Drittel zurück. Millionen qualifizierter Arbeiter waren gefallen

<b>A: Rüstung</b>		1941	1942	1943	1944	1945
Flugzeuge	UdSSR	15.735	25.436	34.900	40.300	20.900
	Deutschland	11.776	15.409	28.807	39.807	7.540
Panzer*	UdSSR	6.590	24.446	24.089	28.963	15.400
	Deutschland	5.200	9.300	19.800	27.300	—
Artillerie	UdSSR**	42.300	127.000	130.000	122.400	62.000
	über 76 mm		49.100	48.400	56.100	28.600
	Deutschland**	7.000	12.000	27.000	41.000	—
* Angaben für die UdSSR einschließlich der Geschütze auf Selbstfahrlafetten. Diese sind in den deutschen Zahlen für die Jahre 1943 und 1944 enthalten.						
** Geschütze aller Kaliber der UdSSR; diejenigen über 76 mm Kaliber (2. Zahl) darin enthalten. Deutsche Zahlen betreffen Geschütze ab 37 mm						
<b>B: Schwerindustrie</b>		1941	1942	1943	1944	1945
Kohle (in Mio. Tonnen)						
	UdSSR	151,4	75,5	93,1	121,5	149,3
	Deutschland	315,5	317,9	340,4	347,6	—
Stahl (in Mio. Tonnen)						
	UdSSR	17,9	8,1	8,5	10,9	12,3
	Deutschland	28,2	28,7	30,6	25,8	—
Aluminium (in tsd. Tonnen)						
	UdSSR	—	51,7	62,3	82,7	86,3
	Deutschland	233,6	264,0	250,0	245,3	—
Öl (in Mio. Tonnen)						
	UdSSR	33,0	22,0	18,0	18,2	19,4
	Deutschland*	5,7	6,6	7,6	5,5	1,3
* synthetisches Öl, im Land gefördertes und importiertes Rohöl						

**Tabelle 1:** Sowjetische und deutsche Produktion in den Kriegsjahren 1941-1945

oder in Gefangenschaft geraten. Gegen einen Feind, dessen Industrie viermal grösser war, schienen die sowjetischen Aussichten tatsächlich trostlos.<sup>2</sup>

An diesem Punkt, an dem die Sowjetunion praktisch vor dem Zusammenbruch steht und sich ihr Schicksal doch noch wendet, kommen wir zum bemerkenswertesten Kapitel in der Geschichte von Russlands Krieg. Kaum jemand hätte noch auf einen sowjetischen Sieg gesetzt. Die

Rote Armee befand sich in einer ähnlich bedenklichen Lage wie das Zarenheer fünfundzwanzig Jahre zuvor, einer Lage, die damals bekanntlich zur Revolution geführt hatte. Es sollte jedoch noch schlimmer kommen. Im Vertrauen darauf, dass die deutschen Truppen im Süden der Front schwächer waren als die vor Moskau und Leningrad, befahl Stalin im April 1942 eine Offensive zur Rückeroberung Charkows, eines für die deutsche Front lebenswichtigen Eisenbahnknotenpunktes. Vom eigenen Nachrichtendienst gewarnt, lockten die deutschen Truppen die sowjetischen Armeen in eine klug gestellte Falle. Der Angriff begann am 12. Mai. Die sowjetischen Verbände und Einheiten waren schlecht vorbereitet und teilweise noch gar nicht komplett verfügbar, weil das Tauwetter spät eingesetzt hatte. Zehn Tage später hatten die deutschen Truppen sie eingekesselt; die Zahl der Soldaten, die in Gefangenschaft gerieten, entsprach drei sowjetischen Armeen.

Die Katastrophe von Charkow war eine demütigende Schlappe für Stalin als dem Obersten Heerführer. Tiefer im Süden fand ein sowjetischer Versuch, die Deutschen von der Krim zu vertreiben, ein ähnlich tragisches Ende. Die Offensive wurde unter hohen Verlusten zurückgeschlagen; drei weitere sowjetische Armeen – die 44., 47. und 51. – wurden von der Halbinsel Kertsch ins Meer getrieben, und die hilflose Zivilbevölkerung musste dort schlimmste Repressalien der Deutschen erdulden. Im Laufe des Juni wurde das schwer befestigte Sewastopol, unmittelbar an der Küste des Schwarzen Meeres gelegen, unter systematischen Bombenangriffen und Artilleriebeschuss weitgehend zerstört, bis es am 4. Juli endlich kapitulierte. Der Eroberer, Generaloberst Erich von Manstein, erhielt für seine Leistungen den Marschallstab.

Alles deutete auf eine Wiederholung der Katastrophen von 1941 hin. Hitler war entschlossen, während des Sommers 1942 zu Ende zu bringen, was ihm im Jahr zuvor nicht ganz gelungen war. Seine Generale wollten im Mittelabschnitt der Front Moskau nehmen; sie glaubten, die psychologische Wirkung, die von der Eroberung der sowjetischen

Hauptstadt zu erwarten sei, würde in Verbindung mit einer entscheidenden Schwächung der Roten Armee den Krieg zu einem baldigen Sieg führen. Hitler war anderer Auffassung. Er träumte von grösseren Dingen. Sein Ehrgeiz war angestachelt durch die Siege in Nordafrika, die den Generalfeldmarschall Erwin Rommel in die unmittelbare Nähe des Suezkanals und der reichen Ölvorräte des Nahen Osten führten, und durch die japanischen Siege im Fernen Osten über die Truppen der Amerikaner und des Britischen Empire. Sein Ziel war es, die sowjetischen Kräfte aus den Steppen des Südens und der Kaukasusregion zu vertreiben, damit sich die deutschen Truppen im Nahen Osten mit ihren Verbündeten vereinigen und zu einem letzten vernichtenden Vorstoss nordwärts hinter die sowjetischen Linien gegen Moskau und den Ural ansetzen könnten. In den Weiten des Südens gab es Bodenschätze in Hülle und Fülle, vor allem Erdöl, das Deutschland für die Entscheidungsschlacht mit dem rohstoffreichen Westen brauchte. Am 5. April 1942 gab Hitler die Weisung Nr. 41 aus, deren Ziel es war, das gesamte den Sowjets verbliebene Verteidigungspotenzial zu vernichten.<sup>3</sup>

Der Plan mit dem Decknamen «Unternehmen Blau» sah vor, zunächst ostwärts nach Stalingrad und nach Süden über die Hochgebirgspässe des Kaukasus und dann weiter bis nach Astrachan und Grosny am Kaspischen Meer vorzustossen. Damit wäre die Sowjetunion von der Ölversorgung abgeschnitten und ausserstande gewesen, den Krieg fortzuführen. Die Vorbereitungen erfolgten zwar unter grösster Geheimhaltung, doch die Engländer, die deutsche Funknachrichten aufgefangen und ausgewertet hatten, gaben Einzelheiten der bevorstehenden deutschen Offensive weiter. Stalin schenkte diesen Warnungen genauso wenig Glauben wie seinerzeit den Hinweisen auf «Barbarossa». Als am 19. Juni ein Leichtflugzeug mit den exakten deutschen Operationsplänen an Bord hinter den sowjetischen Linien abstürzte, hielt Stalin für einen vorsätzlichen, ungeschickten Täuschungsversuch.<sup>4</sup> Von Natur aus argwöhnisch, zog er es vor, sich auf seine Intuition zu verlassen, obwohl sie ihm im vergangenen Jahr manch bösen Streich gespielt hatte.



Er liess sich nicht von der Überzeugung abbringen, das Hauptgewicht des deutschen Angriffs werde Moskau gelten. Diese Erwartung war keineswegs unsinnig: Letztlich hatten die deutschen Generale genau das im Sinn gehabt, und viele sowjetische Militärführer teilten Stalins Auffassung. Ironischerweise hatte Stalin nur ein Jahr zuvor auf Verstärkung der im Süden stehenden Truppen bestanden, weil er irrtümlicherweise glaubte, Hitler sei an Öl und Getreide mehr interessiert als an Moskau. Jetzt war der Süden schwächer und das Zentrum stark.

Als der Schlag dann am 28. Juni 1942 geführt wurde, waren die sowjetischen Streitkräfte ebenso wenig darauf eingerichtet wie im Juni des Vorjahres. Hinter einem Panzerschild und unter Deckung aus der Luft, flankiert von schwächer bewaffneten und weniger entschlossenen Verbündeten – Ungarn, Italienern und Rumänen –, stürmte die deutsche Infanterie voran. Am 19. Juli hatten die im äussersten Norden des Südabschnitts operierenden deutschen Armeen den Don erreicht; jenseits des Flusses lag Woronesch. Dann schwenkten sie südwärts, um sich mit den von der Krim kommenden Truppen zu vereinigen. Der sowjetische Widerstand erlahmte. Versprengte Soldaten, die von ihren Einheiten abgeschnitten waren, schlugen sich ostwärts durch, gefolgt von Trecks verzagter Flüchtlinge. Viele wurden von der weiten Steppe einfach verschluckt, eine leichte Beute der Achsentruppen im Gefolge der schnellen Panzerkolonnen. Sowjetische Einheiten bemühten sich nach Kräften, provisorische Auffanglinien zu bilden, bis auch diese dahinschmolzen. Am 23. Juli wurde Rostow an der Mündung des Don von den Rotarmisten, die in Panik geraten waren, aufgegeben. Einige wenige NKWD-Truppen kämpften heldenhaft, bis die Stadt den Deutschen in die Hände fiel. Die sowjetischen Städte wurden nicht mehr erbittert verteidigt wie noch im Vorjahr. Die Demoralisierung war ansteckend. Ende Juli war Hitler sich eines weiteren Sieges so gewiss, dass er die Grossverbände aufteilte: Generaloberst von Kleist übernahm die 1. Panzerarmee und machte sich im Verbund der Heeresgruppe A an die Eroberung der kau-

kasischen Ölfelder; die Heeresgruppe B unter Generaloberst von Weichsmarschierte befehlsgemäss ostwärts über den Don, um Stalingrad an der Wolga, rund zweitausendfünfhundert Kilometer von Berlin entfernt, zu nehmen.

Die neue Welle von Misserfolgen konnte den Menschen in der Sowjetunion nicht verheimlicht werden. Beobachter in Moskau spürten, dass die Bevölkerung erneut von Panik erfasst wurde. Die Nachricht, dass Rostow nach den fürchterlichen Opfertagen in Moskau und Leningrad praktisch kampfflos gefallen sei, rief Wut und Bestürzung hervor. Bei der kopflosen Flucht der Armee brach jede Disziplin zusammen. Ganze Einheiten liessen Waffen und Gerät einfach liegen; Soldaten verstümmelten sich selbst, statt dem deutschen Koloss entgegenzutreten. Die Offiziere und Politkommissare verloren an Autorität. Am 28. Juli traf Stalin endlich Massnahmen, um den Zusammenbruch aufzuhalten. Er erliess den Befehl Nr. 227: *Ne Shagu Nasad!* – «Keinen Schritt zurück!» Die Bekanntgabe des Befehls fiel mit dem Höhepunkt der Krise zusammen. Stalin untersagte seinen Truppen jeden weiteren Rückzug: «Beharrlich, bis zum letzten Blutstropfen, muss jede Stellung, jeder Meter sowjetischen Bodens verteidigt werden, muss sich an jedes Fleckchen Erde geklammert und es bis zur letzten Möglichkeit gehalten werden!»<sup>5</sup>

Nach dem Krieg war es verboten, irgendwelche Einzelheiten über den Befehl Nr. 227 zu publizieren, obwohl er in der gesamten kämpfenden Truppe verteilt worden war. Erst 1988 erfuhr die sowjetische Öffentlichkeit erstmals von seiner Existenz. Der Befehl passte nicht in das sowjetische Bild von Heldentum und Opferwillen, das in der Nachkriegszeit gezeichnet wurde, denn er verlangte nicht nur den Kampf bis zum letzten Atemzug, sondern drohte auch all jenen härteste Strafen an, die dazu nicht bereit waren. Alle, die dem Befehl zuwiderhandelten – die «Panikmacher» und «Feiglinge» –, wurden ohne Umstände exekutiert oder landeten in den Strafbataillonen (*schtrafbaty*). Es gab Strafbataillone für Hauptleute und Stabsoffiziere (vom Major aufwärts), die sich vor ihrer Pflicht gedrückt hatten, und gesonderte Einheiten für Subalternoffiziere

und Mannschaften; man orientierte sich, wie aus dem Befehl hervorging, an der deutschen Praxis im Winterkrieg 1941. Auf Stalins Anordnung wurden aus regulären Truppen der Roten Armee auch so genannte Abriegelungseinheiten (*Otrjadi Sagradschdenijé*) gebildet, die Panik und Desertion verhindern und die Soldaten in den Kampf treiben sollten. Sie waren als Unterstützung der NKWD-Truppen gedacht, die – allerdings ohne ausdrückliche Weisung – dieselbe Aufgabe hatten. In der Praxis wurden die neuen Einheiten hinter der Front für niedrige Dienste oder als Wachpersonal eingesetzt, statt an der Front zu kämpfen, wo man sie dringend brauchte. Am 29. Oktober 1942 wurde mit einem neuen Befehl ihre Auflösung angeordnet. Die NKWD-Truppen verfolgten auch weiterhin jeden, dem mangelnde Kampfbereitschaft oder Feigheit vorgeworfen wurde. Der Nachweis einer Schuld war nicht erforderlich. Mit diesem Rückgriff auf die Praktiken des Vorkriegsterrors wurden die sowjetischen Soldaten in den Kampf getrieben.<sup>6</sup> Die kleinste Pflichtversäumnis konnte als Sabotage interpretiert werden; Fahnenflucht zog das Todesurteil nach sich, das in Hunderten von hastigen Kriegsgerichtsverfahren gefällt wurde. Im Laufe des Krieges dienten 442'000 Mann in Strafbataillonen, weitere 436'000 wurden zu Haftstrafen verurteilt. Wie viele von eigenen Leuten getötet wurden – entweder erschossen oder bei Selbstmordkommandos, der Hauptaufgabe der Strafbataillone, in den Tod geschickt –, wird sich mit letzter Sicherheit wohl niemals klären lassen. Neueste russische Schätzungen geben die Zahl von Soldaten, die während des Krieges zur Erschiessung verurteilt wurden, mit 158'000 an.<sup>7</sup> Den Strafbataillonen wurden die gefährlichsten Aufträge zugewiesen. Man trieb sie durch Minenfelder direkt in das deutsche Mündungsfeuer. Nur eine Verwundung führte zur Rehabilitierung. «Mit dem eigenen Blut gesüht», lautete dann der Aktenvermerk.

Es lässt sich leicht behaupten, im Sommer 1942 habe die Sowjetarmee gekämpft, weil sie zum Kampf gezwungen wurde. Doch möglicherweise wird die Wirkung des Befehls Nr. 227 überschätzt. Er war vor

allem für Offiziere und Politkommissare bestimmt, weniger für die Mannschaften, die immer härtester Disziplinierung unterworfen waren. Der Befehl bezog sich auch nur auf eigenmächtigen Rückzug, nicht auf das Zurückweichen generell. Zweifellos spielten juristische Feinheiten bei den Vernehmungen durch das NKWD keine grosse Rolle, aber es handelte sich nicht um einen Befehl, der rigoros und unterschiedslos auszuführen gewesen wäre. Damals empfand man, dass verzweifelte Umstände nach verzweifelten Massnahmen verlangten. In seinen Erinnerungen beschrieb ein Soldat seine Reaktion auf «Keinen Schritt zurück!» folgendermassen: «Nicht der Buchstabe, sondern Geist und Inhalt des Befehls bewirkten die moralische, psychologische und geistige Erneuerung in den Köpfen und Herzen der Soldaten, denen er vorgelesen wurde ... »<sup>8</sup> Auch sollte man nicht vergessen, dass Disziplinlosigkeit und Demoralisierung in den Reihen der Roten Armee desto stärker um sich griffen, je unerträglicher der Druck wurde, dem die Soldaten durch die militärische Unfähigkeit ihrer Führung ausgesetzt waren. Diesmal kämpfte Stalin nicht gegen konterrevolutionäre Gespenster, sondern gegen die eigenen Soldaten, denen die Niederlage drohte und die in ständiger Ungewissheit leben mussten.

Die Enthüllungen über den Terror in den Streitkräften fördern zweifellos eine historische Wahrheit zutage, zugleich verzerren sie aber auch das Bild der sowjetischen Kriegsanstrengungen. Nicht jeder Soldat hatte einen Gewehrlauf im Rücken, nicht jeder Fall von Opferbereitschaft und beherztem, erbittertem Widerstand war auf Zwang oder Furcht vor Repressalien zurückzuführen. Wer von dieser Annahme ausgeht, schmälert den Mut zahlloser Männer und Frauen, die sich der sowjetischen Sache zweifellos aus freien Stücken verschrieben hatten. Im Sommer und im Herbst 1942 bewegte die Sowjetbürger mehr als nur die Furcht vor dem NKWD. Stalin rief sein Volk auf, die Ressourcen der ganzen Gesellschaft zu mobilisieren, die Sowjetunion in ein einziges «Heerlager» zu verwandeln. Die sowjetische Propaganda machte aus dem Krieg einen Kreuzzug, in dem es nicht nur darum ging, das Sowjetsystem, sondern

auch und vor allem «Mütterchen Russland» zu retten. Der Krieg diente nicht einfach der Verteidigung des Kommunismus, der vielen Russen nicht behagte, sondern dem patriotischen Kampf gegen einen gefürchteten und verhassten Feind.

Die Mobilisierung der weit verbreiteten russischen Vaterlandsliebe wurde durch die Umstände erzwungen. Im Jahre 1942 war unverkennbar, dass die Kommunistische Partei alleine die Energien des Volkes zu einem Kampf solchen Ausmasses und solcher Intensität nicht zu wecken vermochte. Der Krieg mit Deutschland war etwas anderes als die Kämpfe gegen die Kulaken oder um Produktionssteigerung, die in den dreissiger Jahren geführt worden waren. Allerdings hatte der fast dauernde Zustand genereller Mobilisierung, den diese Kampagnen mit sich brachten, die Bevölkerung in gewisser Weise auf Not und Improvisation vorbereitet. 1942 wurde der Krieg als ein Krieg zur Rettung des historischen Russland hingestellt, als nationaler Rachefeldzug gegen einen schrecklichen, beinahe mythischen Feind. Die Begriffe «Sowjetunion» und «Kommunismus» tauchten immer seltener in öffentlichen Verlautbarungen auf. An ihre Stelle traten nun «Russland» und «Vaterland». «Die Internationale», die Hymne der internationalen sozialistischen Bewegung, sonst bei offiziellen Anlässen stets gespielt, wurde durch eine neue Nationalhymne ersetzt.<sup>9</sup> Den in der Roten Armee verwurzelten militärischen Egalitarismus gab man auf und führte neue Orden ein, die an die militärischen Helden der russischen Vergangenheit erinnerten; der Newski-Orden aus der Zarenzeit wurde wieder vergeben, blieb allerdings Offizieren vorbehalten. Alexander Newski, Fürst der Moskowiter, der im 13. Jahrhundert den Deutschen Ritterorden zurückschlug, war natürlich ein besonders nahe liegendes historisches Vorbild.<sup>10</sup> Bereits 1938 hatte Stalin Sergej Eisenstein angewiesen, einen Film über Newski zu drehen. Er mischte sich in die Konzeption des Drehbuchs ein, damit die deutsche Bedrohung klar genug herauskam (und ebenso klar natürlich die Vorzüge autoritärer Führerschaft). Nach Unterzeichnung des

Hitler-Stalin-Paktes wurde der Film 1939 abgesetzt, kam 1942 aber wieder zu neuen Ehren.<sup>11</sup>

Die Mobilisierung der Tradition beschränkte sich nicht auf die Helden der Vergangenheit. Im Laufe des Jahres 1942 wurde die Russisch-Orthodoxe Kirche, vom atheistischen Regime bislang ständig verfolgt, unvermittelt rehabilitiert. Jahrelang waren die russischen Christen wie die Christen der Antike zu einem Leben im Untergrund gezwungen worden. Kirchen und Klöster hatte man geschlossen, die Gemeinden aufgelöst. Vor der Revolution gab es in der russischen Kirche 50'000 Priester und 163 Bischöfe. 1941 waren es noch etwa 100 Priester und ganze 7 Bischöfe.<sup>12</sup> Sie wurden vom Regime streng überwacht. Tausende praktizierender Christen empfangen die Kommunion in geheimen Messen, gingen dabei jedoch ein enormes Risiko ein. Mit Kriegsausbruch begann sich die Haltung des Regimes zu ändern. Metropolit Sergej, das Oberhaupt der Kirche, appellierte noch am Tage des deutschen Einmarsches an die Gläubigen, alles nur Erdenkliche für den Sieg zu tun. In den folgenden zwei Jahren veröffentlichte er nicht weniger als dreiundzwanzig Hirtenbriefe, in denen er seine Schäfchen aufforderte, für den gottlosen Staat zu kämpfen, in dem sie lebten. Vielleicht hat der Ex-Seminarist Stalin seinen Glauben niemals ganz verloren – dem britischen Botschafter erzählte er, dass auch er, auf seine Weise, «an Gott glaube». In der «Prawda» schrieb man den Namen des Herrn fortan mit einem Grossbuchstaben am Anfang.<sup>13</sup>

Stalins Beweggründe waren gewiss nicht spiritueller Natur. Die Religion erlebte eine Renaissance, weil es den einfachen Russen danach verlangte. Selbst Hitler, der zutiefst ungläubig war, mobilisierte in den eroberten Gebieten die orthodoxe Kirche, weil er hoffte, sie werde die Einheimischen gegenüber der deutschen Herrschaft gefügig machen. Wenn die Marionettenbischöfe zu aufmüpfig wurden, entledigte man sich ihrer wieder. Metropolit Sergej Woskrensky von Riga wurde zunächst von den Deutschen angeworben, um von der Kanzel für den deutschen Sieg zu predigen, 1944 aber von seinen Schutzherren auf der

Strasse zwischen Riga und Wilna ermordet.<sup>14</sup> Wie Hitler wusste Stalin die Religion für seine Interessen einzuspannen. Daher erlaubte er die Wiedereröffnung der Kirchen und zahlreicher Priesterseminare. Zur Neubelebung der Kirchenrituale wurden Mittel bereitgestellt. 1943 genehmigte Stalin sogar die Ernennung eines Patriarchen, der höchsten Autorität der Kirche – ein Amt, das seit 1926 vakant gewesen war. Die Kirchenoberen zeigten sich erkenntlich: Sie ermunterten die Gläubigen zu Geldspenden, die zur Finanzierung einer sowjetischen Panzerkolonne dienten. Priester und Bischöfe riefen ihre Gemeinden zum Glauben auf – an Gott und Stalin. Bald waren die Kirchen überfüllt. Beobachter in Moskau berichteten von Menschenmengen, die vor den Kathedralen Schlangen bildeten und auf Einlass warteten. Das Ergebnis war eine seltsame Mischung aus traditioneller christlicher Frömmigkeit und sozialistischer Heilserwartung. An einem kalten Wintertag war auf einem Moskauer Bahnhof ein älterer Sibirier zu beobachten, der auf dem Weg an die Front war und aufmerksam einer Lautsprecherstimme lauschte, «einer leisen, gedämpften, aber eigenartig durchdringenden Stimme». Dabei bekreuzigte er sich und rief: «Stalin!»<sup>15</sup>

Allerdings weckte dieser Patriotismus Empfindungen, die keineswegs christlich waren. Der russischen Gesellschaft wurden erbitterte Hass- und Rachegefühle eingepflanzt. Hass auf die Deutschen und alles Deutsche war die zentrale Botschaft des Propaganda-Apparates. Soldaten und Zivilisten wurden in einen Zustand patriotischer Raserei versetzt. Die Wörter «Deutscher» und «Faschist» erhielten eine geradezu satanische Dimension. «Wenn du nicht auf alles verzichten willst / was du dein Vaterland nennst», schrieb der Dichter Konstantin Simonow, «dann töte einen Deutschen, / töte ihn immer, wann / du ihn auch siehst.»<sup>16</sup> Der Schriftsteller Ilja Ehrenburg, der zunächst ein Antibolschewik gewesen, aber 1939 aus seinem Pariser Exil zurückgekehrt und von Stalin rehabilitiert worden war, bekam den Auftrag, das Feuer zu schüren. Im August 1942 schrieb er im «Roten Stern», dem Organ der Streitkräfte:

Man kann alles ertragen: Not, Hunger und Tod. Aber die Deutschen kann man nicht ertragen. Man kann diese fischäugigen Idioten nicht ertragen, die alles Russische verachten ... Heute gibt es nur einen Gedanken: Die Deutschen töten, sie töten und in der Erde verscharren ... Wenn du einen Deutschen getötet hast, bring den nächsten um – es gibt nichts Schöneres als deutsche Leichen.<sup>17</sup>

Ehrenburg hatte gute Gründe für seinen Hass: Im Zuge der Moskauer Gegenoffensive hatte er die befreiten Gebiete besucht. Der Abscheu vieler Tausend Russen war nicht einfach ein Produkt der Staatspropaganda, sondern aus dem Leid erwachsen, das ein Jahr fortwährender Niederlagen ihnen bereitet hatte. Im Sommer 1942 konnte der Staat zwar die dumpfen Gefühle gegen den Feind anheizen und kanalisieren, doch Patriotismus und Rachedurst hatten auch eigene Wurzeln im sowjetischen Volk. Der Schriftsteller Wjatscheslaw Kondratjew – Kriegsteilnehmer und entschiedener Kritiker der nach 1945 zu beobachtenden Versuche, die sowjetischen Kriegsanstrengungen zu erklären – war der Auffassung, das Wiedererstarren des Kampfgeistes habe mit Stalin und der Partei nur wenig zu tun gehabt: «Es war ein Aufbäumen aus reiner Vaterlandsliebe. Die glühende Opferbereitschaft und die Unbedenklichkeit, mit der das Leben für dieses Land hingegeben wurde, werden immer unvergesslich bleiben. Nie wieder geschah etwas Vergleichbares.»<sup>18</sup>

Im Herbst 1942 wappnete sich das Volk innerlich für den Kampf. Die Panik des Sommers schien in Moskau abzuklingen. Stalin selbst stellte sich an die Spitze einer patriotischen Einigungsbewegung, die noch wenige Jahre zuvor undenkbar gewesen wäre. Stalingrad sollte nun die Rolle übernehmen, die im Vorjahr Moskau zugefallen war. Stalingrads Fortbestand war nicht nur eine militärische und wirtschaftliche Notwendigkeit: Die Stadt wurde auch zum Symbol des neuen Geistes, des trotzig Nationalismus, der nach der Katastrophe von Rostow beschworen wurde. Dankbare Genossen hatten ihr 1925 Stalins Namen verliehen (bis



Stalingrad wurde im Herbst 1942 zum Symbol des sowjetischen Widerstandes. Hier knien Soldaten der Roten Armee am Ufer der Wolga nieder zum Schwur, dass sie die Stadt niemals preisgeben werden.

dahin hiess sie Zarizyn), um daran zu erinnern, dass Stalin den Ort im Bürgerkrieg angeblich vor den Armeen der Konterrevolution gerettet hatte.<sup>19</sup> Ein Dutzend Jahre hatten genügt, um aus dem verschlafenen Wolgahafen eine grossflächige Industriestadt zu machen, deren gigantische Maschinenfabriken – die Fabrik «Roter Oktober», die «Barrikaden-Werke», die Traktorenfabrik – Werkzeugmaschinen und Traktoren in grosser Zahl produzierten. Eine neue Stadtlandschaft mit hohen Miets-häusern, eintönigen Parteibüros und Arbeiterunterkünften zog sich über eine Strecke von sechzig Kilometern am Fluss entlang. Auf der Wolga wurden Öl und Nahrungsmittel aus dem Kaukasus in die Industriestädte

des Nordens geschafft. Nach dem Verlust der Ukraine waren diese Ressourcen für die Sowjetunion und ihre Kriegsanstrengungen lebenswichtig. Wären Stalingrad und der Süden verloren gegangen, hätte das übrige Russland zwar weiterkämpfen können, doch der Sieg wäre sehr viel unwahrscheinlicher geworden. Das wussten beide Seiten. Verteidiger wie Angreifer massen dem Kampf um Stalingrad entscheidende Bedeutung zu.

Im Juli befand sich Deutschland eindeutig in der besseren Ausgangslage. Noch immer wehrte sich Stalin gegen die Einsicht, dass der Süden im Jahre 1942 zum Hauptkampfgebiet werden würde, daher hielt er die Masse der sowjetischen Streitkräfte weiter im Norden gebunden. Im Süden sprach das Kräfteverhältnis klar zugunsten der Deutschen: 250'000 deutschen und verbündeten Soldaten standen 187'000 sowjetische gegenüber; 740 Panzer auf der einen, 360 auf der anderen Seite; 1'200 Flugzeuge dort, 330 hier.<sup>20</sup> Die Heeresgruppe B überschritt den Don und näherte sich Stalingrad unaufhaltsam. Vor den Soldaten die endlose Steppe. «Es war», so die Erinnerung eines deutschen Kriegsteilnehmers, «einfach die gottverlassenste und ödeste Gegend im Osten, die mir je zu Gesicht gekommen ist. Eine dürre, nackte, leblose Steppe; kein Baum, kein Strauch und meilenweit kein einziges Dorf.»<sup>21</sup> Durch dieses kahle Gelände drängte die deutsche 6. Armee unter dem Oberbefehl des Generals Friedrich Paulus voran, feindlichen Widerstand überrollend. Die verzweifelten sowjetischen Gegenangriffe der letzten beiden Wochen hatten den deutschen Vormarsch nicht verlangsamen können, aber hohe Verluste an Menschen und Panzern verursacht. Als die Fernmeldeverbindungen zusammenbrachen, konnten die sowjetischen Befehlshaber kaum noch Einfluss auf die Kampfhandlungen nehmen. Ende Juli entliess Stalin Marschall Timoschenko, der sich verzweifelt bemühte, vor Stalingrad eine zusammenhängende Auffanglinie zu bilden, und ernannte General Gordow zum Oberbefehlshaber der Stalingradfront. Am 23. Juli traf die 6. Armee am Fluss Tschir, hundertfünfundzwanzig Kilometer vor Stalingrad, auf Gordows zwei Armeen, die 62. Und 64., die

während der folgenden vier Monate die Hauptlast der Kämpfe zu tragen hatten.

Gegen die schwer gepanzerten, mobilen Verbände vermochten Gordovs Truppen nur wenig auszurichten. Die Bedingungen in der Steppe mit ihrer deckungslosen Ode kamen der deutschen Führung sehr entgegen. Tag für Tag wurde die Rote Armee weiter in Richtung Stalingrad zurückgedrängt. Am 19. August war Paulus zum ersten Sturm auf die Stadt bereit. Unterstützt wurde er inzwischen von der 4. Panzerarmee, die von der Heeresgruppe A im Kaukasus abgestellt worden war. Der Angriff hätte beinahe zu einer Katastrophe geführt. Am 23. August waren die deutschen Truppen nördlich von Stalingrad bis zur Wolga vorgestossen und hatten am Flussufer einen acht Kilometer breiten Frontvorsprung gebildet. Am selben Tag erreichten deutsche Vorausabteilungen die Randbezirke der Stadt. Mit sechshundert Bombern flog die deutsche Luftwaffe einen Angriff und entfesselte im Stadtzentrum ein flammendes Inferno, dem nach sowjetischen Schätzungen 40'000 Menschen zum Opfer fielen – sie hatten den Befehl erhalten, in der Stadt auszuharren, um die Nachschublinien nicht zu blockieren.<sup>22</sup> In Hitlers Hauptquartier in der Ukraine, wo die strategischen Pläne, die er für den Süden entwickelt hatte, bei der hohen Generalität auf herbe Kritik gestossen waren, herrschte, so ein Augenzeuge, «Überschwang». Paulus rechnete fest damit, die Stadt in ein paar Tagen nehmen und die Schifffahrt auf der Wolga unterbinden zu können.<sup>23</sup>

Wieder einmal stand Stalin vor einer Katastrophe. Aber diesmal, so erinnerte sich Schukow, bürdete er die Verantwortung nicht seinen Untergebenen auf. Es hatte ganz den Anschein, als würde Stalin die Schuld für all die Fehler und Versäumnisse des ersten Kriegsjahres endlich bei sich selber suchen. Am 27. August wurde Schukow von seinem Gefechtsstand an der Westfront nach Moskau zitiert. Als er an jenem Abend spät im Kreml eintraf, diskutierte Stalin die aktuelle Krise mit dem Nationalen Verteidigungsrat. Stalins Arbeitszimmer war nur spär-

lich beleuchtet und wurde von einem breiten Kartentisch beherrscht. An der einen Seite des Raumes stand ein grosser Globus. Die Wände des Zimmers schmückten Gemälde, auf denen nicht etwa die Führer der Weltrevolution zu sehen waren, sondern russische Kriegshelden der Vergangenheit. Stalin kam direkt zur Sache: Unverzüglich sollte Schukow sich nach Stalingrad begeben und versuchen, die Lage zu retten. Dann erklärte er, Schukow sei ab sofort sein Stellvertreter als Oberkommandierender der Streitkräfte. Schukows Antwort ist nicht überliefert. Er akzeptierte die Ernennung, trank mit Stalin Tee und machte sich auf den Weg, um sich persönlich ein Bild von der Situation zu machen.<sup>24</sup>

Schukow verfolgte den Auftrag mit gewohnter Energie. Am 29. August flog er nach Süden an die Wolga. Im Hauptquartier der Stalingradfront traf er Stalins neuen Generalstabschef Alexander Wasilewski, der den verzagten Schaposchnikow im Juli abgelöst hatte. Die beiden Männer bemühten sich, die Front zu stabilisieren, standen aber vor dem Problem, dass sie viel zu wenig Männer und Munition zur Verfügung hatten. Drei Reserveverbände, die von Stalin aus dem rückwärtigen Raum nach vorne geschickt worden waren, sollten versuchen, an der Wolga nördlich von Stalingrad die Stellungen der 6. Armee anzugreifen. Die Gegenoffensive begann am 5. September und bewirkte angesichts der heftigen deutschen Luftangriffe nur wenig. Unablässig drängte Stalin seinen neuen Stellvertreter, die Front irgendwie zu stabilisieren. Am 12. September flog Schukow zu einem persönlichen Rapport nach Moskau zurück. Von Wasilewski begleitet, erklärte er Stalin, mit den vorhandenen Kräften sei die Front nicht zu halten. Sie bräuchten Reserven. Während Stalin düster auf die vor ihm ausgebreiteten Karten starrte, unterhielten sich Schukow und Wasilewski flüsternd darüber, dass man unbedingt eine «andere Lösung» finden müsse. Unvermittelt blickte Stalin auf. «Was für eine ,andere Lösung'?», fragte er. Dann schickte er die beiden mit dem Befehl, ihm am folgenden Tag klare Pläne zur Rettung von Stalingrad vorzulegen, fort.<sup>25</sup>

Als Stalin sie am 13. September wieder vorliess, war er blass vor Wut

auf seinen britischen Bundesgenossen, weil der mit ihm über den Umfang der Militärhilfe stritt. «Zehn-, Hunderttausende von sowjetischen Menschen opfern ihr Leben im Kampf gegen den Faschismus, und Churchill feilscht um zwanzig Hurricanes.»<sup>26</sup> Vor etwas mehr als einem Jahr hatten sich Grossbritannien und die Vereinigten Staaten zu Militär- und Wirtschaftshilfe verpflichtet, um das Auseinanderbrechen der sowjetischen Front zu verhindern. Obwohl in beiden Ländern eine verbreitete Abneigung gegen die Zusammenarbeit mit dem Kommunismus herrschte, erschien die Alternative – ein deutscher Sieg im Osten – noch misslicher, hätte sie England doch der Gnade eines militärischen Riesen ausgeliefert und den Vereinigten Staaten die wenig erfreuliche Aussicht eröffnet, fünftausend Kilometer von den eigenen Küsten entfernt einen grossen Krieg zu führen. Doch trotz der Bedeutung, die die Westmächte dem sowjetischen Widerstand beimassen, war 1942 die Unterstützung keiner der beiden Staaten ausreichend, um das Überleben der Sowjetunion zu sichern. Dem sowjetischen Botschafter Iwan Maisky erklärte Churchill offen, was England zu bieten habe, sei nur ein «Tropfen auf den heissen Stein». Die amerikanische Kriegsunterstützung, die Grossbritannien ab März 1941 erhielt, wurde im August desselben Jahres auf die Sowjetunion ausgedehnt. Während Grossbritannien 5,8 Milliarden Dollar in Form von Hilfsgütern erhielt, waren es für die Sowjetunion nur 1,4 Milliarden.<sup>27</sup> Das ganze Jahr hindurch hatte Stalin die Briten und die Amerikaner gedrängt, zu seiner unmittelbaren Unterstützung eine «Zweite Front» in Europa zu eröffnen, damit dem deutschen Vorstoss nach Osten Kräfte entzogen würden. Der Krieg mit Japan und die schleppenden Fortschritte der amerikanischen Wiederaufrüstung gestatteten dem Westen jedoch keine weiteren Massnahmen. Die britischen Landstreitkräfte konnten nur mit grosser Mühe ein kleines italienisch-deutsches Heer von der Eroberung Ägyptens abhalten, und die Royal Navy war in die Atlantikschlacht verwickelt, von deren Ausgang das Schicksal aller Kriegsanstrengungen des Westens abhing. Der einzige unmittelbare Druck, den England ausüben vermochte, bestand in

Bombenangriffen auf die westdeutschen Industriestädte – Angriffe, die damals aber noch so unerheblich waren, dass sie keine nennenswerten Konsequenzen hatten.

Im Juli 1942 schlug Churchill ein persönliches Treffen mit Stalin vor, um die internen Probleme der Allianz aus dem Weg zu räumen. Eine Zusammenkunft wurde für Anfang August verabredet. Stalin hatte wenig Achtung für die Briten, hielt er sie doch für Opportunisten und Feiglinge. «Wir müssen in unseren Beziehungen zu den Engländern Vorsicht walten lassen», hatte er Maisky ein Jahr zuvor mitgeteilt. «Ich habe den Eindruck, sie wollen, dass wir geschwächt werden.» Stalin verhielt sich grob und unhöflich, als er am 12. August mit Churchill zusammentraf, der seinerseits verkrampft und nervös wirkte. Unverwandt starrte Stalin seinen Gast an, geradezu beleidigend in seiner Reserviertheit. Er schilderte die schlimme Situation im Süden und versicherte seinem Gast, er sei entschlossen, Stalingrad zu halten.<sup>28</sup> Nun hatte Churchill die unangenehme Aufgabe, Stalin davon zu unterrichten, dass 1942 keine «Zweite Front» eröffnet werden könne. Stalin war sichtlich verärgert. Herablassend und beleidigend liess er sich über die mangelnde britische Entschlossenheit und Kompetenz aus – so ausführlich, dass der Gast seine Wut nur mühsam im Zaum zu halten vermochte.

Nach den ersten Gesprächen war Churchill wild entschlossen, nach Hause zurückzukehren, statt sich durch das Verhalten dieses «Banditen», wie er Stalin fluchend bezeichnete, weiter erniedrigen zu lassen. Aber er blieb, und die Atmosphäre wurde allmählich etwas freundlicher. Detailliert erläuterte Churchill eine geplante Landung in Nordafrika – «Operation Torch» – und die Bombardierung Deutschlands. Stalin zeigte sich erfreut, aber das änderte nichts an seiner spürbaren Enttäuschung darüber, dass seine Verbündeten sich nicht in der Lage sahen, durch einen Grossangriff im Westen den Druck auf Stalingrad zu verringern. Am Abend gab er für seinen Gast wieder ein üppiges Bankett im Katharinensaal des Kreml. Als sie nach dem Mahl beim Kaffee sassen, fragte Churchill Stalin, ob er ihm seine hartnäckige Ablehnung des Sow-

jetsystems nachsehen könne. Stalin brachte es nicht über sich, ja zu sagen. Er kniff die Augen zusammen und starrte Churchill schweigend an, ehe er erwiderte: «Es steht mir nicht an, etwas zu verzeihen. Das ist Gottes Sache.»<sup>29</sup>

Stalin blieb beim Kampf um Stalingrad auf sich selbst gestellt. Churchills Argumente gegen eine verfrühte Invasion des Kontinents nahm er mit offensichtlichem Groll zur Kenntnis. So musste er sich auf Wasilewskis und Schukows «andere Lösung» verlassen. Die beiden brachten eine Karte mit in den Kreml und breiteten sie auf dem Tisch aus. Schukow erläuterte den Plan. Er empfahl einen Angriff auf die exponierten langen Flanken der deutschen Verbände vor Stalingrad, um Paulus einzuschliessen und die deutsche Front zu durchbrechen. Für die Gegenoffensive brauchte man eine Vorbereitungszeit von fünfundvierzig Tagen, in denen die strategischen Reserven herangeführt werden konnten, die die Stawka in Erwartung des ausgebliebenen deutschen Sturms auf Moskau dort zusammengezogen hatte. Die sowjetische Offensive sollte tief in den Rücken der Deutschen vorstossen und zwischen Paulus und die restliche deutsche Front einen unüberwindlichen Korridor legen. Stalin war skeptisch, brachte aber keine grundsätzlichen Einwände dagegen vor. Schukow und Wasilewski wurden mit dem Auftrag entlassen, detaillierte Pläne auszuarbeiten.

Umstritten ist, wer zuerst die Idee zu einer Gegenoffensive hatte. General Watutin, der Oberbefehlshaber der Woroneschfront, dessen Truppen der langen Nordflanke der Deutschen gegenüberlagen, mag der eigentliche Urheber gewesen sein. Wasilewski als Generalstabschef spielte eine zentrale Rolle bei der Ausarbeitung der genauen Schlachtpläne. Das taktische Konzept ist vor allem Schukows klarem militärisch-praktischem Scharfsinn zu verdanken. Der Plan war also nicht das Werk eines Einzelnen, sondern das Ergebnis vereinter Bemühungen. Darin kam eine revolutionäre Entwicklung zum Ausdruck: Stalin überliess die Rettung Stalingrads dem Sachverstand der Fachleute. Der Angriffsplan bedurfte lediglich seiner abschliessenden Billigung.

Mitte Oktober war klar, dass das Vorhaben technisch durchführbar und Erfolg versprechend war, woraufhin Stalin seinen Militärs keine weiteren Steine in den Weg legte.<sup>30</sup>

Die geplante Operation war in vielerlei Hinsicht vorteilhaft. Der deutsche Vormarsch wurde von schwächeren rumänischen, italienischen und ungarischen Divisionen flankiert. Sie waren schlechter bewaffnet als die Deutschen und auch weitaus weniger geneigt, sich mit einer erbitterten Roten Armee auf einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen. Diese Divisionen lagen in die Breite gezogen an den Rändern eines Frontvorsprungs, in dem sich momentan nur wenige Reserven befanden. Die Kräfte der deutschen Truppen erlahmten allmählich. Da es nur eine einzige intakte Eisenbahnverbindung gab, hatte das Nachschubsystem grösste Mühe, die Versorgung zu gewährleisten. Angesichts allgemeiner Treibstoff- und Ersatzteilknappheit liessen sich Panzer und Fahrzeuge nur unter Schwierigkeiten einsatzbereit halten. Die Luftunterstützung musste von holprigen, primitiven Feldflugplätzen aus operieren, was starken Verschleiss bedeutete. Im Kaukasus war der Vorstoss der Heeresgruppe A auf einer Linie vor der Ölstadt Grosny zum Stehen gekommen. Die deutschen Soldaten hatten die verschneiten Gebirgspässe des Kaukasus erreicht, kamen aber nicht weiter voran. Vom Kräfteverhältnis her gesehen, waren die Angreifer vor Stalingrad noch immer im Vorteil. Gegen die zehn in der Stadt liegenden unterbesetzten Divisionen der 62. Armee führte Paulus fünfundzwanzig Divisionen ins Feld. Aber in der zweiten Jahreshälfte 1942 begann die extrem angeschlagene sowjetische Wirtschaft wider alle Erwartung, grössere Mengen Panzer, Flugzeuge und Artilleriewaffen zu produzieren als die Deutschen, die über die vierfache Menge Stahl verfügten – der Erfolg improvisierter, dringend gebotener Wiederbelebungsmaßnahmen.

Die militärische Regeneration der Sowjets in den Jahren 1942 und 1943 war unauflöslich verknüpft mit dem Erholungsprozess der stark in Mitleidenschaft gezogenen Schwerindustrie. Die sowjetischen Kriegsanstrengungen hatten sich allein deswegen aufrechterhalten lassen, weil

nach dem deutschen Angriff 1941 Maschinen, Gerät und Arbeitskräfte aus den bedrohten Gebieten herausgeschafft worden waren. Schon zwei Tage nach Beginn des deutschen Angriffs wurde unter Lasar Kaganowitsch, einem Parteigenossen, der hoch in Stalins Gunst stand, ein Evakuierungsausschuss gebildet, dem fünfundachtzig Planer und Funktionäre angehörten. Da sich Kaganowitsch jedoch als unfähig erwies, die Notmassnahmen im erforderlichen Umfang durchzuführen, wurde er im Juli durch den Gewerkschaftsführer N. M. Schwernik ersetzt. Die Evakuierung erfolgte unter ausserordentlichen Schwierigkeiten. Während die deutschen Truppen oft nur wenige Stunden weit entfernt standen und pausenlos Luftangriffe flogen, liefen Tausende von Ingenieuren und Arbeitern wie Ameisen in ihren Fabriken umher, demontierten die Maschinen und schafften sie zusammen mit Ausrüstungen und unentbehrlichen Materialien aller Art zur nächsten Verladestation. Hier wurden sie oftmals von Hand auf Flachwaggons oder in geschlossene Güterwagen gehievt, die dann die lange Reise ostwärts antraten. Wenn möglich, beförderte jeder Zug eine komplette Fabrikanlage mitsamt der zugehörigen Belegschaft. Die Arbeiter wurden in Waggons gestopft, die mit Schlafpritschen und einem Ofen ausgestattet waren. Hatten sie ihr Ziel im Ural, in Kasachstan oder Sibirien erreicht, kletterten sie heraus und machten sich daran, ihren Arbeitsplatz wieder aufzubauen.<sup>31</sup>

Sie arbeiteten unter kaum vorstellbaren Bedingungen, mit behelfsmässigem Werkzeug, bei Schnee oder Dauerfrost; es fehlte an Nahrung und Unterkünften. In vielen Fällen erfolgte der Neuaufbau auf unerschlossenem Grund, wo sie sich mit desolatesten Zuständen abfinden mussten; zwei Drittel der Betriebe wurden auf offenem Gelände errichtet. Bei einer Panzerfabrik lebten die 8'000 dort arbeitenden Frauen in ausgehobenen Erdlöchern, die ungewollt an die Beschwerden des Lebens in den Schützengräben gemahnten.<sup>32</sup> Wie aus jüngsten russischen Schätzungen hervorgeht, wurden in der zweiten Hälfte des Jahres 1941 mindestens 2593 Betriebe nach Osten verlegt; die tatsächliche Zahl war

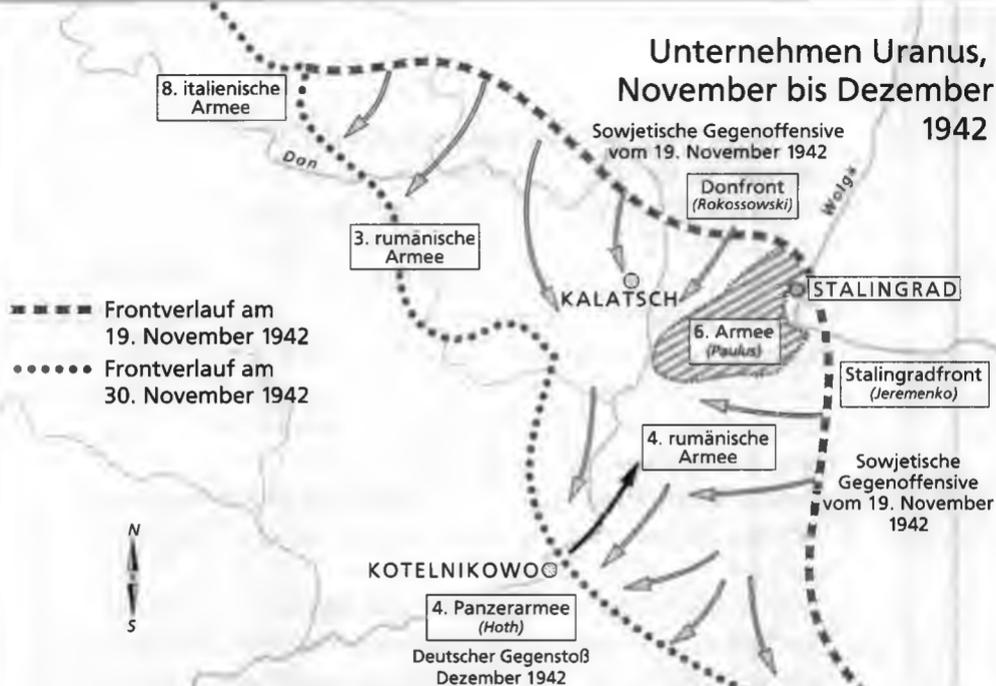
mit hoher Wahrscheinlichkeit noch grösser. Nicht weniger als fünfundzwanzig Millionen Arbeiter zogen mit ihren Familien ebenfalls ostwärts, ein Exodus, der sich als entscheidender Faktor für die Wiederbelebung von Industrie und Landwirtschaft erweisen sollte.<sup>33</sup> Vorrang erhielten Männer im wehrfähigen Alter, qualifizierte Arbeiter und Ingenieure sowie kommunistische Parteiarbeiter, aber auch Millionen Frauen und Kinder wurden nach Osten geschafft, oft in Fussmärschen, die sie zu Tode erschöpften – auf der Flucht vor einem Feind, dem der Ruf gnadenloser Brutalität vorauseilte. Dieser Zustrom erhöhte das Arbeitskräftepotenzial im Ural um 36 Prozent, in Westsibirien und im Wolgabecken um fast ein Viertel.<sup>34</sup>

Fehler und Missverständnisse waren angesichts der chaotischen Verhältnisse natürlich nicht zu vermeiden. Liegen gebliebene Maschinen verrosteten neben den Bahngleisen. Voll beladene Züge brauchten Wochen für den Weg nach Osten. Manche Fabriken waren zunächst nicht weit genug verlegt worden und drohten den inzwischen weiter vorrückenden Deutschen in die Hände zu fallen, sodass sie erneut demontiert werden mussten. Dennoch wurde ausserordentlich viel erreicht, obgleich es keine zentrale Planung gab, Züge knapp waren und jederzeit feindliche Angriffe drohten. Ende 1942 waren nur noch 55 Prozent der 1'523 grösseren Fabriken und Anlagen, die nach Osten geschafft worden waren, ausser Betrieb. Die übrigen arbeiteten bereits wieder mit voller Leistung oder waren auf dem besten Wege dazu. Da alle Kräfte zugunsten einer einzigen Aufgabe – der Waffenproduktion – gebündelt wurden und die Produktion ziviler Güter beinahe vollständig zum Erliegen kam, konnte die geschrumpfte sowjetische Wirtschaft in der zweiten Jahreshälfte 1942 mit mehr als 13'000 neuen Panzern und 15'000 neuen Flugzeugen aufwarten – gegenüber 4'800 und 9'700 im Vergleichszeitraum 1941. In diesen sechs Monaten war der Ausstoss der sowjetischen Industrie ebenso gross wie die deutsche Produktion des ganzen Jahres, auf manchen Gebieten sogar grösser.

Der geplante sowjetische Angriff – mit dem Decknamen «Unternehmen Uranus» – hing von einem entscheidenden Faktor ab: Stalingrads Verteidiger mussten die fünfundvierzig Tage durchhalten, die Schukow für die vorbereitenden Massnahmen benötigte. Damals erschien die Erwartung reichlich hochgegriffen. Anfang September rechnete Stalin damit, dass die Stadt jeden Tag fallen könne. Die deutschen Truppen waren südlich von Stalingrad durchgebrochen und standen wieder an der Wolga; die Verteidigungslinie war zerschlagen, und die unglückliche 62. Armee wurde, den Fluss im Rücken, in der Stadt eingeschlossen, wo sie sich unaufhörlichem Artilleriefeuer und Bombenangriffen ausgesetzt sah. Die deutsche Armee kämpfte sich durch tiefe Hohlwege und Geländeeinschnitte an die Vororte heran, riegelte sie ab und nahm so nach und nach einen Stadtteil nach dem anderen. Am 3. September waren Teile der deutschen Kräfte nur noch gut drei Kilometer vom Fluss entfernt. Die sowjetischen Verteidiger waren auf das Gebiet der Arbeitersiedlungen und Fabriken im Norden, auf das Gelände um den Zentralbahnhof, die Flusskais in der Mittelzone und einen kleinen Hügel, Mamajew Kurgan, der das Stadtzentrum beherrschte, zusammengedrängt. Um sie herum fiel die Stadt in Schutt und Asche. Bomben und Artilleriebeschuss verwandelten die Gebäude in nackte, grotesk verrenkte Skelette. Die Holzhäuser brannten völlig aus, nur noch die eisernen Schornsteinsrohre ragten empor. Bei Dunkelheit, so erinnert sich Konstantin Simonow, der mit seinem Roman «Tage und Nächte» dem Kampf ein unvergängliches Denkmal setzte, sah die Stadt wie eine hingestreckte, wellige Ebene aus: «Es war, als wären die Häuser in die Erde versunken und über ihnen Grabhügel aus Ziegelsteinen aufgeworfen.»<sup>35</sup>

Die Lage auf dem Schlachtfeld war so unhaltbar, dass General Alexander Lopatkin, der Oberbefehlshaber der 62. Armee, damit begann, Teile seiner Truppen auf das Ostufer der Wolga zu verlegen. Seine Vorgesetzten sahen darin eine Pflichtverletzung, und Lopatkin wurde seines Postens enthoben. Die Wahl des Nachfolgers war ein Glücksgriff. Am 12. September wurde General Wassili Iwanowitsch Tschuikow zum

# Unternehmen Uranus, November bis Dezember 1942



Oberbefehlshaber der 62. Armee ernannt. Im Juli war er von einer Abkommandierung nach China zurückgekehrt, wo er als Militärberater Tschiang Kai-scheks gewirkt hatte. Er spielte eine wichtige Rolle bei der Stärkung des Widerstands vor Stalingrad. Ihm gelang es, die versprengten, führerlosen Soldaten zu sammeln und sie zu einer effizienteren Kampftruppe zusammenzuschweissen, wobei er viel von den militärischen Gepflogenheiten der Deutschen lernte, gleichzeitig aber auch ihre Schwachpunkte erkannte. Tschuikow war ein kräftiger, unersetzter Mann, der gern und viel lächelte und dabei seine Goldzähne zeigte. Er unterzog sich den gleichen Strapazen, die seine Männer aushalten mussten, und sah dem Tod furchtlos ins Auge?<sup>6</sup>

Er wurde zu einem entscheidenden Zeitpunkt in den Kessel von Stalingrad geschickt. Am Tage seiner Ankunft, dem 13. September, hatte Paulus seine Armee zum endgültigen Vorstoss auf den Fluss zusammengefasst. Erstaunt betrachtete Tschuikow das Bild, das sich seinen Augen bot: «Die Strassen der Stadt leer und tot. An den Bäumen nicht ein einziger grüner Zweig; alles von den Flammen verschlungen.»<sup>37</sup> Er begab sich zu den notdürftig zusammengezimmerten Unterständen auf den Hängen des Mamajew Kurgan. Beinahe augenblicklich sah er sich in die Schlacht verstrickt. Deutsche Truppen stürmten den Hügel und zwangen ihn zum Rückzug an das Ufer der Zariza, dorthin, wo sie in die Wolga mündet. Hier richtete er in einem heissen, unbelüfteten Bunker den provisorischen Gefechtsstand einer Armee ein, mit deren vorgeschobenen Verbänden er kaum Fühlung hatte. Eine Flotte kleiner Fährschiffe brachte Proviant, Munition und gelegentliche Verstärkungen herbei, um sich, mit Verwundeten beladen, wieder auf die Rückfahrt zu machen.

Am anderen Ufer der Wolga lag der Hauptteil der sowjetischen Front. Sie wurde während des Septembers von Stalin neu organisiert. Die Stalingradfront wurde in Donfront umbenannt, da die sowjetischen Linien am 23. August nordöstlich der Stadt durch den deutschen Vorstoss zur Wolga durchtrennt worden waren.

Stalingrad selbst und das unmittelbar anschliessende östliche Umland erhielten den Namen Stalingradfront und wurden dem Befehl von General Andrej Jeremenko, einem energischen Ukrainer, unterstellt. Bäuerlicher Herkunft wie so viele der erfolgreichen sowjetischen Heerführer des Zweiten Weltkriegs, war er während des Ersten Weltkriegs Kavallerieunteroffizier gewesen und nach der Revolution bei der Truppe geblieben. Er überstand die Säuberungen als Divisionskommandeur und befehligte seit 1940 die sowjetische Rotbannerarmee im Osten. Nach dem Zusammenbruch von 1941 kehrte er zurück, um das Kommando über einen Frontabschnitt anzutreten, und entging, schwer verletzt, nur mit viel Glück dem Tode. Er war ehrgeizig und reizbar. Besonders neidisch war er auf Schukow. Jeremenkos Tapferkeit war berühmt; er kämpfte mit wütender Entschlossenheit. Bei Stalingrad wurde er siebenmal verwundet, davon viermal schwer. Noch vom Krankenbett aus übernahm er wieder das Kommando. Schliesslich erholte er sich und überlebte den Krieg sogar?<sup>8</sup>

In Jeremenko und Tschuikow hatte Paulus zwei unbeugsame Gegner gefunden. Die Septemberschlachten trieben die sowjetischen Soldaten an den Rand menschlicher Leidensfähigkeit. Die Rote Armee musste ans Ufer der Wolga zurückweichen. Am 13. September begann ein drei Tage währendes, heftiges Gefecht, in dessen Verlauf deutsche Verbände sich über Schutt und Trümmer zum Zentralbahnhof und zum Mamajew Kurgan durchkämpften. Der Bahnhof selbst fiel fünfzehnmal abwechselnd in deutsche und sowjetische Hände. Kleine sowjetische Stosstrupps holten sich mit Nachtangriffen zurück, was die Deutschen am Tage an Gelände gewonnen hatten. Die Kuppe des Mamajew Kurgan wurde erst von der einen, dann von der anderen Seite genommen. Der Hügel verwandelte sich in eine krater- und ascheübersäte Mondlandschaft. Tschuikows zahlenmässig stark unterlegene und erschöpfte Verbände zogen sich in kleinen Gruppen – Überreste ganzer Divisionen – Haus um Haus und Strassenblock um Strassenblock zurück. Am jenseitigen Wolgaufer standen so gut wie keine Einheiten mehr, die Entlastung hätten bringen können. In dieser schier aussichtslosen Situation befahl

Stalin die 13. Gardedivision unter Alexander Rodimzew, einem Helden der Sowjetunion, nach vorn. Ein Zug beförderte sie zu einem öden Feldbahnhof mitten in der Steppe, Kilometer von der Front entfernt. Nach einem mörderischen Gewaltmarsch wurden die Soldaten, entkräftet und zum Teil ohne Waffen, übergesetzt. Aber wie die sprichwörtliche Kavallerie erschienen sie genau zur rechten Zeit. Mit nur fünfzehn Panzern und einer Hand voll Männern konnte Tschuikow dem wütenden Ansturm der 6. Armee standhalten und verhindern, dass die zentralen Hafenanlagen an die Deutschen fielen. Sobald ein Boot eine Ladung Gardisten herübergebracht hatte, wurden diese, praktisch ohne Vorbereitung, ins dichteste Kampfgeschehen geschickt. Sie erlitten Verluste von annähernd hundert Prozent, aber sie taten, was von ihnen erwartet wurde. So schwach die Kräfte der 62. Armee auch waren, sie hielt das Westufer und rettete die Stadt.<sup>39</sup>

Das Schlachtfeld, auf das Rodimzews Männer geworfen wurden, hatte mit einem herkömmlichen Kampfplatz keine Ähnlichkeit. Die Stadt wirkte, als hätte sie sich im Epizentrum eines ungeheuren Erdbebens befunden. Über das gesamte Stadtgebiet hatte sich eine dicke Schicht dunkler Asche gelegt, die von den ausgebrannten Häusern herührte und bei jedem Granateinschlag oder unter dem böig einfallenden Steppenwind als graue Staubwolke aufwehte. Die Luft war erfüllt vom ätzenden Rauch versengten Holzes und Mauerwerks, dazu gesellte sich hier und da der Gestank verkohlenden Fleisches. Sperrfeuer und Bomben pflügten das Ruinenfeld immer wieder auf. Sowjetische und deutsche Soldaten verbargen sich oder lebten in Kellern; sie kämpften hinter aufgestapelten Trümmerbrocken, die ihnen notdürftigen Schutz vor dem Feuer der Maschinengewehre und -pistolen boten. Einen klaren Frontverlauf gab es nicht mehr. Beide Seiten waren höchstens auf Handgranatenwurfweite voneinander entfernt. Sowjetische Soldaten, die sich hinter den deutschen Linien plötzlich umzingelt sahen, stellten den Kampf nicht ein. Verwundet waren beinahe alle, aber wegen leichter

Verletzungen durfte sich niemand vom Schlachtfeld entfernen. Die Schwerverwundeten wurden, wenn möglich, aus dem Feuer geholt, doch Hunderte starben dort, wo es sie getroffen hatte, wurden eine Beute der Rattenschwärme, die sich wie eine Flut über Lebende und Tote ergossen.<sup>40</sup>

Die strategischen Vorstellungen, denen Tschuikow und Paulus folgten, wurden durch die Schlacht äusserst vereinfacht. Der sowjetische Oberbefehlshaber hatte Stalingrad zu halten, komme, was da wolle. Das deutsche Ziel bestand darin, die Verteidiger in die Wolga zu drängen. Nicht von Strategie wurde der Konflikt bestimmt, sondern von spontaner Taktik. Über Nacht wurde Tschuikow zu einem Meister des Strassen- und Häuserkampfes. Er befahl seinen Männern, die sowjetische Front so nahe wie möglich an die Deutschen heranzurücken, damit diese aus Furcht, die eigenen Leute zu treffen, nicht dazu kämen, ihre Luft- und Feuerüberlegenheit zu entfalten; Ende September trennten nur noch ein paar Hundert Schritt die Deutschen vom Fluss. Der sowjetischen Rohr- und Raketenartillerie am anderen Ufer, die ein pausenloses Sperrfeuer über das Wasser sandte, stand ein weit grösseres Zielgebiet zur Verfügung als den Deutschen.

Mit dem Strassen- und Häuserkampf erlebten die deutschen Truppen eine beängstigend andere Form des Krieges: Zuvor hatten sie schnelle, von Fliegern unterstützte Panzervorstösse in der Steppe führen können. In Stalingrad hatten sie es mit einem Gegner zu tun, der entmutigend schwer zu fassen und überaus gefährlich war. Tschuikow befahl seinen Männern, jeden Geländevorteil zu nutzen und ihre besonderen soldatischen Tugenden zum Tragen zu bringen. Wenn möglich, kämpften die sowjetischen Truppen nachts. Sie schlichen sich an die Deutschen heran, stiessen auf Kommando ein fürchterliches Gebrüll aus und feuerten ihre Maschinenwaffen auf den überraschten Feind ab. Mit der Nacht kam für die deutschen Truppen die Angst. Die kampferprobten Sibirier und Taren machten mit Messern und Bajonetten isolierte deutsche Einheiten nieder, die sich auf den Kampf Mann gegen Mann in der Dunkelheit nicht gut verstanden. Bei Tage nahmen Scharf- und Heckenschützen al-



Sowjetische Soldaten in den Ruinen Stalingrads im Oktober 1942. Die Rote Armee beherrschte bald die Taktik des Guerillakrieges; ihre Soldaten stiessen überraschend vor, führten kurze Attacken und zogen sich schnell wieder in das System von Kellern und Schützengräben zurück.

les, was sich auf deutscher Seite bewegte, unter Beschuss. Aus Berlin kamen Eliteverbände, die diese Gefahr beseitigen sollten, doch auch sie fielen der verdeckten Kriegführung der Roten Armee zum Opfer. «Üble Kämpfe», schrieb ein deutscher Unteroffizier. «Der Feind schießt von allen Seiten, aus jedem Loch. Man darf sich nicht blicken lassen.»<sup>41</sup>

Bei Tag übernahmen die Angreifer die Initiative. Die 6. Armee konnte mehr Panzer und schwere Waffen einsetzen als ihr Gegner, sodass die sowjetische Front Schritt für Schritt aufgerollt wurde. Ende September war ein Grossteil der Innenstadt verloren. Das riesige Kaufhaus «Univermag» am Platz der Helden der Sowjetunion wurde von

sowjetischen Soldaten, die sich im Keller des Gebäudekomplexes verschanzt hatten, bis zum Äussersten verteidigt. Danach schlug Paulus dort sein Hauptquartier auf. Im Süden wurde ein gigantischer Getreidespeicher zum Schauplatz einer achtundfünfzig Tage währenden Belagerung. Die Sowjets verteidigten sich von allen Stockwerken aus, während die deutschen Panzer und Geschütze das Silo zu einem verbogenen Gerippe zusammenschossen. Am 25. September richtete Paulus sein Augenmerk auf das Industrieviertel im Norden der Stadt, wohin sich die Überreste der 62. Armee grösstenteils zurückgezogen hatten. Hier wiederholte sich das Geschehen bei jeder Fabrikanlage und jedem Lagerhaus – gepanzerter Vorstoss und sowjetischer Gegenstoss. Drei stark dezimierte deutsche Infanterie- und zwei Panzerdivisionen griffen auf einem schmalen, etwa fünf Kilometer breiten Frontabschnitt an, bis sie die Verteidiger aus allen Fabrikkomplexen vertrieben hatten. Mit einer Ausnahme. Die überlebenden sowjetischen Kräfte sammelten sich in den «Barrikaden- Werken», unmittelbar am Flussufer. Tschuikows übrige Truppen verschanzten sich auf kleinen, isolierten Terrains entlang des Wolgaufers. Sie waren zahlenmässig so stark geschrumpft, dass sie zu kleinen «Sturmgruppen» zusammengefasst wurden, deren Möglichkeiten auf örtlich begrenzte Feuerüberfälle beschränkt waren.

Wie die Rote Armee in Stalingrad durchhielt, lässt sich militärisch gesehen nicht erklären. Tschuikow verstand es, seine Männer zu motivieren. Obwohl sein Hauptquartier im September einem Bombenangriff ausgesetzt war und im Oktober brennendes Öl in seinen Bunker floss, harte er aus, wo er war, an vorderster Front, bei seinen Männern. Seine Entschlossenheit war ansteckend. Er verlangte von seinen Leuten mehr als andere Befehlshaber und war unerbittlich gegen alle, die der entsetzlichen Situation in Stalingrad nicht gewachsen waren. Es heisst, während der Schlacht seien 13'500 Mann wegen Feigheit vor dem Feind erschossen worden, möglicherweise nicht nur reguläre Soldaten, und ganz gewiss waren nicht alle feige. Tschuikow trug einen grimmigen Fatalismus

zur Schau, der auf die Kampfmoral seiner Leute abfärbte.<sup>42</sup> Wie alle Soldaten, so kämpften auch die sowjetischen besser, wenn sie wussten, wofür sie kämpften, und wenn sie Vertrauen in ihre Führer hatten. Ein weiterer Faktor war, was Simonow die «sture Entschlossenheit» des Durchschnittsrussen genannt hat. Als Saburow, Simonows Held, an der Front eintrifft, betrachtet er die ferne, brennende Stadt: «Es gibt kein Zurück über den Fluss, sein persönliches Schicksal entscheidet sich hier, zusammen mit dem Schicksal der Stadt. Nehmen die Deutschen die Stadt, wird er zweifellos sterben, hindert er sie daran, bleibt er – vielleicht – am Leben.»<sup>43</sup> Auch Alexander Werth fiel zur Zeit der Schlacht um Stalingrad bei seinen Gesprächen mit Kriegsteilnehmern ein Stimmungsumschwung auf. Entsetzt und furchtsam trafen die Männer unter fortwährendem deutschen Beschuss am Flussufer ein. Einige waren über fünfzig und hatten schon im Ersten Weltkrieg gekämpft, andere gerade achtzehnjährig. Jeremenko schickte gezwungenermassen Köche und Mechaniker aus dem rückwärtigen Gebiet nach vorn, die fast keinerlei Kampferfahrung besaßen. Rund ein Viertel von ihnen war tot, ehe sie die Front erreichten, die nur ein paar Hundert Schritte vor dem Ufer verlief. Aber die Übrigen entwickelten einen hartnäckigen Überlebensinstinkt. Viktor Nekrassow, der Romanautor, der als Leutnant in Stalingrad stand, erinnerte sich, dass aus bunt zusammengewürfelten Verstärkungen «schon sehr schnell wunderbare Soldaten wurden».<sup>44</sup>

Bei diesem Ringen stand Tschuikow nicht allein. Im Süden, durch deutsche Truppen von ihm getrennt, kämpften die Reste der 64. Armee in hinhaltender Verteidigung gegen die deutsche Flanke. Vom anderen Flussufer feuerte die Artillerie, kamen die todbringenden Salven der Raketenwerfer, der Katjuschas. Auf die Pritsche eines Lkws montiert, konnten sie vier Tonnen Sprengmunition in ein vier Hektar grosses Zielgebiet befördern. Die deutschen Soldaten fürchteten die Katjuschas weit mehr als die Rohrartillerie, erzeugten sie doch nicht das vertraute, plötzlich anschwellende Fluggeräusch der Granaten. Die Raketen waren un-

berechenbar; einmal abgeschossen, folgte ihr Verderben bringender Flug dem Zufallsprinzip. Tschuikow hatte sie am Westufer aufgefahren, gefährlich nahe am Fluss, um so die volle Reichweite der Geschosse nutzen zu können. Im Oktober wurde die Feuerkraft der Gefechtsfeldwaffen durch das wachsende Gewicht der sowjetischen Luftstreitkräfte verstärkt. Während die deutsche Fliegertätigkeit nachliess, weil Maschinen und Besatzungen im Kampf oder durch Unfall verloren gingen, konnte die sowjetische 8. Luftflotte auf eine gesteigerte Produktion zurückgreifen und anstelle der rund 300 Flugzeuge, die den Verteidigern anfänglich zur Verfügung gestanden hatten, nun 1'500 Maschinen in die Schlacht schicken. Zudem erhielten die sowjetischen Piloten jetzt erstmals eine gründliche Nachtflugausbildung. Zur Schlagkraft der sowjetischen Luftwaffe trug auch ein leistungsfähigeres Funksystem entscheidend bei.<sup>45</sup>

All diese Vorgänge wurden von Moskau aus aufmerksam verfolgt, während Schukow und Wasilewski dem Schlachtplan für «Uranus» den letzten Schliff gaben. Schukow war fest entschlossen, den Angriffsbefehl erst dann zu erteilen, wenn alle Verbände in den vorgesehenen Stellungen ihre Gefechtsbereitschaft gemeldet hatten. Frühere sowjetische Gegenoffensiven waren gescheitert, weil sie auf Geheiss irgendeines untergeordneten Befehlshabers, dem es an der erforderlichen Geduld fehlte, vorzeitig ausgelöst worden waren. Schukow widerstand der Versuchung, zu Tschuikows Entlastung frische sowjetische Truppen in die Stadt zu schicken, was zur Folge hatte, dass der Tod im Kessel schreckliche Ernte hielt. Den Oktober und November hindurch wurden Reserven – Männer, Waffen, Gerät und Pferde – zusammengezogen, um die Fronten im Norden und Süden des lang gezogenen deutschen Frontvorsprungs zu verstärken. Die Bewegungen erfolgten unter Strengstmöglichen Sicherheitsvorkehrungen. Die Rote Armee zog eine Streitmacht von mehr als einer Million Mann zusammen, die über 14'000 schwere Geschütze, 979 Panzer und 1350 Flugzeuge verfügte. Dabei machten

sich die Sowjets die Wetterverhältnisse zunutze und beherzigten die Lehren in Sachen Tarnen und Täuschen, die sie während des ersten Kriegsjahres so schmerzlich hatten ziehen müssen. Der Aufmarsch wurde von den deutschen Nachrichtendiensten nicht bemerkt; sie gingen davon aus, dass die sowjetischen Streitkräfte, die in der Stadt schwere Verluste erlitten hatten, allenfalls noch über Reserven für örtlich begrenzte Kampfhandlungen verfügten.<sup>46</sup> In den ersten Novembertagen erörterte der Generalstab die genauen Einzelheiten des geplanten Unternehmens. Die Ergebnisse der Überlegungen liess man dem Oberbefehlshaber der Front und den Divisionskommandeuren zukommen, sodass jeder genau wusste, was man von ihm erwartete. Das allein stellte – im Vergleich zu den hektischen Plänen, die vor Leningrad und Moskau entwickelt wurden – einen grossen Fortschritt dar und trug nicht unerheblich zum Erfolg des Unternehmens «Uranus» bei.

Am 13. November 1942 suchten Schukow und Wasilewski Stalin auf, um ihm die abschliessenden Planungen der Operation darzulegen. Stalin war ungewöhnlich gut gelaunt und mit allem einverstanden. Er überliess es Schukow, das endgültige Angriffsdatum zu bestimmen. Nach erneuter Prüfung wurde der Schlag gegen die Nordflanke auf den 19. November festgesetzt, der Angriff von Südost auf den 20. November. Tschuikow wusste es zwar noch nicht, aber er würde nur mehr wenige Tage ohne Hilfe durchhalten müssen. Es waren kritische Tage. Nachdem der Feind aus dem grössten Teil des Industrieviertels vertrieben war, machte Paulus am 9. November auf Drängen seines enttäuschten «Führers» einen letzten Versuch, die Stadt zu nehmen. Als General Zeitzler, der Generalstabschef des deutschen Heeres, Hitler fragte, ob er nicht den Rückzug aus der Stadt und eine Frontverkürzung in Erwägung ziehen wolle, brüllte Hitler ihn an; er gebe die Wolga nicht auf.<sup>47</sup> Paulus bekam den Befehl, sieben Divisionen antreten zu lassen. In den frühen Morgenstunden stürmten sie vor und spalteten die 62. Division ein weiteres Mal. Dabei öffneten sie einen fünfhundert Schritt breiten Korridor bis an die

Wolga. Dort kamen sie unter schweres Feuer vom anderen Ufer, während Tschuikow Stosstrupps losschickte, die versuchen sollten, die Deutschen zum Rückzug aus dieser neuen Ausbuchtung der Front zu zwingen. Die Angriffe schlugen fehl, ausserdem wurden die kleinen Brückenköpfe im Norden der Stadt von deutschen Verbänden eingeschlossen. Die Versorgungslage von Tschuikows Truppen wurde schwieriger, weil der Fluss wegen treibender Eisschollen allmählich un-schiffbar wurde. Nur die Erschöpfung des Feindes rettete sie. Am 12. November kam die deutsche Offensive zum Stehen, beide Seiten gruben sich ein. Nach und nach begann die Rote Armee, hier den Teil einer Fabrik, dort ein Blockhaus zurückzugewinnen. Doch nach den zwei Monaten, die die schrecklichste Schlacht seit Verdun nun schon dauerte, hatten sich beide Seiten aufgegeben, sie steckten fest; keine besass die Kraft, die andere zu besiegen, keine konnte den Rückzug antreten.

Am 18. November erhielt Tschuikow einen Anruf vom Hauptquartier der Front: Er solle sich auf einen Sonderauftrag gefasst machen. Seine Leute und er waren nicht über das Unternehmen «Uranus» informiert. Man hatte sie in Unkenntnis gelassen, damit sie weiterhin mit selbstmörderischem Einsatz kämpften. Der angekündigte Sonderbefehl traf um Mitternacht ein. Tschuikow erfuhr, dass man vorhatte, die Deutschen im Zuge einer massiven Gegenoffensive nun ihrerseits von den eigenen Verbänden abzuschneiden. Mochte diese Nachricht auch die Stimmung der Verteidiger von Stalingrad heben, unmittelbare Entlastung brachte sie ihnen kaum. Eisgang verhinderte, dass weiterer Nachschub herbeigeschafft wurde; erst am 16. Dezember lag der Fluss unter einer geschlossenen Eisdecke, sodass der erste kleine Schlitten herübergezogen werden konnte. Paulus liess sich durch die Einkesselung nicht vom Kampf abhalten. Weitere sechs Wochen lang sollten er und Tschuikow, beide schwer angeschlagen, ihre Gefechte im Umfeld des Mamajew Kurgan und der «Barrikaden-Werke» fortsetzen, während sich die Schlinge um die 6. Armee zusammenzog.

Die Gegenoffensive war über alle Erwartungen erfolgreich. Am 19. November rückten Watutins Südwestfront und Rokossowski mit seiner Donfront gegen die 3. rumänische Armee und Teile der deutschen Reservekräfte vor. Die rumänische Front brach in wenigen Stunden zusammen. Die schnellen sowjetischen Panzerkolonnen, die über die inzwischen gefrorene Steppe nahten, erzeugten eine ähnliche Panik, wie sie die deutschen Panzerdivisionen im Jahr zuvor ausgelöst hatten. Am 21. November kapitulierten die rumänischen Truppen; 27'000 Mann gingen in Gefangenschaft. Von Süden her erfasste ein mächtiger Panzervorstoss die 4. rumänische Armee, die sich genauso rasch auflöste. Der Widerstand verhärtete sich, als die sowjetischen Truppen auf deutsche Verbände trafen, doch diese waren auf einen Angriff von dieser Schnelligkeit und Wucht so wenig vorbereitet, dass die beiden Hälften der sowjetischen Zange nach vier Tagen den Don, etwa hundert Kilometer westlich von Stalingrad, erreicht hatten. Von entscheidender Bedeutung für den Erfolg des Unternehmens waren die Brücken über den Fluss, daher schickten die Sowjets frühzeitig schnelle Vorausabteilungen aus, die den Auftrag hatten, die Brücken unter ihre Kontrolle zu bringen. Bei Kalatsch am Don fuhr Oberst Filippow nachts mit einigen Panzern, die Scheinwerfer aufgeblendet, mitten in die Stadt hinein. Die deutschen Posten hielten sie für eine eigene Einheit, und ehe sie ihren Fehler bemerkten, hatte Filippow bereits die Brücke und ein paar Schlüsselstellungen in der Stadt genommen.<sup>48</sup> Gegenangriffe wehrte er ab, bis das Gros seiner Division eintraf. Endgültig eingeschlossen war die deutsche Armee, als sich beim Dorf Sowjetski, einige Kilometer südlich von Kalatsch, die sowjetischen Vorhuten aus dem Süden und dem Norden vereinigten.

Die deutsche Südfront befand sich in Auflösung. Gefallene Männer, tote Pferde und zerstörte Geschütze waren zu grotesken Haufen gefroren. Die Rote Armee vertrieb den Feind aus der Steppe der Umgebung, bis ein mehr als hundertsechzig Kilometer breiter Korridor zwischen der deutschen Front auf der einen und Paulus, der 6. Armee sowie Teilen der 4. Panzerarmee auf der

anderen Seite entstanden war; alles in allem waren nun mehr als 330'000 Mann eingeschlossen. Später klagte Paulus, er habe den «in der erste Phase der Einkesselung noch möglichen Ausbruch» wagen wollen.<sup>49</sup> Aber Hitler, der am 20. November in sein Hauptquartier zurückflog, um sich mit dem unvorhergesehenen Ereignis zu befassen, befahl ihm, die Stellung um jeden Preis zu halten. Hermann Göring, der Hitler begleitete, versprach, Paulus täglich mit fünfhundert Tonnen Nachschub aus der Luft zu versorgen. Feldmarschall von Manstein erhielt den Befehl, eine Schneise durch den Korridor zu schlagen und die Landverbindung mit der eingeschlossenen Armee wiederherzustellen. Damit hatte der sowjetische Generalstab gerechnet. Er umgab den Einschliessungsring um Paulus mit sechzig Divisionen und tausend Panzern. Nach Osten und nach Westen war ein starker Verteidigungsgürtel angelegt. Als Manstein diesen Gürtel schliesslich am 12. Dezember mit seiner Heeresgruppe Don bei Sturm, Regen und Graupelschauern angriff, standen seine Chancen schlecht. Die vordrängenden deutschen Truppen stiessen auf grimmige Gegenwehr. An einer Stelle rückten sie Stalingrad um rund fünfundsechzig Kilometer näher. Trotz wildem Durcheinander und fürchterlichem Wetter führten die Sowjets einen Gegenstoss mit gepanzerten Reservedivisionen. Am 24. Dezember lief Mansteins Entlastungsheer seinerseits Gefahr, eingekesselt zu werden. Hastig zog er seine Truppen zurück, und Paulus blieb seinem Schicksal überlassen.

Der sowjetische Plan war gut vorbereitet. Paulus blieb nur eine geringe Chance, sich den Weg aus Stalingrad freizukämpfen. Zwar war die 6. Armee noch immer kampftüchtig, doch der Mangel an Fahrzeugen, Munition und Treibstoff und die ständigen sowjetischen Luftangriffe nahmen ihr weitgehend die Bewegungsfähigkeit. Mansteins Gegenschlag traf die Rote Armee an einer verwundbaren Stelle, aber dank geschickter Umgruppierung der Reserven und grosser zahlenmässiger Überlegenheit konnte die sowjetische Seite ihren Vorteil wahren. Erstmals war Stalins Militärmaschinerie imstande, eine umfassende Aktion

zu planen und durchzuführen, Millionen Soldaten nicht nur aufzubieten, sondern auch im Kampfgeschehen straff zu führen.

Stalin verlangte es nun nach mehr. Diesmal hatte der Generalstab vorausgedacht. Zwei neue Pläne lagen auf dem Tisch. Der erste, «Operation Saturn», war ein ehrgeizigeres Unterfangen: Die deutsche Südfront sollte eingedrückt, Rostow wiedererobert und die im Kaukasus stehenden deutschen Truppen abgeschnitten werden. Der zweite Plan sah vor, die bei Stalingrad eingekesselten deutschen Verbände zu vernichten. Das war «Operation Ring» (*Koltzo*). Das erste Unternehmen brachte nur bedingt Erfolge. Ein grosser Teil der deutschen Truppen im Kaukasus konnte sich der Gefangennahme entziehen, indem er sich einen schmalen Korridor entlang der Schwarzmeerküste freikämpfte. Die deutsche Front wurde über das Donbas-Industrieviertel hinweg Richtung Dnjepr zurückgedrängt. Nachdem Schukow jedoch einen so vielversprechenden Anfang gemacht hatte, kehrte Stalin zu seinen alten Gewohnheiten zurück und setzte seinen Armeen Ziele, die nicht zu erreichen waren. Im März hatte Manstein die deutsche Front im Süden nicht nur stabilisiert, sondern konnte die erschöpften sowjetischen Truppen sogar mit begrenzten Gegenoffensiven unter Druck setzen. Wieder einmal hatte Stalin sein Blatt überreizt.

Auch im Osten musste die Schlacht erst gewonnen werden. Die deutsche 6. Armee, Reste der italienischen und rumänischen Verbände und Teile der 4. Panzerarmee sassen im Kessel von Stalingrad zwar in der Falle, waren aber noch unbesiegt. Obwohl kaum Aussicht auf Rettung bestand, setzten die deutschen Truppen ihren Kampf fort – sei es auch nur, weil Hitler ihnen die Kapitulation beharrlich verweigerte. Der Kessel war gross und weitläufig. Die Deutschen kontrollierten ein Steppengebiet vor der Stadt, um das sie einen Verteidigungsring gelegt hatten; Panzer und Kanonen hielten den Feind in Schach. Drei Flugfelder waren noch in Betrieb, über die mit den langsamen Transportmaschinen der Luftwaffe eine spärliche Nachschubverbindung aufrechterhalten wurde. Die deutsche Lufthoheit über Stalingrad schwand jedoch dahin. Eine

neue Generation sowjetischer Hochleistungsjäger brachte der deutschen Luftwaffe enorme Verluste – 488 Transportmaschinen und über 1'000 Mann Besatzung – bei. Zwar wurden verwundete Soldaten aus dem Kessel ausgeflogen, aber Hunderte von ihnen kamen bei Abstürzen ums Leben. Daher wurde auch das Nachschubunternehmen zum Fehlschlag. Statt bei den zugesagten fünfhundert Tonnen lag der Tagesdurchschnitt bei weniger als hundert Tonnen und ging noch weiter zurück, als sich das Wetter im Dezember und Januar verschlechterte.<sup>50</sup> Paulus musste sich mit den Mitteln begnügen, die ihm zu Gebote standen.

General Friedrich Paulus war nicht aus dem Holz geschnitzt, das für militärische Legenden taugt. Von bürgerlicher Herkunft und als Angehöriger eines Offizierkorps, das noch immer von Deutschlands Militäradel dominiert wurde, hatte er sich einen Ruf als fähiger Organisator und Generalstabsoffizier erworben. Er hatte den Oberbefehl über die 6. Armee nur erhalten, weil sein Vorgänger, der exzentrische und rücksichtslose Feldmarschall Walther von Reichenau, im Januar 1942 plötzlich verstorben war. Paulus war das genaue Gegenteil Reichenaus: ein stiller, zurückhaltender und bescheidener Mann, der nie die Beherrschung verlor oder sich übermässig erregte; er liebte Beethoven, hasste die ungehobelten Seiten des Soldatenlebens und war sorgfältig, ja pedantisch auf sein Ausseres bedacht. Ein Offizierskamerad erinnert sich an ihn als einen Mann, «gepflegt und elegant, mit schmalen Händen, der weisse Streifen des Kragens, die tadellosen Stiefel». Nirgendwo sonst aber waren Zurückhaltung und Gepflegtheit so fehl am Platz wie in Stalingrad. Paulus brachte es nicht über sich, Hitler den Gehorsam zu verweigern, und an seinen Führungsqualitäten konnten seine Männer sich kein Beispiel nehmen. In Erinnerung geblieben ist er als «abgearbeitet und übermüdet», Attacken einer kräftezehrenden Krankheit ausgesetzt, zernagt von stummer Erbitterung über die Rolle, die das Schicksal ihm zuge-dacht hatte.<sup>51</sup>

Nun war für die deutschen Soldaten die Zeit des Leidens gekommen.

Sie lagen unter unaufhörlichem Beschuss der Rohr- und Raketenartillerie, ständigem Bombenhagel ausgesetzt. Munition und Ersatzteile waren knapp. Sie kämpften bei Temperaturen, die im Januar auf minus dreissig Grad fielen. Um sich notdürftig zu schützen, wickelten sie sich Stoffketten um Füsse und Beine; was gerade zur Hand war, hängten sie sich um die Schultern. Militärische Verhaltensmuster wichen einem primitiven Überlebensinstinkt. Ein Kriegsteilnehmer erinnerte sich später, dass die deutschen Soldaten in der eisigen Atmosphäre ein Gefühl «bitterster Enttäuschung, verborgener Angst und steigender Trostlosigkeit» überkam.<sup>52</sup> Die Essensrationen wurden auf ein Minimum gekürzt: sechzig Gramm Brot und fünfzehn Gramm Zucker täglich. Gelegentlich gab es Pferdefleisch. Wer Glück hatte, erwischte eine Katze oder eine Ratte. Gerüchte über Kannibalismus halten sich hartnäckig.

Erst Ende Dezember wandten Schukow und Stalin sich wieder Stalingrad zu. Beide glaubten, dass nur 80'000 unzureichend versorgte Soldaten und sonstiges Personal im Kessel eingeschlossen wären, die, sofern man ihnen die Chance gab, wahrscheinlich kapitulieren würden. Falls nicht, sollten 47 Divisionen um den Verteidigungsring gelegt werden, unterstützt von 300 Flugzeugen und 179 Panzern.<sup>53</sup> Es würde eine Weile dauern, bis der erforderliche Nachschub herangeschafft wäre, sodass der Angriff zu Stalins Verdruss frühestens am 10. Januar beginnen konnte. Zwei Tage vor dem Stichtag wurde Paulus ein Kapitulationsangebot unterbreitet. Zwei sowjetische Offiziere mit einer roten Flagge näherten sich in Begleitung eines Hornisten den deutschen Linien. Sie wurden sofort unter Beschuss genommen und mussten sich eiligst zurückziehen. Doch bei einem erneuten Versuch brachte man sie mit verbundenen Augen zur höheren Führung. Die Kapitulationsbedingungen wurden kategorisch abgelehnt.<sup>54</sup> Am folgenden Tage kündigte das schwerste Artilleriefeuer des ganzen Krieges das Ende der Schlacht um Stalingrad an.

Die deutschen Truppen kämpften einen letzten, aussichtslosen Kampf – gegen den sowjetischen Feind, gegen die Kälte, gegen Hunger

und Furcht. Sie waren dem Untergang geweiht. Statt sich zu ergeben, sahen sie sich gezwungen, zu kämpfen und zu sterben, doch es gab nur noch wenig, um das sie kämpfen konnten; sie konnten lediglich versuchen, den Tod hinauszuzögern. Unter dem fürchterlichen Bombardement nahm der weiss verschneite Kessel eine schwärzlich graue Färbung an. Innerhalb von drei Tagen hatten die sowjetischen Truppen die Steppe vor der Stadt unter ihre Kontrolle gebracht, dann stiessen sie auf heftigen Widerstand. Befragungen deutscher Gefangener ergaben, dass nicht 80'000, sondern mehr als 250'000 Mann eingeschlossen seien. Statt weniger Tage dauerte das «Unternehmen Ring» drei volle Wochen. Am 17. Januar 1943 war der Kessel auf die Hälfte seines ursprünglichen Umfangs geschrumpft. Paulus wurde erneut zur Einstellung des Kampfes aufgefordert. Da er von Hitler keine entsprechende Anweisung hatte, lehnte er abermals ab. Seine Männer wurden in die Stadt selbst zurückgedrängt, und dort wehrten sie sich mit jener Taktik, die sie von Tschuikows Truppen übernommen hatten.

Am 22. Januar wurden die sowjetischen Verbände für den endgültigen Vorstoss in die Stadt noch einmal neu formiert. Tschuikows 62. Armee, die ihren zunehmend sinnlos werdenden Kampf immer noch fortsetzte, drängte vom Fluss her gegen die deutschen Stellungen. Einzelne deutsche Truppenteile ergaben sich aus freien Stücken, andere töteten ihre Verwundeten vor dem Rückzug, damit sie dem Feind nicht in die Hände fielen. Bei Gumrak, dem einzigen Flugfeld, das den Deutschen noch geblieben war, kam es zu verzweifelten, unwürdigen Rangeleien um die Plätze in den letzten Maschinen. Offiziere versuchten, sie sich durch Bestechung zu verschaffen. Die Rote Armee isolierte und eroberte einen Stadtteil nach dem anderen.<sup>55</sup> Am 26. Januar traf die sowjetische Vorhut bei den «Barrikaden-Werken» auf die 62. Armee. Die Männer beider Verbände umarmten sich unter Tränen. Der letzte sowjetische Vorstoss brachte sie zum Platz der Helden der Sowjetunion. Bisher hatte sich Paulus allen sowjetischen Bemühungen, seiner habhaft zu werden,

entziehen können, aber die Verhöre gefangener deutscher Offiziere ergaben, dass er irgendwo im Stadtzentrum sein musste. Am 31. Januar stellte sich heraus, dass er sich im Univermag-Gebäude befand.

Man beschloss das Gebäude und schaffte Flammenwerfer herbei. Ein deutscher Staboffizier tauchte im Eingang auf und winkte einen jungen Sowjetoffizier, Leutnant Fjodor Jeltschenko, heran. In Begleitung zweier Soldaten folgte Jeltschenko dem Deutschen ins Innere des Gebäudes. Im Keller traf er auf Hunderte deutscher Soldaten, schmutzstarrend, übel riechend, verängstigt. Hier akzeptierte Jeltschenko die deutschen Kapitulationsbedingungen, verhandelte jedoch nicht mit Paulus, sondern mit dessen Stab. Zum Schluss begab er sich in einen Raum am Ende des Hauptquartiers, wo er Paulus vorfand, der unrasiert und verbittert auf einem Bett lag. Jeltschenko sagte: «Nun, das ist wohl das Ende.» Paulus habe ihn «irgendwie traurig» angesehen und genickt. Bald darauf holte man ein Auto und brachte Paulus eilig fort, in Rokossowskis Hauptquartier der Donfront.<sup>56</sup>

Im Norden wurde noch bis zum 2. Februar fanatischer Widerstand geleistet, doch danach herrschte Ruhe in der Stadt. Hitler war von der Kapitulationsnachricht entsetzt. Am 30. Januar hatte er Paulus noch zum Generalfeldmarschall befördert, um ihm den Rücken zu stärken. Am selben Tage hatte Göring ein Kommuniqué für die kämpfende Truppe herausgegeben, in dem es hiess: «Stalingrad wird der grösste Heldenkampf unserer Geschichte bleiben..., ein Kampf bis zum Allerletzten.»<sup>57</sup> Am 1. Februar wütete Hider in seinem Hauptquartier gegen Paulus' Verrat: In Friedenszeiten würden in Deutschland jährlich 18'000 bis 20'000 Menschen den Freitod wählen, ohne in einer solchen Lage zu sein. Und hier sei ein Mann, der zusehe, wie 50'000 oder 60'000 seiner Soldaten sich bis zu ihrem Ende verteidigen. Wie könne er da vor den Bolschewisten kapitulieren?<sup>58</sup> Im ganzen Reich war eine Stimmung der Mutlosigkeit zu spüren. Am folgenden Tag wurde im Rundfunk immer wieder den Trauermarsch aus Wagners «Götterdämmerung» gespielt.

Auf sowjetischer Seite feierte man Stalingrad als Wendepunkt des

Krieges. «Vorher hatte man an den Sieg glauben müssen, trotz allem, was dagegen sprach», schrieb Ilja Ehrenburg, «nunmehr blieb für Zweifel kein Platz. Der Sieg war sicher.» Die Feier in Russland, so ein Kriegsberichterstatte, sei nicht «allzu geräuschvoll» gewesen, vielmehr habe sich ein «tiefes Gefühl nationalen Stolzes» eingestellt.<sup>59</sup> Der Sieg war teuer erkauf. Die Rote Armee hatte eine weitere halbe Million Män-

Im Februar 1943 ziehen deutsche Soldaten nach der Kapitulation der Überreste der 6. Armee unter General Paulus in die Gefangenschaft. Hungrig und erschöpft starben viele auf dem Weg von Stalingrad in die Lager.



ner verloren.<sup>60</sup> Die Stalingrader, die auf der Suche nach ihren Habseligkeiten oder ihrer Wohnung langsam wieder in die Stadt zurückkehrten, fanden so gut wie nichts mehr davon vor. Doch zum ersten Mal waren auch die deutschen Verluste katastrophal: 147'000 Gefallene und 91'000 Gefangene. Die deutsche Wehrmacht hatte ihren Ruf der Unbesiegbarkeit verloren. Als Folge davon hätten die Truppen – so General Malinowski, der im Dezember dem Entlastungsheer Mansteins die Niederlage bereitet hatte – «mehr Schwung und Stosskraft als früher» gehabt.<sup>61</sup> Die gesteigerte Kampfmoral der sowjetischen Soldaten war genauso wichtig wie die materielle Bedeutung des Sieges.

Am merkwürdigsten war in den Tagen nach der Schlacht die Stille in der Stadt. Frisch gefallener Schnee bedeckte die Ruinen. Überall waren die grausigen Spuren des Blutbads sichtbar. Versprengte Deutsche wurden aus den Kellern getrieben, Rotarmisten fahndeten nach Hecken- und Minen. Die meisten Deutschen waren zu schwach oder zu krank, um gehen zu können. Gefangene, die sich noch auf den Beinen halten konnten, liess man ins rückwärtige Gebiet marschieren, wo man ihnen Nahrung und Kleidung gab. Ein paar Tage nach Beendigung der Kämpfe wurde auf einer Klippe oberhalb der Stadt ein primitives Ehrenmal errichtet; deutsche Gefangene hoben die Grube für das Fundament aus. In Moskau erhielten Schukow und fünf weitere Generale den Suworow-Orden erster Klasse. Stalin ernannte sich selbst zum Marschall der Sowjetunion und hatte damit erstmals einen militärischen Dienstgrad. Von Stund an trug er seine neue Uniform anstelle des gewohnten schlichten Waffenrocks.

# 7

## DIE ZITADELLE: KURSK

1943

*In ein fernes Land nun der Genosse zieht.  
Singt der Heimatwind sein traurig ' Abschiedslied,  
Die Vaterstadt, das Heim, der Liebsten zärtlich ' Winken –  
Das alles muss in tiefe blaue Ferne sinken.*

VOLKSTÜMLICHES KRIEGLIED

DIE NIEDERLAGE DER DEUTSCHEN BEI STALINGRAD wurde rasch zur Legende. Die sowjetischen Soldaten, die irgendwo in Russland in unbelüftete Güterwagen gepfercht worden waren, die Luft geschwängert mit den vertrauten Gerüchen des russischen Lebens – Schwarzbrot und Kohl, Leder und grobem Tabak –, um an der Stalingradfront ausgeladen zu werden, hatten sicher entsetzliche Angst. Nach dem Sieg aber wurde es zum Statussymbol, bei Stalingrad gekämpft (und überlebt) zu haben. Die Geschichten vom heldenhaften Widerstand wurden gebührend ausgeschmückt, alle Erinnerungen an die anfängliche Panik dagegen unterdrückt. Noch im heutigen Bewusstsein nimmt Stalingrad unter allen Schlachten des Zweiten Weltkriegs eine Sonderstellung ein. Es war ein Sieg, den die Russen zur Stärkung ihres Selbstvertrauens brauchten, ein Sieg, der für die Alliierten in einem kritischen Moment ebenso nötig war. Stalingrad symbolisiert den Wendepunkt des sowjetischen Schicksals.

Doch kriegsentscheidende Bedeutung hatte die Schlacht nicht. Sie wurde unter härtesten Winterbedingungen geführt, gegen eine überdehnte Front und einen Feind, dessen Kampfmoral angeschlagen war und dessen Truppen zu einem grossen Teil von den schwächeren Verbündeten Deutschlands gestellt wurden. Das soll den Sieg nicht schmälern, denn er zeigte nicht nur, über welche Kampfkraft die sowjetischen Soldaten verfügten, wenn sie wirksam eingesetzt wurden, sondern be-

wies auch, dass die Rote Armee zur Planung und Durchführung grosser und komplexer Operationen gegen die leistungsfähigste Armee der Welt fähig war. (Man hat Mühe sich vorzustellen, dass die Schlacht um Stalingrad von britischen oder amerikanischen Streitkräften gewonnen worden wäre.) Die sowjetischen Stärken – und die deutschen Schwächen – erklären den Ausgang in Stalingrad. Doch die Rote Armee war immer noch mit einem äusserst ernst zu nehmenden Feind konfrontiert. Die Gegenoffensiven im März 1943 im Raum um Charkow machten rechtzeitig klar, dass die Deutschen zwar eine Schlacht, aber noch längst nicht den Krieg verloren hatten. Die deutschen Truppen standen noch immer tief in sowjetischem Territorium. Im Sommer, wenn die deutsche Art der wohlorganisierten, konzentrierten und hochbeweglichen Kriegführung ihre tödlichste Wirkung entfaltete, blieben sie ungeschlagen.

Der endgültige sowjetische Sieg in den Jahren 1943 und 1944 wird meist mit der «ausserordentlichen zahlenmässigen Überlegenheit des Gegners sowohl an Zahl seiner Verbände wie zunehmend an Material» erklärt, wie ein deutscher General später schrieb.<sup>1</sup> Noch häufiger wird die deutsche Niederlage gedeutet als das Resultat deutscher Fehler – Hitlers dürftiges strategisches Verständnis, schlampige Feindaufklärung, logistische Überforderung und dergleichen. Keine dieser Interpretationen wird der historischen Wirklichkeit gerecht. In den entscheidenden Schlachten von Stalingrad bis zum Herbst 1943 war das zahlenmässige Ungleichgewicht lange nicht so gravierend wie in den letzten Stadien der deutschen Niederlage. Die deutsche Wehrmacht wurde nicht, wie ein Siedlertreck von Indianern, einfach überrollt, noch siegte die Rote Armee nur deshalb, weil dem Feind die Kräfte ausgingen; die taktische Erfahrung und die technischen Mittel, die der Wehrmacht 1943 zur Verfügung standen, versahen sie mit grösserer Kampfkraft als 1940. Vielmehr war der sowjetische Sieg die Folge eines tiefgreifenden Wandels in der Kriegführung der Roten Armee.<sup>2</sup>

Dieser Wandel begann an der Spitze. Auf dem Höhepunkt des Krie-

ges, als Deutschland sich anschickte, das ganze südliche Russland in seine Gewalt zu bringen, sah Stalin endlich ein, dass es ihm an der Befähigung zum Obersten Kriegsherrn fehlte. Schukows Ernennung zum Ersten Stellvertreter des Obersten Befehlshabers deutete den stufenweisen Rückzug des Diktators von seiner Rolle als alleinigem Oberkommandierenden an, die er im Juni 1941 übernommen hatte. Die Ernennung markierte einen entscheidenden Wendepunkt der sowjetischen Kriegsanstrengungen; nicht wegen der Führungsqualitäten, die Schukow bereits unter Beweis gestellt hatte, sondern weil sie einen tief greifenden Wandel in den Beziehungen zwischen Politik und Armee symbolisierte: Die nach den Säuberungen einsetzende Tendenz, den politischen Einfluss auf die Streitkräfte auszuweiten – sie hatte sich im katastrophalen Sommer des Jahres 1941 noch verstärkt –, wurde 1942 umgekehrt. Lew Mechlis, der unfähige und rachsüchtige Leiter der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee, wurde im Juni aus dem Amt entfernt und mit propagandistischen Aufgaben betraut. Am 9. Oktober wurden in allen kleineren Einheiten und Verbänden die Politikommissare abgeschafft; selbst auf der Ebene der Heeresgruppen und Armeen wurde das Recht der politischen Vertreter, Einfluss auf rein militärische Dinge auszuüben, erheblich beschnitten. Ab Oktober brauchten operative Befehle von den Kommissaren nicht mehr gegengezeichnet zu werden, und im Dezember wurden die Funktionäre zu Gehilfen der Kommandeure. Im Laufe des Jahres 1943 wurden 122'000 ehemalige Funktionäre als Subalternoffiziere zur Front eingezogen und gleichsam ins kalte Wasser geworfen; sie waren gezwungen, die Kunst der militärischen Führung unter härtesten Bedingungen zu erlernen. Man ermunterte das Offizierkorps, Initiative und Verantwortung zu übernehmen. Daran waren die wenigsten gewöhnt, entsprechend zögerlich machten sie von dieser Möglichkeit Gebrauch. Selbstvertrauen und die Fähigkeit zu flexibler Führung sind Eigenschaften, die einem nicht in den Schoss fallen. Als ob unter Beweis gestellt werden sollte, dass der Oberste Kriegsherr es ernst meinte mit dem Wandel, verwendete man jetzt immer häufiger den

Begriff «Offizier» statt des vertrauten «Genosse». Die Offiziere durften wieder die Rangabzeichen des alten kaiserlichen Heeres tragen, goldene Tressen und breite Schulterstücke von der Art, wie sie die revolutionären Massen im Jahre 1917 noch heruntergerissen hatten. Divisionen, die sich im Kampf ausgezeichnet hatten, erhielten die traditionelle zaristische Bezeichnung «Garde».<sup>3</sup> Die Planung und Durchführung der Kriegsanstrengungen – operativ, nachrichten- und versorgungstechnisch – wurde in wachsender Masse vom Generalstab wahrgenommen statt vom grösseren Militärat, in dem auch Politiker sassen.

Weiterhin beharrte Stalin darauf, vom Generalstab über die getroffenen Entscheidungen informiert zu werden. Morgens telefonierte er mit dem Chef der operativen Verwaltung, um sich einen eingehenden Bericht über die Frontlage erstatten zu lassen, die er in all ihren komplizierten Einzelheiten kannte; abends gegen elf Uhr pflegte der Chef des Generalstabes oder dessen Stellvertreter im Kreml zu erscheinen, um einen genauen Lagebericht zu geben, der sich bis tief in die Nacht hinziehen konnte. Stalins Verhalten hatte sich allerdings gründlich verändert. Er unterbrach die Lageberichterstattung nur ganz selten. Nachdem der Generalstab seine operativen Vorschläge unterbreitet hatte, verlangte Stalin, dass die Frontbefehlshaber ihre Ansicht dazu äusserten. Allmählich überwand die Militärs ihre Scheu und begannen sich offen mit Stalin auseinander zu setzen. Wie sich herausstellte, konnte Stalin Widerspruch durchaus vertragen, wenn er überzeugend und vernünftig zum Ausdruck gebracht wurde. Er nahm Ratschläge an und beugte sich dem Urteil anderer.<sup>4</sup>

Die Fachleute, mit denen Stalin sich umgab, waren Männer von aussergewöhnlichem Charakter, befördert nach ihren Verdiensten in Schlachten des Krieges. Ihre Fähigkeiten erlaubten es Stalin, Verantwortung zu delegieren; ihr Erfolg sorgte dafür, dass sie am Leben blieben. Als General Alexander Wasilewski im Juli 1942 zum Generalstabschef ernannt wurde, machte das Beispiel Schule. Er hatte am Ersten

Weltkrieg und am Bürgerkrieg teilgenommen und gehörte zur Generation der jüngeren Offiziere, die die Säuberungen überlebt hatten. Wasilewski war das Idealbild eines Generalstabsoffiziers. Von Stalin auserwählt, weil er es verstand, schnelle, genaue Schlachtberichte zu geben, fand man ihn in den frühen Phasen des Krieges an allen Fronten, von wo aus er, oft unter Beschuss, den Stand der Dinge ganz ungeschönt nach Moskau meldete. Er war der geborene Heerführer: Mit einem Blick konnte er die Gesamtsituation eines Schlachtfelds und die wahrscheinliche Entwicklung erfassen, achtete aber gleichzeitig auf die vielen Hundert Einzelheiten, die dem Kampf eine Wende geben können. Zu jeder grösseren Operation hatte er seine eigene, klare Auffassung, dennoch hörte er sich die Ansichten anderer geduldig und aufmerksam an, um dann eine Entscheidung zu fällen, an der er entschlossen und konsequent festhielt. In Hunderten von abendlichen Besprechungen brachte er Stalin seine Vorstellungen taktvoll, aber nachdrücklich zur Kenntnis. Soweit wir wissen, war er bei den Männern beliebt, die ihm während des zermürbenden 18-Stunden-Tags im Generalstab zur Seite standen.<sup>5</sup>

Auf einen seiner Untergebenen verliess sich Wasilewski bald in besonderem Masse: General Alexej Antonow, seinen Stellvertreter. Zwischen Juni und Dezember 1942 hatte Stalin nicht weniger als sieben Männer mit diesem Posten betraut, einen nach dem anderen. Am 11. Dezember übernahm der sechsundvierzigjährige Antonow das Amt, das Stalins inquisitorischem Führungsanspruch stärker als jedes andere ausgesetzt war. Antonow wuchs mit seiner Aufgabe. Statt sich gleich nach seiner Ankunft in Moskau bei Stalin zu melden, machte er sich in der ersten Woche gründlich mit dem Generalstab und der Frontlage vertraut. Erst als er sich umfassend informiert hatte, sprach er bei seinem Obersten Kriegsherrn vor. Die beiden Männer entwickelten eine überaus fruchtbare Arbeitsbeziehung. Antonows besondere Merkmale waren gelassene Intelligenz, gepaart mit grosser Energie und ausserordentlichem Fleiss. Laut seinem engen Mitarbeiter, General Sergej Schtemenko ver-

lor Antonow niemals die Geduld, noch liess er sich von der Situation überwältigen. Er war streng, sarkastisch, sparsam mit Lob und schwierig als Vorgesetzter, doch das harte Regiment, das er in seinem Stab führte, trug ihm die Achtung aller Beteiligten ein. Vor allem aber verstand es Antonow meisterhaft, mit Stalin umzugehen. Seine Berichte waren nie geschönt. Wie sein Stellvertreter schrieb, war er bereit, Stalin mit «mutiger Offenheit» gegenüberzutreten. Seine Fähigkeit, die abendlichen Lageberichte knapp und treffend vorzutragen, war so gross, dass sogar Schukow sie anerkannte und Antonow gestattete, an seiner Stelle zu referieren. Wie sehr Stalin ihm vertraute, zeigte sich in Antonows Überlebensfähigkeit. Bis Februar 1945 blieb er auf seinem Posten und löste Wasilewski dann als Generalstabschef ab.<sup>6</sup>

Sonst überstand keiner der militärischen Aufsteiger das Kriegsende längere Zeit. Sie fielen Stalins paranoider Eifersucht zum Opfer. Während des Krieges jedoch bildeten sie den Kern der militärischen Führungskräfte und Planer, die die sowjetische Kriegführung radikal veränderten. Wie schon in den zwanziger Jahren war das deutsche Militär das Vorbild. Im Sommer 1941 wurde deutlich, dass die sowjetischen Flieger- und Panzerkräfte trotz ihrer grossen Zahl ausserstande waren, den zusammengefassten Flieger- und Panzertruppen des Feindes mehr als örtlich begrenzten Schaden zuzufügen. Die Panzer wurden den einzelnen Infanterieregimentern in kleiner Zahl zur Unterstützung zugewiesen. Die unmittelbare Folge war, dass der Vorteil an Schlagkraft und Beweglichkeit, den sie hätten bieten können, verloren ging. Unter dem Druck des Krieges begann die höhere Führung der Roten Armee im Frühjahr 1942, die Gliederung und technischen Gegebenheiten des Heeres wie der Luftwaffe gründlich zu verändern. Im Zentrum der neuen Heeresstruktur stand das Konzept des Panzerkorps, eines hochbeweglichen Verbandes mit 168 Tanks, Panzerabwehr-Bataillonen, Katjuschakraketen und Flugabwehr-Artillerie. Zwei Panzerkorps und eine Infanteriedivision bildeten eine Panzerarmee, das Gegenstück zur deutschen

Panzerdivision; ein selbständiges, hochbewegliches Kampfinstrument, ergänzt durch Fahrzeuge, Schützen, Abwehrkräfte und militärische Hilfsdienste. Die Infanteristen gingen ins Gefecht, indem sie sich an seitlich auf den Panzern angebrachte Handläufe klammerten – ein nicht ungefährlicher Mobilitätsgewinn. Im September 1942 schuf das sowjetische Heer Verbände, die den deutschen motorisierten Divisionen entsprachen. Hier nannte man sie «mechanisierte Korps»; sie verfügten über mehr Infanterie, aber weniger Panzer als die Panzerarmeen und waren beweglicher und schwerer bewaffnet als die regulären Divisionen. Ab Dezember 1942 wurden sie mit schwerer Artillerie auf Selbstfahrlafetten vereinigt, was der sowjetischen Offensive zusätzliche Wucht verlieh. Um die Schlagkraft der neuen Divisionen noch zu erhöhen, ging die Infanterie Seite an Seite mit Panzern und Kanonen ins Gefecht. Sie erlitten schwere Verluste, konnten aber deutsche Stellungen bezwingen, ehe der Feind die Zeit zur Neuformierung fand.

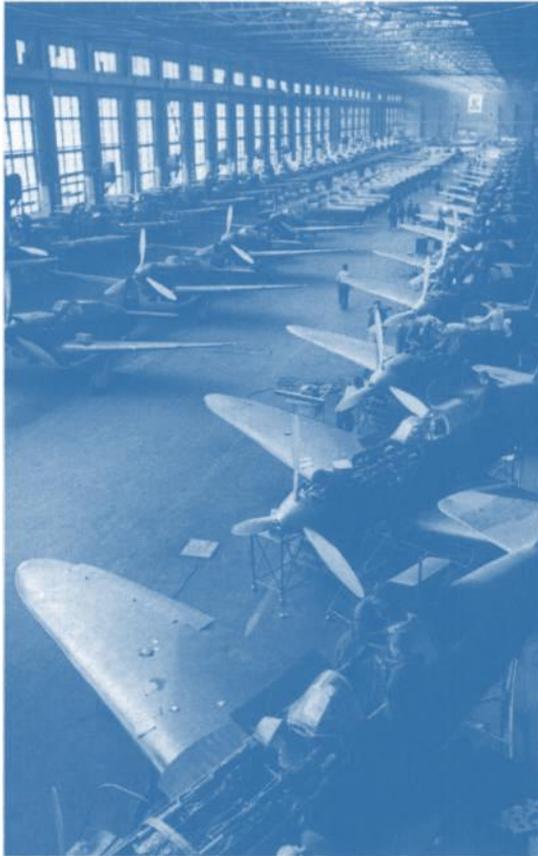
Zwischen 1942 und Kriegsende stellte die Rote Armee 43 Panzerkorps und 22 mechanisierte Korps in Dienst. Im Jahre 1943 dann wurden diese gepanzerten Verbände noch deutlich verstärkt durch grössere Mengen an Panzern und Geschützen. Ein Panzerkorps verfügte nun über 228 Kampfwagen, jedoch weniger Infanterie als zuvor, und vermochte 70 bis 80 Panzer und 250 Geschütze auf den Frontkilometer zu konzentrieren. Ende 1941 lag die Panzerdichte eher bei drei Tanks pro Kilometer. Beim Rest der Roten Armee, wo überwiegend Pferde eingesetzt wurden, vollzog sich in den späteren Kriegsjahren eine weitere Verlagerung des Gleichgewichts zwischen Waffen und menschlichem Potenzial, fort von arbeitsintensiver, hin zu kapitalintensiver Kriegführung. Im Laufe der Kriegsjahre vervierfachte sich die Feuerkraft einer normalen Infanteriedivision: weniger als 250 Pfund Geschossgewicht pro Artilleriesalve im Jahre 1941, mehr als 900 Pfund im Jahre 1944. Als die jüngeren Kommandeure mit der Taktik des modernen Panzerkampfes und mit bedeutenden Verbesserungen des Nachschub- und Fernmeldewesens vertrau-

ter wurden, begann die Rote Armee allmählich mit der deutschen Gefechtstüchtigkeit gleichzuziehen. Im Jahre 1941 kam auf jeden Verlust eines deutschen Panzers der von sechs bis sieben sowjetischen; im Herbst 1944 lag das Verhältnis bei eins zu eins.<sup>7</sup>

Auch die russische Luftwaffe lernte vom Feind. 1941 war sie zur Unterstützung jeder kleinen Heeresinheit über die gesamte Front verteilt. Die Flugzeuge wurden nicht zusammengefasst, da man die Prinzipien des modernen Luftkampfes noch nicht begriffen hatte. Die Anfänge der Reform im Frühjahr 1942 gehen zurück auf Alexander Nowikow, einen jungen kommunistischen Fliegeroffizier, der sich im Herbst 1941 bei der Verteidigung Leningrads die ersten Sporen verdient hatte und den Lohn erntete, als Stalin ihn im April 1942 zum Oberbefehlshaber der gesamten sowjetischen Luftwaffe ernannte. Nowikow erwies sich als weiterer Glücksgriff. Er war ein enthusiastischer Befürworter der Luftwaffe, der verstanden hatte, dass die Mängel der sowjetischen Luftfahrt sowohl organisatorischer als auch technischer Art waren. Vehement trat er für eine Konzentration der Luftstreitkräfte nach Art der deutschen Luftflotten ein, um sie zu befähigen, weittragende, vernichtende Schläge zu führen, statt im kleinräumigen Fronteinsatz aufgerieben zu werden. Die neuen Luftarmeen setzten sich aus Jägern, Bombern und Erdkampfflugzeugen zusammen. Sie sollten vom Zentrum aus straff geführt werden, wo eine grosse strategische Reserve bereitstand, um im kritischen Augenblick in die Schlacht geworfen zu werden. Jede Luftarmee war dem Oberbefehlshaber einer Front zugeteilt, doch die Luftwaffe bewahrte sich eine beträchtliche Flexibilität bei der Durchführung ihrer Offensiven. Erstes Ziel war die Zerschlagung der feindlichen Luftmacht, sodann die Unterstützung der eigenen Bodentruppen durch genau koordinierte Angriffe auf befestigte Feindstellungen, wobei die gefürchteten Iljuschin-IL-2-Jagdbomber zum Einsatz kommen sollten, die gemeinhin zu den besten Kampfflugzeugen des Krieges gezählt werden.<sup>8</sup>

Wegen des Nachdrucks, den Nowikow auf Gliederung und Schlagkraft legte, konnten die zusammengefassten sowjetischen Flieger- und

Der sowjetischen Führung gelang es während des Krieges, die Produktion der stärkeren deutschen Wirtschaft in fast allen Waffenbereichen zu überbieten. Hier eine Montagehalle für Jagdflugzeuge des Typs «Jak» im August 1942. In diesem Jahr wurden in Deutschland 15'000 Flugzeuge hergestellt, in der UdSSR dagegen 25'000.



Panzerkräfte die Wucht entfalten, an der es ihnen zuvor gefehlt hatte. Aber er erkannte auch, dass die Luftmacht nur so effizient sein konnte, wie es das ausgedehnte Nachschub- und Wartungssystem zuließ. Er reorganisierte das Fernmeldewesen, führte Sprechkontakt in der Luft und zum Boden ein. Nach und nach wurden Radargeräte installiert. Man verbesserte das unzulängliche Warnings- und Reparatursystem, sodass beschädigte Maschinen schnell wieder in den Kampf eingreifen konnten. Ferner wurde ein umfangreiches Bauprogramm eingeleitet – dabei er-

richtete man nicht nur Flugplätze, sondern auch etliche Attrappen, um den Feind zu täuschen. Nach den fürchterlichen Verlusten im Juni 1941 verlangte Nowikow, dass die Tarnung der Flugfelder Vorrang erhielt. Die Flugzeuge wurden in Wäldern und Scheunen versteckt. Sie waren so stabil gebaut, dass sie von unebenen Grasflächen starten konnten. Auf den Frontflugplätzen wurden versteckte Treibstoffvorräte angelegt, die mühsam aus dem rückwärtigen Gebiet herangeschafft werden mussten. Damit stand jeder Maschine genügend Benzin zur Verfügung, um zwanzig Einsätze ins Zentrum der Schlacht zu fliegen. Im Jahre 1943 war die sowjetische Luftwaffe schliesslich in der Lage, den Kampf um die Luftüberlegenheit unter ausgeglicheneren Bedingungen zu führen.<sup>9</sup>

Die organisatorischen Reformen fanden genau zu der Zeit statt, als sich militärisches Gerät und Ausrüstung der Sowjets bedeutend verbessert hatten. Der wichtigste sowjetische Kampfpanzer, der robuste T-34, der auf den Schlachtfeldern des Jahres 1941 zunächst in kleiner Stückzahl aufgetaucht war, hatte eine stärkere Panzerung und eine schwerere Kanone (76 mm) als die deutschen Tanks, litt aber unter einigen hinderlichen Mängeln. Er besass keine Funkausrüstung, jeder Panzer war sich daher selbst überlassen, ohne jede Kenntnis des Kampfgeschehens um ihn herum. Der enge Turm bot nur zwei Männern Platz, sodass der Kommandant neben seiner Führungsaufgabe auch noch Ladeschütze war und das Maschinengewehr zu bedienen hatte. Die Visiereinrichtung war primitiv, es gab nur ein völlig unzulängliches Periskop. Weil das Turmluk nach vorn aufklappte, war die Sicht entsprechend behindert. In den Schlachten des Jahres 1943 war der T-34 schon wirkungsvoller geworden. Der umkonstruierte Kampfpanzer bot drei Männern Platz, eine neue Kuppel gewährte Rundumsicht; Funkgeräte waren eingebaut, und so konnten die Panzer mit den Führern ihrer Einheit Sprechkontakt halten. 1943 produzierten die sowjetischen Fabriken rund 24'000 Panzer, darunter 15 812 T-34. Deutschland stellte in diesem Jahr 17'000 Panzer her.<sup>10</sup>

Im Laufe des Jahres 1943 wurde der T-34 durch eine neue Generation mobiler Artillerie unterstützt. Die SU-76, ein Geschütz auf Selbstfahrlafette, war zunächst nur schwach gepanzert und bot der Mannschaft bei den ersten Einsätzen 1942 nur dürrtigen Schutz. Ab Mai 1943 gab es die verbesserte Version SU-76 M, bei der die anfänglichen Mängel schon behoben waren. Eine schwerere Ausführung, die SU-122, ging im Januar 1943 in Massenproduktion; im Februar, nur fünfundzwanzig Tage später, folgte eine gewaltige Pak (Panzerabwehrkanone), die SU-152. Sie wurde im Soldatenjargon «Wildschütz» genannt, weil sie imstande war, «Panther» und «Tiger», die neuen schweren Kampfpanzer der Wehrmacht, zur Strecke zu bringen. Im Planungsstadium befanden sich noch die riesenhaften JS-1- und JS-2-Panzer (JS für Josef Stalin), die dann 1944 als wirksamste Kampfwagen des ganzen Krieges auf den Schlachtfeldern erschienen. Mit seinem dicken, roh verarbeiteten Rumpf – stellenweise mit Beton verstärkt – und einer Kanone, die so gross war, dass es schien, als müsste der Panzer nach vorne kippen, verkörperte der JS-2 eine Furcht einflössende, primitive Kraft.<sup>11</sup>

Bei Kriegsbeginn lag der schwerste Mangel der sowjetischen Rüstung auf dem Gebiet des Fernmeldewesens und der Funkaufklärung. In den ersten Kriegsmonaten herrschte eine verzweifelte Knappheit an Funkausrüstungen jeder Art, daher war es absolut unmöglich, grössere Mengen von Panzern und Flugzeugen im Einsatz effizient zu führen; selbst eine gewöhnliche Infanteriedivision konnte nur unter grossen Schwierigkeiten zusammengehalten werden. Wurde doch einmal gefunkt, so fingen die Deutschen die Nachricht auf und holten sofort mit Panzern und Flugzeugen zum Schlag gegen die Befehlsstelle aus, die den Spruch abgesetzt hatte. Bald merkten die sowjetischen Befehlshaber, dass der Funkverkehr ihre Stellungen verraten konnte, und machten nur höchst vorsichtig von den vorhandenen Geräten Gebrauch. In den unübersichtlichen Abwehrschlachten der Jahre 1941/42 brach das Fernmeldesystem vollends zusammen; der Feind überrollte eine Funkstelle nach der anderen. Trotzdem kam den 1942 unternommenen Anstrengungen

zum Aufbau eines leistungsfähigen Fernmeldenetzes bei den erfolgreichen sowjetischen Massenoperationen der Jahre 1943/44 zentrale Bedeutung zu.

All das wäre nicht möglich gewesen ohne die Lieferungen aus den Vereinigten Staaten und dem britischen Commonwealth. Im Rahmen der Kriegshilfe, die 1941 mit Amerika und England vereinbart wurde, erhielt die Sowjetunion 35'000 Funkstationen, 380'000 Feldtelefone und über anderthalb Millionen Kilometer Telefondraht.<sup>12</sup> Die Luftwaffe konnte 1943 etwa zweieinhalb Kilometer hinter der Front ein Netz von Funkleitstellen einrichten, sodass die Flugzeuge schnellstens an taktische Ziele auf dem Gefechtsfeld herangeführt werden konnten, die Panzerarmeen hielten mit Hilfe der neuen Funkgeräte ihre Verbände und Einheiten beieinander und steigerten ihre Feuerkraft durch diese denkbar einfache Neuerung erheblich. Schliesslich begann die Rote Armee 1942 mit dem Aufbau und der Organisation eines eigenen Funkhorchdienstes. 1943 waren bereits fünf spezielle Fernmeldebataillone im Einsatz, denen die Aufgabe zukam, den deutschen Funkverkehr abzuhören, Frequenzen zu stören und über den Äther Desinformationen zu verbreiten. In den Schlachten des Sommers 1943 nahmen sie für sich in Anspruch, die taktischen Funksprüche der Deutschen um zwei Drittel verringert zu haben. In den letzten Kriegsjahren wurden aussergewöhnliche und notwendige Verbesserungen an der sowjetischen Funkaufklärung und -abwehr vorgenommen. Die Systeme zur Auswertung aufgefangener Funksprüche, das Spionagenetz und die Luftaufklärung wurden im Frühjahr 1943 gründlich überholt – nun liess sich ein viel klareres Bild der deutschen Aufstellungen und Ziele herausarbeiten.<sup>13</sup> Überdies hatte das Funkwesen noch die entscheidende Aufgabe, ausgeklügelte Taktiken zur Täuschung des Gegners zu entwickeln, sodass die Deutschen oft genug ausserstande waren, Umfang, Lage oder Absichten der sowjetischen Truppen zu bestimmen.<sup>14</sup>

Die Reaktion der Sowjets auf die alliierte Hilfe während des Krieges war gemischt. Einerseits schickten sie den Westmächten anspruchsvolle

Bestelllisten, beschwerten sich aber andererseits fortwährend über Lieferverzögerungen und die Qualität einiger Waffen, die sie erhielten. Angebote englischer und amerikanischer Ingenieure und Offiziere, die Transporte zu begleiten und die Sowjets in Gebrauch und Reparatur der gelieferten Rüstungsgüter einzuweisen, wurden hartnäckig abgelehnt.<sup>15</sup> Wahr ist, dass die Versprechungen, die im August 1941 gemacht worden waren, in den folgenden fünfzehn Monaten nur langsam umgesetzt wurden, zum Teil, weil die Einrichtung funktionierender Nachschublinien mit Schwierigkeiten verbunden war, zum anderen Teil, weil die Vereinigten Staaten zunächst einmal die Wiederaufrüstung der eigenen Streitkräfte betreiben mussten. Aber weder Roosevelt noch Churchill hegten den geringsten Zweifel daran, dass Hilfe für die Sowjetunion ein entscheidendes Moment der Kriegskoalition gegen die Achsenmächte sei; beide sahen in den sowjetischen Klagen keine ernsthafte Belastung der Beziehungen. Als das erste Hilfsprogramm im Oktober 1941 endlich beschlossene Sache war, sprang Maxim Litwinow, seinerzeit Botschafter in Washington, auf und rief aus: «Jetzt gewinnen wir den Krieg!»<sup>16</sup> Doch nach 1945 galt in der offiziellen sowjetischen Geschichtsschreibung die These, die amerikanischen und britischen Lieferungen hätten für die glückliche Wendung des Krieges nur untergeordnete Bedeutung gehabt. Die Geschichte des Abkommens fiel dem Kalten Krieg zum Opfer. Selbst in den späten achtziger Jahren liess das Regime keine offene Diskussion über das Thema zu. In den mitgeschnittenen Interviews für seine Memoiren hat Chruschtschow die Bedeutung der westlichen Hilfsgüter für die sowjetischen Kriegsanstrengungen zwar eingestanden, doch der nachstehende Abschnitt wurde erst in den neunziger Jahren veröffentlicht: «Mehrfach hörte ich, wie Stalin in kleinem Kreise [die Kriegslieferungen des Westens] würdigte. Er sagte,... wenn wir uns ohne fremde Hilfe mit Deutschland hätten messen müssen, hätten wir es nicht geschafft, weil ein so grosser Teil unserer Industrie verloren gegangen war.» In einem heimlich abgehörten Gespräch im Jahre 1963, dessen In-

halt aber erst dreissig Jahre später für die Öffentlichkeit freigegeben wurde, bestätigte Marschall Schukow die Auffassung, ohne Unterstützung von aussen hätte die Sowjetunion «den Krieg nicht weiterführen können». All das klang in der offiziellen Geschichte des «Grossen Vaterländischen Krieges» ganz anders; dort wurde der Schluss gezogen, das Leih- und Pachtabkommen sei «in keiner Weise bedeutsam» und habe «keinen entscheidenden Einfluss» auf den Ausgang des Krieges gehabt.<sup>17</sup>

In der Tat war die Menge der gelieferten Rüstungsgüter – verglichen mit der bemerkenswert erstarkten sowjetischen Massenproduktion – nicht besonders gross. Die grobe Statistik zeigt, dass die westliche Hilfe nur vier Prozent des sowjetischen Munitionsbedarfs während des Krieges deckte, aber die wichtigste Unterstützung erfolgte nicht in Form von Waffen. Neben Funkausrüstungen lieferten die Vereinigten Staaten über eine halbe Million Fahrzeuge: 77'900 Jeeps und 151'000 leichte Lkws, dazu über 200'000 Studebaker-Militärlastwagen. Ein Drittel aller sowjetischen Fahrzeuge kam aus dem Ausland und war grundsätzlich von besserer Qualität und Haltbarkeit, wenngleich die meisten erst 1943 und 1944 eintrafen. Zur Zeit der Kämpfe um Stalingrad stammten lediglich fünf Prozent der sowjetischen Militärfahrzeuge aus Importen. Diese verliehen dem sowjetischen Nachschubsystem jedoch die entscheidende Mobilität, die sich 1944 als der des Feindes überlegen erweisen sollte. Die Studebaker waren bei den sowjetischen Truppen äusserst beliebt. Man las die mit Schablonen auf die Fahrzeugseiten gemalten Buchstaben «USA» als *ubitsukina synna Adolfa* – «den Schweinehund Adolf umbringen».<sup>18</sup> Die Liste anderer, für die Sowjets ebenso wichtiger Nachschubgüter ist beeindruckend – 57,8 Prozent des Bedarfs an Flugbenzin, 53 Prozent aller Sprengstoffe, beinahe die Hälfte des Kriegsbedarfs an Kupfer, Aluminium und Gummireifen. Der wohl wichtigste Beitrag waren jedoch die Hilfslieferungen für das ausserordentlich belastete sowjetische Eisenbahnnetz, das sich 1941 grossenteils in Feindeshand befand. Aus Amerika kamen nicht nur 56,6 Prozent aller im Krieg verlegter Schienen, sondern auch 1'900 Lokomotiven, die zur Ergänzung der

**Tabelle 2:** Amerikanische Kriegslieferungen an die UdSSR 1941 bis 1945

**A: Zusammenfassung nach Produktkategorien 1941-1945**

	1941	1942	1943	1944	1945
(als Prozentsatz der Gesamtlieferungen)					
Flugzeuge	—	22,4	17,4	16,3	12,7
Geschütze und Munition	—	15,8	12,8	5,6	2,6
Panzer	—	13,1	2,6	4,9	4,0
andere Fahrzeuge	—	11,0	14,1	14,7	19,3
Schiffe	—	0,8	3,2	2,5	2,1
<i>Summe der Rüstungsgüter</i>	20	63,2	49,9	43,8	40,7
Industrieerzeugnisse	80	23,1	29,6	39,3	39,5
landwirtschaftliche Erzeugnisse	—	13,7	20,5	16,9	19,8

**B: Ausgewählte statistische Daten über Lieferungen 1941-1945**

Flugzeuge	14.203
Jäger	9.438
Bomber	3.771
Panzer	6.196
Lkws	363.080
Jeeps	43.728
Motorräder	32.200
Sprengstoff (Tonnen)	325.784
Funkstationen	35.089
Feldtelefone	380.135
Funkempfänger	5.899
Telefondraht (Kilometer)	1.530.000
Fleischkonserven (Tonnen)	782.973
Stiefel (Paare)	14.793.000
Gürtel	2.577.000
Kupfer (Tonnen)	399.599
Aluminium (Tonnen)	261.311

Quelle: H. D. Hall, *North American Supply*, London 1955, S. 430; M. Harrison, *Soviet Planning in War and Peace 1938-1942*, Cambridge 1985, S. 258f.; H. van Tuyl, *Feeding the Bear. American Aid to the Soviet Union 1941-1945*, New York 1989, S. 156-161.

sowjetischen Produktion von lediglich 92 Lokomotiven dringend erforderlich waren; dazu 11'075 Güterwaggons, denen 1087 aus eigener Produktion gegenüberstanden. Dem Gewicht nach waren fast die Hälfte aller gelieferten Güter Lebensmittel. Sie reichten aus, um jeden sowjeti-

schen Soldaten während des gesamten Krieges täglich mit schätzungsweise einem halben Pfund Nahrungskonzentrat zu versorgen. Die glänzenden Büchsen mit Spam – festem, rosa Pressfleisch – hiessen bei den sowjetischen Soldaten «Zweite Front».<sup>19</sup>

In den Anfangsstadien des Krieges trafen die westlichen Lieferungen zu spärlich ein, doch ab Ende 1942 kamen sie in stetem Fluss über Wladiwostok und den Osten der Sowjetunion; sie wurden auf dem Landweg vom Persischen Golf her transportiert oder mit Schiffskonvois auf der gefährlicheren und unwirtlicheren Route von den Britischen Inseln nach Murmansk oder Archangelsk gebracht. Dank dieser umfangreichen ausländischen Hilfe konnte die Sowjetunion die eigene Produktion auf die an der Front benötigten Rüstungsgüter konzentrieren und brauchte sich nicht um Herstellung von Maschinen, Werkstoffen oder Konsumgütern zu kümmern. Ohne westliche Hilfe hätte die nach dem deutschen Angriff erheblich geschrumpfte sowjetische Wirtschaft nicht den beachtlichen Ausstoss an Panzern, Kanonen und Flugzeugen erreichen können, der alles übertraf, was die besser ausgestattete deutsche Wirtschaft während des Krieges zustande brachte. Ohne die Lieferung von Baumaterial für Schienenwege, Fahrzeugen und Treibstoff wären die sowjetischen Kriegsanstrengungen mit ziemlicher Sicherheit infolge mangelnder Mobilität und eines ausgebluteten Transportsystems zusammengebrochen. Und ohne die technische und wissenschaftliche Hilfe – während des Krieges besuchten 15'000 sowjetische Funktionäre und Ingenieure amerikanische Fabriken und militärische Einrichtungen – wäre der technische Fortschritt in der Sowjetunion viel langsamer verlaufen. Dies soll die ausserordentliche Leistungsfähigkeit der sowjetischen Kriegswirtschaft nicht schmälern. Sie wurde durch einfache Methoden der Massenproduktion, durch geschicktes Improvisieren bei der Planung und durch die grössere Unabhängigkeit ermöglicht, die man Betriebsleitern und Ingenieuren einräumte. Infolge der Produktionsverbesserungen konnte die Rote Armee zum ersten Mal seit Kriegsbeginn den Deutschen gegenüber eine Art Chancengleichheit herstellen. Die Modernisierung

der sowjetischen Kampfkraft trug als wesentlicher Faktor dazu bei. Die Lücke, die in organisatorischer und technischer Hinsicht zwischen beiden Seiten klappte, wurde so weit geschlossen, dass die Rote Armee jetzt bereit war, der deutschen Wehrmacht auch im Sommer und in offener Feldschlacht entgegenzutreten. Dabei bewies sie jene taktische Beweglichkeit und Feuerkraft, die bisher das Qualitätsmerkmal der deutschen Befehlshaber gewesen waren.

Als im März 1943 Tauwetter und Regen einsetzten, nahmen beide Seiten sich die Zeit, die strategischen Möglichkeiten des vor ihnen liegenden Jahres zu durchdenken. Deutschlands Aussichten erschienen Hitler trüber als im Jahr zuvor, daher gewährte er – genau wie Stalin – seiner Generalität mehr Spielraum bei der Festlegung und Planung der kommenden Unternehmen. Generalfeldmarschall von Manstein entwickelte einen Plan, der den Tarnnamen «Zitadelle» erhielt. Das Unternehmen zielte auf den grossen sowjetischen Frontbogen um Kursk, der die deutschen Linien auf einer Breite von fast zweihundert Kilometern rund einhundert Kilometer tief eingedellt hatte. Hier lag der Hauptschwerpunkt der Roten Armee. Manstein plante, den Frontbogen mit schweren Panzerkräften von Norden und Süden in die Zange zu nehmen und ihn abzutrennen. Das operative Ziel sah vor, einen Grossteil der Roten Armee an einem kritischen Punkt der Front zu vernichten, um der Wehrmacht die Möglichkeit zu eröffnen, entweder die südlichen Gebiete zurückzuerobern oder aber mit einem Schwenk nordostwärts in den Rücken Moskaus zu gelangen. Manstein wollte unbedingt im April oder Mai angreifen, ehe die sowjetischen Truppen Zeit gefunden hatten, sich umzugruppieren und ihre Stellungen auszubauen. Hitler war bestrebt, einen weiteren riskanten Feldzug zu vermeiden und bestand darauf, bis Juni zu warten, wenn mehr Panzer zur Verfügung stünden. Schliesslich verschob er die Offensive sogar auf Anfang Juli, um mit grösserer Sicherheit von einem deutschen Übergewicht ausgehen zu können.

Die sowjetischen Generale standen vor einem schwierigen Problem. Zweimal schon, 1941 und 1942, hatten sie sich in Hinblick auf Schwerpunkt und Stossrichtung des deutschen Angriffs verkalkuliert. Ein weiteres Mal durften sie sich nicht mehr täuschen. Der Generalstab versetzte sich in Hitlers Lage. Aus den verfügbaren Geheimdienstinformationen war zu erkennen, dass die deutsche Wehrmacht zu einer gross angelegten Schlacht noch nicht bereit war. Die Konzentration der deutschen Truppen um Orel im Norden des Kursker Bogens und um Charkow im Süden verriet, dass der Hauptstoss offenbar dort erfolgen würde. Aufgrund zweijähriger Erfahrung mit der operativen Planung der Deutschen nahmen die Sowjets an, der Angriff werde von zwei starken gepanzerten Vorstössen eingeleitet, um den Frontbogen im Rücken zu durchtrennen und die über die gesamte Ausbuchtung verteilten sowjetischen Truppen einzukreisen. Schukow ging von Moskau als Fernziel aus. Niemand widersprach dieser Einschätzung. Zum ersten Male lag das sowjetische Oberkommando richtig mit seinen Vermutungen.<sup>20</sup>

Schwieriger war die Entscheidung, wie zu reagieren sei. Stalin folgte seinem Instinkt und verlangte einen Präventivangriff, ehe die deutschen Fronten sich gefestigt hätten. Schukow machte einen sehr viel überlegteren Vorschlag: Er riet zur «Verteidigung in die Tiefe»; man müsse die linke und die rechte deutsche Kralle beschäftigen, um so die Kräfte des Feindes abzunutzen, ehe man ihm mit Reserven, die man aus dem rückwärtigen Raum nach vorne werfe, den tödlichen Schlag versetzen könne. Das war die Strategie, die einige ranghohe Soldaten schon 1941 befürwortet hatten. Das Ergebnis der Meinungsverschiedenheit machte deutlich, wie sehr sich Stalins Verhalten verändert hatte. Am 8. April 1943 hielt er sich beim Generalstab auf, als Schukows Meldung eintraf, in der es hiess, er lehne Stalins Plan einer «Präventivoffensive» ab und schliesse sich der Vermutung des Nachrichtendienstes an, dass der Kursker Bogen das Angriffsziel der Deutschen sei. Stalin enthielt sich jeglicher Meinungsäusserung und stimmte auch nicht, wie Schtemenko später berichtete, die üblichen Klagen über Desinfektion und Täuschung an,

mit denen er in den Jahren 1941 und 1942 die Erkenntnisse der Feindaufklärung über die Absichten des Gegners abzutun pflegte. Stattdessen berief er für den 12. April eine Konferenz ein, auf der er sich aufmerksam anhörte, wie die deutschen Pläne beurteilt wurden, die Berichte der Frontkommandeure prüfte, die sich alle bis auf einen für Schukows Variante aussprachen, und am Ende Schukows Plan absegnete. In Erregung geriet er nur, als die Auffassung geäussert wurde, die Deutschen hätten wahrscheinlich vor, Moskau einzuschliessen. Schukow erhielt Befehl, entlang der Frontmitte um Kursk eine unüberwindliche Verteidigungslinie aufzubauen.<sup>21</sup>

Die ungewohnte Bereitwilligkeit, mit der sich Stalin dem Urteil der Fachleute beugte, bewahrte die Rote Armee höchstwahrscheinlich vor einem weiteren katastrophalen Ausgang einer Sommerschlacht. Schukow und sein Plan (wenn es denn tatsächlich seiner war) setzten sich durch. Wie bei der Gegenoffensive um Stalingrad, so bleiben auch hier Zweifel, wer die Strategie ersann, die der Panzerschlacht im Kursker Bogen als Grundlage diente. Der entscheidende Punkt ist, dass Schukow – ganz gleich, wie viel er den örtlichen Frontkommandeuren zu verdanken hatte – imstande war, Stalin davon zu überzeugen, dass dies, Stalins persönlichen Vorlieben zum Trotz, die richtige Vorgehensweise war. Der Plan bedeutete einen Rückgriff auf die sowjetische, eigentlich russische, Tradition militärischen Denkens, die auf der Konzeption der Schlacht «in die Tiefe» beruhte. Der Verteidigungsraum wurde in einer Tiefe und mit einer Gründlichkeit hergerichtet, wie es den sowjetischen Truppen bisher nicht möglich gewesen war. Er wurde so konzipiert, dass er die sowjetische Feuerkraft maximierte und den Verteidigern erlaubte, auf deutsche Vorstösse mit geeigneten Manövern zu reagieren. Die Bereitstellung von Gegenstossreserven im rückwärtigen Raum konfrontierte den Generalstab mit schwierigen Aufgaben der Koordination und zeitlichen Abstimmung. Die ganze Operation konnte nur Erfolg haben, wenn es gelang, ein Schlachtfeld zu beherrschen, das grösser war als alle

alle Schlachtfelder, die je von einem sowjetischen Befehlshaber kontrolliert wurden.<sup>22</sup>

Umgehend wurden die Vorbereitungen in Angriff genommen. Die Hauptlast der Verteidigung fiel der Zentral- und der Woroneschfront zu, die den Norden und Süden des Frontvorsprungs hielten. Die Zentralfront unterstand dem Befehl von General Konstantin Rokossowski, der den Stalingrad-Kessel verengt hatte und zu den hervorragendsten Kommandeuren auf beiden Seiten zählte. Wie Schukow, mit dem ihn eine störende Rivalität verband, entstammte er der russischen Arbeiterklasse. Er war der Sohn eines Lokomotivführers. Als er mit vierzehn Jahren Waise geworden war, arbeitete er zunächst auf dem Bau. 1914 wurde er eingezogen, brachte es zum Wachtmeister bei der Kavallerie und schloss sich 1918 der Roten Armee an. Dort begann er seine Karriere als Kavallerieoffizier. 1936 stieg er zum Kommandierenden General eines Korps auf und war damit prominent genug, um ins Netz der Säuberungen zu geraten. Drei Jahre lang war er inhaftiert; von dieser Erfahrung gezeichnet, begegnete er den Politfunktionären, die innerhalb der Streitkräfte Jagd auf Beute machten, mit tiefer Abneigung. Er war ein energischer, ehrlicher Mann, der sich Stalin – und auch Schukow – zu widersetzen wagte, wenn er es für nötig hielt. Der Oberbefehlshaber der Woroneschfront, Nikolai Watutin, stand Schukow näher und war 1941 dessen Stellvertreter gewesen. Er hatte als Generalstabsoffizier gedient, bis er nach Stalingrad abkommandiert wurde, um den Oberbefehl über die Front zu übernehmen, der bei der Gegenoffensive die Schlüsselrolle zugeordnet war. An der Planung dieser Offensive war er massgeblich beteiligt. Auf Schukows Drängen war er wegen seiner erwiesenen strategischen Fähigkeiten zum Oberbefehlshaber der Kursker Front befördert worden. Damit zählte Watutin zu den vielen ranghohen Offizieren, die sich ihren Erfolg – wie es der russischen Tradition entsprach – im Felde verdient hatten.

Watutin und Rokossowski zwängten sieben Armeen in die Kursker Frontbeule. Im Norden und Süden der Ausbuchtung wurden die

Brjanskfront und die Südwestfront verstärkt, um eine Basis für die Gegenoffensive zu schaffen. Etwa zweihundertfünfzig Kilometer hinter der Front waren die Reservekräfte in der Steppenfront zusammengefasst – eine Panzerarmee, zwei Infanteriearmeen und die 5. Luftarmee unter dem Oberbefehl von General Konjew, den Schukow 1941 vor Stalins Rachsicht bewahrt hatte. Die Verteidigungszone im Innern des Frontbogens war in sechs Linien gestaffelt, weitere zwei wurden vor die Reservearmeen gelegt. Die im Frontbogen lebende Bevölkerung erhielt Befehl, an Ort und Stelle auszuharren. Man brauchte sie als Arbeitskräfte, um fast fünftausend Kilometer Gräben auszuheben, die kreuz und quer verliefen, sodass die Verteidiger mühelos zwischen den Feuerstellungen hin- und herwechseln konnten. Das Innere des Frontbogens startete vor Panzersperren aus eingeschlagenem Stangenholz. Artillerie und Pak waren aufgeföhren, sodass man die deutschen Panzer mit einem regelrechten «Feuervorhang» empfangen konnte. Über 400'000 Minen waren ausgelegt.<sup>23</sup> Man hatte Flüsse gestaut, um Feindpanzer durch Öffnen der Dämme in Wassermassen einschliessen zu können. Fruchtbare Ackerland und Obstgärten waren zu einer viele Kilometer langen, gigantischen Hindernisbahn umgebaut worden. Im Gelände hatte man hundertfünfzig Feldflugplätze angelegt; ausserdem wurden fünfzig Luftstützpunktattrappen errichtet, die die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich ziehen sollten. Als alle vorbereitenden Arbeiten abgeschlossen waren, nahmen 1'336'000 Mann, 3'444 Panzer, 2'900 Flugzeuge und 19'000 Geschütze ihre Gefechtsstellungen ein. «Das war», so erinnerte sich Wasilewski später, «eine gewaltige, wahrhaft titanische Aufgabe.»<sup>24</sup> Jenseits der Front standen, in fünfzig Divisionen gegliedert, 900'000 deutsche Soldaten mit 2'700 Panzern, 2'000 Flugzeugen und mehr als 10'000 Geschützen.<sup>25</sup> Sie waren im Begriff, die grösste und am besten vorbereitete Schlacht der Geschichte zu schlagen.

Beide Seiten spürten, dass sie einer Entscheidungsschlacht entgegen sahen. Die Rote Armee hatte 40 Prozent aller Mannschaften und 75 Prozent ihrer gepanzerten Truppen für die Schlacht aufgeböten. Der Verlust

dieser Kräfte wäre eine Katastrophe gewesen. Was Hitler betrifft, so erschien ihm der Erfolg des «Unternehmens Zitadelle» zweifelhaft. Deswegen hatte er den Angriffstermin hinausgezögert, bis er mehr Vertrauen in die deutsche Stärke setzte. Mittlerweile war der «Führer» gezwungen, den Krieg im Osten mit den Erfordernissen der militärischen Gesamtlage in Einklang zu bringen. Im Sommer 1943 war Deutschland schweren Luftangriffen britischer und amerikanischer Bomberverbände ausgesetzt, wodurch Truppen, Flugzeuge und Geschütze, die sonst an der Ostfront verfügbar gewesen wären, in immer grösserer Zahl gebunden wurden. Im Mittelmeerraum hatte sich das riskante nordafrikanische Abenteuer als Fehlschlag erwiesen; im Mai hatten die Truppen der Achse in Tunesien eine entscheidende Niederlage erlitten, bei der 150'000 deutsche und italienische Soldaten in Gefangenschaft gerieten. Während «Zitadelle» vorbereitet wurde, war den deutschen Heerführern durchaus klar, dass die Westalliierten Nordafrika als Sprungbrett benutzen könnten, um in Italien oder auf dem Balkan eine Südfront zu eröffnen. Noch lag an der Ostfront die Initiative bei den deutschen Truppen, aber nach einer Niederlage im Sommer hätte sich das völlig geändert.

Die sowjetischen Streitkräfte brauchten vor allen Dingen eine Information: Wann würde der deutsche Angriff beginnen? Im Mai gab es erste Hinweise auf eine unmittelbar bevorstehende Offensive. Der Aufbau der sowjetischen Abwehrfront war noch nicht abgeschlossen, trotzdem wurde höchste Alarmstufe angeordnet. Hitler verschob den für den 3. Mai geplanten Angriff auf den 12. Juni. Das sowjetische Oberkommando wurde zunehmend nervöser. Es führte einige Luftschläge gegen die deutschen Stellungen und Frontflugplätze, um die deutschen Vorbereitungen zu stören. Jede Meldung der Feindaufklärung löste furchtsame Hektik aus: Erst wurde ein Angriff zwischen dem 10. und 12. Mai vorausgesagt, dann sollte er zwischen dem 19. und 26. desselben Monats stattfinden. Da eine Schreckensnachricht der anderen folgte, war Stalin nervös und gereizt.<sup>26</sup> Sein Tatendrang war kaum zu zügeln. Die Meldung

gen, die dem Nachrichtendienst von jenseits der sowjetischen Grenzen zuzugingen, zeichneten dasselbe widersprüchliche Bild, das sich für Stalin 1941 ergeben hatte.

Eine Quelle war ein kommunistischer Spionagering in der Schweiz, die einen Zeitraum um den 12. Juni nannte, das Datum, für das der Angriff ja in der Tat vorgesehen war. Doch dann wurden von deutscher Seite Desinformationen ausgestreut, nach denen «Zitadelle» aufgeschoben worden sei. Der sowjetische Nachrichtendienst hatte Zugang zu den britischen ULTRA-Entschlüsselungen des deutschen Funkverkehrs, und zwar aus zwei Quellen. Die eine war der kommunistische Spion John Cairncross (der «fünfte Mann» des Cambridger Spionagerings, zu dem noch Burgess, Philby, Blunt und MacLean gehörten). Cairncross war es gelungen, eine Stellung im britischen Entschlüsselungszentrum in Bletchley Park zu bekommen. An dienstfreien Tagen fuhr er mit einem Auto, das ihm sein NKWD-Führungsoffizier Anatoli Gorski besorgt hatte, nach London und übergab dort Unterlagen, die Einzelheiten über Feldflugplätze der Luftwaffe an der Ostfront enthielten. Diese Informationen lieferten die Grundlage für die präventiven Luftschläge gegen die Fliegerhorste, bei denen die Sowjets in drei Wellen anfliegen und fünfhundert deutsche Maschinen zerstörten. Cairncross war der ständigen Aufregung nicht gewachsen und quittierte noch vor Beginn der Schlacht den Dienst. Auch die britische Regierung gab am 30. April Informationen über «Zitadelle» weiter, unter anderem den Tarnnamen der Operation. Später fing sie jedoch Stellungnahmen des japanischen Botschafters in Berlin, Hiroschi Oschima, auf und folgerte daraus, das «Unternehmen Zitadelle» sei aufgegeben worden.<sup>27</sup>

Je länger die Sowjets warten mussten, desto beunruhigender und verwirrender erschien ihnen das deutsche Zögern. Für die Männer in der Frontausbuchtung hatte diese Ruhe vor dem Sturm zur Folge, dass sie wochenlang hin- und hergerissen wurden zwischen dem Nerven aufreibenden Gefechtsalarm und Zeiten öden militärischen Alltagsdienstes. Die mehr als zweimonatige Wartezeit belastete die Kampfmoral der

Truppe, die wusste, dass ein Sturm bevorstand, der viele von ihnen das Leben kosten würde. In der letzten Juniwoche bemerkte der Nachrichtendienst der Roten Armee eine plötzliche Veränderung. Aus aufgefangenen Meldungen und von deutschen Soldaten, die sowjetischen Späh- oder Stosstrupps in die Hände gefallen waren, hatte man erfahren, dass der Feind sich anschickte, die Gefechtsstellungen zu beziehen. Daraufhin wurde eine hohe Alarmstufe angeordnet. Man erwartete den Angriff zwischen dem 3. und 6. Juli. Am 2. Juli wurden die sowjetischen Truppen in Gefechtsbereitschaft versetzt.

Am 4. Juli stellte der Feind plötzlich alle seine Aktivitäten an der Front ein. Eine unerträgliche Stille breitete sich aus. Ein Gefangener, den sowjetische Truppen im südlichen Frontabschnitt aufgegriffen hatten, gestand, dass der Beginn des deutschen Angriffs auf den 5. Juli, Punkt 5.28 Uhr in der Frühe, festgesetzt worden sei.<sup>28</sup> General Watutins Woroneschfront, die die Linien gegenüber Belgorod und Charkow hielt, bekam Befehl, mit der Artillerie ein Sperrfeuer zu legen, um die deutsche Front zu spalten. Im Norden, wo Rokossowskis Zentralfront stand, war Schukow im Hauptquartier, um die Schlacht zu koordinieren. Am 5. Juli um zwei Uhr morgens kam die Meldung, dass ein gefangener Sturmpanzer den exakten Zeitpunkt preisgegeben hatte. Um drei Uhr sollte die Wehrmacht angreifen. Ohne auf Stalin zu warten, befahl Schukow Luft- und Artillerieschläge. Niemand kam zur Ruhe. Als Schukow in Moskau anrief, blieb ihm Stalins Besorgnis nicht verborgen. Um halb drei Uhr morgens war ein «fürchterliches Donnerrollen» zu hören. Das Krachen der Geschütze und Bomben, das Fauchen der Raketen verschmolz zu einem einzigen Getöse, das Schukow wie «eine Symphonie der Hölle» erschien.<sup>29</sup>

Die deutschen Befehlshaber waren vollkommen überrascht. Eine Zeit lang glaubten sie, Opfer einer sowjetischen Offensive geworden zu sein, von der sie nichts geahnt oder bemerkt hatten. Als deutlich wurde, dass es sich lediglich um einen sowjetischen Störangriff handelte, lautete ihr Befehl: «Weitermachen!» Um halb fünf am Morgen des 5. Juli wurde «Zitadelle» ausgelöst.

Generaloberst Walter Model's 9. Panzerarmee, unterstützt von den schweren Tiger-Panzern und dem neuen Jagdpanzer «Elefant», stiess auf schmaler Front vor, um ein Loch in Schukows Festungsmauer zu brechen. Sie wurde von einem Abwehrfeuer empfangen, das so dicht war, wie es die Wehrmacht noch nicht erlebt hatte. Die Panzer und Männer, vorerst festgenagelt, warteten auf die Luftwaffe, damit sie ihnen eine Schneise schlug. Nur meterweise kamen sie jeweils voran. Hunderte von festen Hindernissen waren durch mobile Panzerabwehrtrupps verstärkt worden, die sich mit Todesverachtung auf die Feindpanzer stürzten. Mit Benzinbomben und behelfsmässig zusammengebastelten Vorrichtungen aller Art versuchten sie, die Panzer bewegungsunfähig zu machen, sodass Pak herangeholt werden konnte, um sie von der Seite oder von hinten – den empfindlicheren Stellen also – unter Beschuss zu nehmen. Soldaten verbargen sich in Gräben und schleuderten Granaten unter vorbeirollende Fahrzeuge. Die schwere Panzerung der deutschen Sturmgeschütze und Tanks zwang die sowjetischen Einheiten, sie aus nächster Nähe zu bekämpfen. Nach dem ersten Kampftag hatten die Angreifer sechseinhalb Kilometer Gelände gewonnen.

Am 6. Juli führte Model weitere Panzer heran. Eine Streitmacht von 3'000 Geschützen und 1'000 Panzern rückte auf nur rund zehn Kilometer breiter Front vor. Reserven, die aus der Tiefe des Frontvorsprungs nach vorn geschafft wurden, hielten dem Angriff stand und verursachten hohe Verluste auf deutscher Seite. Der folgende Tag erwies sich als entscheidend. Am 7. Juli, nach einem Geländegewinn von mehr als elf Kilometern, schwenkten die deutschen Panzer auf das Dorf Poniri zu. Der Kampf tobte unaufhörlich. Das Donnern der Geschütze, das Krachen der Bomben, der dichte Rauch erschwerten bald Hören und Sehen. Die deutschen Panzerkräfte drückten gegen die Hauptverteidigungslinie und kamen ins Stocken. Am folgenden Tag wurde ein anderes Dorf, Olchowatka, für den deutschen Durchbruch ausgesucht. Da sich die Panzer auf den schmalen Zufahrtswegen dorthin zwangsläufig drängten, waren sie den sowjetischen Sturzkampfbombern und dem zusammengefassten,

gezielten Kreuzfeuer von Pak und schwerer Artillerie hilflos ausgeliefert. Am 9. Juli waren die deutschen Truppen im Norden an ihre Grenzen gelangt. Schukow informierte Stalin, dass der Zeitpunkt gekommen sei. Der Beginn der Gegenoffensive im Norden wurde für den 12. Juli beschlossen. Als sie begann, brach der deutsche Angriff langsam in sich zusammen. Rokossowskis Divisionen, verstärkt durch eine wahre Flut von Nachschub und Männern, die auf eigens dafür verlegten Geleisen herangeführt wurden, zwangen die Angreifer über jene Gruben und Gräben, die sie eine Woche zuvor überwunden hatten, zurück, vorbei an den grauischen Überresten einer verlorenen Schlacht.<sup>30</sup>

Am südlichen Frontabschnitt des Bogens war die Lage weniger ermutigend. Zwar war der sowjetische Nachrichtendienst über die deutschen Absichten gründlicher informiert als im Jahr zuvor, trotzdem hatte er die Verteilung der deutschen Kräfte völlig falsch eingeschätzt. Man hatte den Schwerpunkt des deutschen Angriffs im Norden erwartet und die Abwehrmassnahmen dort entsprechend konzentriert. Tatsächlich aber waren die deutschen Truppen im Süden stärker. Generaloberst Hermann Hoths 4. Panzerarmee griff die schwächer verteidigte der beiden sowjetischen Fronten an. Die Rote Armee wehrte sich hier genauso erbittert wie im Norden, aber General Watutin fehlten die Wucht der Panzer und die Feuerdichte der Artillerie, mit denen Rokossowski Model zu Leibe rückte. Hoth verfügte über neun Panzerdivisionen, das Beste, was die Wehrmacht zu bieten hatte, angeführt von den SS-Panzerdivisionen «Totenkopf», «Das Reich» und «Leibstandarte Adolf Hitler». Sie drangen so unaufhaltsam vor, dass sie nach zwei Tagen erbitterter Kämpfe etwa dreissig Kilometer weit in Richtung der wichtigen Strassenverbindung Obojan-Kursk vorangekommen waren. Im deutschen Hauptquartier erwartete Manstein mit wachsender Zuversicht den Zusammenbruch der sowjetischen Front, so wie es vorher oft genug geschehen war.<sup>31</sup>

Dieses Mal jedoch wich und wankte der Gegner nicht. Nach einem verlustreichen Angriff gegen lediglich vorgeschobene Stellungen erreichten die SS-Divisionen am 7. Juli die Hauptverteidigungslinie. Vor

ihnen lag eine eindrucksvolle Streitmacht, die 1. Panzerarmee. Die Deutschen kamen nur noch im Kriechtempo voran. Am 9. Juli formierten sich die Panzerdivisionen zu einem gewaltigen Stosskeil und rissen eine weitere Lücke in die feindliche Linie. Sie überquerten das Flüsschen Psel, das letzte natürliche Hindernis zwischen den Deutschen und Kursk. Dort hielten die Vorausabteilungen der Totenkopfdivision inne und bildeten einen kleinen Brückenkopf. Damit war der äusserste Punkt ihres Vorstosses erreicht; die Welle der deutschen Offensiven, die zwei Jahre zuvor begonnen hatte, war zum Stillstand gekommen. Unfähig, weiter vorzudringen, wendete Hoth nun die Stossrichtung seines Angriffs nach Nordosten und hielt auf einen kleinen Eisenbahnknotenpunkt bei Prochorowka zu.<sup>32</sup>

Die fünf Tage, die auf den 9. Juli folgten, waren die kritischsten der Schlacht um Kursk. Das SS-Panzerkorps sammelte sich erneut, um den endgültigen Schlag gegen eine sowjetische Streitmacht vorzubereiten, deren schwere Verluste an Menschen und Gerät auf dem Schlachtfeld abzulesen waren: Verkohlte Leichen und verbogene Waffen bedeckten das geschwärtzte Terrain. Mehr als fünfhundert schwere Panzer, darunter viele mächtige Tiger und Panther, die dem T-34 an Feuerkraft überlegen waren, setzten sich in Bewegung. Das sowjetische Oberkommando hatte auf den deutschen Vorstoss hin einige der kostbaren Reserven angefordert, die weit hinter der Front für den entscheidenden Gegenschlag bereitgehalten wurden. Am 6. Juli hatte Stalin persönlich General Pawel Rotmistrow, den Oberbefehlshaber der 5. Garde-Panzerarmee, angerufen und ihm befohlen, nach Prochorowka vorzurücken – ein mörderischer dreitägiger Gewaltmarsch über mehr als dreihundertsiebzig Kilometer. Rotmistrow hatte Geburtstag. Ein Abendessen war geplant. Als seine Gäste eintrafen, fanden sie auf dem Tisch nur ausgebreitete Karten vor. Rotmistrow erläuterte die Einzelheiten des Marsches. Auf seine Gesundheit trank man mit Champagner, den man von einer deutschen Einheit erbeutet hatte, und um halb zwei in der Nacht zum 7. Juli brach die 5. Garde-Panzerarmee auf.<sup>33</sup>

Die Kolonnen kamen nur äusserst mühsam voran. Sie waren Tag und Nacht unterwegs, trotz der Bedrohung durch die Ju-87-Stukas mit ihren panzerbrechenden Bordwaffen, die den sowjetischen Truppen bereits schwere Verluste zugefügt hatten. Die sowjetische Luftwaffe war aufgestiegen, um die deutschen Flieger fern zu halten. Rotmistrow und sein Stab bewegten sich auf umgebauten Lastwagen vorwärts, die als Gefechtsstand dienen mussten. Über Funk führte er das Gros, das auf gut dreissig Kilometer Breite als gewaltige Phalanx vorrückte. General Konjew, der Oberbefehlshaber der Reservefront, folgte in sicherem Abstand per Flugzeug und behielt die Verstärkung im Auge. Damit bewegte sich zum ersten Mal eine ganze Panzerarmee auf eigener Kette vorwärts, statt auf der Schiene verlegt zu werden. Schon bald wurden die Bedingungen schwieriger. Bereits um acht Uhr morgens war die Hitze unerträglich. Die endlosen Fahrzeugströme wirbelten dichten grauen Staub auf, der in dicken Schichten Menschen, Pferde und Gerät bedeckte. Rasch waren die Soldaten schweissüberströmt und wurden von quälendem Durst geplagt. Das Unternehmen stellte die Zuverlässigkeit und Widerstandsfähigkeit der sowjetischen Fahrzeuge auf eine harte Probe. Schwerem Gelände und Staub zum Trotz gab es erstaunlich wenige Ausfälle. Als die Armee am 9. Juli Halt machte, hundert Kilometer von der Front entfernt, war sie noch immer einsatzfähig. An diesem Tag erhielt Rotmistrow Befehl, seine Truppen so rasch wie möglich in den Gefechtsraum zu bringen und daher den Rest der Strecke unverzüglich zurückzulegen. Am 10. Juli erreichten die erschöpften Einheiten die Front.<sup>34</sup>

Auch wenn Rotmistrow sich befehlsgemäss auf eine schwere Panzerschlacht einrichten sollte, hat er wohl kaum geahnt, was ihn erwartete. Im mechanisierten Pendant des Nahkampfes – nicht Mann gegen Mann, sondern Panzer gegen Panzer – sollte er nun seine T-34 gegen die überlegenen «Tiger» und Jagdpanzer «Elefant» des Feindes einsetzen. Aus nächster Nähe konnten die beweglicheren T-34 sie von der Seite und von hinten angreifen und ihnen schwere Schäden zufügen. Zwei Tage

brauchten die Männer, um Geschützstellungen auszuheben und die Tanks gefechtsklar zu machen. Der deutsche Druck im Westen und Osten von Prochorowka nahm zu; verzweifelt bemühte man sich, die Flanken zu halten und den Durchbruch zu verhindern, bis die Reserve gefechtsbereit war. Schukow befahl zehn Artillerieregimentern, rund um die Ortschaft herum panzerbrechende Batterien in Stellung zu bringen. Stalin wies Wasilewski, den Generalstabschef der Roten Armee, an, die Schlacht persönlich zu befehligen. Am Morgen des 12. Juli standen sich zwei gewaltige Panzerheere gegenüber, achthundertfünfzig sowjetische

Eine sowjetische Panzereinheit bereitet sich im Juli 1943 auf die Schlacht von Kursk, die grösste Einzelschlacht des Krieges, vor. Im Sommer 1943 hatten die sowjetischen Befehlshaber gelernt, ihre Verbände sehr viel wirkungsvoller zu führen als noch 1941.

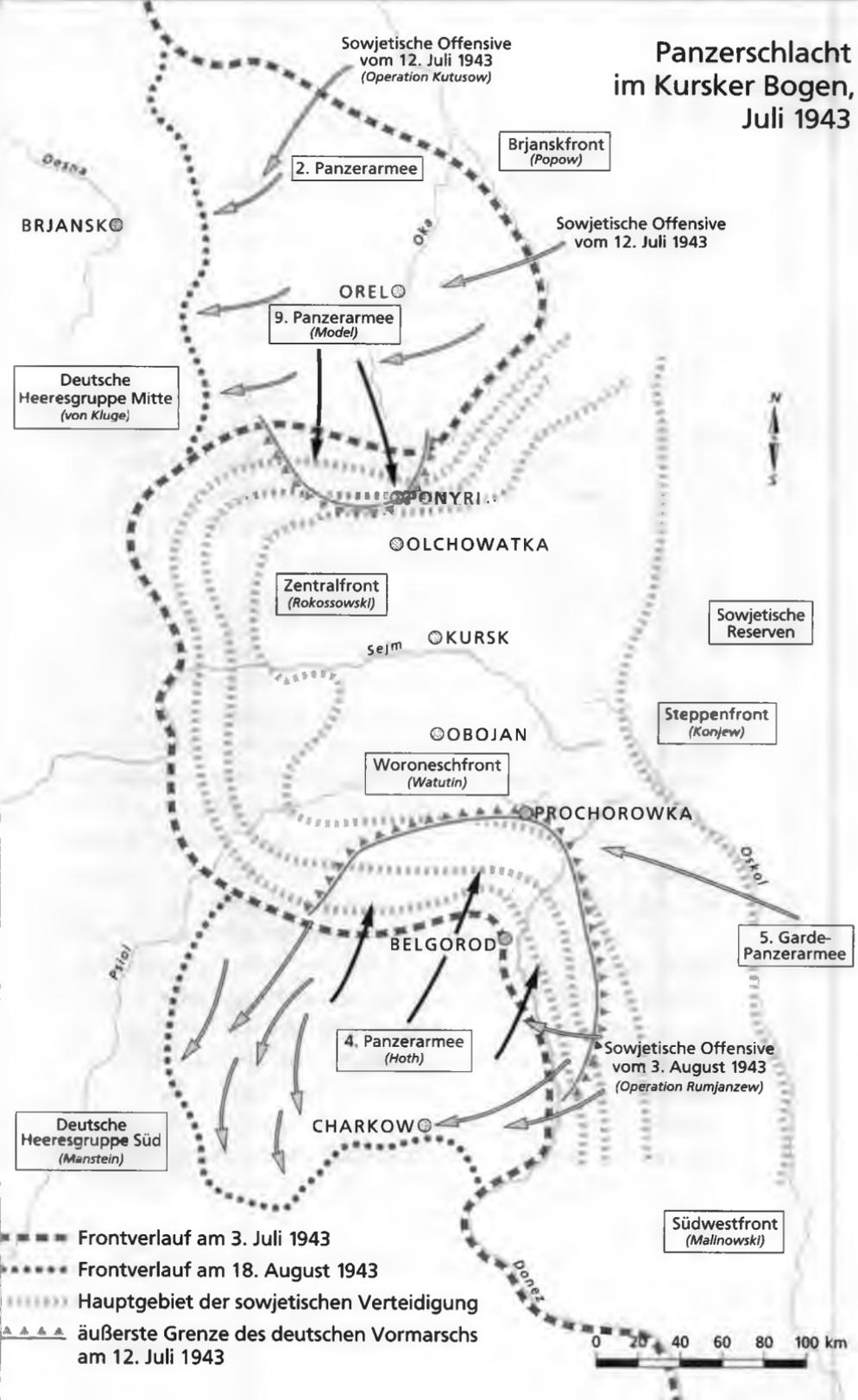


gegen mehr als sechshundert deutsche Tanks, bereit zur grössten Panzerschlacht des Krieges.

Rotmistrow liess sich zu einem Unterstand in einem Obstgarten hoch über dem Schlachtfeld fahren. Unter ihm breitete sich ein riesiges, im Licht der aufgehenden Sonne gelb glänzendes Kornfeld aus. Dahinter ein dunkler Wald, in dem er die deutschen Panzertruppen verborgen wusste. In der Nacht hatten Spähtrupps das Dröhnen Hunderter Motoren vernommen, als die SS-Divisionen in ihre Ausgangsstellungen fuhren. Jetzt lag eine unheimliche Stille über der Landschaft, vom Stimmengewirr der Fernmeldeverbindungen abgesehen. Punkt 6 Uhr 30 tauchte das erste deutsche Flugzeug auf. Eine halbe Stunde später näherten sich die deutschen Bomberstaffeln mit drohendem Grollen, wurden lauter und lauter, erschienen dicht gedrängt wie ein Schwarm fremdartiger Insekten über den Köpfen der Russen und warfen ihre Last auf die Wälder und Dörfer in der Umgebung von Prochorowka ab. Noch bevor sie ihren Auftrag erledigt hatten, wurden sie von einer grossen Zahl russischer Jäger angegriffen. Flugzeuge beider Seiten stürzten ab. Anstelle einschlagender Bomben ertönten jetzt die Explosionen getroffener Maschinen. Dann kehrten die übrig gebliebenen zu ihren Stützpunkten zurück.<sup>35</sup>

Wellen sowjetischer Bomber und Jäger übernahmen nun die Rolle der deutschen Maschinen und belegten die Wälder vor ihnen mit Bomben und Raketenbeschuss. Gleichzeitig eröffnete auch die sowjetische Artillerie das Feuer, sodass ein dichter Regen von Granaten und Bomben auf die verborgenen SS-Truppen niederging. Um 8 Uhr 30 gab Rotmistrow das Codewort für den Angriff aus – «Stahl! Stahl!», auf Russisch Stalin. Blitzschnell lief das Wort durch die sowjetischen Reihen. Die T-34-Panzer fuhren aus ihren Verstecken hinaus auf die Felder. Genau zur selben Zeit – als wäre «Stahl» auch ihr Signal gewesen – tauchten deutsche Panzer und Sturmgeschütze am Waldrand auf. Auf einer Fläche von knapp acht Quadratkilometern standen sich mehr als tausend Panzer gegenüber. Keine Seite hatte diesen Frontalzusammenstoss gewollt, doch

# Panzerschlacht im Kursker Bogen, Juli 1943



jetzt war er unvermeidlich. Wie zwei Herden vorgeschichtlicher Tiere rumpelten sie aufeinander zu, ein wildes Raubtier gegen das andere.

Die nun folgende Schlacht war von Rotmistrow auf seinem «Feldherrenhügel» kaum zu verfolgen, denn schon bald war das Kampfgeschehen in Rauch und Staub gehüllt. Bei Tage trug die Natur mit peitschenden Regengüssen und heftigen Gewittern ihren Teil zum Drama bei. Bald hatten sich die Panzer so ineinander verkeilt, dass beide Seiten Artilleriefeuer und Luftunterstützung einstellen mussten. Die T-34 waren zwar an Feuerkraft unterlegen, fuhren aber so dicht an die Tiger und Panther heran, dass sie sie manövrierunfähig machen konnten. Ging ihnen die Munition aus, rammten sie die Gegner einfach. Sobald ihre Motoren ausfielen, rückten die feindlichen Panzer näher. Tanks mit gebrochenen Ketten oder Laufrädern feuerten, solange es ging. Dann stürzten sowjetische Soldaten hervor und schleuderten Benzinbomben oder Handgranaten.

Das Kampfgeschehen liess kaum eine Ordnung erkennen. Beide Seiten erlitten schwere Verluste. Am Abend lagen siebenhundert Panzer zerstört und defekt auf dem Schlachtfeld, grotesk verformt, die Wannen von Geschossen durchschlagen, die Geschützrohre abgeknickt, die Türme von explodierender Munition oder einem Glückstreffer abgesprengt. Zwischen den Panzerskeletten Tausende verkohlter oder brennender Leichen. Nach acht Stunden verstummten die Geschütze. Überall loderten Brände, auf den Höfen, in den Dörfern, auf den Wiesen, in den Obstgärten, und alles war schwarz gefärbt von den zahllosen Explosionen.

Als Rotmistrow am Abend endlich seinen Unterstand verlassen konnte, hatte es aufgehört zu regnen. Sogar die Luft schien verschmort zu sein. Nach dem ohrenbetäubenden Schlachtenlärm vernahm er jetzt die gedämpften Geräusche von Bergungs- und Räumarbeiten. Kleine Trupps suchten das Feld nach ihren Verwundeten ab. Die Deutschen sprengten die Panzer, die sie nicht zur Reparatur abschleppen konnten. Lastwagen schafften ununterbrochen Munition, Treibstoff und andere Nachschubgüter herbei. Pioniere legten neue Minenfelder. Kurz vor

Morgengrauen fiel Rotmistrow in Schlaf und wurde ein paar Stunden später durch das «Konzert» fallender Bomben geweckt?<sup>6</sup>

Nach dem ersten Tag war die Schlacht noch nicht vorbei, doch ihr Ausgang zeichnete sich bereits ab. Die deutschen Verluste waren so hoch, dass sie keinen entscheidenden Durchbruch mehr zuließen. Die sowjetischen Truppen hielten dem Angriff stand, kamen selbst aber auch kaum voran. Flankierende Angriffe schwerer deutscher Truppen auf dem linken und rechten Flügel wurden zurückgeschlagen. Als die Kämpfe am folgenden Morgen wieder einsetzten, fand kein Panzernahkampf mehr statt. Deutsche Verbände versuchten, sich mit Sondierungsangriffen einen Weg durch die sowjetischen Verteidigungslinien zu bahnen, doch Wasilewski und Watutin hielten ihre Truppen in rascher Bewegung und konnten so die Angriffe abwehren. Zwei weitere Kampftage bewiesen, dass der erhoffte Durchbruch die deutschen Kräfte überstieg. Am 15. Juli endete die Schlacht damit, dass beide Seiten praktisch dort standen, wo sie begonnen hatten. Die SS-Divisionen hatten fürchterliche Verluste erlitten. Die «Totenkopf»-Division, die in der Schlacht bei Prochorowka die Hauptlast getragen hatte, wurde von der Front abgezogen. Die Panzerarmee verlor mehr als die Hälfte ihrer Männer und die Hälfte ihrer Fahrzeuge. Einige Divisionen waren auf siebzehn einsatzfähige Panzer zusammengeschrumpft. Auch die sowjetischen Verluste waren hoch. Am Tag nach der Panzerschlacht stand Rotmistrow nur noch die Hälfte seiner Kräfte zur Verfügung, obwohl fortlaufend Verstärkung von anderen Teilen der Front eintraf.<sup>37</sup>

Die grosse Panzerschlacht machte tiefen Eindruck auf die höhere sowjetische Führung. Am 13. Juli überzeugte sich Marschall Schukow mit eigenen Augen vom Ausmass der Zerstörung. Zusammen mit Rotmistrow und Nikita Chruschtschow – damals Parteivertreter im Militärparlament der Front – fuhr er über das verbrannte Schlachtfeld. Mehrfach liess er den Wagen halten, um die ineinander verkeilten Panzerwracks zu betrachten. Rotmistrow bemerkte an seinem Gast eine ungewohnte Betrof-

fenheit: Der Mann, der ganze Armeen auf dem Kartentisch hin und her schob, war bewegt von dem Anblick der realen Schlacht?<sup>8</sup> Wasilewski berichtet, die Schlacht, die sich am 12. Juli vor seinen Augen entfaltete, habe einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Es habe in dem Krieg nichts gegeben, was mit dem Aufeinandertreffen dieser Panzer zu vergleichen gewesen wäre. Noch Wochen nachher war das ganze Gebiet, fünfzig Kilometer lang und fünfzig Kilometer tief, «eine entsetzliche Wüste», wie ein Kriegsberichterstatter schrieb. Kilometerweit war der Gestank Hunderter unbegrabener Leichen zu riechen, die von der Sommerhitze aufgetrieben wurden.<sup>39</sup> Hier bei Kursk wurde der beklemmende Ausdruck begreiflich, den Ilja Ehrenburg zur Beschreibung dieses Sommers geprägt hatte – «tiefer Krieg».<sup>40</sup>

Die Schlacht von Kursk beendete jede realistische Aussicht auf einen deutschen Sieg im Osten. Einige Tage vor den Ereignissen bei Prochorowka waren englisch-amerikanische Truppen in Italien gelandet, was Hitler dazu zwang, wertvolle Heeresverbände von der Ostfront abzuziehen. Am 13. Juli wurde das «Unternehmen Zitadelle» offiziell abgeblasen, und Hoths Panzerarmee erhielt den Befehl, sich unter hinhaltendem Widerstand auf die Linien zurückzuziehen, die sie vor dem 5. Juli innegehabt hatten.<sup>41</sup>

Jetzt trat die zweite Stufe von Schukows und Wasilewskis Plan in Kraft. Offenbar vermutete auf deutscher Seite kaum jemand, dass die Rote Armee weiter gehende Ziele verfolgen könnte, als die Offensive aufzuhalten. Auch glaubten die deutschen Heerführer nicht, dass die sowjetischen Verteidiger nach diesem ausserordentlichen Aderlass noch die Kraft zu einem gefährlichen Angriff hätten. Tatsächlich aber lag die eigentliche Bedeutung der Schlacht um Kursk nicht in der standhaften Verteidigung des Frontvorsprungs, sondern in der darauffolgenden Offensive.

«Operation Kutusow» begann am 12. Juli am Nordrand des Frontvorsprungs. Nun mussten die sowjetischen Kräfte ihrerseits eine schwer befestigte Front angreifen – ein Minenfeld um das andere, Gräben, Stacheldraht und Bunker. Das Ziel war, die deutsche Truppenkonzentration bei

Orel und Brjansk zu zerschlagen und den gesamten mittleren Frontabschnitt der Deutschen aus den Angeln zu heben. Der Angriff traf auf heftigen Widerstand, war aber bemerkenswert erfolgreich. An einem schmalen Frontabschnitt wurden «Stossverbände» zusammengezogen, um eine Bresche in die deutsche Linie zu schlagen. Unter starker Luftunterstützung folgte einem verbundenen Infanterie- und Panzerangriff eine ganze Panzerarmee, die durch die Lücke stiess und sich auffächerte, um die deutschen Verteidigungsstellungen zu vernichten – eine Angriffstaktik, die weitgehend auf Tuchatschewskis zehn Jahre alten Ideen beruhte. Am 5. August eroberten sowjetische Truppen Orel zurück, am 18. August war Brjansk wieder in sowjetischer Hand.

Die südliche Gegenoffensive mit dem Decknamen «Operation Rumjanzew» stand unter Schukows direktem Befehl. Am 3. August begann der Angriff. Dabei kam die in Reserve gehaltene Steppenfront zum Einsatz, weil man die erschöpften Truppen verstärken wollte, die den deutschen Angriff im Juli zurückgeschlagen hatten. Das Ziel war Charkow, wo die sowjetischen Streitkräfte zweimal in die Flucht getrieben worden waren. Belgorod wurde am 5. August von der Roten Armee genommen. Bei der Annäherung an Charkow führten die neu formierten deutschen Panzerdivisionen einen Gegenangriff gegen sowjetische Panzerarmeen und drohten, ihre früheren Erfolge zu wiederholen. Doch diesmal waren die sowjetischen Kräfte wirksamer aufgestellt: Sie konnten den Angriff parieren, und am 28. August fiel Charkow.

Ganz Russland wurde von einer wachsenden Hochstimmung erfasst. Die ersten militärischen Erfolge hatten Stalin zu seinem einzigen Frontbesuch bewogen. Mit einem Sonderzug verliess er am 1. August seine Datscha in Kunzewo. Lokomotive, Waggon und Bahnsteig waren mit Zweigen getarnt. Er erreichte die Westfront, die jetzt viele Kilometer weit vor Moskau verlief, und verbrachte eine ereignislose Nacht. Am folgenden Tag begab er sich zur Kalininfront im Norden, wo er in einer Bauernkate übernachtete (ein Besuch, an den heute noch eine Gedenk-

tafel erinnert). Ohne Offiziere oder Mannschaften einen Besuch abgestattet zu haben, kehrte Stalin am folgenden Tag nach Moskau zurück.<sup>42</sup> Über seine Beweggründe lässt sich nur spekulieren. Vielleicht hoffte er, seine Umgebung zu beeindrucken, wenngleich er nicht ernsthaft glauben konnte, dass dazu ein so bescheidenes Unternehmen ausreichen würde. Vielleicht machte der Gedanke, Hunderttausende seiner Landsleute auf Schlachtfelder geschickt zu haben, von denen er keine Vorstellung hatte, ihm wirklich zu schaffen. Nachdem er so vielen anderen Menschen Feigheit vorgeworfen hatte, musste ihm daran gelegen sein, sich nicht dem gleichen Vorwurf auszusetzen. Welche Gründe er auch immer gehabt haben mag, er schlug rasch Kapital aus dem Besuch. Einige Tage später erklärte er in einem Schreiben an Roosevelt, warum sich seine Antwort auf eine Nachricht des amerikanischen Präsidenten so verzögert habe: «Ich muss öfter persönlich an verschiedenen Frontabschnitten sein und alles übrige den Interessen der Front unterordnen.»<sup>43</sup> Zwei Tage nach seiner Rückkehr befahl er in Moskau einen Sieges Salut zur Feier der Befreiung von Orel und Belgorod. Am 5. August donnerten um Mitternacht zwölf Salven aus hundertzwanzig Geschützen über die Stadt, der erste von mehr als dreihundert Saluten, die bis 1945 folgen sollten. «Ewigen Ruhm», hiess es in Stalins offizieller Verlautbarung, «den Helden, die im Kampf für die Freiheit unseres Landes fielen.»<sup>44</sup>

Für die Siege von 1943 mussten viele Helden fallen, wenn auch deutlich weniger als ein Jahr zuvor. In Stalingrad kamen 470'000 Soldaten um. Für den Sieg bei Kursk mussten nur noch 70'000 sowjetische Soldaten ihr Leben lassen. Die deutsche Front wurde um den Preis von weiteren 183'000 Gefallenen durchbrochen. Das waren noch immer ausserordentlich hohe Zahlen. Damit verlor die Rote Armee in zwei Kriegsmonaten fast so viele Männer wie die Vereinigten Staaten und Grossbritannien im gesamten Krieg.<sup>45</sup> Derartige Opfer hätten wahrscheinlich jedes andere Volk in die Knie gezwungen. Zwei Jahre lang wurde der Sowjet-

Ein Propagandaplakat vom Sommer 1943 bringt die Wende des Krieges auf den Punkt: Das zerbrochene deutsche Schild «Nach Osten» ist durch den sowjetischen Schlachtruf «Nach Westen!» ersetzt. Nach der Schlacht von Kursk trieb die Rote Armee die deutschen Streitkräfte durch die zerstörten Gebiete der westlichen Sowjetunion zurück und überschritt im Januar 1945 die deutsche Grenze.



union der schreckliche Blutzoll abverlangt; in dieser Zeit fielen mehr als 4,7 Millionen Rotarmisten, Millionen wurden verwundet oder verkrüppelt. Die Verluste waren so schwer, dass in der Herbstoffensive des Jahres 1943 die sowjetischen Divisionen, obwohl durch einen gewaltigen Zuwachs an Panzern und Kanonen gestärkt, auf je zweitausend Mann geschrumpft waren. Während des Krieges verschob sich das Ressourcenverhältnis in den sowjetischen Truppenverbänden von hohem Personal- zu hohem Kapitaleinsatz. Es ist ein Mythos, dass die Sowjetunion

den Krieg gewonnen hat, weil ihr die endlosen Territorien im Osten zur Verfügung standen, aus denen sie ihre personellen Ressourcen schöpfen konnte. Im Osten gab es mehr Raum als Menschen. Die Sowjetunion hat nur überlebt, weil sie zwei Drittel der Frauen mobilisierte, die die Arbeit in den Fabriken und den landwirtschaftlichen Betrieben übernahmen, und weil sie ihre Streitkräfte modernisierte, sodass diese sich nicht mehr auf die bloße Zahl ihrer Soldaten stützen mussten, sondern sich, wie die US-Armee, auf die Massenproduktion der Rüstungsindustrie verlassen konnten.<sup>46</sup>

Es bleiben jedoch unbeantwortete Fragen. Die entscheidende Erklärung für die Hartnäckigkeit der sowjetischen Kriegsanstrengungen und den Sieg, der dem Land am Ende zufiel, liegt in dem Umstand, dass Tausende von Sowjetbürgern in den selbstmörderischen Kämpfen um Leningrad, Kiew, Moskau, Stalingrad und Dutzende anderer Städte ihr Leben opferten. Es sind so viele Geschichten über Verteidigungskämpfe bis zum letzten Atemzug bekannt, dass sie nicht alle Stalins Propaganda entsprungen sein können. Warum waren die Verlustziffern so hoch? Warum ignorierten die Rotarmisten und Sowjetflieger beim Kampf gegen den Feind so häufig die Gefahren, in die sie sich begaben?

Es gibt nahe liegende Antworten: Die hohe Todesrate und der fanatische Widerstand waren zum einen die Konsequenz eines politischen Unterdrückungssystems und zum anderen ein Resultat der sowjetischen Kriegführung. Beide Behauptungen haben einiges für sich. Das Heer war in ständigem Kontakt mit der Partei – erstens durch die Politoffiziere, die jeder Einheit zugewiesen waren, zweitens durch die grosse Zahl von KP-Mitgliedern und Aktivisten, die in den Streitkräften dienten und gehalten waren, eine besondere, sozialistische Spielart von Mut an den Tag zu legen. Das Regime betrachtete sie als das moralische Bindemittel, das die Armee zusammenhielt. Sie hatten die Aufgabe, Siegeszuversicht zu verbreiten und Entschlossenheit vorzuleben.<sup>47</sup> Während des Krieges fielen drei Millionen Parteimitglieder im Kampf. Ferner gab es das NKWD mit seinen 750'000 Mann starken Truppen, die den Ter-

ror bis in die vordersten Linien trugen. 1941 und 1942 waren sie entscheidend daran beteiligt, dass der Kampf auf sowjetischer Seite weitergeführt wurde.<sup>48</sup> Die Fähigkeit des politischen Systems, durch Propaganda und Gewalt ein hohes Mass an Opferbereitschaft zu erzwingen, ist nicht zu unterschätzen, trotzdem war das Verhältnis zwischen Regime und Truppe wohl nicht so eng, wie die zahlreichen vollmundigen Äusserungen von offizieller Seite suggerierten. Das zeigt unter anderem das folgende Gedicht des Kriegsteilnehmers Juri Beiasch: «Um ehrlich zu sein, / woran wir in den Schützengräben zuletzt dachten / war Stalin. / Gott war viel stärker in unseren Herzen. / Stalin spielte gar keine Rolle / im Krieg unserer Soldaten.»<sup>49</sup>

Gewichtiger ist das zweite Argument. Die sowjetische Kriegführung brachte hohe Verluste in den eigenen Reihen mit sich. Schon vor dem Krieg gab es ein strenges Disziplinarrecht. Sowjetische Offiziere vertraten die Auffassung, dass die Armee vor allem eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen habe; das Leben der eigenen Soldaten hatte einen geringeren Stellenwert als das Ziel, das es zu erreichen galt. «In unserem Land», klagte ein anderer Kriegsteilnehmer, «sind irgendwelche Ergebnisse wichtiger als alles andere, auch als die Menschen. Russland hat so viele Menschen, da braucht man nicht zu sparen.»<sup>50</sup> Die Offiziere übertrugen diese Einstellung auf den eigenen Stand. 973'000 von ihnen fielen während des Krieges oder gerieten in Gefangenschaft – eine Verlustrate von mehr als 35 Prozent.<sup>51</sup> Sie spornten ihre Männer an und gingen, gemäss russischer Militärtradition, mit gutem Beispiel voran. Doch es wird schwerlich ihre Absicht gewesen sein, ein solch furchtbares Blutbad in den eigenen Reihen anzurichten. Die hohen Verlustraten resultierten eher aus dem Charakter des Konflikts und aus den Ansprüchen eines Systems, das inkompetente Parteifunktionäre mit militärischer Verantwortung betraute.

Die sowjetischen Soldaten sahen sich einem brutalen und schlagkräftigen Feind gegenüber, führten einen verzweifelten, improvisierten Kampf zur Verteidigung ihres Landes, waren nur unzulänglich bewaff-

net und unterstanden einem weitgehend desorganisierten, unfähigen Kommando. Dies kam symbolhaft etwa darin zum Ausdruck, dass man die Infanterie mit aufgepflanztem Bajonett in Schützenlinie gegen deutsche Maschinengewehre stürmen liess – da mussten die Verluste einfach immens sein. So wurde ein Teufelskreis in Gang gesetzt: 1942 waren nur noch acht Prozent des Truppenstamms vorhanden;<sup>52</sup> die Neuzugänge waren ungeübt, daher erlitten auch sie hohe Einbußen. Die überlebenden Offiziere wurden rasch befördert, um die vakant gewordenen höheren Ränge auszufüllen, woraufhin sie selbst wiederum von unzulänglich ausgebildeten jüngeren Offizieren ersetzt wurden. Zwar sammelten diese rasch die notwendige Kampferfahrung, doch die anfangs fehlende Routine forderte ihren Tribut. Erst als sich 1943 der Nachschub an Waffen besserte und Kommandostruktur sowie Truppengliederung effizienter wurden, entwickelten die Soldaten mehr Selbstbewusstsein, und die Zahl der Todesopfer nahm deutlich ab. Zur Zeit der Schlacht von Kursk hatte das sowjetische Oberkommando Kampfvoraussetzungen geschaffen, die die Verluste in erträglichen Grenzen hielten. Die sowjetische Theorie des «Schussfelds», die davon ausging, dass ein angemessenes Verhältnis zwischen Artillerie, Panzern und Infanterie die Zahl der Ausfälle verringert und die Wirksamkeit des Geschützfeuers erhöht, lag schon in den dreissiger Jahren vor. Doch erst 1943 standen die Waffen zur Verfügung, mit denen der Versuch gemacht werden konnte, sie in die Praxis umzusetzen. Bei Kursk waren die Verluste nur noch halb so hoch wie vor Moskau, in den Schlachten von 1944 waren die Opferzahlen sogar auf ein Viertel gesunken.<sup>53</sup> Ohne diese Steigerung des Kampfwerts wären die sowjetischen Kriegsanstrengungen 1943 zum Erliegen gekommen. Der Aufbau eines fast völlig neuen Heeres aus den Trümmern des Zusammenbruchs von 1941 – eines Heeres, das in der Lage war, sich gegen die Angreifer zu behaupten – gehört zu den erstaunlichsten Leistungen des Krieges.

Allerdings passt eine Tatsache nicht recht ins Bild und lässt fraglich erscheinen, dass dem Sowjetsystem als solchem diese Vergeudung von

Menschenleben vorzuwerfen ist: Zwischen 1914 und 1917 betrug die Verluste der zaristischen Armee im Durchschnitt 7'000 Mann pro Tag; zwischen 1941 und 1945 waren es 7'950.<sup>54</sup> Die Zahlen sind nicht ganz zuverlässig, aber sie reichen aus, um einen Eindruck von den Proportionen zu gewinnen. Im Ersten Weltkrieg, einem militärischen Konflikt, in dem sich ein Sieg als unmöglich erwies, war der Verlust an Menschenleben kaum geringer als im Zweiten. Das legt die Vermutung nahe, dass die Erklärung nicht im sowjetischen System zu suchen ist, sondern tief in der russischen Tradition.

In der zaristischen Armee galt die Bereitschaft des Soldaten, sein Leben zu opfern, als Prüfstein für die Moral der Truppe. Pflichtversäumnis oder Desertion wurden genauso streng bestraft wie nach 1941, mit Hinrichtungen und Strafbataillonen. Bereits General Dragomirow, ein bekannter Militärtheoretiker aus der Zeit vor 1914, vertrat die Auffassung, eine geeignete militärische Ausbildung vermittele die Fähigkeit, den natürlichen Selbsterhaltungstrieb zugunsten der Gruppe zu unterdrücken.<sup>55</sup> Es war symptomatisch für die tiefere soziale Einstellung in Russland, in der Kollektivismus stets höher geschätzt worden war als Individualismus, dass der Unterscheidung zwischen «wir» und «ich» eine besondere Bedeutung zukam. Der Sowjetkommunismus knüpfte an diese kulturellen Wurzeln an. 1942 beklagte ein Militärkommissar den überall zu beobachtenden Egoismus: «Alles, was man hört, ist ‚ich‘ und wieder ‚ich‘ und nochmals ‚ich‘. Das ‚wir‘ haben sie schon lange vergessen.»<sup>56</sup> Eine solche Tradition allein erklärt zwar noch nicht die Verlustziffern auf sowjetischer Seite, lässt aber auf einen allgemeinen sozialen und kulturellen Hintergrund schliessen, vor dem der Einzelne weniger galt als das Ganze, egal, ob im Dorf, in der Kommune oder im Vaterland.

Das sind natürlich Abstraktionen, die dem Leid von Millionen einfacher Sowjetbürger kaum gerecht werden, all jener Bürger, die, überwiegend ehemalige Bauern, jahrelang mit der Gefahr eines gewaltsamen Todes leben mussten. «Mit der Zeit war alles alltäglich geworden: die zerstörten Städte, das umgestülpte Leben, der Verlust der Angehörigen»,

schrrieb Ehrenburg.<sup>57</sup> Die sowjetischen Soldaten bewältigten diese Realität auf ganz unterschiedliche Art und Weise. Nicht wenige waren bereits an ein hartes und entbehrungsreiches Leben gewöhnt. Der Alltag in den Dörfern und Fabriken war weit trostloser und unbarmherziger als im Westen, obwohl die Unterschiede selten genügend beachtet werden. Im Laufe von kaum mehr als einer Generation hatte ein Grossteil der Bevölkerung eine Reihe tiefgreifender Umbrüche erlebt: zaristische Modernisierung, Krieg, Revolution und grausamen Bürgerkrieg. Durch die «Revolution von oben» waren viele Sowjetbürger an den millionenfachen Tod oder Zwangsdeportationen gewöhnt. Der Kriegszustand war entsetzlich, aber er wurde von diesem zähen und fatalistischen Volk erduldet, wie es frühere Leiden erduldet hatte.

Der Tod war unvermeidlich, stets gegenwärtig, doch die Soldaten liessen ihn, wie Ehrenburg bei seinen zahllosen Besuchen an der Front feststellte, ganz bewusst nicht an sich heran; «jeder glaubte, dass gerade er am Leben bleiben würde, und jeder hütete sich abergläubisch, darüber zu sprechen oder nachzudenken.»<sup>58</sup> Dafür herrschte eine gewisse Gefühlsseligkeit, die in der Kriegsliteratur und -literatur und in den populären Liedern ihren Ausdruck fand. Ehrenburgs Soldaten dachten lieber an die Vergangenheit oder hofften auf die Zukunft. Oft gab ihnen der Gedanke an kommende, bessere Zeiten die Kraft zum Weiterkämpfen – manche waren von der Vision des wiedererstarteten Vaterlandes nach dem Untergang des deutschen Feindes getrieben, doch für die meisten hielt die Zukunft weit profanere Versprechen bereit. «Ich klag nicht über dies mein Los», hiess es in einem Gedicht, «nur einen Tag möchte ich sehen, den alltäglichsten der Tage, da des Baumes dunkler Schatten mir nichts sagt, mir nichts erzählt als von Sommer, Stille und Schlaf.»<sup>59</sup>

Der Fatalismus der gewöhnlichen Soldaten war der Ursprung der todesmutigen Opferbereitschaft, die so viele von ihnen während des gesamten Krieges bewiesen. Es ist nicht schwer, den russischen Stoizismus romantisch zu verklären. Der Maler Alexander Dschikja schrieb 1990,

im Krieg habe es «trotz aller Entbehrungen, Nöte und Leiden eine Art spirituelles Licht gegeben». <sup>60</sup> Möglicherweise haben die Soldaten in bestimmten Augenblicken tatsächlich Erlebnisse voll intensiver Spiritualität gehabt, seelische Aufschwünge verspürt, sich nach einem erhabenen Tod gesehnt. Solche Gefühle erscheinen im Kontext der russischen Kultur weniger unwahrscheinlich als in den meisten Teilen des übrigen Europa, und sie sollten nicht unberücksichtigt bleiben. Doch der Alltag der sowjetischen Soldaten war viel trivialer. Sie hatten Angst, waren erschöpft, wurden von ihren Offizieren schikaniert, hatten häufig Hunger und litten unter schrecklichem Heimweh, aber trotz all dieser Entbehrungen bewiesen die meisten im täglichen Überlebenskampf eine unbeugsame Standhaftigkeit und einen einfachen, unreflektierten Patriotismus. Sie kämpften und starben millionenfach – nicht für Stalin, nicht für den Kommunismus, sondern für zahllose bescheidenere Ziele.

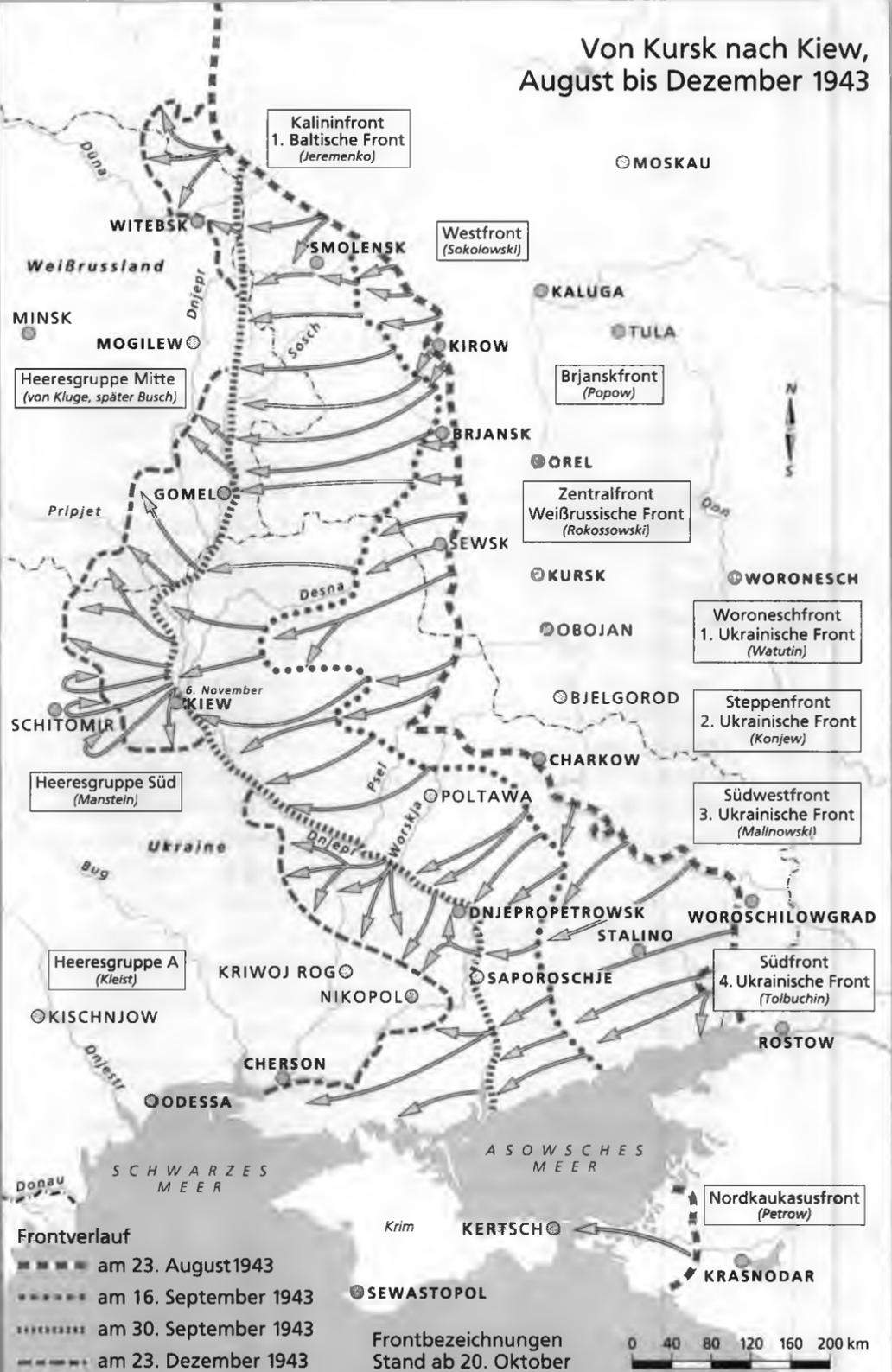
Nach Kursk wurde der Krieg für die sowjetische Öffentlichkeit wieder sinnvoller. Das Ziel war nun, die Deutschen aus den restlichen noch von ihnen besetzten Gebieten zu vertreiben, aus der Ukraine, aus Weissrussland, von der Krim. Im August 1943 verlangte Stalin abermals eine Generaloffensive von Leningrad bis zum Schwarzen Meer, bevor der Feind sich von den Verlusten der letzten beiden Monate erholt hatte. Im mittleren Frontabschnitt, wo die deutschen Streitkräfte achtzehn Monate Zeit gehabt hatten, eine «Verteidigung in die Tiefe» vorzubereiten, machte die Rote Armee nur langsame Fortschritte. Nach einer komplexen und aufwendigen Operation nahm sie Ende September Smolensk. Stalin wollte vor allem den Dnjepr erreichen, der von Kiew im Norden bis hinab ins Schwarze Meer führte und auch Hitlers Ziel werden sollte: Der deutsche Nachrichtendienst, der Umfang und Tiefe der sowjetischen Kräfte bei Kursk falsch eingeschätzt hatte, entwarf nun das düstere Bild eines sowjetischen Kolosses, der sich auf die geschwächte deutsche Front stürzte – an der Ostfront sei «der Teufel los», schrieb Hitlers Gene-

ralstabschef an seine Frau –,<sup>61</sup> und endlich genehmigte Hitler einen allgemeinen Rückzug; die deutschen Streitkräfte sollten die sowjetische Dampfwalze durch hinhaltenden Kampf verlangsamen, dabei ans westliche Dnjeprufer zurückweichen und diese Stellung unter allen Umständen halten.

Die sowjetische Überlegenheit war keineswegs so fürchterlich, wie die Deutschen glaubten. Nach Kursk hatte sich die Zahl der sowjetischen Soldaten und Panzer erheblich reduziert. Von den fünfhundert Panzern, die Rotmistsrows 5. Garde-Panzerarmee ursprünglich zur Verfügung standen, waren noch fünfzig geblieben. Beim Vorrücken auf den Dnjepr teilte er sie in drei Einheiten auf und inszenierte dann einen fiktiven Funkverkehr, der die deutschen Lauscher davon überzeugen sollte, dass noch eine ganze sowjetische Panzerarmee vorhanden war. Im Süden sahen sich die deutschen Streitkräfte grossen Infanteriearmeen gegenüber, die durch vereinzelte Panzer verstärkt wurden. Die Divisionsstärke der Roten Armee war auf die Hälfte der Zahlen von 1942 gesunken. Die sowjetische Schwäche verhinderte einen entschiedeneren Angriff. Obwohl das Donbas-Industriegebiet zurückerobert wurde, entzogen sich die deutschen Kräfte einer Einkesselung und formierten sich noch einmal zu einer schlagkräftigen Panzergruppe, die die Verteidigung des unteren Flusslaufs von Saporoschje bis zum Schwarzen Meer übernahm.

Trotzdem bewegten sich die Fronten jetzt fast nur noch in eine Richtung. Die Rote Armee konnte auf eine Reihe von Siegen zurückblicken. Die deutschen Truppen wussten das. Angesichts der Operationen in Italien und der Gefahr einer Invasion über den Ärmelkanal konnten sie nicht die Kräfte aufbieten, die erforderlich gewesen wären, um alle Stellungen im Osten zu halten. In der dritten Septemberwoche hatte die Rote Armee den Dnjepr im Norden und Süden von Kiew erreicht. Stalin verkündete, er werde den Soldaten, die den Fluss als erste überqueren würden, den begehrten Titel «Held der Sowjetunion» verleihen. In der folgenden Woche wurden nicht weniger als vierzig kleine Brückenköpfe

# Von Kursk nach Kiew, August bis Dezember 1943



am gegenüberliegenden Ufer gebildet. Die Soldaten improvisierten, so gut sie konnten. Hunderte setzten unter ständigem Feindbeschuss in kleinen Booten über, um Hitlers Wall zu durchbrechen. Einige durchschwammen den Fluss sogar. Die deutsche Armee umzingelte die Brückenköpfe, konnte sie aber nicht beseitigen.<sup>62</sup>

Einem Brückenkopf schenkten sie keine Beachtung. Nördlich von Kiew, bei der Ortschaft Ljutesch, hatte eine Infanteriedivision die Sümpfe und Moore am Oberlauf des Dnjepr überwunden und sich in einem Gelände verschanzt, das die Deutschen für unpassierbar hielten. Am Ostufer des Dnjepr stand Watutins Woroneschfront; sie hatte den Feldzug zur Verteidigung von Kursk begonnen, das sich nun schon viele Kilometer hinter den Linien befand, und wurde nun – ihrem neuen Kampfziel entsprechend – in 1. Ukrainische Front umbenannt. Watutin wurde befohlen, Panzer und Soldaten in die sumpfige Enklave zu entsenden und dort eine Basis für den Angriff auf Kiew zu schaffen. Die Sowjets hatten inzwischen ihre Täuschungs- und Tarnmethoden so perfektioniert, dass der Feind von diesen Vorgängen nichts mitbekam. Das erste Panzerkorps, das eintraf, hatte jede Öffnung der T-34 verstopft und war mit Vollgas durch den Schlamm gerast. Im Oktober wurde eine zweite Gruppe, die 3. Garde-Panzerarmee, unter vollkommener Geheimhaltung zum Brückenkopf verlegt. Schlechte Wetterverhältnisse verhinderten eine deutsche Luftaufklärung, und umfangreiche Täuschungsmanöver weiter südlich brachten Feldmarschall von Manstein, der die Kiewer Verteidigungskräfte befehligte, zu der Überzeugung, dass der Feind von seinen dortigen grösseren und trockeneren Brückenköpfen angreifen werde. Daher waren die deutschen Verteidiger am 3. November vollkommen überrumpelt, als zwei ganze Armeen aus den Sümpfen im Norden der Stadt hervorbrachen.<sup>63</sup> Zwei Tage später drangen sie in Kiew ein. Am 6. November um vier Uhr morgens war die ukrainische Hauptstadt zurückerobert, gerade noch rechtzeitig für die Feierlichkeiten zum Jahrestag der Oktoberrevolution.

In Moskau wurde Kiews Befreiung mit einem prachtvollen Feuerwerk begrüsst. In einer feierlichen Rede sprach Stalin von dem «Jahr der grossen Wende». Am 7. November, als die sowjetischen Kräfte in offener Feldschlacht gegen Mansteins Panzerdivisionen kämpften, um den Besitz von Kiew zu sichern, gab der sowjetische Aussenminister Wjatscheslaw Molotow ein üppiges Fest – das üppigste des Krieges, wie es später hiess. Die Vertreter des sowjetischen Staates trugen eine neu entworfene perlgraue Uniform, die mit goldenen Litzen geschmückt war. Die Stimmung war ausgelassen, und der Alkohol floss so reichlich, dass der britische Botschafter mit dem Gesicht nach vorn auf den Tisch fiel und sich dabei Schnittwunden zuzog. Andere Diplomaten wurden bewusstlos hinausgetragen. Der Komponist Dimitri Schostakowitsch erschien im Abendanzug. Endlose Trinksprüche wurden auf den Sieg der alliierten Truppen und die internationale Verständigung ausgebracht. Es soll hoch hergegangen sein, fast zügellos.<sup>64</sup>

Nach fünf Monaten ununterbrochener Feldzüge waren fast zwei Drittel der Gebiete, die die Achsenmächte ursprünglich besetzt hatten, wieder befreit. Erstmals konnte sich Stalin Gedanken über die Zukunft nach einer deutschen Niederlage machen. Er nahm eine Einladung von Roosevelt zu einem Treffen ausserhalb der Sowjetunion an – in der iranischen Hauptstadt Teheran-, um das weitere Vorgehen der Alliierten und die politische Ordnung der Nachkriegswelt zu erörtern. Am 24. November 1943 bestieg er einen Sonderzug, der ihn in Begleitung von Molotow, Woroschilow und den Offizieren des Generalstabs nach Süden brachte. Der Zug fuhr durch das zerstörte Stalingrad. In regelmässigen Abständen rief Stalin die Stabsoffiziere zusammen, um sich über die neuesten Entwicklungen der Kämpfe an der Front zu informieren. Schliesslich traf die Delegation in der Ölstadt Baku ein, wo zwei Flugzeuge warteten, um sie nach Teheran zu bringen. Stalin wurde gebeten, mit dem älteren Piloten, einem General, zu fliegen. Doch er lehnte es mit der Begründung ab, dass «Generale nicht oft fliegen», und vertraute sich

stattdessen dem jüngeren an, einem Oberst. Siebenundzwanzig sowjetische Jäger begleiteten sie.<sup>65</sup>

Die Konferenz von Teheran markierte einen deutlichen Wendepunkt in der Beziehung der drei Alliierten. Churchill sah sich isoliert zwischen den beiden neuen Supermächten. Nach Stalingrad und Kursk verhandelte Stalin jetzt aus einer Position der Stärke. Er verlangte von seinen Verbündeten, dass sie ihr Versprechen einlösten, einen Teil der deutschen Kräfte zu binden, um die sowjetischen Verluste zu verringern. Roosevelt war neugierig auf den sowjetischen Partner und sehr daran interessiert, das Fundament für eine dauerhafte Beziehung zu legen. Am ersten Tag teilte Stalin dem Präsidenten mit, dass die Deutschen möglicherweise planten, ihn, Roosevelt, zu ermorden, und lud ihn ein, in der sowjetischen Botschaft zu wohnen, wo die Konferenz auch stattfinden sollte. Roosevelt hatte nichts dagegen; er war froh, auf diese Weise persönliche Kontakte zur sowjetischen Delegation knüpfen zu können. Wahrscheinlich war ihm Stalins ständige paranoide Furcht vor Attentaten unbekannt. Stalin hatte mit seinem engeren Kreis auf dem Botschaftsgelände Quartier bezogen, der Rest der sowjetischen Abordnung war ganz in der Nähe in einem ehemaligen Harem untergebracht.<sup>66</sup>

Stalin und Roosevelt begannen die Konferenz am 28. November mit einer informellen, privaten Unterhaltung, von der Churchill ausgeschlossen war. Wie ihr Dolmetscher sich erinnerte, verstanden die beiden Männer sich auf Anhieb. Nachdem sie die üblichen Höflichkeiten ausgetauscht hatten, erklärte Roosevelt, er habe die Absicht, eine Front zu eröffnen, die «rund dreissig bis vierzig deutsche Divisionen von der deutsch-sowjetischen Front abziehen wird». Stalin begnügte sich mit einer lakonischen Antwort – «Es wäre sehr schön, wenn sich das machen liesse»<sup>67</sup> –, um anschliessend zahlreiche Probleme von geringerer Bedeutung anzusprechen.

Die zentrale Frage war die Westfront. Roosevelt war entschlossen, die Engländer auf eine Invasion über den Ärmelkanal festzulegen, und zwar für das Jahr 1944. Als sich die drei Staatschefs am Nachmittag tra-



Die «Grossen Drei» im November 1943 auf der Konferenz von Teheran. Churchill (rechts) wurde von Roosevelt und Stalin ausmanövriert, die beide darauf drängten, im kommenden Jahr eine Zweite Front in Frankreich zu eröffnen.

fen, sprach Stalin diese Zweite Front gleich in seinen Eröffnungsworten an, wobei er so leise redete, dass der ganze Konferenzsaal in tiefes Schweigen fiel, um seine Stimme hören zu können. Stalin forderte seine Bündnispartner auf, eine eindeutige Zusage für eine möglichst baldige Invasion in Nordfrankreich zu machen. Der Plan für die «Operation Overlord» war schon seit einigen Monaten in Vorbereitung, doch Churchill fand ihn nicht so überzeugend wie Roosevelt und dessen Berater. Stalins Forderung, dass sich die Partner zu «Overlord» verpflichteten, brachte Churchill in eine schwierige Position. Während des Sprechens zerriss Stalin das Papier zweier Zigaretten und stopfte den Tabak

in seine Pfeife; er entzündete sie, kniff die Augen zusammen und starrte den Präsidenten und Churchill an. Als dieser schliesslich das Wort ergriff, wusste er, dass er überstimmt war. Er erwähnte die Möglichkeit, andere Fronten am Mittelmeer zu eröffnen. Stalin befragte ihn, als wäre Churchill einer seiner Generale. Die Atmosphäre wurde unangenehm und gespannt, woraufhin man das Gespräch vertagte.

Churchill vertrat auch weiterhin die Auffassung, dass «Overlord» im kommenden Frühjahr – dem von Stalin gewünschten Zeitpunkt – noch nicht stattfinden könne, doch auf eine direkte, zornige Frage Stalins sah er sich am zweiten Tag der Konferenz vor den versammelten Vertretern der Delegationen gezwungen einzuräumen, dass auch er eine Invasion im Frühjahr begrüssen würde. Am folgenden Tag begann Roosevelt die Sitzung mit der trockenen Feststellung, die westlichen Alliierten hätten die Absicht, im Mai 1944 in Nordfrankreich zu landen. Als Stalin diese Mitteilung vernahm, liess er sich äusserlich kaum etwas anmerken. Seinem Dolmetscher fiel lediglich auf, dass er blasser und seine Stimme noch leiser wurde: «Ich bin mit dieser Entscheidung zufrieden.» Im Gegenzug versprach Stalin, nach der Niederlage Deutschlands werde die Sowjetunion in Japan einmarschieren. Ohne verbindliche Ergebnisse diskutierte man dann noch über die europäische Nachkriegsordnung und das Schicksal des Deutschen Reiches und seiner politischen Führung. Nachdem die Hauptentscheidung getroffen war, hob sich die Stimmung.

Am Abend fand in der britischen Botschaft eine Feier zu Churchills neunundsechzigstem Geburtstag statt. Nach dem Bankett trank Stalin seinen Verbündeten zu: «Auf meinen Kampfgefährten Roosevelt!» «Auf meinen Kampfgefährten Churchill!» Nach den Zusammenstössen mit Stalin am Konferenztisch legte Churchill mehr Zurückhaltung an den Tag. Seine Trinksprüche lauteten: «Auf Roosevelt, den Präsidenten, meinen Freund!» und: «Auf Stalin, den Mächtigen!» Eine Akzentverschiebung, die keiner Interpretation bedurfte. Roosevelt, der über weite Strecken der Konferenz als Friedensstifter gewirkt hatte, pries nicht

seine Partner, sondern das Ideal einer weltweiten Zusammenarbeit: «Auf unsere Einheit – in Krieg und Frieden!» Die Konferenz endete mit allseitigen Beteuerungen des guten Willens.<sup>68</sup>

Stalin flog nach Baku zurück, wo er sich in einen schlichten Soldatenmantel und eine Mütze ohne Rangabzeichen kleidete. Der Zug, der ihn nach Moskau zurückbrachte, hielt kurz in Stalingrad, wo der sowjetische Führer ausstieg, um die zerstörte Stadt zu besichtigen, bevor er nach Moskau weiterfuhr. Die sowjetische Seite hatte wenig Vertrauen in die Zusagen, die sie ihren Verbündeten in Teheran abgerungen hatte. Die Zweite Front war notwendig, um die Rote Armee zu entlasten. Doch Stalin brachte aus Teheran die Gewissheit mit, dass seine Streitkräfte einem Feind Niederlagen beigebracht hatten, dessen Armeen im Osten dreimal so stark waren wie diejenigen, die den Atlantikwall verteidigten. Bei der Rückkehr aus Teheran teilte er Schukow mit: «Roosevelt hat sein Wort gegeben, dass 1944 in Frankreich eine grössere Operation durchgeführt wird. Ich glaube, der hält sein Wort. Aber auch wenn er es nicht tut, reichen unsere Kräfte aus, um die Niederlage Nazideutschlands zu besiegeln.»<sup>69</sup> Das war eine klare Aussage. Mit Kursk war der Krieg noch nicht gewonnen, doch nachdem die Sowjetunion seit zwei Jahren im Schatten der Niederlage gelebt hatte, eröffnete sich jetzt die Möglichkeit des Sieges.

## 8

### TRUGERISCHER LICHTSTREIF AM HORIZONT

1943/44

*Fünf Uhr in der Frühe; grauer, regnerischer Herbsttag;  
die Aufseher treiben die hungrigen Männer hinaus – sie sind  
durchnässt und zornig, zerlumpt, die Schuhe zerschlissen,  
viele können sich vor Erschöpfung kaum auf den Beinen halten;  
und dort auf der Rampe am Tor spielt eine Kapelle flotte  
Marschmusik.*

EIN GULAG-GEFANGENER

WENN DER BEGRIFF «TOTALER KRIEG» überhaupt eine konkrete Wirklichkeit bezeichnet, dann sicherlich die der Sowjetunion auf dem Höhepunkt des Krieges mit Deutschland. Kein anderes Land mobilisierte einen so hohen Bevölkerungsanteil für seine Kriegsanstrengungen; kein anderes Land verlangte seinem Volk derart schwere und anhaltende Opfer ab. Der Kampf an der Heimatfront war ein Spiegelbild der unerbittlichen Auseinandersetzung im Felde. Die Siege nach 1943 wurden teuer erkaufte. Stalins Versprechen, die Sowjetunion in ein einziges Heerlager zu verwandeln, war keine bloße Rhetorik. Der Krieg bestimmte jeden Aspekt des Alltags.

Sobald der Krieg begonnen hatte, hörte jedes normale Zivilleben auf: Die Bauern erzeugten Nahrungsmittel für den Krieg; die Fabrikarbeiter produzierten Waffen für den Krieg; die Wissenschaftler und Ingenieure ersannen neue Methoden der Kriegführung; Bürokraten und Polizisten gängelten und tyrannisierten den Rest der Bevölkerung. Im Schatten der Niederlage, die 1941 und 1942 drohte, zählten Leben und Interessen des Einzelnen herzlich wenig. Aus sechsundsiebzig Forschungsinstituten wurden die Wissenschaftler des Landes abgezogen; sie wurden aus ihrem Umfeld gerissen und nach Swerdlowsk im Ural umgesiedelt, wo sie nach einem Staatlichen Wissenschaftsplan zu arbeiten hatten, der im Mai 1942 veröffentlicht wurde. Ausschüssen, die mit Wissenschaftlern be-

setzt waren, wurde die Verantwortung für verschiedene Bereiche der Kriegsanstrengung übertragen – die einen waren für den Panzerbau zuständig, andere für die Entwicklung von Flugzeugen, wieder andere für die Landwirtschaft und so fort. Geologen wurden in die abgelegensten Gegenden Sibiriens geschickt, um nach neuen Mineral- und Ölvorkommen zu suchen, die als Ersatz für die in der Ukraine verloren gegangenen Bodenschätze dienen sollten.<sup>1</sup> Man griff sogar auf Fachleute zurück, die dem Regime in den dreissiger Jahren im Wege gestanden hatten und in Arbeitslagern gelandet waren. Der Flugzeugkonstrukteur Alexander Tupolew und seine Gruppe, die ins Lager gekommen waren, weil Stalin sich gegen das von ihnen entworfene vielmotorige Grossflugzeug entschieden hatte, arbeiteten 1941 auf dem Lagergelände am Reissbrett.<sup>2</sup>

Am härtesten war der Alltag auf dem Lande. Die männlichen Arbeitskräfte in den Dörfern waren zur Roten Armee eingezogen worden. 1944 waren annähernd drei Viertel aller Männer fort, die einst auf den Kolchosen und Sowchosen tätig waren. Wer blieb, war entweder krank oder zu alt oder aber an der Front verwundet worden. Der grösste Teil der Landarbeit, die zur Versorgung der Stadtbevölkerung und der kämpfenden Truppe erforderlich war, wurde von russischen Frauen geleistet; 1941 lag ihr Anteil bei 50 Prozent, 1944 bei knapp 80 Prozent.<sup>3</sup> Ihr Leben war hart und entbehrungsreich. Im Gegensatz zur übrigen Bevölkerung hatten die Bauern keinen Anspruch auf Lebensmittelkarten. Auf den Kollektivwirtschaften erhielten sie einige Kanten Brot und hin und wieder eine Kartoffel. Man erwartete, dass sie von dem lebten, was sie auf ihren kleinen Gartenparzellen selbst anbauten. Wer Glück hatte, konnte seine Überschüsse auf dem Markt verkaufen – nachdem der Staat seinen Anteil abgeschöpft hatte. Manche Bauern brachten es auf dem Schwarzen Markt vorübergehend zu Reichtum. Doch für die meisten Landfrauen sowie die jungen Burschen und alten Männer, die ihnen zur Hand gingen, waren die Kriegsjahre gleichbleibend trostlos. Gerät und Pferde zum Pflügen und Säen fehlten. Die Frauen lockerten den Boden mit Äs-

ten und Stöcken auf. Frauengruppen, die Pflüge zogen, wurden ein vertrauter Anblick. Hatten sie ihre Schicht beendet, wurden sie teilweise gezwungen, sich den örtlichen Trupps anzuschliessen, die das in den Städten dringend benötigte Brennholz sommers wie winters über oft weite Strecken zusammentrugen. Viele von ihnen litten unter Hunger und Kälte, weil ihnen eben die Dinge fehlten, die sie für andere erzeugten und beschafften – Nahrungsmittel und Brennholz. Millionen verloren ihre Männer an der Front. Obendrein mussten sie Tausende von Flüchtlingen aus dem Westen bei sich aufnehmen, von denen viele in den ersten Kriegsjahren verhungerten, weil das Regime sich nicht um sie kümmerte und die Einheimischen keinen Grund sahen, die ungebetenen Gäste durchzufüttern.

Auch das Leben in der Stadt war hart, in einer Hinsicht jedoch für manche leichter: Jeder Vollbeschäftigte hatte Anspruch auf eine Lebensmittelkarte. Wer nicht arbeiten wollte oder konnte, lebte entweder von dem, was ihm die Familie zukommen liess, oder verhungerte. In den schlimmsten Kriegsmonaten des Jahres 1942 gingen die Schwächsten zugrunde. Darin lag eine grausame Logik. Wer arbeitete und kämpfte, wurde belohnt. Der Rest war entbehrlich. Kaum jemand konnte sich der Arbeit entziehen. Am 13. Februar 1942 beschloss der Oberste Sowjet die Mobilisierung aller körperlich tauglichen Bürger für die Kriegsanstrengungen. Nicht jede Fabrik wurde unter Kriegsrecht gestellt, aber die NKWD-Truppen hatten ihre Augen überall. Man setzte neue Arbeitsbedingungen fest; die 66-Stunden-Woche bei einem Ruhetag im Monat wurde zur Norm erklärt. Urlaub gab es nicht, Überstunden wurden zwangsweise verordnet.<sup>4</sup> Die Belegschaft in den Fabriken bestand zu mehr als der Hälfte aus Frauen, zum anderen Teil aus Jugendlichen, die darauf warteten, alt genug zu werden, um die Zivilkleidung mit einer Uniform zu vertauschen. Die langen Schichten in den Fabriken, wo es so gut wie keine Arbeitsschutz- und Sicherheitsmassnahmen gab und die Produktionsnormen immer höhergeschraubt wurden, zehrten an den Kräften. Darunter litt die allgemeine Gesundheit im Laufe der Jahre. Da

es an medizinischem Personal und Medikamenten mangelte, wüteten Typhus, Ruhr, Tuberkulose und Skorbut unter der Stadtbevölkerung.

Dass das System nicht völlig zusammenbrach, war der Lebensmittelversorgung zu verdanken. Die Mengen waren gering, die Nahrungsmittel oft gestreckt, die Lieferungen unregelmässig, aber das Regime gab sich die allergrösste Mühe, die Fehler zu vermeiden, die 1917 zur Revolution geführt hatten. Im Juli 1941 wurden die Rationen allgemein und verbindlich festgelegt. Dabei machte man erhebliche Unterschiede: Kinder und ältere, pflegebedürftige Personen erhielten sehr wenig, rund 700 Kalorien pro Tag. Wer in den Bergwerken beschäftigt war, bekam mehr als 4'000 Kalorien. Die meisten Arbeiter mussten sich mit durchschnittlich 1'300 bis 1'900 Kalorien zufrieden geben – viel weniger zwar, als nötig gewesen wäre, um angesichts der langen täglichen Arbeitszeiten die körperliche Leistungsfähigkeit zu bewahren, aber doch genug, um die erforderlichen Aufgaben zu bewältigen.<sup>5</sup>

Sehr schnell entdeckte die Bevölkerung Möglichkeiten, die eintönige Kost – Graubrot, Kartoffeln und vielleicht ein Viertelfund Fleisch und Fett pro Woche – zu ergänzen. Es war den Menschen offiziell erlaubt, Stadtgärten anzulegen. 1942 waren es über fünf Millionen, 1944 sogar mehr als sechzehn Millionen. Gesät wurde in Parks und auf öffentlichen Flächen oder in langen Streifen am Rande der Strassen.<sup>6</sup> Wie die arbeitende Bevölkerung es zeitlich schaffte, auch noch als Freizeitbauern tätig zu sein, ist kaum zu begreifen. Noch erstaunlicher war der Ertrag: 1944 erzeugten sie ein Viertel der Kartoffelernte des Landes. «Graben für den Sieg» gehörte selbstverständlich zum Stadtleben – ebenso wie Mundraub und Diebstahl. Die Lebensmittelknappheit löste eine Welle der Kriminalität aus. Die Gärten waren schwer zu sichern; Lebensmittellager wurden mit schöner Regelmässigkeit ausgeräumt. Im Jahre 1943 wurden 600'000 «Sozialkontrolleure» ernannt, die Vorratslager bewachten und den Behörden Plünderer meldeten. Auf Lebensmitteldiebstahl stand die Todesstrafe.<sup>7</sup>

Während der Belagerung von Leningrad wurde auf dem Platz vor der Isaaks-Kathedrale Kohl angebaut. In der gesamten Sowjetunion legte die Bevölkerung während des Krieges Gärten an, wo immer es ging.



Eine andere Nahrungsquelle war der Schwarzmarkt. Hinsichtlich des Lebensmittelhandels drückten die Behörden beide Augen zu. Was nach Erfüllung des festgesetzten Ablieferungssolls – rund 90 Prozent der Erzeugnisse der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften – übrigblieb, wurde den Kolchosbauern zum Verkauf überlassen, wobei sie jeden Preis nehmen durften, den sie erzielen konnten. Sie versammelten sich auf den Märkten der Städte und verkauften ihre Produkte offen für das Zwanzigfache dessen, was sie 1941 gekostet hatten. Ein amerikanischer Besucher stellte 1944 fest, dass man auf dem Moskauer Zentral-

markt für ein Kilo Brot etwa einen Wochenlohn bezahlen musste. Die ganze überdachte Fläche war ein gigantischer Basar, auf dem es von Moskauern wimmelte, die eifrigen Tauschhandel trieben. Frauen verkauften Honig und Blumen zu vollkommen überhöhten Preisen; eine alte Dame hielt einen Kalbskopf feil, «noch im Fell, mit glasigen, weit aufgerissenen Augen», auf dem sich die Fliegen tummelten. Andere Frauen boten sich den Bauern, allen kommunistischen Moralvorstellungen zum Trotz, gegen Lebensmittel an: «grosse, stramme Mädchen ... allesamt mit Lippenstift, roten Schuhen und roten Hutbändern geschmückt, die Wimpern mit Ofenschwärze bemalt.»<sup>8</sup>

Kaum ein gewöhnlicher Russe konnte sich die teuren Waren leisten, es sei denn, er hatte etwas zum Tauschen. Für viele wurde die Fabrik, trotz der harten, zermürbenden Arbeit, ein Ort, an dem sie Nahrung und Wärme bekamen. In den Kantinen gab es zumindest einmal pro Tag eine warme Mahlzeit. Kinderkrippen wurden eingerichtet, sodass die Mütter ihrer Arbeit nachgehen konnten. Fabriken betrieben eine eigene Landwirtschaft und lagerten Nahrungsmittel ein, die sie als Belohnung an ihre Beschäftigten ausgaben. Prämien für Übererfüllung der Norm wurden in Naturalien gezahlt, denn für Geld war auf dem Markt nicht viel zu haben. So löste die Kriegszeit eine neue Welle von Stossarbeitern aus, bekam man doch durch hohe Leistung einen Platz an besonderen Kantinentischen, die eigens für diese Kriegs-Stachanows reserviert waren: überdurchschnittliches Essen für überdurchschnittlichen Einsatz. Arbeiter, die regelmässig für die Sanitätsdienste an der Front Blut spendeten, erhielten drei Monatslöhne, eine Mahlzeit mit drei Gängen, ein Pfund Butter oder Zucker und eine zusätzliche Lebensmittelkarte. Allein in Moskau gingen fast 300'000 Menschen zum Blutspenden. Für Tausende, die keinen Anspruch auf Lebensmittelmarken hatten, war das die einzige Möglichkeit, zu überleben – Blut für Brot, Brot für Blut.<sup>9</sup>

Die sowjetische Heimatfront hielt stand, obwohl die Verluste auf dem Schlachtfeld ungeheuer waren, die Familien zerrissen wurden, ein Strom von Flüchtlingen und Migranten über das Land hereinbrach, um

alle Nahrungsmittel und lebensnotwendigen Dinge fortwährend gekämpft werden musste und die Arbeitsnormen den Menschen das Letzte abverlangten. Es war eine ausserordentliche kollektive Leistung für ein System, von dem man im Westen allgemein glaubte, es sei primitiv und instabil und leide unter der Gängelung staatlicher Planung. Angesichts der chaotischen Zustände in den ersten Kriegsmonaten hatte das Regime sich mit Notmassnahmen und hektischer Improvisation behelfen müssen, die aber wirksamer waren als die verzweifelten militärischen Operationen, nicht zuletzt, weil die zivilen Funktionäre viel früher als die Militärs nicht jeden Schritt von einem Politoffizier absegnen lassen mussten. Allmählich wurde ein stabileres und zentralisierteres Planungskonzept umgesetzt. Es beruhte auf dem System der Friedenswirtschaft, das sich – wie schnell klar wurde – den besonderen Kriegserfordernissen ohne grosse Mühe anpassen liess.<sup>10</sup> Die Fünfjahrespläne hatten Funktionäre und Produzenten mit der staatlichen Lenkung der Wirtschaft und der Ressourcenverteilung vertraut gemacht. Höchstwahrscheinlich wäre kein anderes System unter den Bedingungen, die nach der deutschen Invasion herrschten, in der Lage gewesen, die erforderlichen Nahrungsmittel und Rüstungsgüter bereitzustellen. Die Planung klappte nicht immer einwandfrei. In Kuibyschew etwa erhielten die Arbeiter zeitweilig Schokolade statt Brot, bis ihnen schlecht wurde. Anstelle der begehrten Fleischrationen kamen manchmal eingelegte Gurken, Marmelade oder was die städtischen Behörden sonst entbehren konnten.<sup>11</sup> Doch alles in allem lässt sich der Umstand, dass diese geschrumpfte Wirtschaft, die unter enormem Mangel an Lebensmitteln, Rohstoffen und Arbeitskräften litt, in der Lage war, die Produktion ihres wohlhabenderen und leistungsstärkeren Feindes zu übertreffen, nur mit der Fähigkeit des Staates erklären, seine knappen Ressourcen und deren Verteilung streng zu kontrollieren.

Das grausame Gesicht der Staatsmacht blieb jedoch stets gegenwärtig. Beim geringsten Widerspruch, bei Nachlässigkeit, Diebstahl einer Lebensmittelkarte oder «Sabotage» der Produktionsziele drohte die Ein-

weisung in den Gulag. Das Netzwerk der Straf- und Arbeitslager wurde in die Kriegsanstrengungen ebenso einbezogen wie die übrige sowjetische Gesellschaft. Wie in den dreissiger Jahren boten die Lager ein unerschöpfliches Reservoir an Zwangsarbeitern für staatliche Projekte.<sup>12</sup> Bis zur Öffnung der sowjetischen Archive in den achtziger Jahren konnte man über Art und Umfang dieses Systems nur Mutmassungen anstellen, obwohl die Erinnerungen der Opfer längst ahnen liessen, welch hohen Preis die sowjetische Sklaverei gekostet hat. Heute sind die Einzelheiten sehr viel besser bekannt. Der Gulag (die Abkürzung für *Glaumojė Uprawlenije Lagerij* – «Hauptverwaltung der Straflager») verwaltete nur einen Bruchteil des Sklavenheeres: Hohe Todesraten durch kriegsbedingte Unterernährung und Krankheiten, dazu die Freilassung von Häftlingen verringerten die Zahl der Gefangenen von 1,2 Millionen im Jahr 1942 auf 660'000 im Jahre 1945.<sup>13</sup> Für kurze Strafen gab es eine besondere «Arbeitskolonie»-Organisation; im Jahre 1945 unterstanden ihr 850'000 Gefangene, die oftmals unter schlimmeren Bedingungen leben mussten, als sie im Gulag herrschten. Die Insassen der NKWD-Gefängnisse schlugen mit einer weiteren Viertelmillion zu Buche. Die grösste Gruppe stellten die Deportierten, die in Sibirien oder Kasachstan neu angesiedelt wurden, insgesamt 1,4 Millionen Menschen. 1942 betrug die Gesamtzahl aller Zwangsarbeiter 4,3 Millionen, bis 1945 ging sie auf 3,9 Millionen zurück. Sie hausten in 131 Lagern und Kolonien und weiteren 1'142 kleineren Aussenlagern, in denen die Verhältnisse oft noch elender waren, weil sie von den Behörden nicht hinreichend kontrolliert wurden.<sup>14</sup>

Diese Schätzungen liegen beträchtlich unter den alten Annahmen, die von zehn und zwanzig Millionen Zwangsarbeitern ausgingen, doch die Anhaltspunkte sprechen eindeutig für die niedrigeren Zahlen, die immer noch schrecklich genug sind. Aus solchen Statistiken geht freilich nicht hervor, wie viele Menschen irgendwann zwischen 1941 und 1945 durch die Lager geschleust worden sind. Während der Kriegsjahre wurden 2,4 Millionen in den Gulag eingewiesen und 1,9 Millionen freigelassen – es

müssen also während des Krieges weit mehr Menschen das Lagerleben kennen gelernt haben, als die Angaben über die Menge der Häftlinge zu einem bestimmten Zeitpunkt vermuten lassen. Die Statistiken über die Insassen der Lager machen auch keine Aussagen darüber, wie viele auf dem Weg dorthin starben, vorsätzlich ermordet wurden oder Kälte, Hunger und Krankheiten zum Opfer fielen; im Gulag selbst gab es offiziell 621'000 Todesfälle.<sup>15</sup>

Das alles ist nur die Spitze des Eisbergs, dessen wahres Ausmass man vielleicht nie wird bestimmen können. Während des Krieges waren die Sterberaten in den Arbeitskolonien meist höher als in den Lagern des Gulag. 1942 lag diese Rate bei 27 Prozent, während im ersten Halbjahr 1941 nur 2,4 Prozent der Häftlinge umkamen.<sup>16</sup> Die meisten starben an Unterernährung und Krankheit. Die Millionen, die nach Sibirien deportiert wurden, hatten besondere Härten zu ertragen. Sie wurden in Güterwagen gepfercht und bekamen kaum etwas oder gar nichts zu essen und zu trinken; die Leichen derer, die unterwegs starben, wurden wie Abfall neben die Eisenbahngleise geworfen. Bei der Ankunft setzte man die Menschen auf freiem Feld hinter Stacheldraht aus, ihr einziger Schutz vor der Witterung waren Zelte. Wer zugrunde ging, fiel der Vernachlässigung, nicht vorsätzlichem Mord zum Opfer. Gewaltsamer Tod war in den Lagern während des Krieges eher ungewöhnlich. Die Todesstrafe gab es dort nur für Rebellion oder Vergehen gegen die Lagerordnung. Die politischen Gefangenen wurden mit den übelsten Verbrechern zusammengesperrt. Diese bildeten eine Art Gefängnismafia, die die anderen Insassen einschüchterte, ermordete und beraubte. Echte Dissidenten schwebten freilich immer in Lebensgefahr. 1942 erhielt das NKWD den Befehl, alle hinzurichten, die im Verdacht standen, Trotzki-Sympathisanten zu sein; wie viele tatsächlich umgebracht wurden, ist nicht bekannt.

Die Menschen in den Lagern und Kolonien kamen aus allen Teilen der Sowjetunion und aus allen Schichten. Mehrheitlich waren es ethnische Russen; 1944 stellten sie zwei Drittel der Insassen.<sup>17</sup> Bei einigen handelte es sich um echte Kriminelle und Soziopathen. Andere waren

nach Einschätzung des Regimes echte Dissidenten, wie etwa der Artillerieoffizier und spätere Schriftsteller Alexander Solschenizyn oder der Ingenieur Dmitri Panin. Beide haben erschütternde Schilderungen des Lagerlebens hinterlassen. Doch die meisten Häftlinge hatten überhaupt keine Verbrechen begangen, weder politische noch andere. Da waren Bauern, die das Getreidesoll nicht hatten erfüllen können; Arbeiter, die mit dem verlangten Tempo nicht mithalten konnten; Tausende, die nichts Gefährlicheres getan hatten, als mit Ausländern zu reden. Frauen, die sich in den Transithäfen, in denen die westlichen Kriegslieferungen umgeschlagen wurden, mit Ausländern oder in Moskau mit Angehörigen ausländischer Gesandtschaften eingelassen hatten, wurden zu Spioninnen erklärt und in die Lager und Arbeitskolonien gesteckt, in denen der Frauenanteil ständig wuchs. Für das Regime spielte die Art der Verfehlung keine grosse Rolle. Die Lager waren einfach ein bequemes Arbeitskräftereservoir, dessen man sich zur Erledigung dringend erforderlicher Aufgaben bediente. Als von einem geplagten Gulag-Funktionär weitere Arbeiter gefordert wurden, erwiderte er: «Was sollen wir tun? Wir haben unser Plansoll an Inhaftierungen noch nicht erfüllt. Die Nachfrage ist grösser als das Angebot.»<sup>18</sup>

Die Schilderungen des Lagerlebens zeugen von einem endlosen Kreislauf von Entbehrungen und Niederträchtigkeiten. Tausende gingen an Kälte, Nahrungsmangel und Krankheit zugrunde, trotzdem waren es keine Vernichtungslager wie Auschwitz. Das NKWD hatte besondere «Exekutionslager» errichtet, in die Gefangene gebracht wurden, für die die übliche Kugel in den Hinterkopf vorgesehen war. In den Arbeitslagern wurde die reine Körperkraft der Häftlinge genutzt: in Steinbrüchen, beim Bau von Kanälen und Strassen, in Bergwerken, die sich in so entlegenen und frostgeplagten Gegenden befanden, dass niemand zu bewegen war, freiwillig dort zu arbeiten. Für viele bedeutete das den langsamen, unaufhaltsamen Tod. Im Jahre 1943 führte man zur Ahndung gravierender Vergehen eine neue Kategorie der Schwerstarbeit (*Katorga*) ein. Schwerstarbeit, das hiess 12-Stunden-Schichten ohne Ruhetage mit

einer Ration von ein paar Kartoffeln und Suppe. Nach einer Schätzung fielen diesen Bedingungen allein in den Bergwerken von Workuta im ersten Jahr 28'000 Häftlinge zum Opfer.<sup>19</sup>

Das Leben war primitiv und erbarmungslos. Die Gefangenen hausten in Holzbaracken, die oftmals kaum geheizt wurden. Sie schliefen auf Säcken, die mit Stroh oder Hobelspänen gefüllt waren, auf zwei- oder dreistöckigen Pritschen. Um fünf Uhr früh mussten sie zum Morgenappell antreten. Dann brachen die Arbeitskommandos in grobem Schuhzeug und ärmellosen Jacken auf. Für die Winter, in denen die Temperaturen nur selten über minus dreissig Grad kletterten, waren sie völlig unzureichend gekleidet. Nur unregelmässig erhielten sie spärliche Mahlzeiten. Während der 12-Stunden-Schichten gab es kein Essen. Zusätzliche Nahrungsmittel versuchten sich die Gefangenen durch Diebstahl oder Tausch zu besorgen; unter den Gefangenen und zwischen ihnen und den Bewachern florierte ein seltsamer Restehandel. Am Abend folgte ein zweiter Appell. Es wurde so lange gezählt, bis zufrieden stellend geklärt war, wer erkrankt, umgekommen, geflohen oder einfach für immer eingeschlafen war. Wenn die Toten in zusammengezimmerten Särgen aus dem Lager getragen wurden, pflegten die Torwachen in Panins Lager jeder Leiche das Bajonett durch den Kopf zu stossen, um sicherzugehen, dass niemand entkam, weil er sich totstellte. Tagein, tagaus nahm das Lagerleben diesen gewohnten Gang. Bei den meisten Gefangenen führte es zu dumpfer Resignation. Am Ende eines solchen Tages wusste Solschenizyns Antiheld Iwan Denissowitsch nicht mehr, «ob er eigentlich die Freiheit wollte oder nicht... In der Freiheit hätte er doch nur den einen Wunsch: nach Hause! Und nach Hause werden sie ihn nicht lassen ... »<sup>20</sup>

Während des Krieges wurden die Lagerinsassen von einem Projekt zum anderen und von einem Ministerium an das nächste überstellt, je nachdem, wie es die Situation gerade verlangte. Zur Arbeit gab es keine Alternative; wer sie verweigerte, wurde mit öffentlicher Prügel und Streichung der Rationen bestraft. Bei der zweiten Wiederholung drohte

das Todesurteil, das vor den Augen der Mithäftlinge vollstreckt wurde. Nur bei ernsthafter Krankheit – blosse Erschöpfung infolge der harten Arbeitsbedingungen zählte nicht dazu – wurde eine Ausnahme gemacht; aber eine ernsthafte Krankheit war mit hoher Wahrscheinlichkeit tödlich. So zwang man Regimegegner, sich für den Sieg eines Systems zu schinden, dessen Untergang sie wünschten. In den Lagern wiederholte sich in kleinerem Massstab jenes System willkürlichen Terrors, dessen Opfer sie bereits waren: Informanten und Agents provocateurs wurden mit Nahrungsmitteln und Vergünstigungen belohnt, wenn sie ihre Mitgefangenen wegen Bummelei oder Sabotage denunzierten.

Eines dieser «doppelten Opfer», Dmitri Panin, befand sich in einer kafkaesken Situation. Wegen einer leichtsinnig geäusserten Regimekritik war er 1939 von einem Bekannten denunziert worden, woraufhin man ihn verhaftet und ins Arbeitslager Wjatka gebracht hatte, wo ihm als gelerntem Ingenieur die Leitung des Maschinensaals übertragen wurde. Obwohl er das Regime hasste, kontrollierte er die Qualität der produzierten Güter peinlich genau, denn der kleinste Fehler hätte ihn oder einen anderen Arbeiter in die Strafzelle gebracht. Als der Auftrag zur Herstellung von Gehäusen für Schützenminen einging, überwachte er die Umstellung auf Kriegsproduktion und schaffte es, die erste Maschine innerhalb von vierundzwanzig Stunden zum Laufen zu bringen.<sup>21</sup> Jeden Tag erschien der Lagerkommandant und fragte Panin, ob das Produktionssoll erfüllt sei. War das nicht der Fall, verlangte er eine genaue Begründung. Panin war klar, dass man ihn für jeden Fehler verantwortlich machen würde. Ständig führte er Verbesserungen ein, um die Produktion zu steigern, doch schliesslich hatte er eine Auseinandersetzung mit einem Lagerdirektor namens Jewko, einem ehemaligen Angehörigen der Geheimpolizei, gegen dessen Versuche, eine ungeeignete Maschine aufzustellen, Panin sich gewehrt hatte. Ein paar Monate später wurde Panin mit siebenundzwanzig anderen Gefangenen als «Aufrührer» festgenommen; mehrere Informanten im Lager, die Panin nicht

mochten, hatten ihn bei Jewko angeschwärzt. Von bewaffneten Aufsehern wurde er in eine Strafzelle gebracht, wo er praktisch ohne Nahrung blieb. Die Produktion im Maschinensaal ging zurück. Panin wies darauf hin, dass er ein unentbehrlicher Fachmann sei: «Ich bin zwar nur ein einfacher Gefangener, aber ich habe unsere Fertigungsstrasse auf Kriegsproduktion umgestellt und in Betrieb genommen.» Es half nichts; er wurde einer Reihe von erfundenen Verbrechen angeklagt und zu zehn Jahren *Katorga* verurteilt. (Am selben Tag wurde ein ehemaliger Leuchtturmwärter für schuldig befunden, von seinem isolierten Beobachtungsposten aus antisowjetische Propaganda verbreitet zu haben.) Panin wäre im Strafblock beinahe verhungert und überlebte mit knapper Not den Mordversuch eines geistesgestörten Massenmörders, mit dem er die Zelle teilen musste. Nach Kriegsende wurde er in die berühmten Bergwerke in Workuta verlegt.<sup>22</sup>

Die Lager leisteten einen enormen Beitrag zu den Kriegsanstrengungen – nicht zuletzt wegen Männern wie Panin. Annähernd 15 Prozent der sowjetischen Munition – darunter 9,2 Millionen Schützenminen und 25,5 Millionen grosskalibrige Granaten – stammten aus den Lagern des Gulag, in denen ausserdem Uniformen, Lederzeug, 1,7 Millionen Gasmasken und grosse Mengen Nahrungsmittel produziert wurden. Über zwei Millionen Häftlinge arbeiteten im Eisenbahn- und Strassenbau, in Bergwerken und Holzfabriken, Leibeigene einer neuen Art – blosse Sachen, unfrei und austauschbar; als Arbeitskräfte ohne Rechte gingen sie von Hand zu Hand wie einst ihre Grossväter.<sup>23</sup>

Als die deutsch besetzten Gebiete im Laufe des Jahres 1944 beim Vormarsch der Roten Armee wieder unter sowjetische Kontrolle kamen, nahm Stalin schreckliche Rache an allen Sowjetbürgern, die beschuldigt wurden, mit dem faschistischen Feind kollaboriert zu haben – und liess so noch einmal den Geist und die Praktiken des Bürgerkriegs auferstehen. Dabei traf es nicht nur einzelne Personen, die für deutsche Dienststellen gearbeitet oder für die Deutschen gekämpft hatten – sie wurden

meist sofort liquidiert –, sondern ganze Ethnien. Für viele nichtrussische Völker hatte Stalin nie etwas übriggehabt. Seit er sie Anfang der zwanziger Jahre als Volkskommissar für Nationalitätenfragen mit brutaler Gewalt unter die kommunistische Herrschaft gezwungen hatte, begegnete er dem Nationalismus mit tiefem Misstrauen. Kein Freund halber Sachen, nutzte Stalin den Krieg als willkommene Gelegenheit, mit all den Völkern abzurechnen, an deren Loyalität er zweifelte.

Seine ersten Opfer waren die Wolgadeutschen – Russen deutscher Abstammung, die seit Jahrhunderten am Unterlauf der Wolga lebten. Es waren längst keine «Deutschen» im engeren Sinne mehr, aber die ferne deutsche Herkunft reichte aus, um unter das Moskauer Verdikt zu fallen. Im August 1941 wurden sowjetische Fallschirmspringer in deutschen Uniformen über den Dörfern der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen abgesetzt. Sie baten, man möge sie bis zum Eintreffen der deutschen Invasionstruppen verstecken. Kamen die Dorfbewohner der Bitte nach, wurden sie vom NKWD liquidiert: Sie hatten die Loyalitätsprüfung nicht bestanden.

Am 28. August 1941 wurde die Republik offiziell aufgelöst und die Bevölkerung, mehr als 600'000 Menschen, nach Westsibirien und Kasachstan verschleppt. Man sah in ihnen ein Heer von «Saboteuren und Spionen», obwohl die Sicherheitsbehörden seit Kriegsbeginn nur in neun Einzelfällen stichhaltige Beweise gegen Wolgadeutsche gefunden hatten.<sup>24</sup> Insgesamt wurden mehr als 948'000 Sowjetbürger deutscher Herkunft aus allen Teilen der Sowjetunion nach Osten deportiert. Wie üblich traten die Menschen die lange Reise in unbelüfteten Viehwagen ohne jede Verpflegung an. Auf offenem Feld ausgesetzt, standen ihnen für den Kampf gegen Hunger und die Elemente lediglich die kleinen Bündel mit Habseligkeiten zur Verfügung, die sie mit sich führen durften.<sup>25</sup> Meist überliess das NKWD sie einfach ihrem Schicksal. Tausende fielen den allgegenwärtigen Feinden zum Opfer: Hunger, Kälte, Krankheit. Der Brief einer Frau, die in die kirgisische Steppe verbannt wor-

den war, lässt den ganzen Schrecken der Deportationen erahnen:

Hier ist nichts als graue Leere. Wir leben in einer Hütte. Die Sonne brennt fürchterlich. Wenn es regnet, dringt das Wasser in die Hütte. Alle unsere Sachen sind nass. Wir schlafen auf der Erde. Wir arbeiten jeden Tag bis zum Umfallen. Sie zwingen uns, auf den Misthaufen zu arbeiten, wo wir noch in der grössten Hitze täglich acht Stunden lang Mist mit Kunstdünger durchmischen müssen. Einziger Lohn ist alle zehn Tage ein Kilo dunkles, bitteres Mehl.<sup>26</sup>

Die Verbannten lebten unter einem weniger rigiden und brutalen Regime als die Lagerinsassen, das aber paradoxerweise todbringender war.

1943 und 1944 folgte den Wolgadeutschen ein Strom anderer Nationalitäten aus den Gebieten am Schwarzen Meer und im Kaukasus: Krimtataren, Tschetschenen, Inguschen, Karatschaier, Balkaren, Kalmücken und Mescheten. Viele hatten tatsächlich freiwillig mit den Invasoren kollaboriert, den Übrigen wurde das unterstellt. Berija, der Stalin zum Handeln ermuntert hatte, erhielt Anweisung, die kollektiven Strafmassnahmen zu vollziehen. Die Operation in Tschetschenien lief mit militärischer Präzision ab. Im Februar 1944 drangen NKWD-Truppen in die kleine Republik ein, als führten sie eine militärische Übung durch. Am Abend des 22. Februar, dem Tag der Roten Armee, wurden die Einwohner zu den Feierlichkeiten des Jahrestages auf den Dorfplätzen zusammengerufen. Plötzlich sahen sie sich von NKWD-Truppen umringt und hörten den Deportationsbefehl, der laut verlesen wurde. Es kam zu Handgemengen, als unbewaffnete Tschetschenen zu fliehen versuchten. Einige wurden niedergeschossen, den Übrigen befahl man, sich sofort zur Abreise bereitzumachen; jeder Familie wurden fünfzig Kilo Gepäck zugestanden. Schwere Schneefälle und Frost behinderten das Unternehmen, doch innerhalb von vierundzwanzig Stunden waren die meisten Tschetschenen auf Lkws und Güterwaggons verladen und in Richtung

Sibirien unterwegs. In einer Gemeinde wurden die Zurückgebliebenen erschossen, in Gruben geworfen und mit Sand bedeckt. Es kennzeichnet die Unbezwingbarkeit ihres Nationalbewusstseins, dass die Tschetschenen in der Verbannung an ihrer Identität festhielten und nach 1956, als sie wieder in ihre Heimat zurückkehren durften, ihre Eigenstaatlichkeit erneuerten.<sup>27</sup>

Alles in allem sind mehr als anderthalb Millionen Männer, Frauen und Kinder aus ihrer Heimat vertrieben worden. Alteren Schätzungen zufolge sind 530'000 Menschen an den unerträglichen Transportbedingungen und an der Lebensfeindlichkeit ihrer neuen Heimat zugrunde gegangen. Doch aus den NKWD-Archiven, die seit Kurzem zugänglich sind, ergibt sich eine Gesamtzahl von 231'000 Todesfällen – ein Viertel aller zwischen 1943 und 1949 verschleppten Tschetschenen kamen ums Leben.<sup>28</sup> Ihre Habseligkeiten wurden von NKWD-Truppen geraubt. Wer versuchte, aus der Verbannung zu fliehen, wurde mit fünfundzwanzig Jahren Arbeitslager bestraft. Die örtlichen NKWD-Kommandanten in den Gemeinden der Vertriebenen herrschten wie kleine Könige über ihre neuen Reiche; ihre Untertanen waren bei allem, was sie taten – in Berufswahl, Bildung, Bewegungsfreiheit –, Beschränkungen unterworfen. Sogar wenn sie heiraten wollten, mussten sie um Genehmigung bitten. Am schlimmsten traf es die Krimtataren, denn von ihnen hatten noch bei der Befreiung der Krim viele Seite an Seite mit der deutschen Wehrmacht gekämpft. Über die Zahl der Opfer herrscht Uneinigkeit. Von den 400'000, die nach Angaben der tatarischen Führer verschleppt worden sind, sollen fast die Hälfte in den ersten achtzehn Monaten umgekommen sein.<sup>29</sup> Berija behauptete, es seien 191'000 Menschen deportiert worden, von denen 52'000 oder 27 Prozent bis 1949 verstorben seien. Als das Kesseltreiben auf der Krim beendet war, bat Berija Stalin schriftlich um Medaillen für die NKWD-Truppen, «die sich im Krieg gegen die Vaterlandsverräter ausgezeichnet haben». Vierhundertdreizehn solcher Medaillen wurden verliehen.<sup>30</sup>

Der andere Krieg, der gegen den wirklichen Feind, war noch immer nicht gewonnen. Während der Wintermonate 1943/44 folgten der Befreiung Kiews beinahe ununterbrochene Gefechte, um die deutschen Truppen von der südlichen Front zu vertreiben. Im Januar traf Konjew die Vorbereitungen zur Einnahme des letzten Teilstücks der Dnjeprfront, die Hitler unter allen Umständen halten wollte. Der deutsche Frontvorsprung wurde Ziel eines raffinierten sowjetischen Angriffs, der bewies, wie man selbst unter rauen Winterbedingungen die neu erworbenen Kenntnisse in beweglicher Kriegführung mit tödlicher Wirkung einsetzen konnte. Mit einem kurzen Manöver gelang es Konjew, die deutschen Verteidiger über seine wahren Absichten zu täuschen. Gedeckt von einem räumlich begrenzten Angriff auf den Südabschnitt des Vorsprungs, verlegte Konjew den grösseren Teil seiner Kräfte unter vollkommener Geheimhaltung nach Norden. Am 24. Januar schlugen seine Truppen unverhofft und heftig zu. Die deutsche Front wurde fünf Kilometer tief eingedrückt, dann stiess die 5. Garde-Panzerarmee durch die sowjetische Infanterie nach vorn, schlug eine Bresche in die feindlichen Linien und machte den Weg in den Rücken der Deutschen frei. Zwei Tage später brach eine weitere Panzerarmee im nordwestlichen Abschnitt des Vorsprungs durch, um sich mit der 5. Garde-Panzerarmee zur Einkreisung der deutschen Truppen im Kessel von Korsun-Tscherkassy, wie er später genannt wurde, zu vereinigen. Konjew liess eine dünne äussere Sicherungslinie stehen, damit der Ring geschlossen blieb, und stiess dann bei bitterer Kälte in den Kessel selbst hinein, um ihn mehr und mehr zu verengen. Vier Panzerdivisionen wurden zur Rettung der eingeschlossenen Deutschen in Marsch gesetzt. Im Kampf gegen eine unerfahrene Panzerarmee gelang ihnen der Einbruch in den äusseren Ring, aber konzentrierte sowjetische Luftstreitkräfte (für deren Koordination auf Stalins ausdrücklichen Wunsch der Oberbefehlshaber der sowjetischen Luftwaffe persönlich verantwortlich war) und frische Reserven, die rasch herangeführt wurden, blockierten die Einsatztruppen.

Mitte Februar wurden die im Kessel verharrenden deutschen Einheiten bei starken Schneestürmen durch einen Brandbombenangriff aus ihrer Stellung getrieben, denn die Ortschaft, in der sie sich verschanzt hatten, war in Schutt und Asche gelegt worden. Der deutsche Kommandierende General Stemmermann ordnete einen Ausfall an. In zwei Kolonnen zogen die deutschen Soldaten über die kahle Schneelandschaft. Ohne zu ahnen, was sie erwartete, versuchten sie, zu den Einsatztruppen vorzudringen. Als sie offenes Gelände erreichten, ohne eine Spur des Feindes zu entdecken, liess die Anspannung nach. Die Soldaten machten ihrer Erleichterung mit Geschrei und Salven aus ihren automatischen Waffen Luft. Plötzlich schickte Konjew seine Truppen zu einer entsetzlichen Vernichtungsschlacht nach vorn. Die deutschen Marschkolonnen mussten sich auf freiem Feld ohne alle schweren Waffen zum Kampf stellen. Die sowjetische Artillerie nahm sie unter Beschuss, Panzer zermalmt die Männer unter ihren Ketten, eine kosakische Kavallerieabteilung setzte den flüchtenden deutschen Soldaten nach und machte sie mit blankem Säbel nieder, wie es Generationen ihrer Vorfahren im Dienst der russischen Krone getan hatten. «Es war ein Blutbad», erinnert sich ein Augenzeuge, «das nicht mehr aufzuhalten war.» Die Überlebenden versuchten sich durchzuschlagen, doch von den 30'000 Mann, die sich über den Schnee in Marsch gesetzt hatten, waren 20'000 gefallen, so auch Stemmermann, der eine frühere sowjetische Kapitulationsaufforderung zurückgewiesen hatte; 8'000 Deutsche wurden gefangen genommen. Stalin soll sich begeistert über das Massaker geäussert haben. Konjew wurde zum Marschall befördert, während Nikolai Watutin, dem die Einkesselung zu verdanken war, keine Auszeichnung erhielt – Stalin machte ihm zum Vorwurf, dass das Ausräumen des Kessels zu lange gedauert habe. Watutin geriet am 28. Februar in einen Hinterhalt ukrainischer Separatisten, wurde verwundet und starb ein paar Wochen später an den Folgen.<sup>31</sup>

Im Mai 1944 wurden der grösste Teil der Ukraine und die Krim durch eine Reihe schwerer Angriffe befreit, die von sechs grossen Panzerar-

meen unter Schukows und Konjews Führung vorgetragen wurden. Die Rote Armee stand nun im Süden an der rumänischen Grenze und drohte über die Karpaten nach Ungarn einzudringen. Weiter im Norden wurde Leningrad endlich von seinen Leiden erlöst, obwohl die Operation denkbar ungeschickt durchgeführt wurde. Nach jahrelangem Grabenkrieg waren die sowjetischen Kommandeure dort nicht in der Lage, die neue Taktik des massierten Panzervorstosses mit anschliessender Nutzung des Geländegewinns umzusetzen, die sich bei Kursk und vielen späteren Gelegenheiten als so erfolgreich erwiesen hatte. Trotzdem konnte Leningrads Befreiung am 26. Februar 1944 offiziell bekannt gegeben werden. Das Haupthindernis, das sich der Roten Armee nun noch entgegenstellte, waren die grossen Truppenkonzentrationen der Achse in Weissrussland. Die deutsche Heeresgruppe Mitte wehrte die Winteroffensive ab und fügte den Sowjets schwere Verluste zu. Hier nun sollte auf Beschluss der sowjetischen Führung die grösste Operation gestartet werden, die die Rote Armee, deren gelichtete Reihen wieder aufgefüllt wurden, je unternommen hatte.

Während des letzten Kriegsjahres waren die militärischen Operationen an der Ostfront umfangreicher als je zuvor. Das lag vor allem am Ausbau der Roten Armee und Luftwaffe. Ende 1943 hatten die enormen Verluste der Wehrmacht, dazu die wachsende Gefährdung durch den Bombenkrieg (der die Deutschen zwang, zum Schutz des Reiches zwei Drittel der Luftstreitkräfte, ein Drittel der Artillerie und 20 Prozent aller Munition aus dem Osten abzuziehen) und die Wahrscheinlichkeit einer alliierten Landung in Westeuropa dem Oberkommando keine andere Wahl gelassen, als die Kräfte kontinuierlich zu verringern, die die Rote Armee aufhalten sollten.<sup>32</sup> Den 3,1 Millionen Soldaten der Achse standen fast 6,4 Millionen sowjetische gegenüber; die 3'000 deutschen Kampfflugzeuge waren den 13'400 gegnerischen Maschinen zahlenmässig weit unterlegen, und die 2'300 deutschen Panzer konnten sich mit den 5'800 sowjetischen nicht messen. Im Laufe des Jahres 1944 wurden die Unterschiede noch grösser. Stalins Generale in der Stawka wuss-

ten, dass sie entscheidend im Vorteil waren. Nun ging es darum, diesen Vorteil gegen einen Feind zu nutzen, der sich geschickt hinhaltend zu verteidigen vermochte, der über Gefechtsfeldwaffen erster Güte verfügte und dessen Truppen und Befehlshaber nun von dem gleichen fatalistischen Trotz beseelt waren, wie ihn die Rote Armee bei der Verteidigung ihres Vaterlandes bewiesen hatte. Die sowjetischen Heerführer wollten den Krieg so schnell wie möglich beenden und dabei nicht mehr so verschwenderisch mit Menschen und Material umgehen. Doch Stalins Absichten reichten über die bloße Niederwerfung des Feindes weit

Anfang 1944 wurde Leningrad endlich aus der Umklammerung der deutschen Armee befreit. Hier umarmt eine Leningraderin einen Soldaten der Roten Armee. Nur wenige Jahre später wurden viele der «Helden von Leningrad», die den Widerstand der Stadt aufrecht erhalten hatten, Opfer von Stalins Säuberungen.



hinaus. Unmittelbar vor dem Einmarsch in Osteuropa war ihm klar, dass die Sowjetunion sehr bald imstande sein würde, die «Neuordnung» Deutschlands nach sowjetischen Vorstellungen durchzuführen.

Im März 1944 nahmen der sowjetische Generalstab und der Nationale Verteidigungsrat eine genaue Analyse der gesamten Frontlage vor, um zu entscheiden, wo der nächste Schlag erfolgen sollte. Sogar Stalin hatte einsehen müssen, dass «Generaloffensiven» zu nichts führten, selbst bei deutlicher zahlenmässiger Überlegenheit nicht. Nach Auffassung des Generalstabs sollten sich die Angriffe nacheinander gegen überschaubare Nahziele richten. Dies gestattete eine Konzentration der Kräfte und liess die Deutschen im Unklaren darüber, wo sich der Brennpunkt der Offensive befinden würde. Im Mai fiel die Entscheidung zugunsten eines Grossangriffs auf Generalfeldmarschall Ernst Buschs Heeresgruppe Mitte, die als einzige Streitmacht von Gewicht noch auf sowjetischem Territorium stand,<sup>33</sup> und zwar in einem Frontvorsprung, der in weitem Bogen um Minsk herumführte; wegen seiner Form wurde er auch scherzhaft als «Weissrussischer Balkon» bezeichnet. Das deutsche Heer erwartete den Hauptangriff im Süden, von der Ukraine her, wo der grösste Teil der sowjetischen Panzerkräfte zusammengefasst war. Der Erfolg der Operation in Weissrussland hing, wie so oft an der Ostfront, davon ab, ob man den Feind überzeugen könnte, dass der Schwerpunkt des Angriffs an anderer Stelle geplant sei.

Insofern hatte die sowjetische Sommeroffensive Ähnlichkeit mit dem gross angelegten Landungsunternehmen «Overlord», das von amerikanischen und britischen Truppen im Westen vorbereitet wurde. Die Invasion in Nordfrankreich, die für Mai oder Anfang Juni ins Auge gefasst war, setzte voraus, dass es gelang, den Aufenthaltsort der Truppen und die genaue Stelle, an der die Landung stattfinden sollte, vor den Deutschen geheim zu halten. Es spricht nicht für die Qualität der deutschen Abwehr, dass sie von beiden Unternehmen, im Osten wie im Westen, völlig überrascht wurde. Für die Sowjets hatte die Geheimhaltung abso-

luten Vorrang. Nur fünf Männer kannten den gesamten Operationsplan – Schukow, Wasilewski, Antonow, Schtemenko und einer der stellvertretenden Chefs der operativen Verwaltung. Jeder briefliche, telefonische oder telegraphische Kontakt zwischen ihnen war untersagt. Berichte von der Front wurden nur von zwei oder drei Leuten bearbeitet, die persönlich Rapport erstatteten. Sonst erfuhr niemand mehr, als er aufgrund seiner Funktion wissen musste. Ein Datum wurde erst in der letzten Vorbereitungsphase festgelegt.<sup>34</sup>

Die Täuschungsmanöver erfolgten auf der ganzen Länge der sowjetischen Front. Im Mai erhielten die Frontbefehlshaber die Order, ostentativ zur Verteidigung überzugehen und den Eindruck zu erwecken, die Rote Armee grabe sich ein, um sich nach fast neun Monaten fortwährender Kämpfe zu konsolidieren. An der gesamten Front wurden die grösseren Funkstellen ausser Betrieb genommen, und man verhängte absolute Funkstille. Weiter südlich wurde eine fiktive Armee stationiert – ganz ähnlich der Phantomarmee, die in Südengland, gegenüber dem Département Pas-de-Calais, in Stellung gebracht wurde –, um den Eindruck zu erwecken, die südliche Flanke sei bedroht. Man gab der Fiktion einen stärkeren Anstrich von Realität, indem man Flakartillerie zum «Schutz» der nicht vorhandenen Panzer- und Fahrzeugparks einsetzte und dort regelmässig Jäger Patrouille fliegen liess. Im Norden, an der Ostseefront, wurde eine weitere Phantomarmee aufgestellt. Die deutsche Abwehr fiel darauf herein. Die Luftaufklärung war durch die sowjetische Luftüberlegenheit sehr erschwert – abgesehen von den Gegenden, in denen die Deutschen nach dem Willen der sowjetischen Heerführer etwas sehen *sollten*. Das Netz einheimischer Spione und Informanten, das den Deutschen in der Vergangenheit zur Verfügung gestanden hatte, war mit dem Näherrücken der Roten Armee zerrissen. Im späten Frühjahr, nur wenige Wochen vor dem sowjetischen Grossangriff, informierte der Chef des militärischen Nachrichtendienstes im Osten die Heeresgruppe Mitte, es sei mit einem «ruhigen Sommer» zu rechnen.<sup>35</sup>

Diese Schlussfolgerung der deutschen Abwehr zählt zu den gravie-

rendsten Irrtümern des gesamten Krieges. Die deutschen Heerführer erwarteten, dass der Feind die einfache Route nach Süden nehmen würde, und hielten an dem Glauben fest, die sowjetischen Truppen wären zu einem komplexen Grossunternehmen gegen erfahrene deutsche Truppen in befestigten Stellungen gar nicht in der Lage. Der Erfolg der sowjetischen Täuschungsmanöver beruhte nicht nur auf den Fähigkeiten ihrer Planer, sondern auch auf der Bereitwilligkeit des Gegners, sich hinteres Licht führen zu lassen. Bei Beginn des Angriffs gegen die Heeresgruppe Mitte wusste die sowjetische Aufklärung, dass die Täuschung gelungen war. Die deutschen Truppen im Süden und weit oben im Norden waren stärker; das Zentrum hatte zwar eine harte Schale, aber innen war es hohl.

Die sowjetische Planung für den Sommer 1944 sah fünf aufeinander folgende separate Offensiven vor. Die erste davon sollte im Norden als räumlich begrenzter Vorstoss an der sowjetisch-finnischen Grenze einsetzen, den Widerstand der Finnen brechen und deutsche Verstärkungen in die baltischen Staaten locken. Der zweite und dritte Angriff sollte von der Westfront (die geteilt und in 2. und 3. Weissrussische Front umbenannt wurde) gegen die im Raum Minsk konzentrierten Hauptkräfte der Deutschen vorgetragen werden. Dies war der Kern des Unternehmens: Dadurch sollte ein weiterer Vorstoss in Richtung Ostseeküste und Ostpreussen ermöglicht werden, falls die deutsche Front zusammenbräche. Der Plan für die vierte Offensive sah vor, Konjews 1. Ukrainische Front gegen die polnischen Städte Lemberg (Lwow) und Lublin zu führen, um der Heeresgruppe Mitte den Rückzug abzuschneiden. Die letzte Offensive, die erst begonnen werden sollte, wenn die Hauptziele erreicht waren, richtete sich tief im Süden gegen Rumänien und die Ölfelder von Ploesti.<sup>36</sup>

Die Planer wollten unnötige Risiken vermeiden; jede Stufe der Gesamtoffensive sollte Bedingungen schaffen, die die nächste ermöglichten. Dreh- und Angelpunkt war der Sturm auf Minsk. Unauffällig wurden die beiden Fronten, die den Auftrag hatten, die konzentrierten deutschen Hauptkräfte anzugreifen, mit Mannschaften und Vorräten ver-

stärkt. Der Plan für die bevorstehende Schlacht war derart geheim, dass die herangeführten Einheiten weder wussten, wohin sie verlegt wurden, noch warum. Wenn die Züge, welche die Truppen transportierten, unterwegs hielten, wurden sie sofort von Posten umstellt, und die Soldaten durften sich nur wenige Schritte entfernen – in kleinen Gruppen, unter ständiger Bewachung. Die Eisenbahner auf den Loks wussten ebenso wenig, wohin die Reise ging; sie kannten lediglich die Nummer des Zuges, den sie übernehmen sollten.<sup>37</sup>

Als die Ausführung des Planes näher rückte, stellte sich heraus, dass die beiden Fronten für die ihnen zugedachte Aufgabe zu schwach waren. Da sie nicht über eine unabhängige Panzerarmee verfügten, fehlte ihnen die hochbewegliche Schlagkraft, um einen schnellen Durchbruch zu erzwingen. In den letzten Maitagen wurde ihnen daher Rotmistrows 5. Garde-Panzerarmee zugeteilt, die bei Kursk eine so entscheidende Rolle spielte. Am 20. Mai hatte im Kreml unter Stalins Vorsitz eine letzte Besprechung auf höchster Ebene stattgefunden, bei der das ganze Unternehmen noch einmal kritisch durchleuchtet wurde. Der Angriff sollte zwischen dem 15. und 20. Juni erfolgen. Da die Operation noch keinen Namen hatte, wurde Stalin um einen Vorschlag gebeten. Er benannte sie nach einem georgischen Landsmann und Helden des Napoleonischen Krieges von 1812: «Bagration».<sup>38</sup>

Die Wehrmacht musste im Mai damit rechnen, dass sie zwei Offensiven zurückzuschlagen haben würde, eine im Westen und eine im Osten. In beiden Fällen hatte man keine klare Vorstellung von der Stärke der feindlichen Truppen, noch war bekannt, woher und wann sie kommen würden. In der Sowjetunion waren die Hoffnungen auf die Eröffnung einer Zweiten Front immer wieder enttäuscht worden, sodass man die Absichten des Westens jetzt sehr zynisch beurteilte. Stalin selbst gehörte zu den grössten Zweiflern; noch am Vorabend von «Overlord» meinte er: «Was ist, wenn sie sich mit ein paar Deutschen treffen? Vielleicht gibt's dann keine Landung, sondern bloss die üblichen Versprechungen.»<sup>39</sup> Scherze über die Zweite Front waren in Moskau verbreitet:

«Was ist ein Altgläubiger?», fragt ein Russe. «Das ist jemand, der noch an die Eröffnung der Zweiten Front glaubt», erwidert der andere.<sup>40</sup> Aber schliesslich wurde die Zweite Front doch eröffnet: Am Morgen des 6. Juni 1944 landeten die Westalliierten an den Stränden der Normandie; abends hatten sie unmittelbar an der Küste einen kleinen Brückenkopf gebildet. In jener Nacht wurde in den überfüllten Moskauer Restaurants gefeiert. Am 7. Juni brachte die «Prawda» die Nachricht von der Landung mit vierspaltiger Überschrift, dazu ein Foto General Eisenhowers, des Oberbefehlshabers im Westen. Doch dann schwand das Interesse; in den Zeitungen erschienen nur mehr kleinere Meldungen über «militärische Aktivitäten in Westeuropa». Ein in Moskau akkreditierter britischer Journalist fand den Ton der Berichterstattung «bekrittelt und herablassend».<sup>41</sup> Man war allgemein der Überzeugung, der Feldzug in der Normandie werde nicht energisch genug vorangetrieben; westliche Erfolge führte man weitgehend darauf zurück, dass die meisten deutschen Divisionen noch immer an der Ostfront kämpften.

Das zumindest stimmte. Im Osten standen gut zweihundertachtundzwanzig deutsche und mit Deutschland verbündete Divisionen, im Westen dagegen nur achtundfünfzig, von denen anfangs nur fünfzehn im Gebiet der Normandie in die Kämpfe verwickelt waren. Zur Abwehr der Bombenangriffe im Reich wurden weit mehr Truppen und Flakartillerie eingesetzt als in Frankreich. Die deutsche Wehrmacht wusste sehr wohl, von wo die grössere Bedrohung ausging: Es gab keine nennenswerten Truppenbewegungen, um die Invasion in Frankreich zu stoppen. Der alliierte Brückenkopf in der Normandie konnte von den vor Ort verfügbaren Truppen abgeriegelt, wenn auch nicht beseitigt werden.

Ein paar Tage später folgte die Offensive im Osten. Der erste Sturmangriff war eine Finte, Teil des Täuschungsmanövers, das die Deutschen in ihrer Annahme bestärken sollte, die Hauptangriffe würden dem Norden und Süden, nicht aber der Heeresgruppe Mitte gelten. Am 10. Juni begann die Offensive gegen die Finnen. Die sowjetischen Truppen hat-

ten aus den Fehlern des Winterkrieges gelernt. Diesmal war die Aktion so gründlich geplant, dass die Sowjets ihr Nahziel mit einem Drittel der 1939 erlittenen Verluste erreichen konnten. Weiter südwärts beaufsichtigten Schukow und Wasilewski, denen die Koordination der Hauptangriffe oblag, die letzten Vorbereitungen. Die Soldaten übten und übten. Es stellte sich heraus, dass die Manöver mit Platzpatronen wenig Überzeugungskraft besaßen. Schukow befahl die Verwendung scharfer Munition. Fast eine Million Tonnen Nachschubgüter und 300'000 Tonnen Treibstoff wurden aus dem Hinterland nach vorn beordert.<sup>42</sup> Verzögerungen beim Vorrücken der Panzerverstärkungen machten eine Verschiebung von «Bagration» auf den 22. Juni erforderlich, den Tag, an dem sich «Barbarossa» zum dritten Mal jährte.

Alles in allem war der Beginn des neuen Feldzugs weniger einheitlich, als man angesichts der monatelangen geheimen Vorbereitungen hätte erwarten können. Die «mächtige Lawine», wie Schtemenko sich ausdrückte, begann wie alle Lawinen mit ein wenig Geröll und Eis.<sup>43</sup> Und dennoch, die Vernichtung der Heeresgruppe Mitte zeigte, wie erfolgreich die Lektionen der ersten beiden Kriegsjahre beherzigt wurden. Das Unternehmen war wohl die gelungenste Aktion sowjetischer Kriegführung überhaupt. Das Vorgehen erinnerte stark an das «Operieren in die Tiefe» mit massierten Luft- und Panzerkräften, wie es von Tuschaschewski zu Beginn der dreissiger Jahre entworfen worden war. Zunächst, in der Nacht zum 20. Juni, griffen neunzehn Partisaneneinheiten das Netz der deutschen Nachschublinien an. Sie machten eintausend Transportziele unbrauchbar und bewirkten auf diese Weise eine empfindliche Schwächung des feindlichen Versorgungssystems. Darauf folgten heftige Luftattacken. Am Vorabend des Jahrestags, am 21. Juni, flogen sowjetische Bomber koordinierte Angriffe auf das rückwärtige Gebiet des Feindes. Einem deutschen Bericht zufolge konnte die Luftflotte 6 nur noch vierzig einsatzfähige Jäger aufbieten.

Einige Bombenangriffe wurden nachts von weiblichen Piloten in offenen Doppeldeckern geflogen. Gegen den Widerstand vieler ihrer männlichen Kollegen wurden 1944 auch Frauen in grösserer Zahl im Luftkampf eingesetzt; das 46. Garde-Frauenregiment der leichten Nachtbomber wurde ausschliesslich von ihnen gestellt – angefangen bei den Waffenwarten über die Piloten bis hin zu den Mechanikern. Zweiunddreissig Angehörige des Regiments wurden Helden der Sowjetunion. Andere Frauen dienten beim Heer; 1945 standen 246'000 Soldatinnen in Uniform an der Front. Man machte ihnen nur wenige Zugeständnisse. Die 1. Weissrussische Front rühmte sich zwar, einen Chefgynäkologen zu haben, doch spezielle sanitäre und medizinische Einrichtungen waren an der Front nur kaum oder gar nicht vorhanden.<sup>44</sup> Mannschaften und Offiziere erwarteten, dass die Frauen dieselben Härten ertrugen wie sie selbst, während die Soldatinnen sogar oft freiwillig gefährlichere Aufgaben übernahmen, um sich vor den Männern zu beweisen.

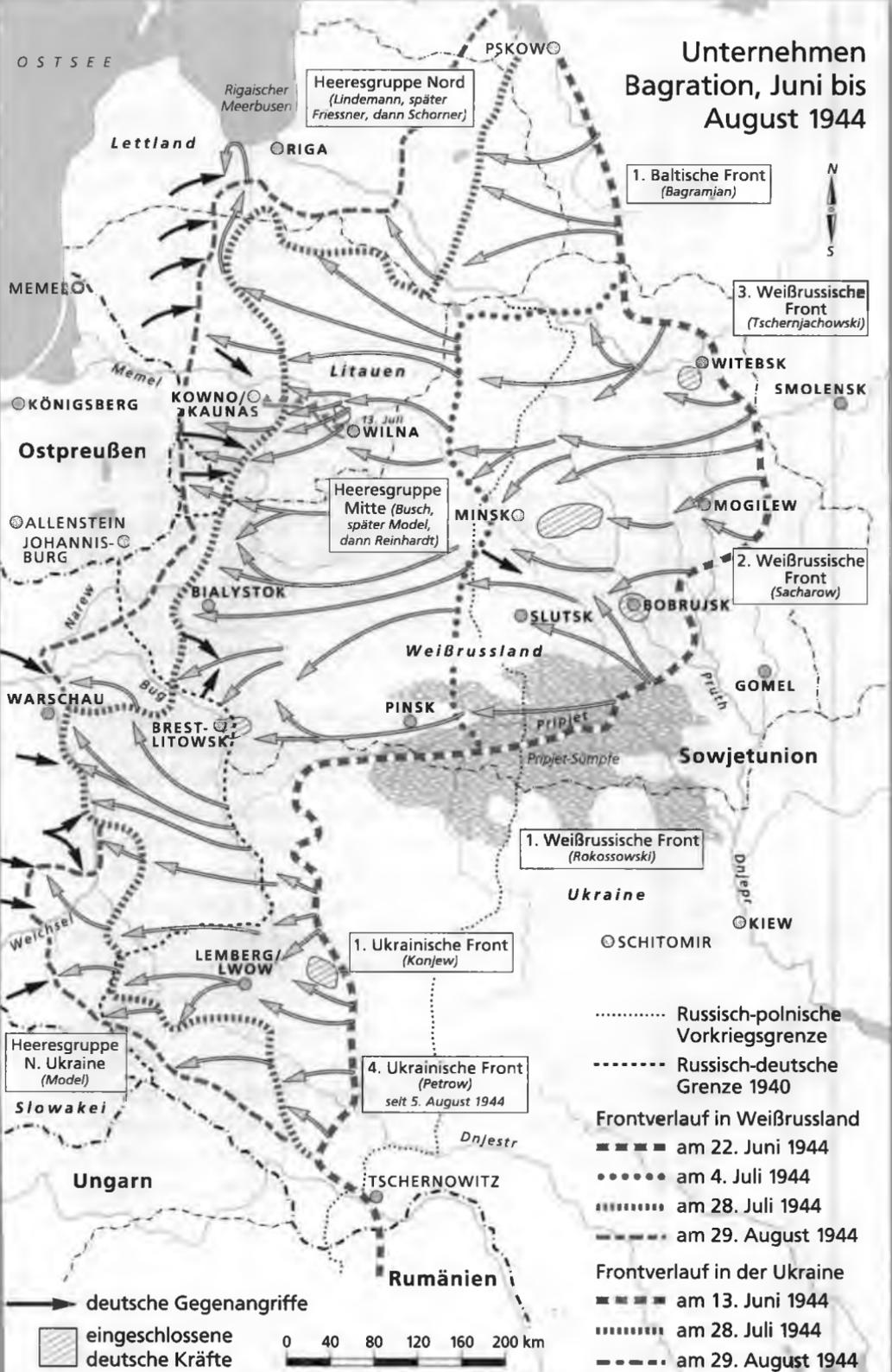
Am «Barbarossa»-Jahrestag stiessen sowjetische Aufklärungsabteilungen in die deutschen Linien vor, nahmen deutsche Patrouillen gefangen und spürten die Feuerstellungen der Artillerie auf, um das erforderliche Nachrichtenmaterial für die Zielplanung zu beschaffen und so die Wirkung des sowjetischen Hauptvorstosses noch zu erhöhen. Am 23. Juni erfolgte schliesslich der Grossangriff. Er begann im Norden des deutschen Frontvorsprungs und bewegte sich im Laufe der nächsten beiden Tage langsam nach Süden. Obwohl deutlich geworden war, dass eine Offensive in dieser oder jener Form erfolgen würde, waren die deutschen Verteidiger auf das Ausmass und die Heftigkeit der Ereignisse, die über sie hereinbrachen, keineswegs vorbereitet. Auf den üblichen Feuerschlag der Artillerie, der die Deutschen hätte warnen können, wurde weitgehend verzichtet zugunsten eines Generalangriffs mit Infanterie, Panzern und Artillerie im Schutze der Dunkelheit. Die erste Welle bildeten spezielle Räumpanzer, die eine Schneise durch die Minenfelder zogen. Die Infanterie folgte gleich dahinter, unterstützt von Artillerie auf

Selbstfahrlafetten und weiteren Panzern. Grelle Vorfeldbeleuchtung und Suchscheinwerferlicht sollten die Verteidiger blenden und in Verwirrung stürzen. Die deutsche Abwehr brach zusammen. So entstand Raum für die mechanisierten Truppen, die die Lücke nutzten und zum nächsten Angriffsziel weiterstürmten.<sup>45</sup> Diesmal hatten die sowjetischen Kommandeure Befehl, isolierte deutsche Stellungen unbeachtet zu lassen und rasch vorzurücken, ehe die Front sich wieder festigen konnte. Das war dieselbe Taktik, die die Deutschen zwischen 1939 und 1941 mit so beängstigendem Erfolg angewandt hatten.

Die topographischen Gegebenheiten begünstigten die Verteidiger. Das Gelände war teils sumpfig, teils hügelig; viele Wasserläufe durchzogen die Landschaft, wodurch schnelle Truppenbewegungen erheblich behindert wurden. Doch solche Probleme machten den sowjetischen Truppen weitaus weniger zu schaffen als den Alliierten, die sich in der Normandie zur gleichen Zeit mit der Knicklandschaft (*Bocage*) abplagten. Als sich die 1. Weissrussische Front unter Rokossowski am 24. Juni mit der rollenden Offensive vereinigte, tauchten seine Panzer und Geschütze zur Bestürzung der Deutschen aus dem morastigen Umland am Nordrand der Pripj et-Sümpfe auf. Vom Feinde unbemerkt, hatten sowjetische Pioniere Knüppeldämme gelegt und das Gelände auf diese Weise passierbar gemacht. Auf solchen improvisierten «Strassen» bewegten sich die gepanzerten Verbände der Sowjets vierzig Kilometer pro Tag vorwärts.<sup>46</sup> Vollständige deutsche Truppenteile sahen sich von Einkesselung bedroht; sie wehrten sich unter zunehmenden Auflösungserscheinungen, wurden von einem gnadenlosen Bombenhagel geschwächt und wussten nie, woher der Feind im nächsten Augenblick kommen würde. Das war die lang ersehnte Rache der Roten Armee, war es ihr doch drei Jahre zuvor genauso ergangen.

In kaum mehr als einer Woche hatte «Bagration» erstaunliche Erfolge erzielt. Ausser ein paar notdürftig zusammengestellten Verbänden im Raum Minsk war von der deutschen Front nichts übriggeblieben. Am 3. Juli wurde die weissrussische Hauptstadt genommen, doch sowjetische

# Unternehmen Bagration, Juni bis August 1944



Truppen hatten die Stadt bereits passiert und versuchten mit allen Mitteln, die Deutschen an der Bildung einer stärkeren Auffanglinie zu hindern. Aus Hitlers Hauptquartier kamen hysterische Durchhaltebefehle, in denen verlangt wurde, Stellungen nicht aufzugeben, die längst überannt waren. Am 29. Juni hatte Generalfeldmarschall Model den Oberbefehl über die Heeresgruppe Mitte erhalten. Er sollte zwar versuchen, die Lawine zu stoppen, sah aber ebenfalls keine vernünftige Alternative zum Rückzug (obwohl er Hitler das nicht so deutlich sagen konnte). Innerhalb von zwei Wochen war in die deutsche Front ein vierhundert Kilometer breites und etwa hundertfünfzig Kilometer tiefes Loch gerissen worden. Es wurden in grosser Zahl Gefangene gemacht – mehr als 300'000 Mann allein im Raum um Minsk; in den kommenden Wochen folgten weitere 100'000. Mit besonderer Befriedigung dürfte Stalin den Umstand zur Kenntnis genommen haben, dass die Westalliierten nach wie vor in einem kleinen Brückenkopf festsassen, während die Rote Armee in vierzehn Tagen jeglichen deutschen Widerstand überannt hatte.

Die Sowjets waren von ihren schnellen Erfolgen selbst so überrascht, dass sie innehalten mussten, um sich über die weitere Vorgehensweise klar zu werden. Am 8. Juli rief Stalin seinen Stab zusammen. Als Schukow und Antonow eintrafen, fanden sie Stalin «bei guter Laune»; während der Besprechung «nahm seine Fröhlichkeit noch zu».<sup>47</sup> Das war höchst ungewöhnlich für den Obersten Kriegsherrn. Obwohl es bereits zwei Uhr nachmittags war, bat Stalin die beiden zu einem Frühstück. Zu dritt wurde dann die sowjetische Strategie erörtert. Stalin war fest davon überzeugt, dass die Rote Armee allein mit den Deutschen fertig werden würde, begrüsst die Zweite Front jedoch als Chance, den Krieg schneller zu beenden. Dann fragte er Schukow, ob er mit seinen Truppen im Zuge der laufenden Offensive Ostpolen befreien und bis an die Weichsel vorstossen könne. Das sei kein Problem, erwiderte Schukow. Am südlichen Flügel der sowjetischen Offensive standen eine weitere Million Mann mit 2'000 Panzern und 3'350 Kampfflugzeugen. Stalin befahl

Schukow, sie nach Warschau in Bewegung zu setzen, um das Tor nach Berlin zu öffnen.<sup>48</sup>

Am 13. Juli 1944 begann der vierte der fünf Grossangriffe mit einem Vorstoss in Richtung Lemberg. In diesem Falle sorgten mangelnde Aufklärung der wichtigsten deutschen Stellungen sowie schauerhaftes Regenwetter dafür, dass die sowjetischen Truppen nur langsam vorankamen. Am 18. Juli wurde ein zweiter Sturm unternommen, und zwar auf Lublin. Hier war der Erfolg grösser – schon nach einer Woche befanden sich die deutschen Kräfte erneut in Auflösung. Lublin fiel am 23. Juli, und Brest-Litowsk, wo Trotzki im März 1918 den historischen Frieden mit Deutschland geschlossen hatte, wurde am 26. Juli erobert. Der Vormarsch Richtung Lemberg, angeführt vom 6. Garde-Panzerkorps des Generals Rybalko, wurde am 16. Juli fortgesetzt. Es liess sich ein schmaler Korridor in die deutsche Front treiben, und Rybalko ging das Wagnis ein, unter fortwährendem Beschuss in einer einzigen Kolonne durch die 3. Garde-Panzerarmee hindurchzustossen, um in den Rücken der deutschen Linien zu gelangen und die vor Lodsch stehenden Truppen zu umfassen. Während andere Panzerkräfte den Korridor offen hielten, schaffte er es mit einem verwegenen Schwenk, acht deutsche Divisionen im Raum Brody einzuschliessen. Am 22. Juli war der Kessel genommen, und die sowjetischen Truppen schickten sich nun an, Lemberg selbst einzukreisen. Am 27. Juli fiel die Stadt in sowjetische Hand, da die Deutschen sich an die Weichsel zurückzogen. Damit war die ganze Front im südlichen Polen durch die bewegliche Kampfführung der Roten Armee in zehn Tagen aufgerollt.

Für das deutsche Oberkommando war es eine desaströse Woche. Am 25. Juli brachen die Westalliierten aus ihrem Brückenkopf in der Normandie aus, und die amerikanischen Truppen, nicht anders als die sowjetischen im Osten, begannen, die geschwächten deutschen Verbände vor sich herzutreiben. Am selben Tage erreichten sowjetische Vorausabteilungen das Ufer der Weichsel, der Wasserstrasse, die sich durch ganz Polen zieht und Warschau buchstäblich in zwei Hälften zerschnei-

det. In wenigen Tagen hatte man auf dem Westufer bei Magnuszew und Pulawy zwei kleine Brückenköpfe gebildet. Beide waren heftigen deutschen Gegenangriffen ausgesetzt. Befehlshaber bei Magnuszew war General Tschuikow, der Held des belagerten Stalingrad. Er war nicht gewillt, sich vertreiben zu lassen; so hielt er also seinen kleinen Brückenkopf, der an einer Stelle schon auf ein Dutzend Mann und Geschütze geschrumpft war. Stalin befahl nun seinen Truppen, sich bei Warschau zu vereinigen und dabei die Reste der Heeresgruppe Mitte zu umfassen. Doch die sowjetische Offensive, die in vier Wochen Geländegewinne von mehreren hundert Kilometern erzielt hatte, begann nun zu erlahmen. Schwere Verluste, Materialverschleiss und Erschöpfung hatten die sowjetische Speerspitze stumpf werden lassen und Gegenangriffe herausgefordert. Ende Juli raffte sich die Wehrmacht zu einem verzweifelten Störmanöver auf: kräftig verstärkte Panzerverbände, darunter die Divisionen «Hermann Göring» der Luftwaffe und «Wiking» der Waffen-SS, stoppten den sowjetischen Vormarsch und brachten dem Korps an seiner Spitze so schwere Verluste bei, dass die 2. Panzerarmee nicht mehr daran denken konnte, Warschau zu erreichen, sondern sich zurückziehen und neu formieren musste. Im Osten der polnischen Hauptstadt war «Bagration» an seine Grenzen gestossen.

Warschau hatte den Krieg bereits kennen gelernt. Im September 1939 hatte die deutsche Luftwaffe grosse Teile der Stadt dem Erdboden gleichgemacht, um die polnische Kapitulation zu erzwingen. Im April 1943 hatten sich die Bewohner des Warschauer Gettos gegen ihre Peiniger erhoben, ein Aufstand, der von 2'000 Angehörigen der Waffen-SS in einer grausigen Vergeltungsaktion niedergeschlagen worden war; am Ende war das Getto ein rauchender Trümmerhaufen, 20'000 Männer, Frauen und Kinder hatten ihr Leben verloren. Die 49'000 Menschen, die dem Blutbad entkommen waren, wurden in Konzentrationslager geschafft – manche zum schnellen Tod in den Gaskammern, andere zum



Im August 1944, als eine erschöpfte Rote Armee sich den Vorstädten Warschaus näherte, erhob sich die polnische Heimatarmee, um die Hauptstadt zu befreien. Der Aufstand wurde brutal niedergeschlagen, die Bevölkerung zwangsevakuiert und die Stadt systematisch zerstört.

langsamen Sterben in den Arbeitslagern. Im August 1944, während die Rote Armee einem anscheinend geschlagenen Feind nachsetzte, brachen neue Kämpfe in Warschau aus. Der polnische Widerstand, der sich als Heimatarmee (*Armia Krajawa*) konstituiert hatte, löste am 1. August einen Aufstand aus, um der Roten Armee bei der Befreiung der Hauptstadt zuvorzukommen.

An der Revolte unter dem General Tadeusz Bör-Komorowski beteiligten sich etwa 20'000 unzulänglich bewaffnete Patrioten. Um fünf Uhr nachmittags erhielten die Kämpfer der Heimatarmee das verabredete Signal. Von Haustüren, Fenstern und Baikonen ging unvermittelt ein wahrer Geschosshagel auf die Deutschen nieder. Überall in der Stadt deto-

nierten selbst gebaute Bomben und Minen. Teile der deutschen Garnison wurden überrumpelt und grosse Gebiete der Stadtmitte besetzt, doch gelang es den Aufständischen nicht, einen Bahnhof oder eine der Weichselbrücken unter ihre Kontrolle zu bringen. Es fehlte an allem: Panzer, Artillerie, sogar Handwaffen und Munition waren nicht in ausreichender Menge verfügbar. Nach zwei Monaten war die Heimatarmee am Ende, bezwungen von deutschen Truppen, die Befehl hatten, die Stadt auszuradiieren und die Bewohner zu vernichten. Der rücksichtslosesten und grausamsten Einzelaktion des Krieges fielen mehr als 225'000 Zivilisten zum Opfer. Die deutschen Soldaten wüteten erbarmungslos. Sie unterstanden jenem Bach-Zelewski, der 1941 Höherer SS- und Polizeiführer in Russland-Mitte gewesen war und später hinter der Front den brutalen Krieg gegen die Partisanen geführt hatte. Krankenhäuser mitsamt Patienten und medizinischem Personal wurden niedergebrannt, Polen, die durch das Kanalisationsnetz flohen, wurden mit Gas ans Tageslicht getrieben, Frauen und Kinder zu Tausenden umgebracht. Um der Stadt weiteres Leid zu ersparen, kapitulierte Bór-Komorowski am 2. Oktober. Seine Männer gingen in Gefangenschaft, die übrig gebliebenen Einwohner von Warschau wurden in deutsche Konzentrationslager deportiert. Die Altstadt wurde niedergerissen, Stein um Stein, Strasse für Strasse.<sup>49</sup>

Seit Langem ist man im Westen geneigt, Stalin und die Rote Armee indirekt für das entsetzliche Schicksal verantwortlich zu machen, das Warschau ereilte. In seinen Memoiren wirft Churchill seinem ehemaligen Verbündeten einen Mangel an «Ehre, Menschlichkeit, Anstand und Treue» vor, Wesenszüge also, mit denen Stalin wirklich nicht reich gesegnet war.<sup>50</sup> Wie es dort heisst, habe die polnische Heimatarmee Hilfe von der Sowjetunion erwartet, die Rote Armee jedoch habe am Weichselufer gesessen und zugeschaut, wie die Stadt vor ihren Augen zerstört wurde. Churchill war nur einer von vielen, die glaubten, Stalin habe sich so verhalten, um die polnischen Nationalisten von den deutschen Truppen liquidieren zu lassen, statt sich selbst dieser Mühe unterziehen zu müssen. So betrachtet, wäre die Warschauer Tragödie die letzte Frucht

des Hitler-Stalin-Pakts oder aber das erste Schlachtfeld des Kalten Krieges gewesen.

Tatsächlich ist die Wahrheit – wie so oft – weit komplizierter. Der Warschauer Aufstand war nicht dazu gedacht, den sowjetischen Truppen bei der Eroberung der Stadt zu helfen, sondern er sollte sie verhindern. Die polnischen Nationalisten wollten Warschau nicht von der Roten Armee befreien lassen, sondern ihr zuvorkommen, um ein Zeichen des Freiheitskampfes und der künftigen Unabhängigkeit Polens zu setzen. Ein solcher Wunsch erhielt zusätzliche Nahrung dadurch, dass nur wenige Tage zuvor, am 21. Juli, polnische Kommunisten mit Stalins Segen ein Komitee zur Nationalen Befreiung gegründet hatten. Am 22. Juli war es in Lublin zur neuen provisorischen Regierung erklärt worden; vier Tage später wurde ein Freundschaftspakt unterzeichnet, in dem die Sowjetunion die neue Regierung anerkannte.<sup>51</sup> Formell gesehen blieben all diese Vorgänge im Rahmen der Teheraner Vereinbarungen, schliesslich hatten Churchill und Roosevelt dort halbherzig Stalins Wunsch stattgegeben und die Grenzen von 1941 akzeptiert, sodass die Sowjetunion den Teil Polens, der ihr im deutsch-sowjetischen Abkommen zugebilligt worden war, behalten durfte. Weder die polnischen Nationalisten noch die Westalliierten wollten jedoch hinnehmen, was sich immer deutlicher abzeichnete – dass der polnische Staat, der aus der deutschen Niederlage hervorgehen würde, von der Sowjetunion beherrscht wäre. Die polnische Exilregierung in London unter der Führung Stanislaw Mikolajczyks drängte die Heimatarmee zu einem präventiven nationalistischen Aufstand und wehrte sich verzweifelt gegen den Gedanken, dass das 1939 geraubte Gebiet endgültig der Sowjetunion zufallen sollte.<sup>52</sup>

Das eigentliche Problem war nicht politischer Natur – die Feindschaft zwischen der sowjetischen Führung und den polnischen Nationalisten war nicht neu –, es war ein militärisches. Hätte die Rote Armee im August 1944 Warschau einnehmen und die Einwohner vor weiteren barbarischen Übergriffen der Deutschen bewahren können? Die Antwort

muss heute eindeutig verneint werden. Die sowjetischen Truppen warteten nicht etwa ab und legten die Hände in den Schoss, als Warschau brannte – sie kamen nicht an die Stadt heran. In den ersten Augusttagen waren die vordersten sowjetischen Verbände in erbitterte Gefechte um die Zugänge zur Stadt verstrickt. Die kleinen Brückenköpfe auf dem anderen Ufer der Weichsel waren heftigen deutschen Angriffen ausgesetzt. Im Norden kämpften beide Seiten, zum Äussersten entschlossen, um die Flussübergänge an Bug und Narew, die, wenn sie unter sowjetischer Kontrolle gewesen wären, möglicherweise einen weiteren Zugang zur polnischen Hauptstadt eröffnet hätten. Also kann von Untätigkeit nicht die Rede sein, obwohl es den Polen wenig nützte. Vom militärischen Potenzial der polnischen Heimatarmee hielt Stalin – zweifellos zu Recht – nicht das Geringste. «Was für eine Armee ist das denn», fragte er Mikolajczyk Anfang August, als dieser zu Besuch in Moskau weilte, «ohne Artillerie, Panzer, Flugzeuge? In einem modernen Krieg ist das gar nichts ...»<sup>53</sup> Die sowjetischen Kommandeure wussten, dass die Situation eine ganz andere war als die vor Kiew oder Minsk. Ihre Truppen waren erschöpft und schwere Waffen knapp; die Deutschen hatten der Verteidigung des Gebiets um Warschau Vorrang eingeräumt. General Rokossowski, dessen Truppen an der Warschauer Front aus den genannten Gründen nicht weiterkamen, erläuterte Ende August einem britischen Kriegsberichterstatter, «die Erhebung hätte nur dann Sinn gehabt, wenn wir unmittelbar vor dem Einmarsch in Warschau gestanden hätten. Aber dieser Punkt war ja niemals erreicht worden ... Wir wurden zurückgeschlagen ...»<sup>54</sup> Als Schukow Anfang September an die Warschauer Front geschickt wurde, um Stalin über die verworrene Lage dort zu berichten, kam er aus militärischen Gründen zu dem Schluss, die Weichsel könne noch nicht gewaltsam überquert werden. Aus deutschen Kriegserinnerungen – in dieser Frage eine zuverlässigere Quelle – geht ebenfalls hervor, dass die Rote Armee durch die plötzliche Verstärkung des deutschen Widerstands daran gehindert worden ist, Warschau zu Hilfe zu kommen.<sup>55</sup>

Die Aufständischen erhielten durchaus Unterstützung: Churchill und Roosevelt waren von Stalins Einstellung zu den Ereignissen entsetzt und begannen, mit schweren Bomben Waffen und Versorgungsgüter abzuwerfen, doch die Mengen waren winzig. Am 4. August schafften es zwei Maschinen nach Warschau, am 8. August waren es ganze vier. Die Genauigkeit bei Fallschirmabwürfen aus grosser Höhe liess zu wünschen übrig, daher fiel wahrscheinlich der grösste Teil des Materials den Deutschen in die Hände. Das war für Stalin der Grund, keine ähnlichen Aktionen durchzuführen.<sup>56</sup> Der Plan der Westalliierten war wenig realistisch. Auf keinen Fall hätte sich der polnische Widerstand in Warschau durch derartige Lieferungen lange aufrechterhalten lassen; es handelte sich in erster Linie um eine humanitäre, aber auch um eine politische Geste. Als Stalin im September endlich nachgab und befahl, über den noch vorhandenen Widerstandsnestern in Warschau Hilfsgüter abzuwerfen, waren seine Beweggründe mit ziemlicher Gewissheit rein politischer Natur. Ohne Zweifel begrüsst er die Zerschlagung des antisowjetisch gesinnten polnischen Nationalismus, die mittlerweile feststand. Aber selbst seine kommunistischen Verbündeten in Polen erwarteten jetzt eine Geste von Stalin, die erkennen liess, dass er am Schicksal ihrer künftigen Hauptstadt Anteil nahm. Zudem hatte sich die militärische Lage Anfang August schon leicht verändert: Die polnische 1. Armee unter General Berling war am 20. August als Verstärkung zu den vor Warschau liegenden Fronttruppen gestossen. Am 10. September wurde der Angriff fortgesetzt. Diesmal fiel die Vorstadt Praga auf der sowjetischen Seite der Weichsel. Nun wurden Hilfsgüter aus geringer Höhe abgeworfen. Die polnische 1. Armee führte einen eigenen Angriff über die Weichsel nach Warschau hinein, musste sich jedoch nach schweren Verlusten am 23. September wieder über den Fluss zurückziehen. Selbst in diesem späten Stadium misstraute die polnische Heimatarmee ihren prokommunistischen Landsleuten so sehr, dass sie sich weigerte, die eigenen Aktionen mit den neu hinzugekommenen Angreifern abzustimmen.<sup>57</sup> Eine Woche später kapitulierte die Heimatarmee, weniger ein

Opfer von Stalins zynischem Kalkül als vielmehr des eigenen nationalistischen Eifers: Vaterlandsliebe und Hass auf die beiden grossen Mächte im Westen und im Osten, die sich zusammengetan hatten, um Polen zu vernichten.

«Bagration» brachte nicht die Befreiung Warschaus – das war nach dem ursprünglichen Plan auch gar nicht vorgesehen –, in jeder anderen Hinsicht aber war das Unternehmen ein durchschlagender Erfolg. Weissrussland war befreit, Ostpolen ebenfalls. Im August 1944 schliesslich wurde die letzte der geplanten Offensiven gestartet, und zwar im südlichen Frontabschnitt, wo deutsche und rumänische Truppen im Juni den sowjetischen Stoss erwartet hatten. Nun waren die dort stehenden Achsentruppen erheblich geschwächt, weil sie zur Verstärkung der im Norden kämpfenden Kräfte herangezogen worden waren – genau, wie Schukow es erwartet hatte. Die sowjetischen Armeen waren dem angegriffenen Gegner zahlenmässig überlegen, allerdings hatten die zwei Monate währenden Kämpfe im Norden auch ihre Reserven aufgezehrt. Manche Soldaten waren kaum ausgebildet, hatte man sie doch in Gebieten rekrutiert, die die Rote Armee erst ein paar Monate zuvor befreit hatte. Erneut verliess sich die umgestaltete Rote Armee auf Panzer, Artillerie und Flugzeuge statt auf die blosse Zahl ihrer Soldaten.

Auch der Vorstoss im Süden übertraf alle Erwartungen. Zwischen dem 20. und 29. August brach die Heeresgruppe Süd vollkommen zusammen. Über 400'000 Gefangene wurden gemacht, darunter der grösste Teil der 6. Armee, die nach Stalingrad neu aufgestellt worden war, um schliesslich wieder in einem unentrinnbaren Kessel an den Ufern des Sereth in Nordrumänien zu enden. Am 23. August stürzte die prodeutsche Regierung Rumäniens, und das Land wechselte die Seiten. Einige rumänische Heereseinheiten tauchten ein paar Wochen später wieder auf dem Kriegsschauplatz auf – nun kämpften sie an der Seite der Roten Armee. Am 2. September waren die Ölfelder von Ploesti, Deutschlands letzte grössere Erdölquelle, in sowjetischer Hand. Auch Bukarest fiel. Im Eiltempo durchquerte die Rote Armee Bulgarien und gelangte nach

Jugoslawien; Anfang Oktober stand sie an den ungarischen Grenzen, bereit zum Vorstoss auf Budapest. Ab Dezember wurde die ungarische Hauptstadt belagert. Nach verlustreichen Gefechten, in denen ein Grossteil der restlichen deutschen Panzertruppen aufgerieben wurde, fiel Budapest am 14. Februar 1945.

Der sowjetische Vorstoss auf dem Balkan war zwar ein Teil der militärischen Planung für den Sommer 1944, aber seine eigentliche Bedeutung war politischer Natur. Stalin, der vor kaum mehr als einem Jahr nur noch zwei Drittel des eigenen Territoriums unter Kontrolle hatte, beherrschte nun grosse Teile Osteuropas. Die sowjetische Führung war fest entschlossen, dort nach der deutschen Niederlage ein politisches Gebilde zu schaffen, das der Sowjetunion jene Sicherheit geben würde, die das Vorkriegssystem ihr nicht hatte bieten können. Im Prinzip hiess das: sowjetische Vorherrschaft anstelle der deutschen. Was das in der Praxis bedeuten würde, hatte das Schicksal Ostpolens und des westlichen Weissrussland zwischen 1939 und 1941 gezeigt. Dem jugoslawischen Kommunisten Milovan Djilas erklärte Stalin, das liege im Wesen der Auseinandersetzung: «Dieser Krieg ist nicht wie in der Vergangenheit; wer immer ein Gebiet besetzt, erlegt ihm auch sein eigenes gesellschaftliches System auf. Jeder führt sein eigenes System ein, soweit seine Armee vordringen kann. Es kann gar nicht anders sein.»<sup>58</sup> Die sowjetische Führung ging davon aus, dass die Westalliierten es ebenso halten würden.

In einer Hinsicht war Stalins Analyse zweifellos zutreffend. Grossbritannien und die Vereinigten Staaten wollten nicht, dass die befreiten Länder Europas kommunistisch würden. Sie sollten, wenn irgend möglich, im westlichen Lager bleiben und sich dem Weltmarkt öffnen. Während des Krieges war Roosevelt lange Zeit der aufrichtigen Überzeugung, durch eine geeignete Nachkriegsordnung liesse sich eine amerikanisch-sowjetische Achse bilden, die die Chance auf Frieden und Kooperation bieten könnte. Churchill sah die Sache nüchterner. Er wusste, dass die Sowjetunion kaum aus Osteuropa zu vertreiben sein würde, nachdem

sie die Militärmacht besiegt hatte, die wenige Jahre zuvor die stärkste der Erde gewesen war. Er bereitete sich eher auf einen Kuhhandel vor. Stalin hegte wenig Sympathie für Churchill – im Sommer 1944 erzählte er Djilas, er habe nicht vergessen, wer die Engländer und Churchill seien: «Sie tun nichts lieber, als ihre Bundesgenossen übers Ohr zu hauen... Churchill ist der Typ, der einem eine Kopeke aus der Tasche zieht, wenn man nicht aufpasst.»<sup>59</sup> Als Churchill im Oktober 1944 allerdings nach Moskau kam, um Europas Zukunft zu erörtern, fand Stalin ihn realistischer als Roosevelt.

Die beiden Männer trafen sich am Abend des 9. Oktober im Kreml und taten als Vertreter zweier europäischer Grossmächte das, was Männer in ihrer Situation schon seit Jahrhunderten taten: Sie entschieden über die Zukunft der kleineren Mächte, wobei sie keine anderen Prinzipien gelten liessen als die eigenen Interessen. In seinen Memoiren berichtet Churchill höchst dramatisch, wie er die Namen der osteuropäischen Länder auf ein Blatt Papier kritzelte und dann eine Prozentzahl für den sowjetischen Einfluss und eine zweite für den britischen Einfluss hinzufügte. Stalin zugebilligt wurden 90 Prozent in Rumänien, 50 Prozent in Ungarn und Jugoslawien, 75 Prozent in Bulgarien. Griechenland verlangte Churchill ganz für sich: «Mit Griechenland verhielt es sich anders. Grossbritannien musste die führende Mittelmeermacht bleiben...»<sup>60</sup> Dieses Blatt gab er Stalin, der nachlässig einen grossen blauen Haken darauf malte und es schweigend zurückreichte. Die Wirklichkeit sollte dann doch ein wenig anders aussehen.

Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Unter anderem betrafen sie die polnische Frage; Churchill schlug vor, die nationalistischen und die kommunistischen Polen sollten das Schicksal des Landes unter sich ausmachen.<sup>61</sup> Der Haken auf dem Papier, wenn es ihn denn gab, bedeutete nicht Zustimmung, sondern war das übliche Zeichen, mit dem Stalin kundtat, dass er ein Schriftstück gelesen hatte. Im Wesentlichen entspricht Churchills Schilderung der Ereignisse jedoch der Wahrheit. Sein

Verhalten bei diesen Beratungen stand nicht nur in krassem Widerspruch zu seinem späteren Auftreten als Kalter Krieger, sondern beeinträchtigte auch sein Verhältnis zu Roosevelt. Letztlich akzeptierte Churchill in den Gesprächen weit mehr von Stalins osteuropäischen Ansprüchen, als dieser erhoffen konnte.

Später hatte Churchill allen Grund, die Form seiner Moskauer Intervention zutiefst zu bedauern. Es wurde kein formelles Abkommen unterzeichnet, nicht einmal verlangt. Das «Blatt Papier» hatte kein grösseres politisches Gewicht als das noch berühmtere «Papier», das Chamberlain 1938 am späten Abend in München von Hitler gereicht bekam. Die sowjetische Führung brauchte die britische Erlaubnis nicht, um in den von der Roten Armee befreiten Gebieten ihre Herrschaft zu etablieren. Andererseits vereinfachte die britische Nachgiebigkeit die sowjetische Position. Stalin war sehr verärgert gewesen, als Grossbritannien und die Vereinigten Staaten ihm die Teilnahme an der Besetzung des befreiten Italien verweigert hatten. Churchills vorauseilender Gehorsam erschwerte es den Westmächten nun sehr, Einspruch gegen das sowjetische Monopol im Osten zu erheben und zu verhindern, dass dort Regime nach dem Vorbild der stalinistischen Diktatur eingesetzt wurden.

Solange der Krieg gegen Deutschland und Japan andauerte, blieb die sich weitende Kluft zwischen Ost und West sozusagen ein unterirdischer Riss. Die drei Alliierten waren sich einig, dass eine weitere Gipfelkonferenz nötig sei. Stalin schlug den Urlaubsort Jalta auf der Krim vor. Roosevelt, der sich bereits in den letzten Stadien der Krankheit befand, welcher er im April 1945 erliegen sollte, erklärte sich gegen den Rat seiner Ärzte und Mitarbeiter damit einverstanden. Man hatte Stalin Tagungsorte in Schottland, auf Malta und in Athen (selbst in dieser Phase des Krieges noch eine riskante Wahl) vorgeschlagen, die er aber alle auf den Rat seiner eigenen Ärzte abgelehnt hatte. So musste Roosevelt eine 7'800 Kilometer weite Seereise unternehmen und anschliessend weitere 2'400 Kilometer im neuen Präsidentenflugzeug zurücklegen, das den sonderbaren Namen *The Sacred Cow* – «Die heilige Kuh» – trug. Laut



Ankunft der westlichen Führer bei der Konferenz von Jalta im Februar 1945, auf der, wie sich später zeigen sollte, die Rahmenbedingungen für den künftigen Kalten Krieg festgelegt wurden. Churchill geht neben Molotow, dem sowjetischen Außenminister. Der todkranke Roosevelt fährt neben ihnen in einem Jeep.

Churchill hätte man auch in zehnjähriger Suche «keinen schlimmeren Ort auf der Welt» finden können.<sup>62</sup> Roosevelt wurde in dem einst für die Zaren erbauten Livadia Palast untergebracht. Fünf Stunden brauchte die Fahrzeugkolonne vom Flugplatz nach Jalta. Die Fahrt ging an den Hinterlassenschaften des Krieges vorbei. An der Strecke standen Rotarmisten beiderlei Geschlechts Spalier, die beim Vorbeirollen der Wagen die Hacken zusammenschlugen und Haltung annahmen. Im Palast wurde Roosevelt von einem Stab Bediensteter betreut; man hatte sie aus drei Moskauer Hotels hergeholt. Die Einrichtung war vorrevolutionär – dunkel, schwer und holzgetäfelt. Alle übrigen Dinge, vom Kleiderbügel bis zum Aschenbecher, hatte man aus der Umgebung herbeischaffen müssen.<sup>63</sup>

Der gesamte Verlauf der Konferenz war von einem so herzlichen Geist der Kooperation geprägt, dass er das wachsende Misstrauen zwischen beiden Seiten Lügen strafte. Stalin hatte seinen Verbündeten gegenüber einen Wissensvorsprung, denn durch seine NKWD-Agenten – zu denen auch Alger Hiss zählte, ein hochrangiger Beamter im amerikanischen Aussenministerium – verfügte er über Geheiminformationen. Zusätzliche Erkenntnisse lieferten ihm die vielen Abhörmikrophone, die im Livadia Palast versteckt worden waren.<sup>64</sup> In den Vereinbarungen über die weitere Kriegführung haben diese Geheiminformationen gewiss eine erhebliche Rolle gespielt. Stalin war bereit, sich am Krieg gegen Japan zu beteiligen, verlangte dafür aber die Rückgabe der Kurilen und der früheren russischen Territorien auf Sachalin. Er wusste, dass die Amerikaner ein solches Zugeständnis machen würden. Die Zusage wurde denn auch anstandslos gegeben. Die Amerikaner waren überzeugt, dass der Krieg mit Japan noch ein oder zwei Jahre dauern könnte und dass er sich mit sowjetischer Hilfe erheblich verkürzen liesse. Was Deutschland betraf, fiel die Einigung schon schwerer. Es herrschte Einvernehmen darüber, dass Deutschland demilitarisiert und entnazifiziert werden sollte, zudem wollte man für die drei Hauptalliierten und für Frankreich je eigene Einflussgebiete einrichten. Die Sowjetunion forderte deutsche Reparationszahlungen im Wert von zwanzig Milliarden Dollar, was man widerstrebend akzeptierte. Stalin bestand darauf, das Wort «Zerstückelung» in die Beschreibung der alliierten Deutschlandpolitik aufzunehmen. Zunächst wehrten sich die anderen dagegen, gaben aber schliesslich nach. Die Zukunft Polens wurde heiss diskutiert, doch auch hier zeichnete sich eine Übereinkunft ab: Der Sowjetunion wurden Teile der ostpolnischen Gebiete als Ausgleich für die deutschen Territorien in Schlesien und Ostpreussen zugesprochen, die Polen erhalten sollte. Die einzige Konzession, die man Stalin abringen konnte, war sein Einverständnis, den polnischen Nationalisten eine grössere Beteiligung an der vorläufigen Regierung zu gestatten. (Sowjetische Spione hatten in Erfahrung gebracht, welche Bedeutung der Westen dieser Frage beimass.)

Das war ein taktisches Manöver, das sich rückgängig machen liess, wenn die Zeit reif war.<sup>65</sup>

Roosevelt hatte vor allem ein Ziel vor Augen. Er wollte den Vereinten Nationen konkrete Gestalt verleihen. Wie Wilson 1918 glaubte er, ein neuer Idealismus in der Weltpolitik könne beenden, was er «das System einseitigen Handelns, der exklusiven Bündnisse, der Einflusssphären, des Gleichgewichtes der Kräfte... » nannte. Stalin wies solche Vorstellungen nicht ausdrücklich zurück – dazu bestand keine Notwendigkeit –, aber er weigerte sich, das Selbstbestimmungsrecht der Völker anzuerkennen. Roosevelts Vertrauter Harry Hopkins, dessen Gesundheitszustand in Jalta noch schlechter war als der seines Chefs, glaubte, Jalta signalisiere «die Morgenröte einer neuen Zeit». Niemand auf amerikanischer Seite, so fuhr er fort, zweifle daran, «dass wir, soweit wir uns die Zukunft ausmalen können, friedlich mit ihnen leben und auskommen werden.»<sup>66</sup>

Manchmal heisst es, der Westen habe sich in Jalta von Stalin hinters Licht führen lassen. Gewiss projizierten Roosevelt und Hopkins einen verfehlten Idealismus auf die Beziehung zur Sowjetunion, obwohl das dreijährige Bündnis mit Stalin sie eigentlich eines Besseren hätte belehren müssen. Selbst der nüchternere Churchill fühlte sich nach der Rückkehr von Jalta bemüsst, dem Unterhaus mitzuteilen, er kehre von der Konferenz mit dem Gefühl zurück, dass Stalin und die Sowjetführung «in redlicher Freundschaft und Gleichheit mit den westlichen Demokratien leben wollen. Ich meine auch, dass sie sich ihrem Wort verpflichtet fühlen.»<sup>67</sup> Die sowjetischen Ansichten über Jalta ruhen nach wie vor unzugänglich in den Archiven, doch wir dürfen getrost davon ausgehen, dass der Idealismus, wie immer, eine eher untergeordnete Rolle spielte.

Stalin hat den Westen nicht getäuscht; der Westen hat sich selbst hinters Licht geführt. Nichts in Stalins Vergangenheit deutete daraufhin, dass er bereit sein würde, politischen Opportunismus und nationales Eigeninteresse für längere Zeit hintanzustellen. 1944 setzte er die sowjetische Expansion nach Osteuropa dort fort, wo er sie 1939 begonnen hatte.

Die Sicherheit der Sowjetunion hatte bei ihm immer Vorrang, daher mass er Polen solche Bedeutung bei: «In der Geschichte», erklärte er seinen Verbündeten in Jalta, «war Polen immer der Korridor, durch den der Feind marschierte, um Russland anzugreifen.»<sup>68</sup> In Jalta gelang es den Vertretern des Westens fast nie, Stalin in den für sie zentralen Punkten auf klare Verpflichtungen festzulegen, während sie selbst auf all seine Forderungen eingingen. Nimmt man sich die Protokolle von Jalta noch einmal vor, findet man in ihnen wenig Grund zu dem Optimismus, mit dem Stalins Besucher davonfuhren. Nicht umsonst hatte Stalin im Dschungel der sowjetischen Politik zwanzig Jahre überlebt. Er war ein Opportunist und daran gewöhnt, sich so vorsichtig zu bewegen, wie es die Umstände verlangten. Höchstwahrscheinlich hat es keinen sowjetischen Generalplan zur Vereinnahmung Europas gegeben. Stalin wusste damals, dass er keinen offenen Bruch riskieren konnte, denn er hoffte auf eine Verlängerung der amerikanischen Wirtschaftshilfe zum Wiederaufbau seiner Industrie, aber in den entscheidenden Fragen machte er wenig Zugeständnisse. In einen der vielen Trinksprüche bei den zahlreichen Essen in Jalta liess er eine Warnung einfließen: «Die schwierigen Aufgaben werden erst nach dem Krieg kommen, wenn divergierende Interessen die Alliierten zu entzweien drohen.»<sup>69</sup> Das war die Stimme des Realismus.

9

DER FALL  
DES HAKENKREUZES

1945

*Sieg*

*Nicht im Paradies, sondern in diesem weiten Land,  
wo jeder Schritt auf Leid stösst, Leid und nochmals Leid,  
hab ich sie erwartet, wie man nur die, die man liebt, erwartet,  
ich kannte sie, wie man nur sich selbst kennt,  
ich kannte sie in Blut, in Schlamm, in Trauer.*

*Die Stunde schlug.*

*Der Krieg ging zu Ende.*

*Ich machte mich auf den Weg nach Hause.*

*Sie kam mir entgegen, und wir erkannten uns nicht.*

ILJA EHRENBURG, 9. MAI 1945

STALIN WAR FEST ENTSCLOSSEN, Berlin, Hitlers Hauptstadt, als Siegespreis zu erhalten. «Ich glaube, das wird noch einen Kampf geben», sagte er zu Schukow.<sup>1</sup> Die Einnahme Berlins war symbolträchtig. Stalin wollte, dass die Rote Armee es eroberte, weil sie vier Jahre endloser Kämpfe hinter sich hatte und die Hauptlast des Krieges gegen Hitler trug. Ausserdem wollte er dieses letzte Unternehmen selber leiten, daher übertrug er der Stawka im November 1944 wieder die unmittelbare Befehlsgewalt über die Front. Wasilewski, der Generalstabschef, wurde kaltgestellt und trat im Februar von seinem Posten zurück. Stalin betraute Schukow mit dem Kommando der Front, die sich auf Berlin zubewegte, aber durch die Tatsache, dass Stalin die Zügel selbst wieder in die Hand nehmen wollte, wurde die Auszeichnung erheblich geschmälert. Berlin sollte nicht nur Schukows, sondern auch Stalins Triumph werden.

Die Einnahme Berlins war keine ausgemachte Sache. Stalin traute seinen westlichen Partnern durchaus zu, dass sie auf die Stadt marschieren könnten, um ihm zuvorzukommen. Ebenso traute er den Deutschen zu, dass sie die Kämpfe im Westen einstellen und alle Kräfte auf den Krieg gegen den Kommunismus konzentrieren könnten. Zudem hegte er tiefen Argwohn gegenüber Churchill, der, so Stalin, «nichts unversucht lassen würde», um genau das mit einer separaten deutschen Kapitulation her-

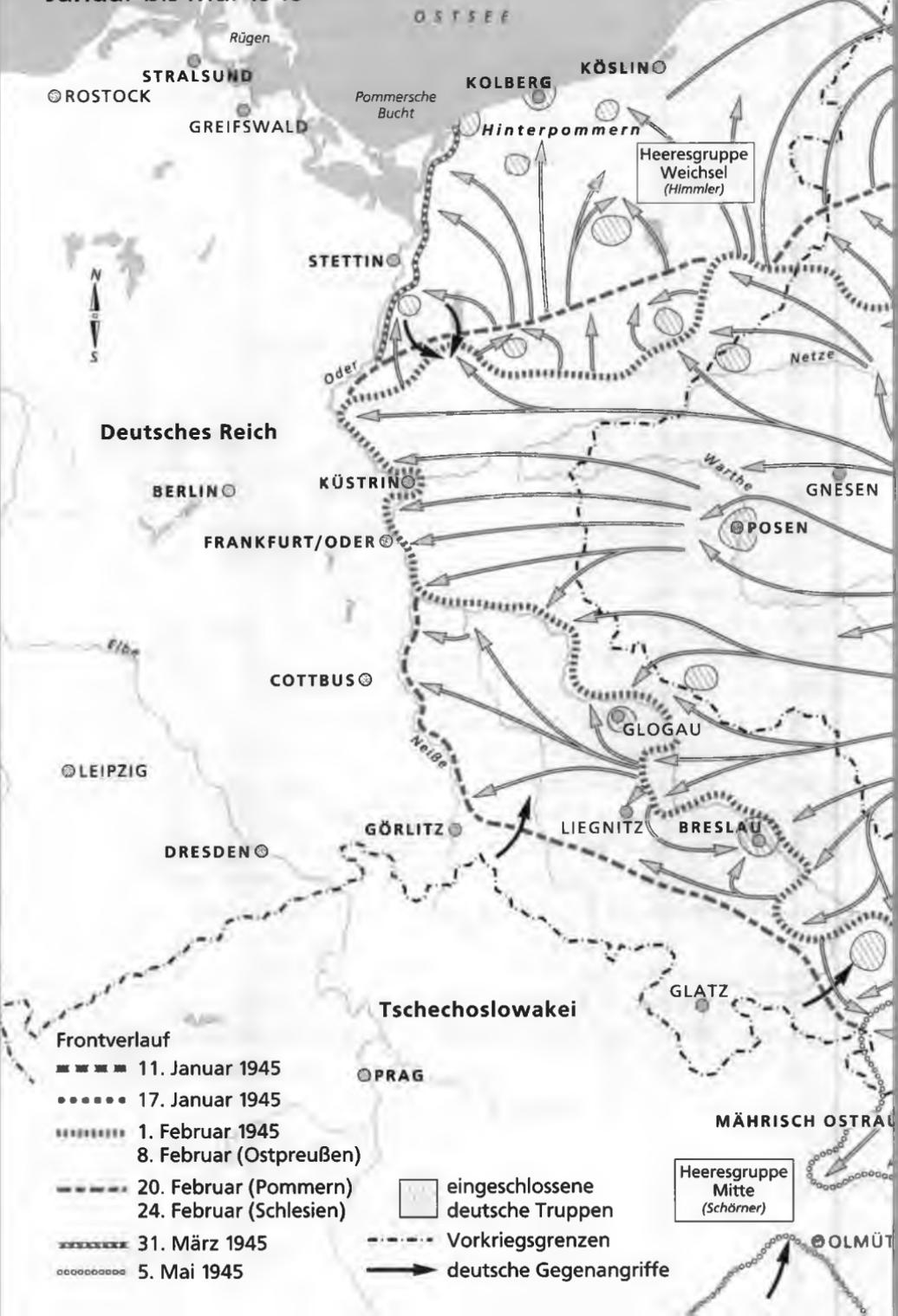
beizuführen.<sup>2</sup> Stalin hatte Recht mit der Annahme, dass die Wehrmacht zur Verteidigung deutscher Gebiete und der deutschen Hauptstadt verbissen kämpfte. Und er hatte Recht mit der Annahme, dass die Naziführung die Alliierten zu spalten versuchte: Deutsche Propagandaflugblätter wurden über den vorrückenden westlichen Truppen abgeworfen; sie warben dafür, dass diese sich mit der Wehrmacht vereinigen mögen, um die barbarischen «asiatischen Horden» aufzuhalten. Aber Stalin irrte, was seine Verbündeten betraf. Die Befürworter eines Sturms auf Berlin wurden zum Schweigen gebracht, die Vereinbarungen von Jalta, nach denen Berlin in die sowjetische Einflussosphäre fiel, blieben unangetastet. Dennoch waren die britischen und amerikanischen Streitkräfte näher an Berlin herangerückt, als man es im Dezember 1944 für möglich gehalten hatte, denn da standen sie noch an den westlichen Reichsgrenzen. Der Zusammenbruch der Front im Westen hätte ein Wettrennen um Berlin möglich gemacht. Daher strich Stalin den Zeitplan der Operation kräftig zusammen, damit die Stadt auch ganz bestimmt von sowjetischen Truppen erobert würde. Im Gegensatz zu den anderen grossen Operationen seit Ende 1943 wurde der Schlag gegen Berlin übereilt und improvisiert geführt.

Als Stalin im November 1944 die Kontrolle über die sowjetische Front übernahm, lagen zwischen seinen Armeen, die entlang der Weichsel standen, und der deutschen Hauptstadt noch etwa achthundert Kilometer. Der Charakter des Krieges hatte sich inzwischen verändert. Zum ersten Mal kämpften die sowjetischen Streitkräfte nicht mehr auf sowjetischem Boden. Russische Heere hatten das Kernland Europas zum letzten Mal 1813 als Sieger durchquert, als sie Seite an Seite mit den Deutschen Napoleon bezwungen hatten. Im Ersten Weltkrieg war die riesige Zarenarmee westwärts gezogen und bei Tannenberg und Lodsch besiegt worden. 1920 war die junge Rote Armee beim Vorrücken gegen Warschau auf Marschall Pilsudskis polnische Legionen gestossen, die ihr eine demütigende Niederlage beigebracht hatten. Vielleicht war die Erinnerung daran für Stalins wachsende Vorsicht verantwortlich. Er wollte

keine Wiederholung. Nichts sollte ihm diesen endgültigen Triumph verteilen, auch keine kurzlebigen deutschen Erfolge wie bei der Schlacht in den Ardennen, Hitlers fehlgeschlagener letzter Westoffensive im Dezember 1944. So kam es, dass auf jeden neuen Vorstoss nach Westen ein Innehalten folgte, um die Flanken zu sichern und die Front zu begründen. Im Januar 1945, nach Monaten sorgfältiger Vorbereitungen, wurde zwischen Weichsel und Oder die zweite grosse Operation gestartet. Sie war zwar nicht so imposant wie «Bagration», aber doch ein sehr umfangreiches Unternehmen, das die Rote Armee bis auf etwa fünfundsechzig Kilometer an die deutsche Hauptstadt heranführen sollte.

Der Plan mit dem schlichten Namen «Weichsel-Oder-Operation» wurde am 12. Januar in Angriff genommen. Entlang der gesamten Ostfront standen mehr als sechs Millionen sowjetische Soldaten zwei Millionen Deutschen und 190'000 Soldaten verbündeter Länder gegenüber, der klägliche Rest des Heeres, das noch vor zwei Jahren tief in Russland gestanden hatte. Manche der deutschen Truppen besaßen einen hohen Kampfwert und verfügten über die modernsten Abwehrwaffen, doch viele Regimenter waren aus minderjährigen Rekruten und älteren Volksturm Männern zusammengewürfelt. Treibstoff und Munition waren knapp, Panzer und Fahrzeuge noch knapper. Die deutschen Truppen hatten ausgebaute Verteidigungsstellungen bezogen, die auf dem Papier bedrohlicher wirkten als im Gefecht. Auch den sowjetischen Truppen fehlte es an ausgebildeten Soldaten, die vielen Divisionen waren weit unter Kriegsstärke, aber sie wiesen nun ein enormes Übergewicht an Waffen, Fahrzeugen und Kampfflugzeugen auf. Zudem hatten sie das Überraschungsmoment auf ihrer Seite, denn erneut waren sich die deutschen Heerführer über die Absichten des Feindes völlig im Unklaren. Um die Deutschen noch mehr zu verwirren, wurden die Angriffe wieder gestaffelt. Wenn eine Front vorrückte, wurden die deutschen Reserven in aller Eile dort eingesetzt, um die Bedrohung abzuwehren, woraufhin sich herausstellte, dass eine andere Front weiter nördlich oder südlich

# Die Weichsel-Oder-Operation, Januar bis Mai 1945



Deutsches Reich

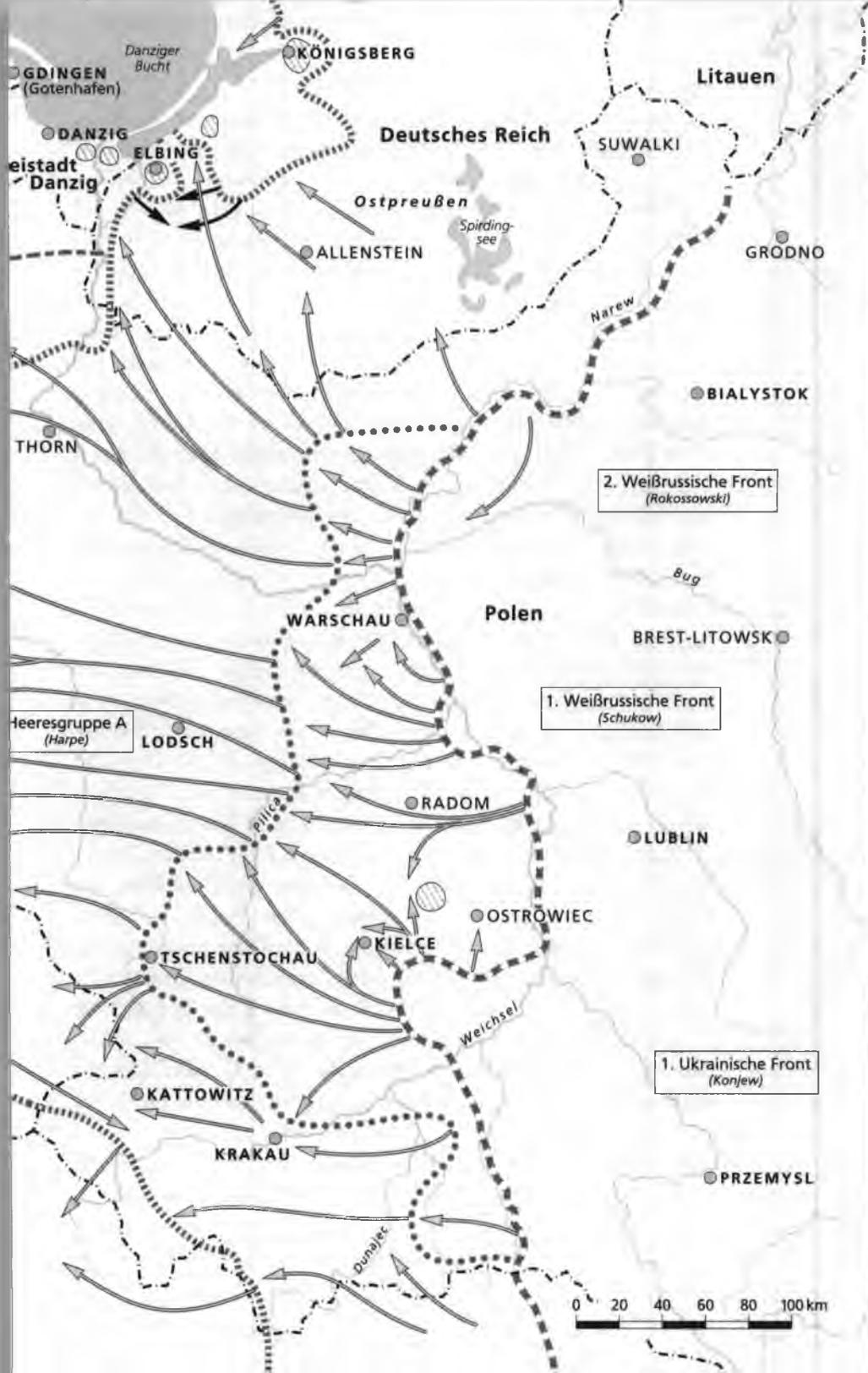
Tschechoslowakei

- Frontverlauf**
- ■ ■ ■ ■ 11. Januar 1945
  - ● ● ● ● 17. Januar 1945
  - ▨ ▨ ▨ ▨ ▨ 1. Februar 1945
  - ▧ ▧ ▧ ▧ ▧ 8. Februar (Ostpreußen)
  - ▩ ▩ ▩ ▩ ▩ 20. Februar (Pommern)
  - ▪ ▪ ▪ ▪ 24. Februar (Schlesien)
  - ▬ ▬ ▬ ▬ ▬ 31. März 1945
  - ○ ○ ○ ○ 5. Mai 1945

- eingeschlossene deutsche Truppen
- - - - - Vorkriegsgrenzen
- deutsche Gegenangriffe

Heeresgruppe Mitte (Schörner)

Heeresgruppe Weichsel (Himmler)



durchbrochen worden war. Konjews 1.Ukrainische Front trat am 12. Januar an und war zwei Wochen später weit nach Schlesien hinein vorgestossen. Schukows 1. Weissrussische Front begann ihren Angriff am 14. Januar und verdrängte die deutschen Truppen in wenig mehr als zwei Wochen aus Zentralpolen. Am 29. Januar stand Schukow am Ufer der Oder und hatte Berlin vor Augen.

Bisweilen kamen die sowjetischen Armeen an einem Tage achtzig Kilometer voran. Dabei trieben sie eine Wehrmacht vor sich her, die sich in einem hoffnungslosen Zustand der Auflösung und Demoralisierung befand, und Ströme verängstigter deutscher Flüchtlinge, die den Klauen eines Feindes zu entkommen suchten, dessen Rachedurst noch immer fürchterlich war. Als am 13. Januar die Armeen der 2. und 3. Weissrussischen Front in die Operation eingriffen, um den Feind aus Ostpreussen zu vertreiben, waren sie tief auf deutsches Territorium vorgedrungen. Die Deutschen leisteten verzweifelten, teils selbstmörderischen Widerstand. Am 2. Februar war das Gebiet um Königsberg mit seiner starken Garnison und Tausenden geflohener Zivilisten eingeschlossen und lag unter ständigen Bombenangriffen und Artilleriebeschuss. Das resdiche Ostpreussen war der Rache der Roten Armee ausgeliefert. Die Behandlung, die die deutsche Bevölkerung erfuhr, ist durch nichts zu beschönigen. Die Rote Armee hinterliess eine Spur des Grauens, die an längst vergangene Zeiten erinnerte. Als im Oktober 1944 die ersten Dörfer besetzt wurden, schlachteten die Soldaten die Bewohner ab; Frauen, jung und alt, wurden vergewaltigt und gefoltert. Flüchtlingstrecks auf den Strassen wurden von Artillerie und Flugzeugen beschossen und unter den Ketten vorrückender Panzer zermalmt. In Schlesien und an den Ufern der Oder brachte die Orgie der Gewalt die Disziplin der Truppe in einer entscheidenden Phase der militärischen Operation so in Gefahr, dass die Befehlshaber zu harten Massnahmen griffen, um die Welle der Gräueltaten und Plündereien einzudämmen.<sup>3</sup>

Als die Truppen die deutsche Grenze erreichten, fanden sie überall

an den Vormarschstrassen Hinweisschilder, die ihnen den Hass auf alles Deutsche ins Gedächtnis riefen. Jahrelang hatte man den sowjetischen Soldaten eingehämmert, die deutschen Feinde seien wilde Tiere, die vernichtet werden müssten. «Die Faschisten», schrieb Ilja Ehrenburg, Autor der im Sommer 1942 entstandenen Hassgesänge, «führten in ihrem Gepäck den Kult der Gewalt, Brutalität, Greuel, Tod.» Vor den Toren von Minsk stiess Ehrenburg 1944 auf einen Haufen verkohlter Leichen russischer Frauen und Mädchen. Die Rotarmisten nahmen unverzüglich Rache an allen Deutschen, die ihnen in die Hände fielen – «vielleicht ist nirgends sonst so erbittert gekämpft worden», schrieb Ehrenburg. In Ostpreussen war es nicht anders. Er sprach einen weissrussischen Soldaten an, der völlig ausser sich mit dem Bajonett auf eine Schaufensterpuppe einstach – sinn- und zwecklose Rache für den Tod seiner Frau.<sup>4</sup>

Auf dem Vormarsch durch die verwüsteten, entvölkerten Gebiete Weissrusslands und Ostpolens stiessen die sowjetischen Truppen im Juli 1944 zum ersten Mal auf ein Vernichtungslager, Majdanek. Dort trafen sie etwa tausend kranke, ausgemergelte Häftlinge an.<sup>5</sup> Die jüdischen Insassen waren auf einem der vielen Hundert Todesmärsche nach Westen getrieben worden, die meisten der Zurückgebliebenen waren sowjetische Kriegsgefangene. General Tschuikow schickte seine Männer der Reihe nach durch das Lager. «Welch unsagbarer Hass wütete im Herzen unserer Soldaten», schrieb er später.<sup>6</sup> Über das Lager selbst waren die Rotarmisten weniger entsetzt als über die Speicher voller Kleidung, Handtaschen, Schuhe und Kinderspielzeug – all die persönlichen Dinge, die man den todgeweihten Häftlingen abgenommen hatte. Es fanden sich Listen aus dem Reich: detaillierte Bestellungen warmer Kinderkleidung für die Evakuierten aus den zerbombten deutschen Städten.<sup>7</sup>

Die sowjetischen Soldaten wurden eingehend über Majdanek informiert. Als die Rote Armee Belzéc, Sobibor und Treblinka erreichte, hatten die Deutschen diese Lager verschwinden lassen.

Der Boden war gepflügt und wurde wieder bewirtschaftet. So blieb noch Auschwitz, das berüchtigtste aller Konzentrationslager. Im Januar 1945 – die Rote Armee rückte immer näher, das Donnern ihrer Geschütze war bereits zu hören – wurden die inhaftierten Arbeitssklaven von der SS-Wachmannschaft zusammengetrieben und durch den Schnee in Marsch gesetzt. Die Zurückgebliebenen, zumeist krank und zu schwach, um sich auf den Beinen zu halten, überliess man ihrem Schicksal. Am Nachmittag des 27. Januar hatte ein sowjetischer Stosstrupp das Lager erreicht. Die Häftlinge, aus Kleidungsstücken oder Bettzeug notdürftig angefertigte rote Fahnen schwenkend, umringten die Soldaten. Nur noch 2‘819 waren übrig, Hunderte bereits vom Tode gezeichnet. Überall entdeckte die Rote Armee die grausigen Beweise des Massenmords. Die Soldaten fanden (und zählten) 348‘820 Herrenanzüge und 836‘255 Damenmäntel und -kleider.<sup>8</sup> Einige der Häftlinge waren sowjetische Staatsbürger. In ebenden Baracken, aus denen sie gerade erst befreit worden waren, wurden sie nun zu ihrem Entsetzen verhört – von Agenten des Smersch, einer militärischen Gegenspionage-Organisation, die 1943 eingerichtet worden war, um Spione und Konterrevolutionäre in den Reihen der Roten Armee und unter den sowjetischen Kriegsgefangenen zu enttarnen. Den Namen hatte sich Stalin persönlich ausgedacht, indem er die ersten Buchstaben der russischen Wörter *Smert Schpionem* («Tod den Spionen») zusammenzog.

Auschwitz schockierte die sowjetischen Befreier; die Nachricht von den dort verübten Gräueltaten erhöhte natürlich die Bereitschaft der Rotarmisten, sich gnadenlos an den Deutschen zu rächen. Die offiziellen sowjetischen Stellen dagegen liessen nichts über diese Ereignisse verlauten; Einzelheiten wurden erst am 7. Mai 1945 bekannt gegeben, als der Krieg in Europa zu Ende war. In dem sowjetischen Bericht wurden die Juden mit keinem Wort erwähnt: Die Opfer waren «vier Millionen Bürger aus verschiedenen europäischen Ländern».<sup>9</sup>

Stalin war über das brutale Verhalten der Rotarmisten durchaus im Bilde, aber es kümmerte ihn wenig. Als man ihm sagte, was den deut-

schen Flüchtlingen angetan wurde, soll er erwidert haben: «Wir machen unseren Soldaten zuviel Vorschriften; sollen sie doch etwas eigene Initiative haben!» Und als sich der jugoslawische Kommunist Milovan Djilas bei Stalin beschwerte, dass die Rote Armee jugoslawische Frauen vergewaltigte, musste er sich einen Vortrag über die russische Einstellung zum Krieg anhören:

Ja, Sie haben natürlich Dostojewskij gelesen? Ist Ihnen klar, was für ein kompliziertes Ding die Seele des Menschen, seine Psyche, ist? Nun, dann stellen Sie sich einen Mann vor, der auf dem ganzen Weg von Stalingrad nach Belgrad gekämpft hat – über Tausende von Kilometern seines eigenen verheerten Landes hinweg, über die Leichen seiner Kameraden und liebsten Angehörigen hinweg! Wie kann ein solcher Mann noch normal reagieren? Und was ist schon dabei, wenn er sich mit einer Frau amüsiert, nach all den Schrecknissen?

Sie haben sich die Rote Armee ideal vorgestellt. Und sie ist nicht ideal und kann es auch nicht sein ... Wichtig ist, dass sie die Deutschen bekämpft ...<sup>10</sup>

Die Sprache, die Stalin da im Munde führte, war die des orientalischen Despotismus: Massenvergewaltigungen und Mord an gefangenen Frauen verharmloste er als «sich mit einer Frau amüsieren», auf Plünderung und Raub reagierte er «verständnisvoll». Stalin hat die Rote Armee nicht ausdrücklich zu den Gräueltaten an der deutschen Bevölkerung aufgefordert, aber er unternahm auch nichts, um sie zu verhindern. Für den einfachen Soldaten waren diese Übergriffe etwas Normales, grausame Begleiterscheinung des Krieges. Alexander Solschenizyn, der kurz vor seiner Verhaftung 1945 in Ostpreussen Artillerieoffizier war, berichtete später ohne Wertung über die Einstellung seiner Kameraden: «Wären die Mädchen Deutsche gewesen – jeder hätte sie vergewaltigen, danach erschiessen dürfen, und es hätte fast als kriegerische Tat gegolten; wären sie Polinnen oder unsere verschleppten Russenmädel gewesen – man hätte sie zumindest nackt übers Feld jagen dürfen und ihnen auf die Schenkel klatschen ... »<sup>11</sup> Erst als die hemmungslose Gewalt – beflügelt durch die Alkoholexzesse in den vielen eroberten deutschen Weinkel-

lern – die militärische Disziplin gefährdete, wurden Gegenmassnahmen ergriffen.

Teilweise waren die Gräueltaten der Roten Armee wohl auch durch die erbitterten Gefechte auf den letzten paar Hundert Kilometern vor Berlin motiviert. Die Verlustrate war im Laufe des Jahres 1944 stark gesunken, doch in den Monaten, in denen auf deutschem Boden gekämpft wurde, wieder steil angestiegen. Der Vorstoss nach Ostpreussen kostete 584'000 sowjetischen Soldaten das Leben; in den Schlachten von Oktober 1944 bis April 1945 fielen mehr als 319'000 Rotarmisten.<sup>12</sup> Die Offiziere wurden zur schnellen Beendigung des Krieges gedrängt und verlangten den völlig erschöpften Einheiten selbstmörderische Angriffe ab. Allen deutschen Soldaten hatte der «Führer» befohlen, die Stellungen bis zum letzten Mann zu halten. Für die sowjetischen Soldaten und deren Familien wogen derart hohe Verluste in der Endphase des Krieges zweifellos umso schwerer. Die Eroberung Berlins, nur wenige Tage vor dem Sieg, forderte noch einmal Tausende sowjetische Opfer.

Anfang Februar 1945 stand Stalin vor einem Dilemma. Die Einnahme Berlins schien zum Greifen nahe. Doch es gab noch hartnäckigen deutschen Widerstand in Königsberg, Breslau, Posen und in der starken Oderfestung Küstrin, die den Zugang nach Berlin blockierte. Schukows Front erreichte die Oder am 2. Februar. Der ungestüme Tschuikow, der mit seiner 8. Garde-Armee als Erster angekommen war und den Fluss auf gefährlich dünnem Eis überquert hatte, wollte unverzüglich auf Berlin marschieren. Seiner Ansicht nach konnte man die verbliebenen deutschen Festungen auch später einnehmen. Es ist unklar, ob die Verteidiger der Hauptstadt in diesem Stadium einem massiven sowjetischen Vorstoss standgehalten hätten. Schukow war von Tschuikows Vorschlag durchaus angetan, denn niemand brannte mehr darauf, Hitlers Hauptstadt zu erobern, als er, doch da waren auch andere Faktoren zu berücksichtigen. Die sowjetische Front wies Anfang Februar einige Schwachpunkte auf. In Pommern, nördlich von Schukows Armeen, lag eine deutsche Kampfgruppe.

Dabei handelte es sich zunächst um eine zusammengewürfelte SS-Truppe aus Schreibstubenpersonal und den Resten aufgeriebener Einheiten. Da man einen Angriff auf Schukows exponierte Nordflanke plante, wurde die Kampfgruppe im Laufe des Januar und Februar verstärkt. Stalin zeigte sich ungewöhnlich besorgt über diese Truppenkonzentration in Pommern. Aus dem intensiven Funkverkehr zwischen den vielen Truppenresten, die sich dort sammelten, schloss der sowjetische Nachrichtendienst auf eine viel zu grosse Truppenstärke des Feindes. In Schlesien hatte Konjews Front die Führung mit Schukows Truppen verloren – hier sammelten sich die Deutschen ebenfalls. Und die Kämpfe, die noch weiter südlich um Ungarn und die Zugänge nach Wien tobten, waren nicht weniger heftig als in Preussen.

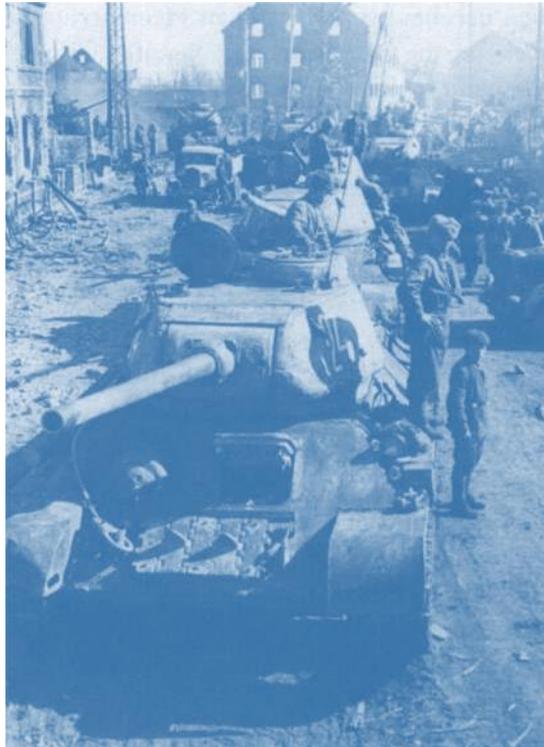
Stalin beugte sich der Realität der militärischen Lage und liess den Plan eines unmittelbaren Vorstosses auf Berlin fallen. Am 8. Februar begann Konjew in Schlesien eine Offensive, um Breslau einzuschliessen und sich mit Schukows Kräften an der Oder zu vereinigen. Rokossowskis Armeen in Ostpreussen bekamen am 10. Februar Befehl, die Gefahr zu beseitigen, die von der deutschen Truppenkonzentration in Pommern ausging. Zwei Wochen später schlossen sich ihm Schukows Truppen an, die zur Überraschung der Deutschen nicht gegen Berlin marschierten, sondern sich nach Norden wandten, um die bedrohte Flanke zu stabilisieren. Die Kämpfe um die Festung Posen wurden erst eingestellt, als Tschuikows Männer am 20. Februar die zentrale Befestigungsanlage, die Zitadelle, gestürmt hatten. Am 22. Februar um zehn Uhr abends streckte die deutsche Garnison die Waffen. Von den 40'000 Mann waren noch 12'000 kampffähig. Sie marschierten aus der Festung direkt in die Gefangenschaft. Manche schrien, wohin sie auch kamen, «Hitler kaputt!», vielleicht weil sie sich davon eine bessere Behandlung versprachen.<sup>13</sup>

Mit der Eroberung der starken Festung Küstrin an der Mündung der Warthe in die Oder wurde ebenfalls Tschuikow betraut. Stalin hatte man berichtet, Küstrin sei Anfang Februar gefallen. Tatsächlich aber war es noch nicht einmal eingeschlossen. Erst am 22. März wurde das Gebiet

endgültig von sowjetischen Truppen abgeriegelt. Sie sahen sich sofort einem heftigen Gegenangriff durch Verbände ausgesetzt, die hastig von Frankfurt an der Oder herangeführt wurden. Diese dürftigen Divisionen bestanden aus schlecht ausgebildeten älteren Männern und verkörperten Hitlers letzten, verzweifelten Versuch, die sowjetische Flut aufzuhalten. Am 27. März griffen sie praktisch ungesichert über das offene Vorfeld an. Die sowjetische Artillerie veranstaltete ein Scheibenschiessen, 8'000 deutsche Soldaten fielen. Am 29. März wurden die Festungsanlagen mit einem mörderischen Bombardement belegt. Dann setzte sowjetische Infanterie massenweise mit Sturmbooten über. Etwa tausend Mann kämpften sich den Weg aus der Festung nach Westen frei. Am Nachmittag des 29. März war sie in sowjetischer Hand. Als Tschuikow den Fall Küstrins telefonisch durchgab, fragte ihn Schukow: «Habt ihr ihnen die Hölle heiss gemacht?» Tschuikow erwiderte: «So heiss, wie es ging.»<sup>14</sup>

Die Bereinigung der sowjetischen Front dauerte viel länger, als es der sowjetischen Führung recht sein mochte, zeigte aber, dass Tschuikows Plan, bereits Anfang Februar direkt nach Berlin durchzustossen, sehr leicht zu unübersichtlichen Verhältnissen hätte führen können statt zu einem klaren, entscheidenden Schlag. Erst am Ende der ersten Märzwoche wurde Schukow zur Vorbereitung der Berlin-Operation zu Stalin gerufen. Er traf seinen Obersten Kriegsherrn in düsterer Stimmung und ungewohnt nachdenklich an. In Schukows Erinnerungen sagt Stalin: «Was für ein schrecklicher Krieg. Wie vielen von unseren Leuten hat er das Leben gekostet. Wahrscheinlich gibt es kaum eine Familie, die keine Angehörigen verloren hat...»<sup>15</sup> Das war eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen Stalin solche Gefühle erkennen liess. Schukow schreibt, Stalin sei offenbar der Erschöpfung nahe und «völlig überarbeitet» gewesen. Als sie bei Tisch sassen, stürzte Stalin sich nicht wie sonst auf das Essen, sondern schwieg lange und rührte nichts an. Schliesslich schickte er Schukow mit dem Befehl fort, die genaue Strategie für die

Eine Einheit der Roten Armee bei einer Rast nach der Einnahme von Heiligenbeil, Mitte März 1945. Durch Hasspropaganda und Alkohol beflügelt, nahmen sowjetische Einheiten Rache an der deutschen Bevölkerung für die Gräueltaten, auf deren Spuren sie bei ihrem langen Marsch durch die westliche Sowjetunion gestossen waren.



Berlin-Operation auszuarbeiten. Bis spät in die Nacht sass Schukow mit Antonow zusammen und gab dem Plan, der bereits im vorangegangenen November in groben Zügen entwickelt worden war, den letzten Schliff. Am 8. März wurde er Stalin vorgelegt, der ihn billigte.

Im Verlauf der nächsten drei Wochen beförderten die Logistiker noch einmal viele Zugladungen mit Munition, Treibstoff und Verpflegung. Sobald die letzten Widerstandsnester ausgeräumt waren, wurden die Truppen so umgruppiert, dass nun die Hauptstossrichtung Berlin war. Am 1. April beorderte Stalin Schukow und Konjew, den Oberbefehlshaber der 1. Ukrainischen Front, nach Moskau, wo die endgültigen Pläne abgenommen wurden. Den Angriffsbeginn setzte man auf den 16. April

fest. Damit blieben den beiden sowjetischen Heeresgruppen nur zwei Wochen Zeit, um die Operation vorzubereiten, die nach Stalins Willen ein Paradeunternehmen vor den Augen seiner Verbündeten werden sollte, denn diese standen nur noch hundertdreissig Kilometer vor Berlin.

Man entschied sich für eine denkbar einfache Vorgehensweise. Schukow sollte von den Brückenköpfen an der Oder über die Seelower Höhen einen Frontalangriff gegen Berlin vortragen. Weiter im Norden war geplant, Teile seiner Truppen in einem weiten Bogen um die Stadt herumzuführen und diese von Westen her anzugreifen. Konjew hatte den Auftrag, mit seiner Heeresgruppe auf Leipzig und Dresden zu marschieren, wobei seine Nordflanke, die Schukow zugewandt war, nordwestwärts in Richtung der südlichen Vorstädte Berlins vorrücken sollte, um die Einschliessung zu vollenden. Das Verhältnis der beiden Oberbefehlshaber war nicht frei von Rivalität – beide brannten darauf, Stalin die Hauptstadt Berlin übergeben zu können. Was die Besprechung mit Stalin am 1. April betrifft, so gehen ihre Erinnerungen weit auseinander. Schukow zufolge habe Stalin mit Blick auf die beiden Operationspläne zu Konjew gesagt, er solle von Süden her direkt nach Berlin hineinstossen, falls Schukow zum Stehen gebracht würde. Konjew kann sich indessen nicht an eine solche Anweisung erinnern, entsinnt sich aber, dass Stalin, als er die Demarkationslinie zwischen den Operationsgebieten der beiden Heeresgruppen zog, plötzlich innehielt, die Markierung im Süden der deutschen Hauptstadt wieder ausradierte und den Trennungsstrich bewusst unvollständig liess. Konjew deutete das als Aufforderung, sich am Angriff auf Berlin zu beteiligen, sofern die Umstände es erlaubten, was er zu Schukows grosser Verärgerung dann auch tat. Einer dritten Version der Geschichte zufolge soll sich Stalin an seine beiden Heerführer mit den Worten gewandt haben: «Wer zuerst durchstösst, der soll Berlin nehmen». Doch das wollen weder Schukow noch Konjew gehört haben.<sup>16</sup>

Was auch immer sich wirklich zugetragen haben mag, die beiden Männer jedenfalls verloren keine Zeit. Konjew gibt zu, er habe den «lei-

denschaftlichen Wunsch» gehabt, Berlin zu erobern. Schukow und er trafen am Morgen des 3. April auf dem Moskauer Zentralflughafen ein und flogen im Abstand von zwei Minuten in den dichten Frühlingsnebel hinein, der sich während der ganzen Reise nicht verzog.<sup>17</sup> Es folgten knapp zwei Wochen hektischer Vorbereitungen, denn es galt, den gesetzten Termin, den 16. April, einzuhalten. Alles in allem mussten neunundzwanzig sowjetische Armeen umgruppiert werden, einige über eine Entfernung von dreihundert Kilometern auf einem Schienennetz, das mit dem Transport von Bomben, Granaten, Treibstoff, Futter und Verpflegung ohnehin schon ausgelastet war. Berlin einzunehmen war eine Aufgabe, die sich von den Vormarschgefechten in der Ukraine und in Polen erheblich unterschied. Das Gebiet der grössten deutschen Stadt umfasste einschliesslich der Vorstädte mehr als achthundertzwanzig Quadratkilometer. Vor dem Krieg wohnten dort vier Millionen Menschen. 1945 war die Hälfte der Einwohner bereits vor den alliierten Bombenangriffen geflohen. Es bestand die Gefahr, dass die topographischen Verhältnisse die Kämpfe ebenso erschweren könnten wie in Stalingrad: Das ganze Gebiet war kreuz und quer von Flüssen und Kanälen durchzogen, und am Stadtrand befanden sich überall stark befestigte Punkte. Ungefähr eine Million Verteidiger waren in Berlin zusammengedrängt, davon etwa drei Viertel reguläre Fronttruppen. Sie verfügten über 1'519 Panzer, 9'303 Artilleriegeschütze und eine kleine Zahl Kampfflugzeuge. Viele der Verteidiger waren Jugendliche von fünfzehn oder sechzehn Jahren und ältere Angehörige des Volkssturms, einer zum Schutz des Reichs aufgestellten Miliz. Einige hatten sich hinter einem Netzwerk behelfsmässiger Befestigungen verschanzt, Barrikaden aus zusammengeschobenen Fahrzeugen oder aufgetürmten Möbeln, andere verbargen sich in Unterständen und Bunkern, die beim Näherrücken der sowjetischen Truppen rasch erbaut worden waren. In ihrer Mitte, im Bunker der Reichskanzlei, befand sich ihr «Führer» Adolf Hitler, der, statt zu kapitulieren, entschlossen war, sein ganzes Volk in diesen letzten Todeskampf hineinzuziehen.

Vor den deutschen Verteidigern wurde ein massiver, waffenstarrer Wall errichtet. Allein Schukows Heeresgruppe standen 14'600 Geschütze mit 7'147'000 Granaten, dazu 57 Divisionen (deren Stärke auf ungefähr je 4'000 Mann verringert worden war), 3'155 Panzer und Geschütze auf Selbstfahrlafetten sowie 1531 Raketenwerfer zur Verfügung. Mehr als zwei Millionen Mann und 7'500 Kampfflugzeuge waren für die Operation Berlin aufgeboten worden.<sup>18</sup> Schukow plante, seine Truppen im Nachtangriff vorstossen zu lassen und den Feind dabei mit hundertdreiundvierzig grossen Suchscheinwerfern zu blenden. Vor ihm lagen die Seelower Höhen, ein Geländerücken, der sich etwa siebenzig Meter über die Oder erhob und mit deutscher Artillerie gespickt war, sodass das gesamte Vorfeld bestrichen werden konnte. Schukow hielt diese Situation für so bedrohlich, dass er seinen ursprünglichen Plan änderte. Statt seine Panzerarmeen wie vorgesehen einen Flankenangriff durchführen zu lassen, sollten sie die Höhe hinter Tschuikows 8. Garde-Armee im Frontalangriff stürmen. Stalin hatte keine Einwände dagegen.<sup>19</sup>

Konjews Auftrag mutete auf dem Papier schwieriger an als der Schukows. Seine Männer waren erschöpft von den langen Kämpfen um Schlesien; seit Mitte Januar hatten sie ununterbrochen im Gefecht gestanden. Nun befanden sich ihre Ausgangsstellungen am Ostufer der Neisse. Um das höher gelegene und schwer befestigte Westufer zu erreichen, musste eine weite Wasserfläche überwunden werden. Konjew war auf eine gründliche Aufklärung der feindlichen Feuerstellungen angewiesen, damit diese bei Angriffsbeginn durch genaues Punktfeuer seiner Artillerie neutralisiert werden konnten.

Während der zweiwöchigen Vorbereitungen stand Stalin unter grossem Druck. Über die Absichten der Westalliierten kursierten immer neue Gerüchte, die auch eine persönliche Botschaft Eisenhowers nur teilweise zum Verstummen brachte. Der Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte im Westen versicherte, seine Hauptstossrichtung ziele auf den Süden und Norden Deutschlands; Berlin bleibe der Roten Armee

überlassen.<sup>20</sup> Die polnische Frage geriet in eine Sackgasse, weil die Vereinbarungen von Jalta über die Zusammensetzung der polnischen Regierung unterschiedliche Interpretationen gestatteten. Am 5. April widerrief die Sowjetunion den Nichtangriffspakt mit Japan. Am 12. April starb Roosevelt. Offenbar war die sowjetische Führung ehrlich bekümmert und betroffen, nicht zuletzt, weil Stalin Roosevelt weit mehr vertraut hatte als Churchill. Vizepräsidenten Harry S. Truman, der nun in einer heiklen Endphase des Krieges auf der politischen Bühne debütierte, unterstellte man eine antiso-wjetische Haltung. Am folgenden Tag liess Stalin dem amerikanischen Botschafter «in tiefer Betroffenheit» seine Anteilnahme und Verständigungsbereitschaft übermitteln, aber es war schwer, den Eindruck zu verbergen, Roosevelts Tod markiere den Übergang von fruchtbarer Zusammenarbeit zu höchst nachteiligem Misstrauen.<sup>21</sup>

Umso mehr lockte Berlin. Seinen Verbündeten gegenüber tat Stalin so, als habe die Stadt selbst jede strategische Bedeutung verloren. Er hatte nicht die Absicht, seine unmittelbaren Pläne mit so entwaffnender Offenheit zu enthüllen wie Eisenhower. Am 14. April lagen Millionen von Soldaten und Tausende von Panzern und Geschützen in weitem Halbkreis um die Reichshauptstadt. Die deutschen Truppen hielten den äusseren Gürtel des achtfach gestaffelten Verteidigungsraums zwischen der Oder und dem Regierungsviertel am Rande des Tiergartens im Zentrum Berlins. Es herrschte eine besondere Spannung, vergleichbar nur mit jener, die die sowjetischen Truppen drei Jahre zuvor vor Moskau gespürt hatten. Schukows Heer befand sich in exponierterer Lage als sonst: Es gab nur wenig tarnendes Grün, und im nassen Sandboden liessen sich keine tiefen Gräben oder Schützenlöcher ausheben. Suchscheinwerfer und Leuchtgranaten tauchten das Gelände in gleissendes Licht, denn die Deutschen versuchten auch nachts, die sowjetischen Stellungen auszumachen. In der Nacht vor dem Angriff war Tschuikow so nervös und angespannt, dass er nicht schlafen konnte. «In Erwartung grosser Ereignisse», schrieb er später, «verstreicht die Zeit nur schleppend und träge.»<sup>22</sup>

Kurz vor Morgengrauen traf Schukow in Tschuikows Gefechtsstand ein. Um Punkt fünf Uhr gab er den Feuerbefehl. Dem Donnern Tausender Kanonen folgten bald darauf das Dröhnen der Bomber und die Explosionen der Bomben. Auch ohne \* Suchscheinwerfer war Schukows Vorfeld beinahe taghell erleuchtet. Als eine halbe Stunde ohne jede deutsche Reaktion verstrichen war, liess Schukow das Feuer einstellen und die ersten Einheiten stürmen. Das Resultat war chaotisch. Jetzt erstrahlten alle hundertdrei- undvierzig Suchscheinwerfer, doch wegen des schweren Rauchs und des Staubs liessen sie wenig erkennen; stattdessen wurde die stürmende sowjetische Infanterie von den Reflexionen geblendet. Das schwere Bombardement hatte den Boden bis zur Unpassierbarkeit aufgewühlt. Schon sassens Fahrzeuge und Geschütze in den schmalen Gassen, die aus dem Brückenkopf herausführten, fest und stauten sich hintereinander. Noch schlimmer war, dass der vorderste deutsche Verteidigungsgürtel aufgrund der Informationen eines am 15. April bei Küstrin in Gefangenschaft geratenen Rotarmisten aufgegeben worden war. Der deutsche Oberbefehlshaber, Generaloberst Gotthard Heinrici, hatte seine Männer auf die zweite Linie zurückgenommen, viele Bomben und Granaten gingen daher auf verlassene Gräben und Unterstände nieder. Als plötzlich der Wind umschlug, trieb ein dichter Staubschleier über den Gefechtsstand hinweg, sodass Tschuikow und Schukow sich nur ein sehr verschwommenes Bild von den Vorgängen machen konnten.<sup>23</sup>

Wenn sie die Schlacht hätten verfolgen können, wären sie von deren Entwicklung kaum erbaut gewesen. Nach etwa anderthalb Kilometern geriet der Angriff am Rande eines Kanals ins Stocken. Die gepanzerten Fahrzeuge konnten die steilen Hänge nicht bewältigen. Gegen Mittag sass die Front fest, ein grosser Teil wurde am Fuss der Höhen mit andauerndem Artilleriefeuer belegt. Schukow beging nun einen seiner wenigen Fehler, und zwar einen eklatanten. Unter Missachtung der schmerzlich erworbenen Erfahrungen beim Einsatz von Panzerarmeen, die lehrten, die Panzer erst dann einzusetzen, wenn sie ungehindert durchstossen

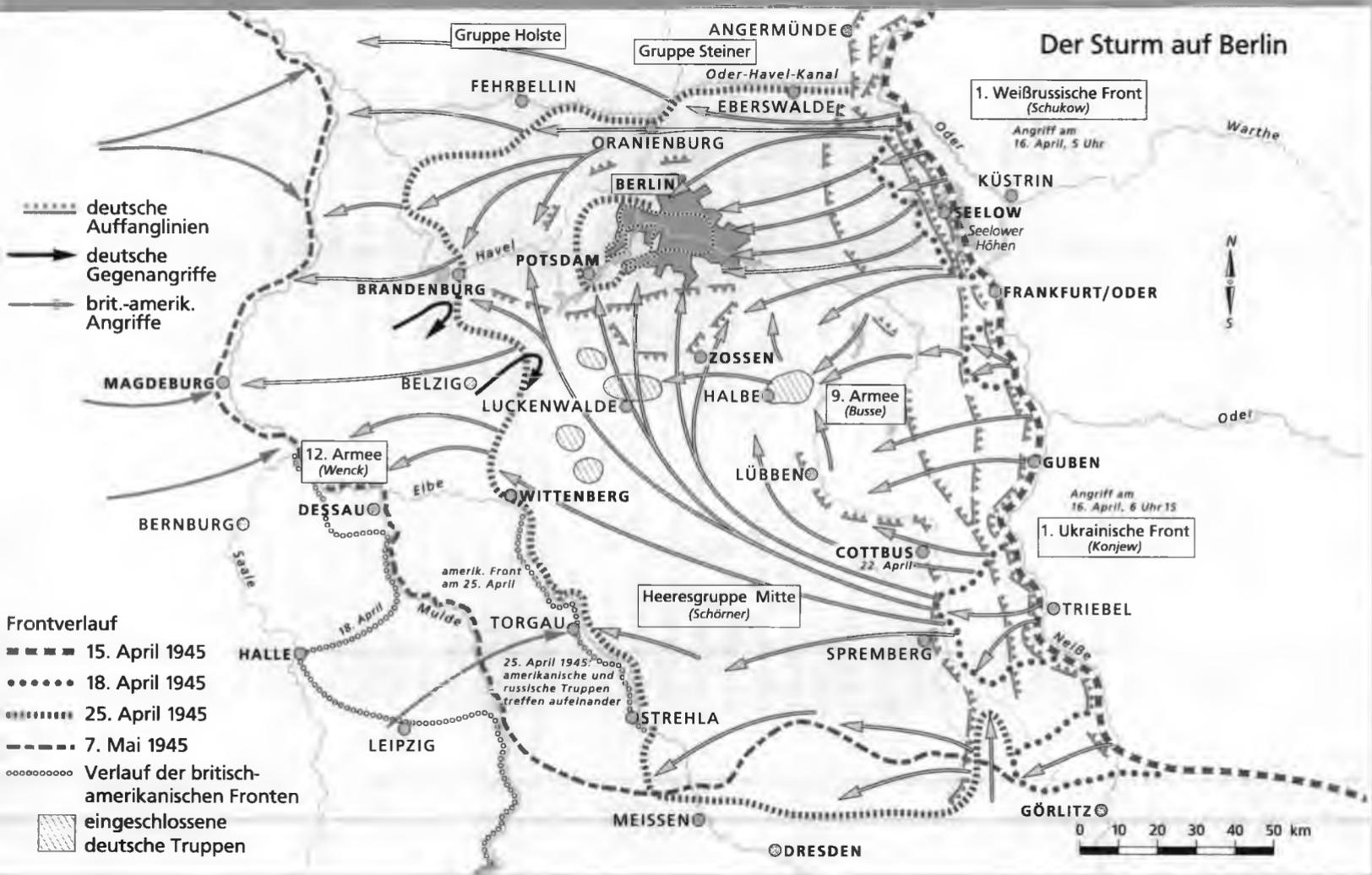
und dem Feind in den Rücken fallen konnten, schickte Schukow seine beiden Panzerarmeen vor, um die Eroberung der Höhen zu beschleunigen. Dadurch wurde, wie Tschuikow seinem Oberbefehlshaber warnend vorgehalten hatte, das Problem bloss noch verschlimmert. Die Panzer blockierten die ohnehin schon von Männern und Fahrzeugen verstopften Strassen vollends. Als sie das sandige Sumpfgelände endlich erreicht hatten, ging es zwangsläufig nur mehr im Schnecken-tempo weiter. Die Soldaten und Panzer drängten sich auf einem Geländestück, das zu klein war, um alle zu fassen, woraufhin der Feind ihnen hohe Verluste an Menschen und Material zufügte. Schukow, der sich schon daran gewöhnt hatte, schnelle Vorwärtsbewegungen und unmittelbaren Erfolg zu melden, musste nun Stalin anrufen und gestehen, dass der ersehnte Durchbruch gescheitert war. Er wurde abgekanzelt. Stalin teilte ihm mit, Konjew sei erfolgreicher gewesen und werde daher Befehl bekommen, mit seinen Panzerarmeen nordwärts zu schwenken, um Berlin von Süden her zu nehmen. Drei Tage lang hörte Schukow nichts von Stalin.<sup>24</sup>

Schukow brauchte einen schnellen Erfolg, aber auch am folgenden Tage ging es unter weiteren hohen Verlusten nur schleppend voran. Im rückwärtigen Raum wurde nach Verstärkung gesucht. Befreite Kriegsgefangene wurden ebenso herangezogen wie russische Zwangsarbeiter, die in vielen Fällen nur eine unzulängliche oder gar keine militärische Ausbildung besaßen. Genau wie die Deutschen zogen die Sowjets nun ebenfalls jüngere Jahrgänge ein, um ihre personellen Ressourcen bis zur Neige auszuschöpfen. Steigende Verluste spiegelten die mangelnde Kampferfahrung der verfügbaren Soldaten wider. Am Ende des zweiten Tages wurden die Seelower Höhen gestürmt, doch die meisten Verteidiger hatten sich auf die dritte Aufanglinie zurückgezogen, die vor Beginn der Schlacht nicht hinreichend erkundet worden war. Am dritten Tag war Tschuikow genötigt, diese Linie unter schwerem Beschuss und gelegentlichen Gegenstößen zu durchbrechen, während die beiden Panzerarmeen sich noch immer unvorteilhaft geballt in seinem Rücken hielten. Am 20. April erreichten die Vorausabteilungen

gen endlich die östlichen Vororte Berlins und machten sich daran, mit kleineren Stosstruppunternehmen die Verteidiger Häuserblock um Häuserblock zurückzudrängen. Die Fernkampfar tillerie kam am selben Tag auf Schussweite an das Stadtzentrum heran. Allmählich fand Schukows Front zu ihrer Stosskraft zurück. Ihre Nordflanke überrollte nun die schwachen deutschen Verteidigungsstellungen unmittelbar vor Berlin und schwenkte um die Stadt herum, um jenseits von ihr an die Elbe zu gelangen. Obwohl die deutschen Soldaten das rettungslos verlorene Berlin mit äusserster Entschlossenheit verteidigten, wurden die Truppen, die den Westen der Stadt deckten, zwischen den feindlichen Armeen eingezwängt; nach kurzer Zeit war ihre Kampfkraft weitgehend erloschen. In der Stadt selbst begannen Tschuikows Soldaten nun den Vorstoss auf das Zentrum.

Schukow drängte seine Kommandeure zur Eile. Erneut liess er die Panzer der vorausgeschickten Infanterie folgen, jetzt aber auf den Strassen einer Stadt, in der eine bewegliche Kampfführung praktisch ausgeschlossen war und in der die deutschen Panzerfäuste den Sowjets hohe Verluste beibrachten. Wie sich jedoch zeigte, liess sich diese Gefahr verringern, indem man schräg gestellte Blech- oder Eisentafeln an den Panzern befestigte und sie mit Sandsäcken beschwerte, sodass die Waffe in ihrer Wirkung beeinträchtigt wurde. Die Schutzmassnahmen waren so einfach und primitiv wie effektiv. Allerdings liessen die Panzer sich im Gelände zwischen den Kanälen und Wasserläufen nur schwer manövrieren. Sie waren auf die Pioniere angewiesen, die unter schwerem Feuer immer wieder Pontonbrücken über jedes neue Hindernis schlugen. Am 24. April hatten Tschuikows Truppen die Spree und die Dahme überquert und kämpften sich in die Innenstadt vor. Am Morgen des folgenden Tages erreichten seine Einheiten um sechs Uhr den Flughafen Schönefeld, nur um dort festzustellen, dass er bereits von anderen sowjetischen Truppen genommen worden war. Sie gehörten zu General Rybalkos 3. Panzerarmee, die Konjews 1. Ukrainischer Front unterstand. Als

# Der Sturm auf Berlin



-  deutsche Auffanglinien
-  deutsche Gegenangriffe
-  brit.-amerik. Angriffe

-  12. Armee (Wenck)
-  9. Armee (Busse)

- Frontverlauf
-  15. April 1945
  -  18. April 1945
  -  25. April 1945
  -  7. Mai 1945
  -  Verlauf der britisch-amerikanischen Fronten

 eingeschlossene deutsche Truppen

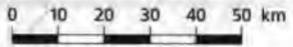
1. Weißrussische Front (Schukow)  
Angriff am 16. April, 5 Uhr

Angriff am 16. April, 6 Uhr 15  
1. Ukrainische Front (Konjew)

Heeresgruppe Mitte (Schörner)

amerik. Front am 25. April

25. April 1945: amerikanische und russische Truppen treffen aufeinander



Tschuikow seinem Oberbefehlshaber Schukow Bericht über die neue Lage erstattete, war der regelrecht konsterniert. Schukow hatte seine Generale zwar aufgefordert, Konjews Vorankommen im Auge zu behalten, aber offenbar hatte niemand damit gerechnet, dass dieser so weit und so schnell vorrücken würde. Als Schukow später nur dreihundert Schritt vom Reichstagsgebäude entfernt Rybalko zur Rede stellte, schrie er ihn an: «Was willst du denn hier?»<sup>25</sup> Die beiden Fronten kämpften nun Seite an Seite im südlichen Berlin; damit war das Wettrennen um die Stadt in eine neue Phase eingetreten.

Als Konjews Heer am 16. April angriff, hatte es mit keinem der Probleme zu tun, denen Schukow sich gegenüber sah. Während einer langen, schweren Artillerieattacke war künstlicher Nebel gelegt worden, in dessen Schutz ein Schwarm kleiner Sturmboote die Neisse überquerte. Einige vertäuten die Sturmbrücken für die Infanterie. In knapp fünfzehn Minuten war das breite Flusshindernis überwunden, und man hatte kleine Brückenköpfe gebildet. Zwei Stunden später waren Pontonbrücken von dreissig Tonnen Tragfähigkeit zur Stelle. Nach vier Stunden konnten die Brücken sechzig Tonnen tragen. Alles in allem wurden in den Stunden des Angriffs hundertdreiunddreissig Übergänge angelegt. Konjews Truppen warfen die deutschen Verteidiger am ersten Tag mehr als dreizehn Kilometer zurück. Innerhalb von drei Tagen drangen sie tief nach Westen und Nordwesten vor. Am 17. April durchfuhren Panzer die Spree an einer Stelle, an der sie nur einen Meter tief war. Am 18. April standen sie fast fünfzig Kilometer jenseits des Flusses und rückten Berlin immer näher.<sup>26</sup>

Im Gegensatz zu Schukow machte Konjew die Erfahrung, dass sich die Kämpfe um Berlin nicht wesentlich von den Schlachten in der Ukraine und in Polen unterschieden: schneller Durchbruch durch die feindlichen Linien, dann rasche Entfaltung der nachstossenden gepanzerten Kräfte. Stalin blieb der Gegensatz nicht verborgen. Schukow handelte sich einen scharfen Verweis ein, weil er seine Panzer zur Unterstützung des Infanterieangriffs eingesetzt hatte, und Konjew erhielt zur

Belohnung den Befehl, die Hauptstadt zu stürmen. An den nächsten beiden Tagen schoben sich die 3. und 4. Garde-Panzerarmee unaufhaltsam voran, insgesamt um erstaunliche einhundert Kilometer. Am 21. April waren sie in Berlin. Rybalkos 3. Garde-Panzerarmee hatte das Hauptquartier des Heeres in Zossen erobert, sodass den nun völlig auf sich selbst gestellten deutschen Kommandeuren nichts anderes übrigblieb, als zu improvisieren, so gut es ging. Konjew dirigierte seine beiden Panzerarmeen nach Norden, direkt ins Zentrum der Stadt, zum Reichstag, dem Sitz des deutschen Parlaments. Exakt zu diesem Zeitpunkt gelang es Schukows Truppen, aufzuschliessen. An den folgenden drei Tagen kämpften die beiden Heere um die Kontrolle über die südlichen Stadtbezirke. Ohne genau zu wissen, wo sich Schukows Truppen befanden, befahl Konjew einen letzten kraftvollen Vorstoss durch das Stadtzentrum zum Tiergarten mit dem Reichstag. Als seine Einheiten das Feuer eröffneten, wurde bald deutlich, dass ihnen nicht Deutsche, sondern Sowjets gegenüberstanden. Tags zuvor war Tschuikow westwärts vorgerückt, um Konjews Vormarschlinie zu überqueren. Beide Heere erreichten den Landwehrkanal vor dem Tiergarten, doch Tschuikow war schneller, und an dieser Stelle hatte Schukow den erwähnten Zusammenstoss mit Rybalko. Konjew rief Rybalko an und befahl ihm, nach Westen zu schwenken und den Rest der Stadt zu sichern. Nach heftigen Protesten fügte sich Rybalko. In seinen Erinnerungen äusserte Konjew keinen Groll, aber man kann sich unschwer vorstellen, dass seine Enttäuschung nicht geringer war als die Rybalkos.<sup>27</sup> Der ruhmreichste Teil des Unternehmens war eben doch Schukow vorbehalten.

Am Morgen des 29. April bereitete sich Tschuikows 8. Garde-Armee darauf vor, den Tiergarten von Süden her zu stürmen. Von Norden her bewegte sich eine weitere Armee Schukows, die 3. Stossarmee unter Kusnezow, auf dasselbe Ziel zu, nachdem sie die Spree überquert hatte. Die 8. Garde-Armee musste nur eine Entfernung von vierhundert Schritt bewältigen, sie stiess jedoch auf die grossen, hohen Regierungs- und Par-

teibauten; ausserdem standen ihr die Überreste von Wehrmacht und Volkssturm gegenüber, die ihren «Führer» verteidigten: Inmitten des Gebäudekomplexes lag die Reichskanzlei, in deren Bunker Hitler über den totalen und unwiderruflichen Zusammenbruch seiner imperialen Phantasien nachdachte. Weiter nordwärts befand sich der Reichstag mit seiner imposanten neubarocken Fassade. Dieses Gebäude, nicht etwa Hitlers weitgehend zerstörte Reichskanzlei, betrachteten die Sowjets als das symbolische Herz des Nazireiches, obwohl es im Gegensatz zu den meisten anderen Bauten in seiner Umgebung eigentlich eher ein Symbol der Demokratie war. Den Soldaten wurde versprochen, der Erste, der das Siegesbanner auf dem Reichstagsgebäude aufpflanzt, werde als Held der Sowjetunion geehrt.

In der Nacht vor dem letzten Sturm konnte Tschuikow wieder nicht schlafen. Nervös rauchte er eine Zigarette nach der anderen. Am Abend des 29. April brachten unabhängig operierende Stosstrupps eine Brücke über den Landwehrkanal in ihre Gewalt. Sie hatten Befehl, auf dem Nordufer ein grösseres Gebäude zu besetzen, das als Basis für den endgültigen Sturm aufs Zentrum dienen könnte. Da sie auf den entschlossenen Widerstand von mit Todesverachtung kämpfenden deutschen Truppen stiessen, kamen sie nur langsam voran; auch ihnen sollte der Reichstag nicht zufallen. Als Erste erreichte die 150. Schützendivision von General Perewetkin das Gebäude. Am 30. April um ein Uhr begann die Artillerie, Feuerschutz zu geben. So gesichert, kroch ein kleiner Infanterie-Stosstrupp nach vorn, der eines von neun Bannern mit sich führte, die den in nächster Nähe des Reichstages befindlichen Einheiten in die Hand gedrückt worden waren. Die Rotarmisten stürmten durch den Haupteingang ins Gebäude und brachten das Erdgeschoss in erbittertem Nahkampf unter ihre Kontrolle. Den Keller und die oberen Stockwerke hielten viele Tausend deutsche Soldaten besetzt. Etwa um halb drei wehte das Banner aus einem Fenster des ersten Stockwerks. Der sowjetische Stosstrupp brauchte weitere acht Stunden, um die oberen Stockwerke zu nehmen und aufs Dach zu gelangen. Mit Handgranaten und



Die Entscheidungsschlacht um Berlin wurde unter hohen Verlusten auf beiden Seiten ausgetragen. Hier überschreiten sowjetische Verbände die Moltkebrücke über die Spree im Bezirk Tiergarten. Am 30. April beging Hitler in seinem Bunker Selbstmord, zwei Tage später legten die Verteidiger die Waffen nieder.

Maschinengewehren hielten dreihundert Rotarmisten eine viel grössere deutsche Besatzung in Schach, bis die beiden Feldwebel Jegorow und Kantarija es endlich schafften, das Banner auf dem Reichstagsgebäude aufzuziehen. Das Foto dieser später nachgestellten und vom Flugzeug aus aufgenommenen Szene wurde eines der berühmtesten des ganzen Krieges.<sup>28</sup>

Am selben Tag nahm Hitler sich das Leben. Über Berlins Stadtmitte hing ein schwarzgrauer, dichter Rauch- und Staubschleier. Überall loderten Brände. Die Luft war erfüllt von unaufhörlichem Geschützdonner und dem Fauchen und Krachen der Katjuscha-Raketen, vermischt mit dem helleren Rattern der automatischen Waffen. Die Reichskanzlei, ein riesiger Monumentalbau, den man in den dreissiger Jahren als Symbol des neuen Deutschen Reichs errichtet hatte, war nur noch eine kernlose Ruine, deren Marmorböden und -säulen geborsten und zertrümmert waren. In dem Bunker, in dem sich Hitler mit seinen persönlichen Bewachern, Sekretärinnen und ein paar Getreuen der Partei seit Ende März aufhielt, wechselte die Stimmung mit jeder Meldung von der kämpfenden Front zwischen tiefer Niedergeschlagenheit und verzweifelter Optimismus. Da die Nachrichtenverbindungen höchst unzulänglich geworden waren, imaginierte Hitler ganze Armeen von Siegfrieds, die den

sowjetischen Drachen erschlugen und die Hauptstadt befreiten. In seinen düsteren Momenten wurde die Wahrheit unerträglich real. Am 20. April, beim Abschied von einer seiner Sekretärinnen, die die Stadt mit dem letzten Flugzeug verließ, sagte er: «Alles ist verloren, hoffnungslos verloren.»<sup>29</sup>

Hitler hatte keineswegs die Absicht, seine Hauptstadt zu übergeben und sich gefangen nehmen zu lassen. In den letzten Wochen erging er sich in Vorwürfen gegen das eigene Volk, weil es sich als zu klein für seinen, Hitlers, Ehrgeiz erwiesen habe. In endlosen Monologen, die von seinem Sekretär Martin Bormann getreulich festgehalten wurden, zeichnete er seinen langen Weg von den rauschhaften, stürmischen Tagen in München über die Eroberung Polens bis zur Schlacht um Berlin noch einmal nach. Wie gewöhnlich, waren die Juden schuld, diesmal aber auch das deutsche Volk, hatte es doch das Vertrauen enttäuscht, das er in es gesetzt hatte. Stattdessen pries er nun die slawischen Völker, deren Zähigkeit und Kampfkraft sie bis an die Tore Berlins geführt hatten, als die neue «Herrenrasse». Deutschland müsse warten.<sup>30</sup> Goebbels war sozusagen die Stimme seines Herrn und Meisters, als er seinem noch im Bunker versammelten Mitarbeiterstab eröffnete, der Krieg sei verloren und das deutsche Volk «verdiene das Schicksal, das es jetzt erwarte».<sup>31</sup> Am 29. April, als die Lage hoffnungslos geworden war, befahl Hitler seinen Generalen, die Stadt unter keinen Umständen zu übergeben. Er weigerte sich zu fliehen und spielte den letzten Akt drehbuchgetreu zu Ende. «Ich muss jetzt den Befehlen des Schicksals gehorchen. Selbst wenn ich mich retten könnte, würde ich es nicht tun.»<sup>32</sup>

Am späten Abend des 28. April hatte er eine Sekretärin in den Konferenzraum des Bunkers gerufen. Der Kartentisch, auf dem sich normalerweise die Unterlagen häuften, war leer. Vor diesem Tisch stehend, diktierte Hitler der jungen Frau sein letztes politisches Testament. Nach weiteren Hasstiraden gegen die Juden, denen er vorwarf, sie hätten die Völker Europas in den Abgrund geführt, verkündete er, dass er sich in Berlin das Leben nehmen werde. Sein Opfer und das Millionen anderer

Deutscher sei die Saat, aus der die Wiedergeburt des Nationalsozialismus hervorgehen werde. Er kündigte an, Grossadmiral Karl Dönitz, der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, werde eine neue deutsche Regierung bilden.<sup>33</sup> Ferner erklärte er in einem zweiten, persönlichen Testament, er werde vor seinem Tode seine langjährige Geliebte, Eva Braun, heiraten. Die Zeremonie wurde am 29. April unmittelbar vor Mitternacht vollzogen. Gemeinsam mit seinem Koch und zwei Sekretärinnen nahm Hitler am nächsten Tag ein letztes Mittagmahl ein. Dann gab er der Besatzung des Bunkers feierlich die Hand und zog sich mit seiner Frischvermählten in die Privaträume zurück. Um fünfzehn Uhr dreissig, als in unmittelbarer Nähe sowjetische Soldaten um die oberen Stockwerke des Reichstagsgebäudes kämpften und sowjetische Panzer die Strassenzüge um die Reichskanzlei in Schutt und Asche legten, nahm Eva Braun Gift, während Hitler sich eine Kugel in den Kopf schoss.<sup>34</sup>

Am Abend dieses Tages schickte die deutsche Garnison einen Parlamentär unter weisser Flagge aus, um Übergabeverhandlungen aufzunehmen. Am Morgen des 1. Mai, des wichtigsten Festtags im sozialistischen Kalender, um halb vier erschien General Hans Krebs, der letzte von Hitler ernannte Chef des Generalstabes des Heeres, in Tschuikows Hauptquartier. Er teilte Tschuikow mit, dass Hitler sich umgebracht habe, und beharrte zunächst darauf, ausschliesslich mit der sowjetischen Führung zu verhandeln. Ausserdem weigerte er sich, die Kapitulation zu befehlen. Tschuikow telefonierte mit Schukow, der erklärte, etwas anderes als bedingungslose Kapitulation komme nicht in Frage. Dann rief Schukow bei Stalin an und erfuhr von der Ordonnanz, dass dieser noch schlafe. Er befahl ihr, Stalin sofort zu wecken. Schukow berichtete ihm vom Tod Hitlers, der allerdings noch nicht bestätigt war. «Hat er's also getan, der Schweinehund», erwiderte Stalin. «Zu dumm, dass wir ihn nicht lebend in die Finger gekriegt haben.»<sup>35</sup> Stalin ordnete an, dass nur die bedingungslose Kapitulation zu akzeptieren sei, und legte sich wieder schlafen. Krebs hielt stur an einem Waffenstillstand fest, der mit der in Hit-

lers Testament bestimmten neuen deutschen Regierung ausgehandelt werden müsse; es werde einen für beide Seiten vorteilhaften Frieden geben, wobei er allerdings nicht klar machte, welche Vorteile er für das geschlagene deutsche Heer erwartete. Als Tschuikow ihn zur Kapitulation drängte, erwiderte Krebs, die Deutschen würden bis zuletzt kämpfen?<sup>6</sup> Dann gingen sie zum Smalltalk über, bis sie um fünf Uhr in der Früh beide erschöpft waren. Da sassen sie nun, Sieger und Besiegter, in absurder Kameradschaft, tranken Cognac und assen belegte Brote.

Das Problem liess sich an jenem Morgen nicht mehr lösen. Nach fast zwölf Stunden ging Krebs davon, und die sowjetischen Truppen erhielten Befehl, die Eroberung Berlins abzuschliessen. Das Regierungsviertel und der Zoologische Garten wurden unter heftiges Artillerie- und Raketenfeuer genommen; die sowjetischen Soldaten arbeiteten sich methodisch von Block zu Block vor und beseitigten den letzten Widerstand. Um sechzehn Uhr übermittelte Krebs eine von Goebbels gegengezeichnete Antwort, in der eine Kapitulation verworfen wurde. Der Krieg begann von Neuem. Um achtzehn Uhr dreissig folgte ein gewaltiger Feuerschlag aus allen Geschützen, danach war die deutsche Gegenwehr bis auf ein paar kleine Widerstandsnester zerschlagen. Während der Nacht wurde Tschuikow zweimal aus dem Schlaf gerissen. Um halb zwei meldete man ihm, der Standortkommandant wolle kapitulieren, um ein weiteres Gemetzel zu vermeiden. Am 2. Mai um sechs Uhr morgens legten die deutschen Verteidiger die Waffen nieder. Kurz vorher war eine Abordnung Zivilisten unter Goebbels' Beauftragtem Hans Fritzsche bei Tschuikow erschienen und hatte die Nachricht überbracht, dass Goebbels Selbstmord begangen habe und Krebs verschwunden sei (wie sich später herausstellte, um sich ebenfalls das Leben zu nehmen). Die Delegation bot die Kapitulation an. Noch zur selben Stunde bestätigte Schukow, dass die Feindseligkeiten beendet seien. Gegen Mittag war der Kampf vorbei. Die letzten Schüsse gaben deutsche Soldaten ab, die über Funk oder Telefon nicht zu erreichen waren. Als Tschuikow auf

die Strasse hinaustrat, war er betroffen von der Stille, die nach dem Schlachtenlärm herrschte. In seinen Erinnerungen beschrieb er die heftigen Gedanken, die der plötzlich über Berlin hereingebrochene Frieden in ihm auslöste: «Hier, wo man sie entzündete, wurde die Flamme des Weltkrieges auch erstickt.»<sup>37</sup>

Der Krieg war jedoch noch nicht zu Ende. Während der Kampf um Berlin sich seinem Höhepunkt näherte, trafen sich die alliierten Truppen von Osten und Westen kommend an der Elbe. Am 25. April hatte man bei Torgau den ersten Kontakt hergestellt. Im Laufe der folgenden Woche wurde das Gebiet beiderseits der Elbe besetzt. Weiter im Süden drangen 600'000 Mann starke deutsche Truppen in die Tschechei ein, wo sie ihren sinnlosen Widerstand fortsetzten. Konjews 1. Ukrainische Front war ihnen auf den Fersen. Nachdem sie ihren Beitrag zu den Kämpfen um Berlin geleistet hatte, war sie wieder nach Süden geschwenkt, um dort eine weitere Aufgabe zu übernehmen. Die Kämpfe im Süden wurden erst am 11. Mai 1945 eingestellt, zwei Tage nachdem in Moskau offiziell erklärt worden war, der europäische Krieg sei vorüber.<sup>38</sup>

Ebenso wenig wie für das Ende der Kämpfe um Berlin kann man also für das des Krieges einen genauen Zeitpunkt angeben. Tschuikow und Schukow hielten den Krieg mit dem Fall der Hauptstadt Hitlers für beendet. Als Eroberer Berlins liess Schukow Reichstag und Reichskanzlei durchsuchen. Unbedingt wollte er Hitlers Leiche finden, doch als der Bunker inspiziert wurde, konnte man nur die sterblichen Überreste von Goebbels, seiner Frau und ihren sechs Kindern identifizieren. Schukow begann, an Hitlers Selbstmord zu zweifeln. Am 3. Mai brachte die «Prawda» auf ihrer ersten Seite einen Artikel, in dem die These aufgestellt wurde, Hitler sei gar nicht mehr in Berlin. «Wenn er geflohen ist, werden wir ihn finden, egal, wo er sich versteckt.» Eine kurz darauf veröffentlichte Meinungsumfrage zeigte, dass die meisten Moskauer ebenfalls skeptisch waren und glaubten, Hitler halte sich verborgen.<sup>39</sup> Von seinem Hauptquartier aus schickte Stalin einen Topagenten nach Berlin, der Jagd auf Hitler machen sollte. Viele fürchteten – Stalin womöglich

ebenfalls –, dass Hitler, falls er noch am Leben wäre, den erlöschenden Widerstand neu entfachen könnte.

Anfang Mai war die Reichskanzlei eine brennende Ruine, sodass eine gründliche Durchsuchung kaum möglich war. Am 2. Mai hatte eine sowjetische Abteilung eine Leiche gefunden, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Hitler aufwies, allerdings deutete die abgetragene Kleidung auf einen Mann von geringerer Stellung hin. Wie aus einem erst 1968 freigegebenen sowjetischen Bericht hervorgeht, hat Iwan Klimenko, ein Smersch-Oberst, am 4. Mai in einem kleinen Trichter hinter der Reichskanzlei zwei Leichen, eine männliche und eine weibliche, entdeckt. Beide waren bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Sie wurden in Tücher gewickelt und begraben, weil man davon ausging, dass Hitler nicht einfach in den Garten geworfen worden wäre. Doch am folgenden Tag kam Klimenko zurück, exhumierte die Überreste und nahm sie zu einer Autopsie mit. Einer von Hitlers Zahnärzten untersuchte die Gebisse, woraufhin er die Leichen als die Hitlers und Eva Brauns identifizierte. Der Bericht kam zu dem Schluss, dass Hitler an einer Zyanidvergiftung gestorben sei. Also kein heldenhafter Selbstmord mit einer Handwaffe, so der Bericht weiter, trotz aller von den Briten bei Kriegsende zusammengetragenen Beweise dafür, dass Hitler sich tatsächlich selbst erschossen hat (und trotz eines Schädelfragments mit einem Durchschussloch, das angeblich von Hitler stammt und fünfzig Jahre lang in Moskau unter Verschluss gehalten wurde).<sup>40</sup> Obwohl Stalin von dem Bericht kurz nach seiner Fertigstellung gewusst haben muss, tat er weiterhin so, als wäre ihm Hitlers Verbleib unbekannt. Nicht einmal Schukow wurde informiert. Erst fünfzehn Jahre nach Stalins Tod gelangten die Einzelheiten an die Öffentlichkeit.

Über die Gründe für Stalins Stillschweigen lässt sich nur spekulieren, obwohl die offizielle Erklärung, Stalin habe «etwas in Reserve halten» wollen, falls Beweise erforderlich geworden wären, um einen Hochstapler zu entlarven, nicht unglauwürdig ist.<sup>41</sup> Hitlers Kinnlade und das Stück Schädel wurden in einer Kiste in Moskau aufbewahrt. Zusammen

mit seiner Mütze, dem Eisernen Kreuz und persönlichen Habseligkeiten wurden sie der Öffentlichkeit erst 1991, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, zugänglich gemacht. Der Rest seiner verkohlten Leiche nahm einen anderen Weg. Unter dem Tarnnamen «Operation Mythos» stellte die Smersch 1945 und 1946 intensive Untersuchungen über das Schicksal Hitlers an und kam zu dem Ergebnis, dass die Leiche tatsächlich die des «Führers» war. Seine sterblichen Überreste packte man zusammen mit denen von Eva Braun und der Familie Goebbels in leere Munitionskisten. Im Februar 1946 wanderten sie mit dem Tross der Smersch-Einheiten bis Magdeburg und wurden dort neben der Garage eines Hauses in der Klausenerstrasse auf dem Gelände eines sowjetischen Stützpunktes begraben. Im April 1970 wurden die Leichen auf Befehl des KGB-Chefs Juri Andropow wieder exhumiert. Man verbrannte die mumifizierten Überreste und streute die Asche in einen nahen Fluss. Die sowjetischen Behörden wollten unter allen Umständen verhindern, dass Hitlers Grab zu einem Wallfahrtsort von Neonazis würde.<sup>42</sup>

Während man in der ersten Maiwoche des Jahres 1945 noch versuchte, Hitler – tot oder lebendig – habhaft zu werden, gewann die Frage einer allgemeinen deutschen Kapitulation vorrangige Bedeutung. Mit der Eroberung Berlins hatte sich die deutsche Regierung nicht einfach aufgelöst. Grossadmiral Dönitz, Hitlers formlos eingesetzter Nachfolger, und andere Minister waren nach Flensburg ausgewichen. In Verhandlungen mit den Westalliierten erreichten die Deutschen, dass die Kapitulation bei Eisenhower und nicht in der sowjetischen Militärverwaltung besiegelt werden sollte. Am Morgen des 7. Mai erhielt Generaloberst Jodi, der Chef des Wehrmachtführungsstabes, von Dönitz die Vollmacht, die bedingungslose Kapitulation zu unterzeichnen. Die nüchterne Zeremonie fand in einer kleinen Schule in Reims statt, die Eisenhower zu seinem Hauptquartier erwählt hatte. In Gegenwart des amerikanischen Generals Walter Bedell Smith, etlicher alliierter Stabsoffiziere und siebzehn ausgesuchter Journalisten unterzeichnete Jodi die Kapitulationsurkunde mit einem vergoldeten Füllfederhalter. Nach ihm un-

terschrieb Smith, Eisenhowers Stabschef, mit einem Füllfederhalter aus purem Gold. Dann der sowjetische Vertreter, General Susloparow, und schliesslich der französische General Sevez. Den bedauernswerten Susloparow trafen die Ereignisse völlig unvorbereitet. Er war im April als Verbindungsoffizier in Eisenhowers Hauptquartier abgeordnet worden und hatte keine speziellen Instruktionen aus Moskau. Unterzeichnete er nicht, riskierte er eine deutsche Kapitulation ohne sowjetische Beteiligung; tat er es doch, riskierte er Stalins Wut wegen eigenmächtigen Handelns. Schliesslich unterschrieb er unter einem Vorbehalt, der Moskau die Wiederholung der Zeremonie gestattete. Kaum hatte er seinen Namen unter das Dokument gesetzt, erreichte ihn die Weisung der Stawka, nichts zu unterzeichnen.<sup>43</sup>

Die Zeremonie in Reims war ein ausgesprochenes Ärgernis für Stalin, der sich für den wichtigsten Verbündeten hielt und in den sowjetischen Kriegsanstrengungen nicht ganz zu Unrecht die wahre Ursache des Sieges über Deutschland sah. Als sei das noch nicht beleidigend genug, wurde ihm ein Brief vom Leiter der amerikanischen Militärmission in Moskau zugestellt, in dem er aufgefordert wurde, die sowjetische Erklärung zur deutschen Kapitulation am 8. Mai mit der amerikanischen und britischen abzustimmen. Stalin rief seinen militärischen Stab und die wichtigen Minister im Kreml zusammen. Zornig lief er auf und ab und beschuldigte seine westlichen Verbündeten, sie hätten sich mit dem geschlagenen Feind auf einen «fragwürdigen Handel» eingelassen. Er war nicht bereit, die Kapitulation in Reims anzuerkennen: «Die Inszenierung der Kapitulation muss ihrer Bedeutung als historischem Ereignis höchsten Ranges gerecht werden, daher kann sie nicht auf den Gebieten der Sieger entgegengenommen werden, sondern nur an dem Ort, an dem die faschistische Aggression ihren Ausgang nahm: in Berlin.»<sup>44</sup> Stalin drängte seine Verbündeten, sich mit einer zweiten Zeremonie in der deutschen Hauptstadt einverstanden zu erklären, die der Weltöffentlichkeit vor Augen führen sollte, welche bedeutende Rolle das sowjeti-

sche Volk und sein Führer beim Sturz Hitlers gespielt habe. Telefonisch wies er Schukow an, ein noch erhaltenes Gebäude zu suchen, in dem die Kapitulation in Szene gesetzt werden könnte.

Schukow fand ein zweigeschossiges Haus in Karlshorst im Osten Berlins, das früher das Kasino der deutschen Pionierschule beherbergt hatte. Dort versammelten sich die Vertreter der Alliierten am 8. Mai kurz vor Mitternacht. Neue Kapitulationsurkunden waren in Moskau ausgearbeitet und von Wyschinski, der in den dreissiger Jahren Generalstaatsanwalt der Moskauer Schauprozesse gewesen und inzwischen zum stellvertretenden Aussenminister aufgestiegen war, eiligst herbeigeschafft worden. Stundenlang hatte man versucht, die sowjetischen und die westlichen Versionen in Einklang zu bringen. Infolge eines Stromausfalls musste der Text bei Kerzenlicht auf einer kleinen Reiseschreibmaschine wieder und wieder neu getippt werden. Endlich, Schlag Mitternacht, geleitete Schukow die Vertreter der anderen alliierten Mächte – Luftmarschall Arthur Tedder, General Carl Spaatz und General Jean de Lattre de Tassigny – in den Saal. Als sie sich an einem langen grünen Tisch niedergelassen hatten, wurden die deutschen Generale und Admirale hereingeführt, allen voran Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, Hitlers Chef des Oberkommandos der Wehrmacht. Keitel war sichtlich bemüht, seine Würde zu wahren. Sein Gesicht war fleckig und gerötet, die Hand zitterte. Als er an den Tisch trat, um die Kapitulation zu unterzeichnen, fiel ihm das Monokel vom Auge und baumelte an der Schnur. Ihm stand, wie Schukow sich später erinnerte, «die Niederlage ins Gesicht geschrieben». Andere Zeugen indes erlebten die Deutschen als «anmassend und auf ihre Würde bedacht». Um genau null Uhr dreiundvierzig war die Zeremonie vorüber. Schukow hielt eine Rede, die, wie Stalin fand, viel zu farblos war, um dem Anlass dieses historischen Tages gerecht zu werden, und lud anschliessend zu einem Bankett, das sich bis in die Morgenstunden hinzog. Es endete damit, dass die sowjetischen Generale, Schukow eingeschlossen, die Volkstänze ihrer Heimat zum Besten gaben.<sup>45</sup>



Am 9. Mai 1945 beging man in der sowjetischen Hauptstadt das Ende des europäischen Krieges mit einem spektakulären Feuerwerk und ohrenbetäubenden Artilleriesalven. Die Koordination des Siegestages mit den westlichen Alliierten, die einen beziehungsweise zwei Tage früher feierten, erwies sich allerdings als schwierig.

In Moskau wurde der Sieg in den frühen Morgenstunden des 9. Mai verkündet, den man zum Siegestag und offiziellen Feiertag erklärte. Die Strassen waren voller Schulkinder und Studenten, die unentwegt «Der Krieg ist aus!» skandierten. Vor der amerikanischen Botschaft versammelte sich eine Menschenmenge, die Hurras auf Roosevelt ausbrachte.<sup>46</sup> Am Abend drängten sich zwei bis drei Millionen Menschen auf dem Roten Platz und den angrenzenden Strassenzügen. Tausend Geschütze feuerten Salut, Hunderte von Kampfflugzeugen zogen im Tiefflug über die Stadt hinweg und liessen rote, goldene und violette Lichtblitze zucken. Der wilde, rauschhafte Jubel war, wie einige Beobachter vermerk-

ten, von einer beinahe religiösen Inbrunst getragen. Die Arbeiter und Arbeiterinnen aus den Industrievororten hatten ihren Sonntagsstaat angelegt. Polizei und Wachmannschaften liessen die Feiernden gewähren. Für Ilja Ehrenburg war es «ein denkwürdiger Tag, in seiner Freude wie in seiner Trauer: Es lässt sich schwer beschreiben – nichts geschah, und doch war alles voller Bedeutung.»<sup>47</sup> Er wurde erkannt und von der jubelnden Menge immer wieder hoch in die Luft geworfen. Ihm wurde klar, wie sehr er den Krieg gehasst hatte. Am 9. Mai sah er Menschen ihre Toten betrauern, als ob sie an diesem Tag gestorben wären. «Im Salvendonner», schrieb der Dichter Twardowski später, «entboten [wir] zum erstenmal all denen, die gefallen [waren, Abschied], wie Abschied nehmen Lebende von Toten.»<sup>48</sup>

Der Sieg führte Stalin auf den Gipfel seiner Macht. Für die meisten einfachen Sowjetbürger war das Bild, das die Propaganda von ihrem höchsten militärischen Führer gezeichnet hatte, das einzige, das sie kannten. Bei Ausbruch des Krieges hatte dieses Bild für den späteren Dissidenten Pjotr Grigorenko – damals ein junger Mann – Risse bekommen. In den folgenden Jahren schwand die Ungewissheit. «Die grosse Wende im Kriegsgeschehen schrieb ich ihm persönlich zu, und in dieser Einschätzung stand ich nicht allein. Wenn ich zu Kriegsbeginn noch Zweifel an der ‚Weisheit‘ von Stalins Führung gehegt hatte, so war ich am Ende doch zutiefst davon überzeugt, dass unser Volk ohne die Klugheit und das Genie dieses Mannes den Krieg vielleicht nicht verloren, aber immerhin erst viel später und unter beträchtlich grösseren Opfern gewonnen hätte.»<sup>49</sup> Stalin wurde in den neuen Rang eines Generalissimus erhoben, obgleich er sich beschwerte, in der neuen Uniform sehe er aus wie ein Oberkellner. Ohne Unterbrechung zogen sich die Siegesfeiern mehr als einen Monat hin. Stalin gefiel sich in der Rolle des Kriegsherrn und sonnte sich im Ruhm seiner Heere.

Den Höhepunkt bildete am 24. Juni 1945 eine Siegesparade auf dem Roten Platz. Stalin gestattete seinen Generalen, die Ehrung zu empfangen. Am 19. Juni hatte er Schukow in seine Datscha beordert und ihn ge-

fragt, ob er noch reiten könne. Als Schukow die Frage bejahte, teilte ihm Stalin mit, er solle die Parade abnehmen. Schukow wandte ein, das sei doch Stalins Aufgabe als Oberster Kriegsherr, woraufhin ihm der fünf- undsechzigjährige Diktator erwiderte: «Ich bin zu alt, um Paraden abzunehmen.»<sup>50</sup> Die Zeremonie fand als Vorbeimarsch statt; der Überflug musste gestrichen werden. Ein völlig durchnässter Schukow sass hoch zu Ross, während die Regimenter unter Führung von Marschall Rokossowski, einem Helden der Sowjetunion, an ihm vorüberzogen. In seinen Erinnerungen schrieb Schukow, er sei ungewöhnlich nervös gewesen. Reihe um Reihe traten die Soldaten vor das Leninmausoleum und schleuderten die erbeuteten Regimentsfahnen des geschlagenen deutschen Heeres auf den Boden. Am Abend gab Stalin ein Bankett für 2'500 Marschälle und Generale, auf dem er, was höchst ungewöhnlich war, das einfache sowjetische Volk pries, «die kleinen Schrauben und Bolzen» der Militärmaschine, die den Sieg ermöglicht hatten.<sup>51</sup> Das Siegesbankett nahm den gewohnten Verlauf; es wurden zahllose Trinksprüche auf den sozialistischen Fortschritt und Stalins Genie ausgebracht. Eine Gruppe indes liess Stalin unerwähnt, und ganz gewiss nicht unabsichtlich: die Marschälle und Generale, die ihn umringten und buchstäblich erglänzten in ihren goldenen Tressen und ihrem Schlachtenruhm. Das war ein erstes Anzeichen, dass Stalin nicht gewillt war, im Schatten seiner Kriegshelden zu stehen. Die Arbeitsbeziehung, die Stalin in der Mitte des Krieges zu seinen Generalen geknüpft hatte, als er auf deren fachliches Können angewiesen war, hatte ihren Zweck erfüllt.

Viele Probleme waren jedoch ungelöst. Über die Zukunft Deutschlands, die man in Jalta erörtert hatte, war mit den Kapitulationsurkunden noch keine Entscheidung getroffen worden. Ebenso wenig war die Neuordnung Osteuropas unter Dach und Fach. Der Krieg mit Japan dauerte weiter an. Daher einigten sich die drei Siegermächte auf eine Konferenz, auf der die vielen politischen Probleme erörtert werden sollten, die der Zusammenbruch der Achsenmächte hinterlassen hatte. Als Datum

wählte man den 15. Juli 1945. Stalin überredete seine Verbündeten, das Treffen in Berlin durchzuführen, um die Symbolhaftigkeit der Kapitulation zu unterstreichen. Der Konferenzort sollte Potsdam sein, die Wiege des preussischen Militarismus. Wieder erhielt Schukow den Auftrag, eine geeignete Stätte zu finden. Er entschied sich für Cäcilienhof, ein früheres Schloss der preussischen Königsfamilie. Für die zahllosen Beamten und Funktionäre im Gefolge der staatsbeziehungsweise Regierungschefs wurden andere Villen requiriert. Schukow organisierte Mobiliar für sechsunddreissig Räume und einen Versammlungssaal des Schlosses. Auf besonderen Wunsch wurde Trumans Hauptquartier blau gestrichen, Churchill entschied sich für Rosa, die sowjetische Delegation für Weiss. Da sich in Berlin kein runder Konferenztisch auftreiben liess, der gross genug war, wurde die Lux-Möbelfabrik in Moskau aufgefordert, fristgerecht einen geeigneten Tisch anzufertigen.<sup>52</sup>

Man hatte Stalin angeboten, die Reise nach Potsdam in einer Dakota-Passagiermaschine zurückzulegen, doch sein Flug nach Teheran blieb seine erste und letzte Flugreise – er setzte nie wieder einen Fuss in eine Maschine. Berija organisierte die Eisenbahnfahrt mit gepanzerten Waggons und schwer bewaffneter Leibwache. Die Sicherheitsvorkehrungen übertrafen alles bisher Dagewesene. Stalins alte Obsession nahm ungeahnte Ausmasse an, reiste er doch mitten hinein in einen Staat, der noch wenige Wochen zuvor Feindesland gewesen war. 17'000 NKWD-Leute und 1515 reguläre Soldaten säumten die Strecke; auf jeden Kilometer entfielen sechs bis fünfzehn Posten. Acht gepanzerte Züge mit NKWD-Truppen fuhren auf der gesamten Strecke Patrouille. Der Komplex aus zweiundsechzig Villen, in dem die sowjetische Delegation in Berlin untergebracht war, wurde durch drei konzentrische Ringe von NKWD-Männern abgeriegelt; die Sicherheitskräfte waren insgesamt sieben Regimente stark. Berija beschlagnahmte zwei Flugplätze für die Sowjets, dazu Bäckereien und landwirtschaftliche Betriebe, die mit Personal aus Moskau betrieben wurden. Als Stalin am 16. Juli in der Uniform des

Generalissimus – hochgeschlossener weisser Waffenrock mit kleinem Stehkragen und blanken Schulterstücken – eintraf, wurde er von Schukow auf dem Bahnhof begrüsst.<sup>53</sup>

Die «Grossen Drei» – Stalin, Churchill und Roosevelts Nachfolger Truman – begegneten sich im ehemaligen Zentrum der alten europäischen Ordnung, deren Fundamente aus der Welt des Jahres 1939 stammten. In den dreissiger Jahren wurden die europäischen Geschehnisse und weitgehend auch die Weltpolitik von den Grossmächten England, Frankreich, Deutschland und Italien bestimmt. Im Jahre 1945 waren die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten die vorherrschenden Mächte. Grossbritannien hielt lautstark an seinem Anspruch fest, aber Churchills missgelaunte Reizbarkeit zeigte zur Genüge, dass sich das Gleichgewicht der Kräfte verändert hatte. Die neue Führungsrolle der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion barg die Chance einer friedlichen Kooperation ebenso wie die Gefahr einer neuen Konfrontation. Trotz wachsender Spannungen innerhalb des Bündnisses war eine gewisse Form der Zusammenarbeit nicht gänzlich ausgeschlossen. Die am Konferenztisch sitzenden Parteien waren, um es mit Dmitri Wolkogonows Worten zu sagen, nicht «Verbündete, sondern alte Feinde».<sup>54</sup> Der Unterschied zwischen dieser und den vorangegangenen Konferenzen bestand darin, dass nun, da Deutschland geschlagen war, die eine Seite die andere nicht mehr brauchte. In Potsdam wusste die Sowjetunion bereits, dass die 1941 begonnene grosszügige Lieferung amerikanischer Güter auslaufen und nicht mehr verlängert werden würde. Der Wiederaufbau musste ohne amerikanische Hilfe geplant werden. Auch im Krieg gegen Japan waren die Vereinigten Staaten nicht mehr auf die sowjetische Unterstützung angewiesen. Truman lehnte Churchills Hilfsangebot ab und war alles andere als glücklich über das Beistandsabkommen mit Russland, das Stalin in Jalta unter ganz anderen Voraussetzungen abgenötigt worden war. Die Fortsetzung der freundschaftlichen Beziehungen war für die drei in Potsdam versammelten Parteien keine Notwendigkeit mehr, die Zusammenarbeit in Friedenszeiten hing allein von ihrem guten Willen ab.



Die «Grossen Drei» auf der Potsdamer Konferenz im Juli/August 1945. Roosevelt war im April 1945 gestorben und von Harry Truman (Mitte) abgelöst worden; Churchill (rechts) verlor die Wahlen, an seine Stelle trat der Führer der Labour Party, Clement Attlee (zweite Reihe rechts). Nur Stalin blieb an der Macht.

Von diesem jedoch war bald nichts mehr zu spüren. Trotz aller freundschaftlicher Gesten und gemeinsamer Feiern tat sich zwischen den Sowjets und dem Westen der alte Abgrund des Misstrauens und gegenseitiger Abneigung auf, der ihr Verhältnis seit 1917 so gut wie immer bestimmt hatte. Für die beiden westlichen Staatsmänner und für Stalin bedeutete das lediglich die Rückkehr auf ein vertrautes Schlachtfeld. Stalin sah den imperialistischen Kapitalismus als den wahren Feind an, von dem ihn die Auseinandersetzung mit Hitler nur abgelenkt hatte. Am Ende des Krieges waren die sowjetischen Sicherheitsdienste in ihren Berichten schon dazu übergegangen, die USA als «Hauptgegner» zu bezeichnen. «Ich glaube», schrieb Stalin im Herbst 1945 an Molotow, «wir können jetzt den Schleier des guten Einvernehmens zerreißen, auf den die Amerikaner so viel Wert legen.»<sup>55</sup>

Zweifellos schätzte er damit die westliche Position falsch ein. Churchill nahm seine berühmte Rede über die Teilung Europas, die er im März 1946 in Fulton/Missouri hielt, bereits vorweg, als er im Mai 1945, vier Tage nach dem Ende des europäischen Krieges, an Truman schrieb:

Ein eiserner Vorhang ist vor ihrer Front niedergegangen. Was dahinter vorgeht, wissen wir nicht. Es ist kaum zu bezweifeln, dass der gesamte Raum östlich der Linie Lübeck-Triest-Korfu schon binnen Kurzem völlig in ihrer Hand sein wird ... [Die] Russen [können], falls es ihnen beliebt, innerhalb sehr kurzer Zeit bis an die Küsten der Nordsee und des Atlantik vormarschieren ...<sup>56</sup>

Während der Potsdamer Konferenz stand Churchill den sowjetischen Absichten fortwährend kritisch gegenüber. Truman hielt der Form nach an dem von Roosevelt gepflegten gutnachbarschaftlichen Verhältnis fest, nicht jedoch in der Substanz. Seiner Meinung nach war die sowjetische Delegation «stur». Umgeben war er von Männern, die keinen Anlass zur Zusammenarbeit sahen. Kriegsminister Henry Stimson vertrat die Auffassung, es fehle das Fundament für «dauerhaft sichere zwischenstaatliche Beziehungen» zwischen zwei so «grundlegend verschiedenen staatlichen Systemen». Der amerikanische Diplomat George Kennan, der auf eine lange Erfahrung mit der Sowjetunion zurückblicken konnte, betrachtete Potsdam «mit Skepsis und Entsetzen». Schukow fiel die «gespannte Atmosphäre» der Konferenz auf.<sup>57</sup>

Die unmittelbaren Gründe dieses Misstrauens kamen in den strittigen Punkten selbst zum Ausdruck. Stalin war nicht bereit, sich in der polnischen Frage zu bewegen. Seine Kontrolle über die baltischen Staaten war praktisch unanfechtbar. Er ignorierte die «Prozent-Abmachung», die er 1944 mit Churchill getroffen hatte, was ihm niemand verwehren konnte. Beide Seiten verständigten sich auf eine gemeinsame Politik der Entnazifizierung, Demokratisierung und Entmilitarisierung im besieg-

ten Deutschland, wobei sich alle darüber im Klaren waren, dass Demokratie für Stalin eine Bedeutung hatte, die sich von der westlichen Praxis erheblich unterschied. Über Reparationen wurde lange und erbittert gestritten. Truman und Churchill weigerten sich, die Reparationen in Höhe von zwanzig Milliarden Dollar anzuerkennen, die der Sowjetunion in Jalta zugestanden worden waren. Da sich der grösste Teil der deutschen Industrie im Einflussgebiet der Westalliierten befand, wurde ausdauernd gefeilscht. Die Sowjetunion musste ihre Forderungen an die anderen Besatzungszonen verringern, worauf Stalin sich nur einliess, weil ihn der Westen in der polnischen Frage nicht allzu sehr unter Druck setzte. Eine Friedensregelung für Deutschland wurde angesprochen, allerdings konnte man keine verbindliche Einigung erzielen, solange die Furcht umging, die jeweils andere Seite könnte versuchen, den Kommunismus nach Westen beziehungsweise den Kapitalismus nach Osten zu tragen. In Potsdam wurde Deutschland aufgeteilt, nur der Name blieb. Obwohl Stalin am Ende verkündete, die Konferenz sei ein Erfolg gewesen, verrieten die Schlusskommuniqués doch die Realität eines geteilten Europa.

Noch war man ein gutes Stück vom Kalten Krieg entfernt, von einem heissen noch weiter. Keine Seite konnte einen kriegerischen Konflikt riskieren. Der Westen wusste um die sowjetische Überlegenheit zu Lande, die noch anwachsen würde, sobald die Vereinigten Staaten ihre Truppen aus Europa abzogen. An einen Einsatz amerikanischer Streitkräfte zur Befreiung von Warschau und Budapest war nicht zu denken. Umgekehrt war nicht ernsthaft damit zu rechnen, dass Rotarmisten an der Kanalküste stehen könnten, wie Churchill befürchtete. Die Sowjetunion war sich der Stärke der amerikanisch-britischen Luft- und Seestreitkräfte bewusst, und Stalin verspürte keine Neigung, die eroberten Gebiete aufs Spiel zu setzen. Er schachtete zwar, doch in Wirklichkeit akzeptierte er den Preis. Ausserdem besaßen die Vereinigten Staaten die Atombombe.

Der erste erfolgreiche Atomversuch wurde durchgeführt, als die Potsdamer Konferenz noch tagte. Eilig unterrichtete Truman seinen sowjeti

schen Gesprächspartner darüber, um bei den Verhandlungen einen zusätzlichen Trumpf in der Hand zu haben. Am Schluss der Sitzung vom 24. Juli, dem Tag, an dem Churchill erfuhr, dass er die englischen Unterhauswahlen verloren hatte («Eine Partei ist besser», hatte ihm Stalin selbstgefällig in Jalta erklärt), begab sich Truman zu Stalin und teilte ihm mit, Amerika verfüge nun über eine Bombe von ungeheurer Zerstörungskraft.<sup>58</sup> Nach Augenzeugenberichten zeigte Stalin keinerlei Reaktion. Er erwiderte, hoffentlich werde Truman vernünftig damit umgehen. Stalins augenscheinliche Gelassenheit verblüffte den Präsidenten. Doch bei den folgenden Zusammenkünften bemerkten dessen Mitarbeiter eine neue Entschiedenheit, ein neues Selbstvertrauen in Trumans Auftreten Stalin gegenüber. Alle, die Zeugen jenes Dialoges wurden – darunter auch der kleinlaute Churchill –, hatten den Eindruck, dass Stalin gar nicht klar gewesen sei, wovon Truman sprach. Aber Stalin hatte nur zu gut verstanden. Noch am selben Abend telefonierte er mit Berija und wies ihn an, das sowjetische Nuklearprogramm, das der Aufsicht des NKWD unterstand, zu intensivieren. «Sie versuchen, den Preis in die Höhe zu treiben», bemerkte Molotow. Stalin lachte: «Lass sie doch.»<sup>59</sup>

Die Bombe sollte gegen Japan eingesetzt werden, das den Krieg im Pazifik und in China angesichts der unaufhörlichen schweren Bombenangriffe auf seine Städte nicht mehr lange weiterführen konnte. Die Zusage, die Stalin dem amerikanischen Präsidenten bei ihrem ersten Zusammentreffen gemacht hatte – bei der Niederwerfung Japans zu helfen –, wurde eingelöst, und zwar eine Woche nachdem die Konferenz am 2. August geendet hatte. Der sowjetische Angriff auf die in Nordchina stehenden japanischen Armeen versprach handfesten strategischen Gewinn bei geringen militärischen Kosten. Stalin stellte ganz konkrete Gebietsansprüche, wollte in Wirklichkeit aber viel mehr: Die Beteiligung an der Niederwerfung Japans brachte die Sowjetunion in eine starke Position, die sie bei der Neugründung des chinesischen Staates ausspielen konnte. Zugleich bot sich ihr dadurch die Möglichkeit, neben den Vereinigten

Staaten zur zweiten pazifischen Grossmacht aufzusteigen. Ein weiterer Grund mochte der Wunsch sein, sich für die demütigende Niederlage des Zarenreichs im Russisch-Japanischen Krieg von 1904/05 zu rächen.

Die sowjetischen und japanischen Truppen waren zum ersten Mal 1938 aneinandergeraten, ein zweites Mal 1939 an der Grenze zur Mandschurei. Der Sieger von 1939 war der junge Schukow gewesen, aber er hatte seine ganze taktische Begabung aufbieten müssen. Im Laufe des Krieges hatte sich dann das militärische Kräfteverhältnis zwischen beiden Seiten radikal zugunsten der Sowjetunion verändert. Der Einfall in die Mandschurei wurde bereits im Juni 1945 geplant. Die Vorbereitungen dauerten an, während sich die Grossen Drei in Potsdam trafen. Mehr als neunzig Divisionen zogen durch Russland, um Japan zu bekämpfen. Im August standen anderthalb Millionen Rotarmisten etwas mehr als einer Million Japanern gegenüber, von denen viele jedoch buchstäblich das letzte Aufgebot darstellten. 5'500 schweren Panzern hatten die Japaner nur 1'155 leichte Modelle entgegensetzen; die Rote Armee verfügte über 26'000 Geschütze, die Japaner lediglich über 5'000.<sup>60</sup> Trotzdem erwies sich die Operation als schwierig. Die sowjetischen Truppen waren von monatelangen Kämpfen ermüdet. Sie hatten es mit einem Feind zu tun, dessen Abwehrfront durch grosse geographische Hindernisse begünstigt war: enge Schluchten in einer hohen Gebirgskette. Dieser natürliche Schutz der mandschurischen Grenzen wurde im Norden und Nordwesten durch massive Befestigungsanlagen aus Beton noch künstlich verstärkt.

Dennoch war der sowjetische Sieg beeindruckend. Nachdem am 6. August 1945 die erste Atombombe auf Hiroshima gefallen war, befahl Stalin einen sofortigen Angriff, um einer möglichen Kapitulation Japans zuvorzukommen. Die Offensive begann am 9. August. Die japanischen Soldaten hatten mit der Roten Armee der dreissiger Jahre gerechnet, begegneten aber einem hoch gerüsteten Heer, das von erfahrenen Offizieren befehligt wurde, die ihre Truppen mit dem taktischen Geschick führten, das sie in den schweren europäischen Schlachten erworben hatten.

Nach zehn Tagen war der Widerstand gebrochen. Obwohl die Japaner nach dem Abwurf der zweiten Atombombe am 14. August kapitulierten, ging der Krieg auf dem asiatischen Festland noch fünf Tage weiter. Einige japanische Soldaten kämpften wie einst die sowjetischen und fielen bis zum letzten Mann, doch die meisten ergaben sich. Es wurden mehr als 600'000 Gefangene gemacht. Bei der Besetzung der Mandschurei mussten die sowjetischen Truppen grosse Entfernungen überwinden. Am 23. August hatten sie die Kurilen, Süd-Sachalin und die Pazifikküste um Mukden okkupiert. Ohne seine Verbündeten zu informieren, hatte Stalin zunächst eine Landung auf Hokkaido, der nördlichsten der japanischen Hauptinseln, geplant, um der Sowjetunion ein Mitspracherecht bei der Nachkriegsordnung Japans zu sichern. Doch im letzten Augenblick blies er das Unternehmen ab, weil er befürchtete, die Amerikaner vor den Kopf zu stossen und das bereits Erreichte zu gefährden – was ja nicht wenig war.<sup>61</sup> Die Mongolei wurde praktisch ein sowjetischer Satellit. Auch die Mandschurei und Nordkorea kamen unter sowjetischen Einfluss. Port Arthur wurde sowjetischer Marinestützpunkt. Man erklärte den 3. September zu einem zweiten landesweiten Feiertag. Endlich war Frieden. Stalin nahm seinen ersten Urlaub seit 1941.

Am Ende des Krieges hatte die Sowjetunion einen grossen Teil jener Gebiete zurückerobert, die das Zarenreich in den vorangegangenen Kriegen des Jahrhunderts verloren hatte. Stalin war sich des Erreichten wohl bewusst. Molotow erinnerte sich an einen Besuch in Stalins Datscha, bei welchem dem Generalissimus eine neue Karte des sowjetischen Territoriums überreicht wurde. Stalin heftete sie an die Wand und stand sinnend davor. «Na, mal sehen, was wir bekommen haben.» Im Norden war da das Gebiet, das Finnland hatte abgeben müssen; die baltischen Staaten, «seit alters her russisches Territorium»; das westliche Weissrussland, das den Polen abgenommen worden war; Moldawien, von den Rumänen geholt. Im Osten fuhr er mit dem Pfeifenstiel über China und die Mongolei hinweg, dann mit offenkundiger Befriedigung weiter zu den Kurilen und nach Sachalin. Nur im Süden, an der Küste

des Schwarzen Meeres, fand er noch Grund zur Unzufriedenheit; da gab es türkische Gebiete, die er gerne besessen hätte, denn auch hierauf richtete sich der russische Expansionsdrang, und zwar schon lange vor 1917.<sup>62</sup>

Für Stalins Imperium wurden Ströme sowjetischen Blutes vergossen. Im Vergleich mit diesem ungeheuren Preis erscheinen die Opfer aller anderen Krieg führenden Mächte verschwindend gering. Nachdem in der Mandschurei der letzte Schuss gefallen war, hatten die sowjetischen Streitkräfte 6,2 Millionen Gefallene zu beklagen, über 15 Millionen Verwundete, 4,4 Millionen Gefangene oder Vermisste, dazu 3 bis 4 Millionen Ausfälle wegen Krankheit oder Erfrierungen. Von den 34,5 Millionen mobilisierten Männern und Frauen wurden 84 Prozent getötet, verwundet oder gefangen genommen – eine unvorstellbare Zahl. Nach unlängst bekannt gemachten offiziellen Zahlen gab es unter Berücksichtigung aller Ursachen 8,6 Millionen militärische Todesopfer. Neueste Schätzungen russischer Historiker lassen eine noch höhere Zahl vermuten; in einer Studie ist von 23, in einer anderen von 26,4 Millionen die Rede. Bei diesen höheren Gesamtzahlen ging man von der Überlegung aus, dass in den offiziellen Statistiken nicht alle Personen erfasst sind, die tatsächlich mobilisiert wurden – insbesondere im ersten Kriegsjahr, als man sich verzweifelt bemühte, eine Volksmiliz aufzustellen –, und dass viele von denen, die damals fielen, gar nicht als tot oder gefallen registriert worden sind, weil das während des Rückzugs äusserst schwierig war. Beide Faktoren sind zweifellos zu berücksichtigen, trotzdem dürfte es unwahrscheinlich sein, dass die Zahlen dadurch auf mehr als das Doppelte ansteigen können. Gegenwärtig müssen die genannten 8,6 Millionen als die verlässlichste Ziffer angesehen werden. Dazu kommen die Schätzungen der zivilen Todesopfer. Hier lassen sich keine genauen Angaben machen, weil es über die unzähligen ermordeten und verhungerten Männer und Frauen keine fundierten Statistiken gibt. Viele waren Opfer sowjetischer Brutalität und hätten ihr Leben auch ohne den Krieg verloren. Die wohl zutreffendsten Schätzungen gehen von weiteren sieb-

**Tabelle 3: Sowjetische Verluste im Zweiten Weltkrieg**

<b>A. Militärische Verluste</b>	
Gesamtzahl der mobilisierten Angehörigen der Streitkräfte	29.574.900
Gesamtzahl der mobilisierten Menschen (einschliesslich anderer Dienste)	34.476.700
Gesamtverluste (gefallen/gefangen/vermisst) Gesamtzahl der Gefallenen, an	11.444.100
Verwundungen Verstorbenen usw.	6.885.100
Gesamtzahl der Vermissten/Kriegsgefangenen	4.559.000
Gesamtzahl der Toten 1941-1945	8.668.400
Gesamtzahl der medizinischen Ausfälle	18.344.148
davon wegen	
Verwundung/psychiatrischer Behandlung	15.205.692
Krankheit	3.047.675
Erfrierungen	90.880
<b>B: Schätzungen ziviler Verluste*</b>	
Sokolow	
Gesamtzahl der Ziviltoten	16.900.000
Korol	
Gesamtzahl der Ziviltoten	24.000.000
Koslow	
Gesamtzahl der demographischen Verluste**	ca. 40.000.000
Kurganow	
Gesamtzahl der demographischen Verluste**	ca. 35.000.000
* alle Zahlen ohne die 8,6 Millionen militärischen Todesopfer	
** einschliesslich des Rückgangs, den das potenzielle demographische Wachstum durch die Verluste erlitten hat	

Quelle: J. Erickson, «Soviet War Losses. Calculations and Controversies» in: J. Erickson und D. Dilks (Hg.), *Barbarossa. The Axis and the Allies*, Edinburgh 1994, S. 256-258, 262-266; B.V. Sokolov, «The Cost of War. Human Losses in the USSR and Germany 1939-1945», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996), S. 156-171; V. E. Korol, «The Price of Victory. Myths and Realities», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996), S. 417-424.

zehn Millionen aus, die durch verschiedenste Ursachen zu Tode gekommen sind. Zählt man die militärischen Opfer hinzu, ergibt sich eine Gesamtsumme von rund fünfundsiebenzig Millionen sowjetischen Kriegstoten, das sind 25 Prozent mehr als die offizielle Zahl von zwanzig Mil-

lionen, die Chruschtschow 1956 bekanntgab, und in etwa so viele, wie Michail Gorbatschow 1991 einräumte.<sup>63</sup> Im Grunde ist es jedoch überflüssig, von den Statistiken eine solche Genauigkeit zu verlangen, denn es besteht kein Zweifel daran, dass die sowjetische Bevölkerung ungleich mehr gelitten hat als ihre Verbündeten. In vielen Fällen fanden die Opfer keinen schnellen Tod durch eine Bombe oder Granate, sondern sie gingen langsam und qualvoll zugrunde: durch Hunger, Folterung, Zwangsarbeit oder Gräueltaten, die – trotz all des Elends, das in den beinahe sechzig Jahren seither über die Menschheit in der gesamten Welt gekommen ist – unsere Vorstellungskraft noch immer lähmen und übersteigen.

## 10

### PERSONENKULT

#### STALIN UND DAS KRIEGSERBE

*Zur Gottheit erhöht, war Stalin so mächtig geworden, dass er im Laufe der Zeit aufhörte, auf die sich wandelnden Bedürfnisse und Wünsche der Menschen zu achten, die ihn verherrlichten ... Er wusste, dass er einer der grausamsten und despotischsten Herrscher in der Geschichte der Menschheit war, aber das verursachte ihm nicht die geringsten Gewissensbisse, denn er war davon überzeugt, nur das Urteil der Geschichte zu vollstrecken.*

MILOVAN DJILAS, GESPRÄCHE MIT STALIN

FÜR STALIN HATTE DER SIEG IM JAHRE 1945 paradoxe Auswirkungen. Da man ihn mit dem totalen Triumph über einen Feind identifizierte, den die sowjetische Propaganda jahrelang als die Macht der Finsternis bekämpft hatte, entwickelte sich ein Personenkult, der Stalin für Millionen seiner Landsleute zu einem gottähnlichen Wesen machte. Ein anderer Führer hätte das alles vielleicht genossen, nicht so Stalin. Seine paranoide Furcht vor Feinden, wirklichen und eingebildeten, im In- und Ausland, nahm wahnwitzige Züge an. Stalins ungezügelter, irrationaler Eifer brachte jeden in Gefahr, der sich in seiner Umgebung aufhielt. Niemand durfte auch nur den Anflug eines Schattens auf die göttliche Erscheinung werfen. Stalins Ängste strahlten auf das ganze System aus, und das Land wurde von Terror und Unsicherheit erfasst. Der Sieg hatte nicht das Versprechen auf eine bessere, freiere Zukunft in seinem Gefolge – sie war den besiegten Deutschen und Japanern vorbehalten –, sondern brachte dem sowjetischen Volk eine neue Zeit der Finsternis.

Der Diktator war bei Kriegsende fünfundsiebzehn Jahre alt. Die Strapazen der vergangenen vier Jahre waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen – sein Haar war spärlich geworden und das Gesicht fahl. Er nahm zu, wodurch seine einst schwächliche Gestalt etwas Onkelhaftes, gelegentlich sogar Vertrauenerweckendes bekam. Im Laufe der Zeit hatte Stalin zwei sehr verschiedene Persönlichkeiten entwickelt. Er war

nicht im klinischen Sinne schizophran, soweit sich das beurteilen lässt. Doch der Stalin, der Roosevelt oder Churchill lächelnd, höflich und bescheiden begrüßte, war ein ganz anderer Mensch als der Mann, der bedenkenlos den Tod von vielen tausend Menschen befahl und dabei weder Angehörige noch enge Freunde oder Mitarbeiter verschonte. In seiner gespaltenen Persönlichkeit kam ein noch tieferer und älterer Widerspruch zum Ausdruck, der in der russischen Geschichte angelegt war – der Gegensatz zwischen prowestlicher und russophiler Einstellung, zwischen einer modernen und einer rückwärtsgewandten Haltung, zwischen Offenheit und Despotismus. Dieser Widerspruch war für eine Spannung in der russischen Geschichte verantwortlich, die bereits die beiden Jahrhunderte vor Stalin geprägt hatte. In der Gestalt des sowjetischen Diktators fanden diese beiden Elemente der russischen Vergangenheit in beklemmender Weise zueinander.

Der moderne Stalin war unschwer zu erkennen. Averell Harriman, der während des Krieges viel mit Stalin zu tun hatte, zunächst als Roosevelts Gesandter und dann als Botschafter, war tief beeindruckt von dem russischen Diktator: «Andere, die ihn nicht persönlich kannten, sehen in Stalin nur den Tyrannen. Ich sah auch die andere Seite: seine hohe Intelligenz, sein phantastisches Verständnis für Details, seinen Scharfsinn... Für mich war er besser informiert als Roosevelt, realistischer als Churchill und in mancher Hinsicht der durchschlagskräftigste der Kriegsführer.»<sup>1</sup> In Potsdam zeigte sich Präsident Truman von Stalin fasziniert. Ihm gefiel die Art, wie Stalin ihm «in die Augen sah, wenn er sprach».<sup>2</sup> In Teheran hatte Sir Alan Brooke, der Chef des britischen Generalstabs, den Eindruck, Stalins strategische Auffassungsgabe verrate «ein militärisches Gehirn höchsten Kalibers». In Teheran hat Stalin nach Brookes Einschätzung keinen Fehler gemacht.<sup>3</sup> Stalin war kein verwöhnter Potentat. Er arbeitete ausnehmend lange und kümmerte sich persönlich um alle Regierungsgeschäfte, die grossen wie die kleinen; er machte sich mit der modernen Technik vertraut und wusste, dass die mo-

derne Kriegführung, zu der er rückhaltlos bekehrt war, Waffen, Nachschub und Transportverbindungen brauchte, und mass diesen Aspekten der Kriegsanstrengungen die gleiche Bedeutung zu wie den militärischen Feldzügen selbst. Stalins Beitrag zur Modernisierung der sowjetischen Kriegsanstrengungen und zu dem Triumph, den sie letztlich davontrugen, ist unübersehbar. Schon vor 1941 hatte er sich um die Modernisierung des sowjetischen Staates bemüht und damit die Voraussetzungen für den sowjetischen Sieg geschaffen.

Diese Bestrebungen setzte er nach 1945 fort. Dabei ging es Stalin zunächst darum, die materiellen Schäden zu beheben, die der Krieg verursacht hatte. Es war eine ungeheure Bilanz der Zerstörung – 70'000 Dörfer, 1'700 Städte, 32'000 Fabriken, 65'000 Kilometer Schienenwege. Mehr als ein Drittel des sowjetischen Vermögens war vernichtet; 25 Millionen Menschen waren obdachlos.<sup>4</sup> Die Modernisierungskampagne der dreissiger Jahre musste in den kriegsverwüsteten Gebieten der westlichen Sowjetunion praktisch von vorne begonnen werden. Die sowjetische Bevölkerung, die seit zwanzig Jahren – im Frieden wie im Krieg – in einem Zustand fortwährender Mobilisierung lebte, wurde wieder einmal zu einer gewaltigen Anstrengung aufgerufen. In Leningrad wurden alle Einsatzfähigen zum Wiederaufbau verpflichtet – Jugendliche zehn Stunden im Monat, Arbeiter dreissig Stunden, alle anderen sechzig Stunden. Gleichzeitig hatten sie die Kriegsfolgen zu tragen: niedrige Löhne, Mangel an Konsumgütern, Inflation und unzulängliche Wohnungen. Nach drei Jahren hatte die Industrieproduktion wieder das Vorkriegsniveau erreicht. Wenn man den Statistiken trauen kann, hatte die Wirtschaft ihr Volumen gegenüber 1945 verdoppelt. Die Zementproduktion, die zum Wiederaufbau der sowjetischen Städte erforderlich war, stieg um 1'000 Prozent.<sup>5</sup>

Das andere Gesicht Stalins blieb der Öffentlichkeit verborgen. Harri-man liess sich von der Maske der «Höflichkeit und Rücksicht», die Stalin dem Westen zeigte, nicht täuschen. Er wusste, dass Stalin «ein mörderischer Tyrann» war, fähig zu entsetzlicher Grausamkeit.<sup>6</sup> Auch sein

Volk hätte diesen anderen Stalin erkennen können. Nicht umsonst vertiefte sich Stalin in die russische Vergangenheit oder in die noch ältere asiatische. Seine Lektüre verrät ihn – Bücher über Dschingis Khan, Iwan den Schrecklichen, Peter den Grossen. Das war keine sehr marxistische Bibliothek, doch seinem Biographen Emil Ludwig vertraute Stalin einmal an: «Der Marxismus hat nie die Rolle der Helden verneint.» Stalin glaubte, sein Despotismus sei notwendig für Russland: Es hätte auch jemand anders an seiner Stelle sein können, erklärte er Ludwig, aber irgendjemand habe die Aufgabe übernehmen müssen.<sup>7</sup> Stalin schien zu glauben, die Natur des russischen Lebens und der russischen Traditionen lasse keine andere Beziehung zwischen Herrscher und Beherrschten zu: «Das Volk braucht einen Zaren.»<sup>8</sup>

Der despotische Stalin herrschte brutal und böswillig über einen furchtsamen und kriecherischen Hofstaat. Er quälte und demütigte die Menschen in seiner Umgebung. Wenn er ihre Furcht spürte, spielte er damit, mal im Spass und mal in tödlichem Ernst. Diese Menschen lebten in einer Welt, in der – wie Djilas später schrieb – ein «fürchterlicher Kampf nach allen Seiten» tobte, sie mieden die Fallen, die man ihnen stellte, konkurrierten um Gunstbezeugungen, priesen die Weisheit und Grossherzigkeit ihres Gebieters.<sup>9</sup> In den Nachkriegsjahren liess sich die Kunst der Tyrannei ohne Einschränkungen praktizieren. Stalins Äusserungen bei Tisch wurden von seinem eifrigen Stab in Befehle umgewandelt. Aufmerksam beobachtete man, ob Stalins Gäste bei den Unmutsäusserungen oder Rügen des Diktators bleich oder rot wurden, zitterten und schwitzten.

Eine auffällige Schwäche hatte Stalin, die in den Nachkriegsjahren noch deutlicher zutage trat. Er litt unter einer übertriebenen Angst vor dem Sterben. Die eigene krankhafte Furcht stand in merkwürdigem Gegensatz zu der bewussten Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod anderer. Es ist durchaus denkbar, dass es einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Aspekten seiner Persönlichkeit gab, dass das Gefühl der eigenen

Ein seltenes nicht-offizielles Bild von Stalin, entstanden bei den Feiern zum 1. Mai 1946; hinter ihm Lawrentij Berija, Anastas Mikojan und Georgi Malenkow. Trotz angeschlagener Gesundheit war Stalins Persönlichkeit noch immer stark genug, um seine Entourage in einem Zustand permanenter Furcht zu halten.



Gefährdung verstärkt wurde durch die Erkenntnis, wie wenig ein Menschenleben unter seiner Diktatur wert war. Vielleicht ist die Ursache in seiner Erziehung am Priesterseminar zu suchen: eine nagende Furcht vor der Verdammnis, ein Keim der Angst, der auf fruchtbaren, aber gläubischen Boden fiel. Seine übermäßige Beschäftigung mit Alter und Tod war zu oft Gegenstand seiner privaten Unterhaltungen, um zufällig zu sein. Am Ende eines Festbanketts brachte er einen Trinkspruch zum Gedenken Lenins aus, in den die angetrunkene Tischgesellschaft lebhaft einstimmte, doch Stalin hielt gedankenverloren inne, ernst, schwermütig und düster geworden.

Als sich die Gäste zum Tanzen erhoben, tat Stalin ein paar Schritte und klagte dann: «Die Jahre machen sich bemerkbar ... ich bin bereits ein alter Mann!» Ob er sich die Namen der kriecherischen Höflinge gemerkt hat, die ihm, wie der Chronist berichtet, mit Bemerkungen schmeichelten wie «Nein, nein, Unsinn», «Sie sehen gut aus» oder «Sie halten sich glänzend. Ja, doch, für Ihr Alter»?<sup>10</sup> Die übertriebenen Sicherheitsvorkehrungen, die schreckliche Angst vor Anschlägen, die düstere Hobbes'sche Weitsicht, nach der jeder Sterbliche, egal, wie mächtig er ist, in seinem verzweifelten Ringen gegen den Tod unterliegen muss – all das lässt auf eine hochgradig krankhafte Persönlichkeit schliessen. Hat er unbewusst versucht, die Götter mit dem Tod all der Menschen zu besänftigen, die er auf dem Gewissen hatte? Je älter er wurde, desto verbitterter, blutrünstiger und rachsüchtiger wurde er. Er hatte so gar nichts von der sprichwörtlichen Grossmut des Siegers. Während die Sowjetunion nach dem Krieg ihre Wirtschaft wieder aufbaute und die Grundlagen für ihren Status als Supermacht legte, verlangte es Stalin nach Vergeltung für die Schäden, die sein Land im Krieg erlitten hatte.

Dabei folgte er keineswegs nur seinem blinden Rachedurst. In Potsdam erklärte er sich damit einverstanden, führende Nationalsozialisten für ihre Verbrechen vor Gericht zu stellen. Die Art und Weise, wie die Entscheidung zustande kam, entbehrte nicht einer gewissen Ironie. Grossbritannien hatte sich, halbherzig von den Amerikanern unterstützt, für einen kurzen Prozess durch ein Exekutionskommando ausgesprochen. Man wollte eine lange, komplizierte Gerichtsverhandlung vermeiden, weil man politische Auseinandersetzungen und Proteste der deutschen Öffentlichkeit fürchtete. Laut Churchill hat Stalin auf einer solchen Verhandlung bestanden; für ein Todesurteil sei das unverzichtbar, sonst könne man die Verantwortlichen nur in lebenslanger Haft halten.<sup>11</sup> Als auch Truman auf einem ordentlichen Verfahren nach internationalem Recht bestand, liess man den Gedanken an eine formlose Hinrichtung fallen. Es blieben jedoch genügend Anlässe für Streitigkeiten. Die westlichen Politiker hatten Schwierigkeiten damit, über Deutsche zu Ge-

richt zu sitzen, die wegen «Verbrechen gegen den Frieden» oder «gegen die Menschlichkeit» angeklagt wurden, und dabei die Vertreter eines sowjetischen Regimes neben sich zu wissen, die sie für genauso schuldig hielten.

Während der Prozesse, die vom November 1945 bis Oktober 1946 in Nürnberg stattfanden, traten zwei sehr unterschiedliche Auffassungen von Rechtsprechung zutage. Die sowjetischen Ankläger hatten ungewohnte Schwierigkeiten, weil sie keine Geständnisse durch Wochen ununterbrochener Folter erpressen konnten. Sie brachten eine Anklage vor, die in Moskau sorgfältig ausgearbeitet worden war, und hielten eisern an ihr fest. Mit keinem Wort wurden der Hitler-Stalin-Pakt vom August 1939 und die Teilung Polens erwähnt, mit keinem Wort der Sowjetisch-Finnische Krieg. Die sowjetischen Prozessbevollmächtigten bedienten sich ihrer Propagandasprache, als sie die Anklagepunkte vortrugen, welche die als zweifelsfrei angesehene Schuld der «faschistischen Verbrecher» darlegen sollten. Zu den Verbrechen gegen die Menschlichkeit legte die sowjetische Seite längere Berichte vor, die angeblich auf Aussagen von Augenzeugen beruhten. Sie enthielten Schilderungen unaussprechlicher, fast unvorstellbarer Grausamkeiten. Obwohl sie verlesen wurden, ohne dass die Zeugen anwesend waren, wurden sie fast widerspruchslos hingenommen – die Aussagen hätten genauso gut frei erfunden sein können; mit Sicherheit (obwohl überflüssigerweise) waren sie ausgeschmückt worden, um zu beweisen, dass die Sowjetunion mehr barbarisches Unrecht erlitten hatte als irgendein anderer Staat.<sup>12</sup>

Im Februar 1946 überraschten die sowjetischen Ankläger ihre westlichen Kollegen damit, dass sie Generalfeldmarschall Paulus in den Zeugenstand riefen, der seinen «Führer» gleich zweimal enttäuscht hatte – weder konnte er Stalingrad halten, noch hatte er sich das Leben genommen. In der Gefangenschaft entschied er sich, dem Nationalkomitee «Freies Deutschland» beizutreten, das in Moskau von deutschen Kommunisten und Kriegsgefangenen gegründet worden war, und wurde zur

wichtigsten Informationsquelle über seine ehemaligen Waffengefährten. Im Kreuzverhör durch General Roman Rudenko, den sowjetischen Hauptankläger bei den Nürnberger Prozessen, bestätigte Paulus, die deutsche Regierung und die Wehrmacht hätten sich ohne jeden Zweifel verschworen, die Sowjetunion anzugreifen und sie in eine Kolonie zu verwandeln. Auch die sowjetischen Vertreter hatten keine Zweifel an der Schuld der Angeklagten von Nürnberg und wollten sie ausnahmslos hinrichten. Als Wyschinski im November 1945 mit dem sowjetischen Generalstaatsanwalt General Konstantin Gorschenin in Nürnberg eintraf, brachte er bei einem Festbankett zu seinen Ehren einen Toast auf die Angeklagten aus: «Möge ihr Weg direkt vom Gericht ins Grab führen!» Die britischen und amerikanischen Richter sahen sich in der unangenehmen Situation, dass sie die Todesurteile gegen Männer zu billigen hatten, über die sie eigentlich nach den Regeln richterlicher Unabhängigkeit urteilen sollten.<sup>13</sup> Obwohl der Internationale Militärgerichtshof, der für die Verfahren gegen die deutschen Kriegsverbrecher eingerichtet worden war, ein unabhängiges Organ der Rechtsprechung sein und zu objektiven Urteilen kommen sollte, war Wyschinski von Stalin insgeheim zum Leiter einer «Kommission zur Lenkung der Nürnberger Prozesse» ernannt worden. Vor allem hatte Wyschinski den Auftrag, dafür zu sorgen, dass die sowjetisch-deutschen Abkommen von 1939 nicht erwähnt wurden und auch sonst keine Verfehlungen seines Staates zur Sprache kamen. Die sowjetischen Ankläger wurden angewiesen, alle Zeugen niederzuschreien, deren Aussagen «antisowjetisch» waren.<sup>14</sup>

Die Versuche Moskaus, Einfluss auf die Nürnberger Prozesse zu nehmen, erwiesen sich als bemerkenswert erfolgreich. Nur einer der Zeugen kam ganz kurz auf den Sowjetisch-Finnischen Krieg zu sprechen. Der Rest der sowjetischen Geschichte fand keine Erwähnung, auch das dreiste Verwirrspiel nicht, das um das Massaker im Wald von Katyn inszeniert worden war. Die sowjetischen Ankläger setzten durch, dass die grausame Tat als deutsches Kriegsverbrechen in die Anklageschrift auf-

genommen wurde; ihre westlichen Kollegen vertraten die Auffassung, was man über die Ermordung der polnischen Offiziere wisse, sei so zweifelhaft, dass die Sowjetunion in einem offenen Prozess bei der Erörterung dieser Tat mit peinlichen Enthüllungen rechnen müsse. Dennoch zeigten die sowjetischen Ankläger sich ungerührt, vielleicht weil sie befürchteten, Schweigen könnte ihnen vor der Weltöffentlichkeit als Schuldeingeständnis ausgelegt werden. Der Prozessbeginn wurde um drei Tage verschoben, damit die Anklage erweitert werden konnte – es ging nicht mehr um die Ermordung von 925, sondern von 11'000 Offizieren. Das war ungefähr die Zahl, die die deutsche Regierung im April 1943 genannt hatte, als sie der Welt die Entdeckung der Massengräber von Katyn bekannt gegeben hatte. Damals verfolgte die offizielle sowjetische Politik das Ziel, «Goebbels' Verleumdungen» und «Hitlers Lügen» zu entkräften und der Wehrmacht die Schuld zu geben. Als die Rote Armee das Gebiet um Katyn im September zurückeroberte, bildete die sowjetische Regierung eine «Sonderkommission zur Feststellung und Klärung der Umstände, unter denen polnische Offiziere von den deutsch-faschistischen Invasionstruppen erschossen wurden», womit das Ergebnis, die Schuld der Deutschen, präjudiziert war.<sup>15</sup>

Den Bericht dieser Kommission legten die sowjetischen Ankläger in Nürnberg als «Beweis» vor, und mit teilweise unverfrorenen Methoden versuchten sie, jede weitere Erörterung des Themas zu verhindern. Nun jedoch verweigerten die westlichen Ankläger die Zusammenarbeit und liessen eigene Zeugen zu Wort kommen, die – wie erwartet – ein ganz anderes Bild der Ereignisse zeichneten. Die Schuldfrage blieb ungeklärt. Die sowjetischen Prozessvertreter lehnten es ab, irgendwelche anderen Aussagen ausser ihrem eigenen, offiziellen Bericht gelten zu lassen. Einige sowjetische Juristen, die in Nürnberg tätig waren, sind möglicherweise der ehrlichen Überzeugung gewesen, die Schlussfolgerungen, die scheinbar auf zuverlässigen forensischen Beweisen beruhten, entsprächen der Wahrheit. Bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion waren die Akten über Katyn unzugänglich, und die Partei gab den Deutschen wei-

terhin offiziell die Schuld. Danach sind diese Dokumente endlich freigegeben worden und haben ohne jeden Zweifel belegt, dass das NKWD für das Massaker verantwortlich war. Im April 1995 gestand ein Sprecher der russischen Sicherheitsbehörde offiziell ein, dass 21'857 polnische Soldaten an drei verschiedenen Stellen von NKWD-Exekutionskommandos ermordet worden seien. In den Akten fanden sich die Namen der NKWD-Angehörigen, die Auszeichnungen für die Liquidation von polnischen «Nationalisten» im April 1940 bei Smolensk erhalten hatten.<sup>16</sup>

Katyn war nicht die einzige sowjetische Gräueltat, die den deutschen Invasoren in die Schuhe geschoben wurde. Im Wald von Kuropaty in Weissrussland stiessen Tiefbauarbeiter, die eine neue Schnellstrasse anlegten, 1957 auf menschliche Überreste. «Ein alter Friedhof», lautete die offizielle Erklärung. 1987 fanden zwei Schuljungen zufällig ein Massengrab – eines von etwa fünfhundert in den Waldgebieten rund um Minsk, alle gefüllt mit den Opfern des NKWD-Terrors. Nach den Schätzungen der Untersuchungsbeamten enthielten sie insgesamt zwischen 150'000 und 200'000 Leichen. Die von der weissrussischen Regierung eingesetzte Untersuchungskommission kam zu dem Ergebnis, die Deutschen hätten die Massaker begangen, und an dieser Behauptung hielt man bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion unbeirrt fest. Die Befunde der Exhumierungen freilich sprachen eindeutig für die Schuld des NKWD. Die Kugeln stammten aus der Dienstwaffe der NKWD-Angehörigen, dem Revolver Marke Nagan; der Tod war durch einen Schuss in den Hinterkopf verursacht worden, genau wie in Katyn. Es gab Augenzeugen, denen die ununterbrochene Folge von Morden im Dunkel der Wälder nicht entgangen war. Sie hatten bemerkt, dass die Waldwege von den ständig verkehrenden Fahrzeugen tief zerfurcht waren, dass diese voll beladen ankamen und leer davonfuhren und dass die geheimnisvollen Aktivitäten immer zur gleichen Zeit stattfanden: im Morgengrauen, um zwei Uhr mittags, in der Abenddämmerung.<sup>17</sup>

In den vierziger Jahren war es leicht, den deutschen Invasoren die Schuld an Katyn in die Schuhe zu schieben, gab es doch in allen besetzten Gebieten der Sowjetunion unstrittige Beweise genug für deutsche Verbrechen. Dass die falschen Beschuldigungen fünfzig Jahre lang aufrechterhalten und durch neue ergänzt wurden, als die Beweise in den achtziger Jahren buchstäblich an die Oberfläche kamen, ist schon schwieriger zu erklären. Die Vorstellung, dass die Sowjetunion die Moral für sich gepachtet habe – ein Bild, an dem die Propaganda nach der deutschen Invasion unermüdlich arbeitete –, gestattete es Stalin, einen Vorhang des Vergessens zwischen der Vorkriegs- und der Nachkriegswelt herunterzulassen. Der nachstalinistische Staat hatte kein grösseres Interesse daran, sich zu den Scheusslichkeiten zu bekennen, als Stalin selbst. Ehrlichkeit in solchen Dingen wurde als destabilisierend angesehen.

Neben den Hauptkriegsverbrechern, denen in Nürnberg der Prozess gemacht wurde, fielen den Sowjets Millionen einfache deutsche Soldaten in die Hände. Jahrelang bestand eine gewaltige Diskrepanz zwischen der Zahl der Kriegsgefangenen, die in deutschen Quellen genannt wurde, und der Zahl, die in den vierziger und fünfziger Jahren allmählich nach Deutschland zurückkehrten. 1947 erklärte Molotow, mehr als eine Million deutsche Gefangene seien in ihre Heimat zurückgeführt worden und weitere 900'000 seien noch in der Sowjetunion, doch neuere Schätzungen gingen von drei bis vier Millionen deutschen Kriegsgefangenen aus. Daher lag die Vermutung nahe, dass die ein oder zwei Millionen, die unerwähnt blieben, in sowjetischen Lagern umgekommen waren. Durch *Glasnost* wurde schliesslich die offizielle Zahl aller von der Sowjetunion gemachten Kriegsgefangenen verfügbar. Wie sie zeigte, hatte Molotow wenigstens in diesem Fall die Wahrheit gesagt. Von 1941 bis 1945 gerieten 2'388'000 Deutsche in sowjetische Gefangenschaft, die meisten in den letzten achtzehn Monaten des Krieges. Insgesamt 356'000 von ihnen starben, sodass etwas mehr als zwei Millionen übrigblieben, die heimkehren konnten. Weitere 1'097'000 stammten aus Ländern, die an

der Seite Deutschlands gekämpft hatten, vor allem aus Ungarn, Rumänien und Österreich; davon kamen 162'000 ums Leben. Von den annähernd 600'000 internierten Japanern starben 61'855. Man darf davon ausgehen, dass die meisten Gefangenen Hunger, Krankheit, Kälte und Erschöpfung zum Opfer fielen. Wie jene Japaner, die bei der Errichtung der Burma-Bahn zugrunde gingen, wurden deutsche Kriegsgefangene etwa beim Bau einer grossen Eisenbahnlinie eingesetzt, die von der Wolga bei Kuibyschew zum Baikalsee in Sibirien führte.<sup>18</sup>

Zunächst waren die Bedingungen für die deutschen Kriegsgefangenen ausserordentlich schlecht, bis die sowjetischen Behörden eine Organisation ins Leben riefen, die sich mit ihrer Situation befasste. Viele Todesfälle dürften sich in den ersten Monaten der Vernachlässigung ereignet haben. Die höchsten Verluste bei den japanischen Gefangenen waren in den ersten sechs Monaten der Gefangenschaft zu beklagen, danach verbesserten sich die Bedingungen. Schliesslich kamen die Gefangenen in einfache Lager, die mit Zelten oder Baracken ausgestattet waren, über sanitäre Einrichtungen verfügten und eine notdürftige medizinische Versorgung boten. Die deutschen Kriegsgefangenen durften ihre Uniformen behalten, das Lagerleben wurde von deutschen Offizieren geregelt. Ansonsten unterschied sich ihr Alltag nicht grundsätzlich von dem im Gulag: Sie arbeiteten zehn bis zwölf Stunden am Tag. Die Nahrung bestand aus sechshundert Gramm Brot täglich und drei Portionen Kartoffelsuppe. Fleisch, tierische Fette oder Gemüse gab es kaum oder gar nicht. Eigentlich sollten die Gefangenen für die Arbeit einen Rubel pro Tag erhalten, doch es heisst, die Entlohnung sei unregelmässig gewesen. Oft kassierten die örtlichen Lagerleiter das Geld und die Nahrungsmittel. Die Lebensbedingungen in den Lagern waren jedoch nicht vorsätzlich so eingerichtet, dass die Insassen daran zugrunde gehen sollten, denn ihre Arbeitskraft wurde zum Wiederaufbau der sowjetischen Wirtschaft gebraucht. Vorbildliche Gefangene, die regelmässig an den kommunistischen Propaganda- und Schulungssitzungen teilnahmen, erhielten antifaschisti-

sche Sonderkurse, und man schickte sie in die sowjetische Besatzungszone heim, wo sie zur kommunistischen Umerziehung eingesetzt wurden.<sup>19</sup>

Neben den Kriegsgefangenen der Wehrmacht und anderer Achsenmächte traf ein Strom von sowjetischen Bürgern in ihrem Heimatland ein. Mehr als fünf Millionen waren während des Krieges ins deutsch besetzte Europa deportiert worden. Einige von ihnen als Kriegsgefangene, viele Millionen als Zwangsarbeiter. Andere waren freiwillig ins Exil gegangen – sowjetische Zivilisten, die der Wehrmacht geholfen hatten, oder Soldaten der Russischen Befreiungsarmee, die in ganz Europa auf deutscher Seite gekämpft hatte. Sie alle mussten die Repatriierung teuer bezahlen als die Deutschen ihre Niederlage. Bei all denen, die gegen die Rote Armee gekämpft hatten, lautete das Urteil: Verrat. Tausende wurden erschossen, wo man sie fasste. Andere ereilte dieses Schicksal bei der Rückkehr. Jene, die man am Leben liess, um den unersättlichen Hunger des Landes nach Arbeitskräften zu stillen, wurden zu Strafen zwischen zehn und zwanzig Jahren verurteilt und trugen das Stigma des Verräters bis an ihr Lebensende. Sie wurden in die nördlichsten Lager des Gulag geschickt, wo sie Kohle oder Erze unter Bedingungen fördern mussten, die nur wenige von ihnen überstanden.

Die Zwangsrepatriierung war von den Alliierten in Jalta vereinbart worden, und sowohl Briten wie Amerikaner hielten sich an dieses Abkommen, obwohl sie wussten, dass die Rückführung den sicheren Tod oder Haft bedeutete. Da die Verhandlungen über die europäische Nachkriegsordnung einen heiklen Punkt erreicht hatten, waren die westlichen Staaten ängstlich bemüht, Stalin nicht vor den Kopf zu stossen. Auch konnten sie nicht sicher sein, dass die Sowjetunion alle westlichen Kriegsgefangenen oder Zwangsarbeiter heimkehren lassen würde, wenn sie dem Repatriierungsverlangen nicht nachkamen. Beides waren gewichtige politische Argumente. Doch es gab auch praktische Gründe. Die sowjetischen Soldaten, die auf deutscher Seite gekämpft hatten, waren Feinde und wurden als solche behandelt. Die Kosakeneinheiten wa-

ren besonders rücksichtslos gegen die sowjetische Bevölkerung vorgegangen. Es war kostspielig, diese Gefangenen zu ernähren, und schwierig, sie unter Kontrolle zu halten, da war es unter den unmittelbar nach Ende des Krieges herrschenden Bedingungen nicht verwunderlich, dass die Westmächte froh waren, eine solche Last loszuwerden, ungeachtet aller moralischen Bedenken, die seither laut geworden sind.

Weniger nachvollziehbar ist die westliche Bereitschaft, dem sowjetischen Verlangen nach Rückführung der russischen Emigranten nachzukommen, die vor Revolution und Bürgerkrieg geflohen waren und nie die sowjetische Staatsbürgerschaft besessen hatten, oder die Zwangsrepatriierung all jener sowjetischer Zivilisten und Kriegsgefangener anzuordnen, die gegen ihren Willen zur Arbeit in Deutschland gezwungen worden waren und nun berechtigte Angst vor dem hatten, was sie bei ihrer Rückkehr erwartete. Viele Emigranten waren in den Staaten, in denen sie sich während der zwanziger Jahre niedergelassen hatten, eingebürgert worden. Manche hatten sich freiwillig gemeldet, um gegen die Rote Armee zu kämpfen, unter anderem einige Kosakengenerale, die nach der Oktoberrevolution die Weisse Armee im Bürgerkrieg befehligt hatten. Keiner dieser Flüchtlinge wollte in die Sowjetunion zurück, keiner musste nach dem Abkommen von Jalta formal repatriert werden; doch als das Sowjetregime darauf bestand, überstellten die Engländer Hunderte von ihnen an die Rote Armee, vor der diese Menschen fünf- undzwanzig Jahre zuvor geflohen waren.

Zu besonders trauriger Berühmtheit unter den vielen derartigen Aktionen brachte es die Rückführung der 50'000 Kosaken, darunter 11'000 Frauen, Kinder und alte Männer, im Mai und Juni 1945. Das Kosakenheer unter dem 78-jährigen Hetman Peter Krasnow und Andrej Schkuro – beides ehemalige Generale der Weissen Armee – hatte sich in den Westen Österreichs zurückgezogen, wo es sich den Engländern ergeben hatte. Als echte Nomaden des Krieges hatten die Kosaken ihre Familien im Tross dabei. Die englischen Befehlshaber vor Ort wurden von der

sowjetischen Militärbehörde in Ostdeutschland aufgefordert, die ganze Gruppe an sie zu überstellen, einschliesslich der emigrierten Generale, die keine sowjetischen Staatsbürger waren. Wer letztlich die Entscheidung traf, dem Verlangen nachzukommen, lässt sich noch immer nicht mit Gewissheit sagen, obwohl vieles für eine Beteiligung Churchills spricht. Die englischen Kommandeure waren geteilter Meinung: Einige wussten, dass das Kosakenheer Männer, Frauen und Kinder umfasste, die nicht unbedingt zurückgeschickt werden mussten; andere wollten das Problem der gefangenen Russen rasch vom Tisch haben. Statt die Frage in allen Einzelfällen zu prüfen, entschlossen sich die englischen Militärbehörden, die sowjetische Forderung pauschal zu erfüllen.

Am 27. Mai 1945 teilte man den Kosakenoffizieren, unter ihnen auch der bejahrte Krasnow, mit, sie hätten auf einer Konferenz mit dem britischen Feldmarschall Alexander über ihr weiteres Schicksal zu verhandeln. Die Einladung war ein Täuschungsmanöver, das die sowjetische Spionageabwehr Smersch sich ausgedacht hatte. Smersch-Agenten durften in die britische Zone einreisen, die Übergabe der Kosakenoffiziere mit vorbereiten und sich am Wiedereinfangen der wenigen Kosaken beteiligen, die zu fliehen versuchten. Am 29. Mai wurden 1475 Kosakenoffiziere in Lastwagen geladen und nicht zu einer Konferenz mit Alexander gefahren, sondern zum Rendezvous mit der Smersch und dem NKWD. Unterwegs begingen viele Selbstmord. Die Übrigen wurden in Spittal in einen Drahtkäfig gesperrt. Am folgenden Tag übergab man sie in Judenburg dem sowjetischen Geheimdienst. Von dort ging es zu den Verhören und weiter zu den Exekutionen oder den Lagern. Krasnow und drei andere Generale der Weissen Armee brachte man mit ihren Familien zur Sonderbehandlung in die Lubjanka. Krasnows Sohn und sein Enkel wurden von Nikolai Merkulow, Berijas Stellvertreter, verhört, der sie mit den Worten begrüßte: «Seit fünfundzwanzig Jahren warten wir auf dieses fröhliche Wiedersehen mit euch! Der Sieg gehört uns, den Roten. Heute genauso wie 1920...»<sup>20</sup> Beide kamen in die Lager, wo Krasnows Sohn starb. Auf den betagten Krasnow und die anderen Kosakenführer

warteten Folter, Demütigungen, Prozess und Tod durch den Strang.

Die vielen Tausend Kosaken, die sich noch immer in britischer Obhut befanden, gerieten in Panik, als ihre Offiziere plötzlich verschwunden waren. Einige entflohen und verbargen sich in der Umgebung, wo sie von britischen und sowjetischen Patrouillen aufgespürt, erschossen oder wieder eingefangen wurden. Ein paar begingen lieber Selbstmord, als die Schrecken der Deportation zu erleiden, wobei sie auch ihre Frauen und Kinder mit in den Tod nahmen. Am 1. Juni standen Tausende von Kosaken auf dem Kasernenhof von Peggetz dicht zusammengedrängt, um einem Gottesdienst beizuwohnen, als sie sich plötzlich von britischen Soldaten umringt sahen. Vergebens schrien sie und wehrten sich – die Soldaten schlugen mit Gewehren und Stöcken auf sie ein und trieben sie in Güterwagen. Siebenundzwanzig Kosaken verloren bei dem Kampf ihr Leben. Am Übergabepunkt, an der Mur in Graz, wurden die Kosaken über die Brücke gejagt, den wartenden Smersch-Agenten in die Arme. Eine Frau löste sich aus der Kolonne, kletterte mit ihrem Baby im Arm auf das Geländer, warf das Kind ins Wasser und sprang hinterher. Manche Kosaken hatten sich im Zug mit ihren Messern oder Rasierklingen die Kehle durchgeschnitten und waren verblutet. Als die Übrigen die andere Seite der Brücke erreicht hatten, wurden sie in ein mit Stacheldraht umzäuntes Lager gebracht. Wie ihr weiteres Schicksal ausgesehen hat, ist nicht genau bekannt, aber wir dürfen mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass es für einige den Tod, für die anderen Zwangsarbeit und für die Kinder ein staatliches Waisenhaus bereithielt.<sup>21</sup>

Einen ähnlichen Empfang bereitete das sowjetische System den Millionen Landsleuten, die in die Räder der deutschen Kriegsmaschinerie geraten waren – nicht weil diese Männer und Frauen sich den Deutschen freiwillig angeschlossen oder gegen die Rote Armee gekämpft hätten, sondern weil sie, oft hilflos und verwundet, auf den Schlachtfeldern gefangen genommen oder in den besetzten Gebieten aufgegriffen worden

waren. Viele von ihnen waren sowjetische Patrioten, Soldaten, die gekämpft hatten, bis jeder weitere Widerstand sinnlos war. Nicht selten hatten sie alle Aufforderungen von Deutschen oder abtrünnigen Landsleuten abgelehnt, sich dem antisowjetischen Kreuzzug anzuschliessen. Anders als die Kosaken oder Wlassows Soldaten wünschten viele von ihnen als Sowjetbürger die Repatriierung.

In der Praxis wurden sie jedoch kaum anders behandelt als die, die sich freiwillig für die deutsche Seite entschieden hatten. In den Augen des sowjetischen Regimes waren sie alle Vaterlandsverräter. Der 1941 ausgegebene Befehl Nr. 270 liess keinen Zweifel daran, dass jeder, der dem Feind als Gefangener in die Hände gefallen war, schon allein dadurch als Verräter zu gelten hatte. Auf «vorsätzliche Kapitulation» stand nach sowjetischem Militärrecht der Tod durch Erschiessen.<sup>22</sup> Ausserdem fielen sie einer merkwürdigen und paradoxen sozialistischen Spielart der Fremdenfeindlichkeit zum Opfer. Stalin wies die Smersch an, jede nur denkbare Anstrengung zu unternehmen, um sämtliche Sowjetbürger, die es ins europäische Ausland verschlagen hatte, in die Heimat zurückzubringen, weil sie «unerwünschte Zeugen gegen den Kommunismus» seien. Ihr einziges Vergehen war, dass sie sich jenseits der sowjetischen Grenzen befanden.<sup>23</sup> Es wurde alles darangesetzt, jeglichen Kontakt mit Ausländern einzuschränken, egal, wie harmlos die Anlässe waren. Als Stalin sich später einmal mit dem Filmregisseur Sergej Eisenstein über dessen Film «Iwan der Schreckliche» unterhielt, sagte er dem Regisseur, Iwans grosse Stärke als Herrscher habe darin gelegen, «dass er den nationalen Standpunkt vertreten hat... er hat sein Land vor ausländischen Einflüssen bewahrt».<sup>24</sup>

Die Millionen Sowjetbürger, die nach 1945 heimkehrten, waren in Stalins Augen unrein, besudelt, potenzielle Verräter. Entsprechend ging man mit ihnen um; ihnen wurde alles andere als ein herzliches Willkommen bereitet. Man steckte sie in Lager, in Gebäude, aus denen erst kurze Zeit zuvor Gefangene der deutschen Besatzer befreit worden waren. Sie wurden von bewaffneten Sicherheitskräften bewacht und von der Aus-

senwelt isoliert. Ihr weiteres Schicksal ist uns in der beredten Schilderung eines Betroffenen erhalten. Den Bericht über seine Leiden hat er in den vierziger Jahren geschrieben, nachdem ihm die Flucht in den Westen gelungen war. Im Oktober 1941 geriet er bei Orel in Gefangenschaft; eine Bombe hatte ihm drei Finger einer Hand abgerissen, die Situation seiner Einheit war aussichtslos geworden. Er wusste, was man eigentlich von ihm erwartete:

Wie es kam, dass ich, ein Offizier und Parteianwärter, mich nicht erschoss, wie man es mir befohlen hatte, sondern mich gefangennehmen liess, kann ich nicht erklären. Vielleicht hielt mich der heftige Schmerz in meiner Hand davon ab, vielleicht hatten mich auch die elf Tage ununterbrochener Kämpfe völlig apathisch werden lassen ...

Erst musste er im Bergwerk arbeiten, dann in einer Rüstungsfabrik in der Nähe von Hannover, wo er 1945 von den amerikanischen Truppen befreit wurde. Freudig kehrte er in seine Heimat zurück. Einige seiner Mitgefangenen entschieden sich dafür, im Westen zu bleiben, doch er fand ihr Verhalten «absurd, krank». Mit vielen Hundert anderen Heimkehrern traf er in der Sowjetzone ein. Die Ernüchterung liess nicht lange auf sich warten. Sie hatten sich in Reihen aufzustellen, wurden von bewaffneten Wachen umringt, erhielten den Befehl, ihre Schulterstücke abzureissen und mussten sich die Schmäherei eines Offiziers anhören, der den Männern Verrat und den Frauen Unzucht vorwarf.<sup>25</sup>

Am folgenden Tag wurden die Offiziere in eine schmutzige Baracke gesteckt und bekamen achtundvierzig Stunden keine Nahrung. Einzeln wurden sie zum Verhör gerufen. Die Hälfte wurde kurzerhand erschossen. Die andere Hälfte zwang man, zerlumpte deutsche Uniformen anzuziehen. Es folgte ein viertägiger Gewaltmarsch, auf dem es praktisch keine Nahrung gab. Dann wurden die Offiziere in Güterzüge verladen, mehr als sechzig Personen pro Waggon. Die Türen wurden nur geöffnet, um die Insassen zusehen zu lassen, wie Leidensgenossen erschossen

wurden, die einen Fluchtversuch unternommen hatten. Die Zugfahrt endete in der Nähe von Omsk; zu Fuss ging es weiter in Lager mit langen Reihen aus Holzbaracken, in denen bereits Opfer des Gulag und Kriegsgefangene der Achsenmächte untergebracht waren. Wer Fremdsprachen beherrschte, wurde als Dolmetscher eingesetzt. Der Leutnant mit der Handverwundung, der die Befreiung freudig begrüsst hatte, sah sich nun genauso behandelt wie der Feind, Seite an Seite musste er mit den Deutschen arbeiten. Sie erbauten neue Fabriken und rüsteten sie mit den deutschen Maschinen aus, die im Zuge der Reparationsleistungen in die Sowjetunion geschafft wurden. Das Projekt trug den Namen Neu-Deutschland. Unser Leutnant hatte Glück. Er traf einen Vetter, der ihm falsche Papiere besorgte und die Reise in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands ermöglichte, von wo aus er in den Westen floh. Selbst das war noch mit Risiken verbunden, denn erst 1951 billigten die Vereinigten Staaten sowjetischen Überläufern den Status von politischen Flüchtlingen zu.<sup>26</sup>

Zwischen 1945 und 1947 schickten die Westalliierten rund 2'272'000 sowjetische Bürger in ihr Heimatland zurück, einige über riesige Entfernungen, beispielsweise aus Kriegsgefangenenlagern an der amerikanischen Westküste. 1953 waren insgesamt 5457856 Menschen repatriiert worden. Wer sich der – tatsächlichen oder fiktiven – Kollaboration mit dem Feind schuldig gemacht hatte, kam vor ein Revolutionstribunal in Frankfurt an der Oder, wo er zum Tod durch Erschiessen oder zu Zwangsarbeit verurteilt wurde. Sowjetische Historiker schätzen, dass rund ein Fünftel aller Heimkehrer hingerichtet oder zur Höchststrafe von fünfundzwanzig Jahren Gulag verdammt wurden.<sup>27</sup> Andere mussten in Gruppen von Zwangsarbeiter-Einheiten am Wiederaufbau der sowjetischen Infrastruktur mitwirken oder wurden nach Sibirien verbannt. Rund drei Millionen Männer und Frauen wurden zu Strafen in Arbeitslagern verurteilt. Nur etwa ein Fünftel der Repatriierten – vor allem alte Männer, Frauen und Kinder – durfte nach Hause zurückkehren. Sie mussten sich regelmässig im örtlichen NKWD-Büro melden. Wer als arbeitsfähig

eingestuft wurde, hatte sich zwei Jahre lang am Wiederaufbau der Sowjetunion zu beteiligen. Die Freigelassenen erhielten den Vermerk «gesellschaftlich gefährlich» (*sozial'no opanji*) in ihren Akten. Ihnen wurde die Arbeit an höheren Bildungseinrichtungen und in verantwortungsvollen Verwaltungsposten verwehrt. Noch viele Jahre nach 1945 trugen sie das Stigma der Kollaboration oder Feigheit.

Ein schlimmes Schicksal bereitete Stalin aber nicht nur den Sowjetbürgern, die gegen ihn gekämpft hatten oder die den Deutschen in die Hände gefallen und durch den Kontakt mit der Aussenwelt «infiziert» worden waren, sondern auch den Menschen, mit denen er während der vier Kriegsjahre eng zusammengearbeitet hatte und deren Beitrag zum Sieg nicht zu leugnen war. Zu den Opfern gehörte der grösste Held des Krieges, Marschall Schukow. Verständlich waren Stalins Motive nur unter den widersinnigen Bedingungen des politischen Systems, das er seit den zwanziger Jahren geschaffen hatte. Nachdem er sich einige Jahre lang auf die Loyalität und Kompetenz anderer hatte verlassen müssen, wollte er nach dem Krieg seine persönliche Macht wiederherstellen. Seiner Ansicht nach und in den Augen weiterer einflussreicher Parteigrößen konnten die militärischen Führer der uneingeschränkten Sowjetdiktatur gefährlich werden. Die Heerführer waren beliebt in der Öffentlichkeit, unabhängige Persönlichkeiten und in Wahrheit verantwortlich für den Sieg von 1945. All das war Grund genug für Stalin, nach fast zehn Jahren wieder zum brutalen Terror der Säuberungen zurückzukehren.

Allen voran nahm Stalin Schukow ins Visier. Dabei hat der sowjetische Staatschef seinen General sicher geachtet, vielleicht sogar gemocht. Gegen Ende des Krieges äusserte sich Stalin ihm gegenüber mit entwaffnender und für ihn ganz ungewohnter Offenheit. Stundenlang sprachen sie über den Krieg, über Stalins Familie oder die Zukunft nach der deutschen Niederlage. Nicht persönliche Abneigung veranlasste Stalin, eine Intrige zu inszenieren, um sich seines mächtigen Stellvertreters und Vertrauten zu entledigen, sondern das, was er unter Staatsräson verstand.



Im Februar 1946 zwingen amerikanische Soldaten im Auffanglager Plattling einen Sowjetbürger mit Gewalt in einen Eisenbahnwaggon. Tausende von sowjetischen Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen wurden in die UdSSR transportiert, wo sie verhört und entweder erschossen, in Lager gebracht oder unter Polizeiaufsicht gestellt wurden.

Bereits 1943 erhielt Viktor Abakumow – damals Leiter der Smersch, seit 1946 dann Chef des NKGB\* – den Auftrag, alle Telefongespräche der höheren Generale und Marschälle abzuhören. Es wurde eine Akte Schukow angelegt und mit Notizen und Bemerkungen gefüllt, die man später gegen ihn verwenden konnte. Im Mai 1945, als Schukow zum Chef der sowjetischen Militäradministration in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands ernannt wurde, gelang es Berija, seinen Stellvertreter Iwan Serow als Leiter der zivilen Verwaltung unterzubringen. Serow versorg-

\* Im April 1943 wurde der Sicherheitsdienst vom Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten (NKWD) abgetrennt und in NKGB umbenannt. Im März 1946, als man die Volkskommissariate in Ministerien umwandelte, wurde aus dem NKGB das MGB, das Ministerium für Staatssicherheit.

te Berija und Stalin mit einer Fülle verleumderischer Informationen über Schukow, einschliesslich des Gerüchts, dieser plane einen Militärputsch gegen Stalin.<sup>28</sup>

Zweifellos hat Schukow sich recht ungeschickt verhalten. Er war nicht gerade ein bescheidener Mann und sonnte sich in seinen militärischen Erfolgen. Im Juni 1945 gab er auf der Veranda seiner Villa am Wannsee eine Pressekonferenz, in der er die Gelegenheit benutzte, die Weltöffentlichkeit daran zu erinnern, dass er eine entscheidende Rolle, vielleicht sogar *die* entscheidende Rolle, im sowjetischen Krieg gespielt hatte – in Moskau, Leningrad, Stalingrad, der Ukraine, Warschau und Berlin. Nur ganz nebenbei erwähnte er Stalins Verdienste. Seine militärischen Kollegen übergang er samt und sonders. Wyschinski, der zugegen war, machte einen Einwurf, der nur ironisch zu verstehen war: «Moskau, Leningrad, Stalingrad, Kursk, Warschau und dann direkt nach Berlin – ganz schön!»<sup>29</sup> Schukow scheint die Signale nicht bemerkt zu haben. Einige Monate später hatte Berija genügend Material beisammen. Ende 1945 warf Stalin seinem Marschall bei einem Treffen im Kreml vor, er behaupte, den Krieg ganz allein gewonnen zu haben. Im April 1946 wurde Schukow nach Moskau zurückgerufen. Vorausgegangen war eine Auseinandersetzung mit Abakumow, der nach Berlin geschickt worden war, um mit der Säuberung von Schukows militärischer Organisation zu beginnen.

Schukows Ruf rettete ihn. Mag er auch unter Selbstüberschätzung gelitten haben, er genoss doch ein enormes Ansehen im In- und Ausland. Möglicherweise hatte Stalin ausserdem noch so viel Sympathie für Schukow, dass er ihm den Tod ersparen wollte. Sein Sturz wurde mit der üblichen Sorgfalt geplant. Eines Abends klopfte es bei Marschall Alexander Nowikow, der während des Krieges die sowjetische Luftwaffe vor dem Untergang bewahrt hatte. Als er öffnete, sah er sich KGB-Agenten gegenüber. Er wurde einem brutalen Verhör unterzogen. Nachdem man ihn gezwungen hatte, sich auszuziehen und, wie die sowjetischen Kriegsgefangenen, zerlumpte Kleider anzulegen, wurde er so lan-

ge gefoltert, bis er zugab, die sowjetische Flugzeugproduktion sabotiert zu haben (ein Vorwurf, der noch absurder war als der Staatsstreich, den man Schukow andichtete). Im Zuge der Vernehmungen beschuldigte er auch hohe Militärs, darunter Schukow. Weitere siebenzig Offiziere wurden verhaftet und verhört. Im Juni wurde Schukow vor den Militärerrat zitiert. Am selben Abend erschienen Sicherheitsleute, um seine Datscha zu durchsuchen, wurden aber von dem zornigen Besitzer davongejagt. Einige Tage später drangen sie mit bewaffneter Verstärkung in Schukows Moskauer Wohnung ein, um Wertgegenstände sicherzustellen, die er sich angeblich bei Plünderungen in Deutschland angeeignet hatte. Sie nahmen fast alles mit, einschliesslich der Puppe seiner Tochter.

Beim Treffen des Rates, dem auch die Mitglieder des Politbüros und führende Kommandeure beiwohnten, liess Stalin einen Brief verlesen, in dem Schukow Feindseligkeit gegen das Zentralkomitee und die Regierung vorgeworfen wurde. Die anwesenden Generale nahmen mit einer Ausnahme alle Partei für Schukow, sämtliche Mitglieder des Politbüros indessen verurteilten ihn als bonapartistische Gefahr für den Staat. Als Schukow, der sich das alles mit gesenktem Kopf angehört hatte, das Wort erhielt, verwahrte er sich gegen die Beschuldigungen, räumte allerdings ein, dass er aus Eitelkeit seinen Anteil am Sieg übertrieben habe. Die Atmosphäre war äusserst gespannt. In der Regel hätte Stalin die Anklage wohl unterstützt, sie vielleicht sogar für berechtigt gehalten. Es heisst jedoch, Stalin habe Schukow privat mitgeteilt, er habe nicht einen Augenblick an seine Schuld geglaubt, aber es sei besser für Schukow, Moskau für eine Weile zu verlassen. Trotz der Feindseligkeit der anwesenden Politiker bot Stalin ihm einen Ausweg an, der auf ein inneres Exil hinauslief: Schukow wurde zum Kommandeur des Militärbezirks Odessa ernannt. Später erhielt er einen noch unbedeutenderen Posten im Ural.<sup>30</sup>

Schukows Name verschwand aus der Presse. Der Vater des Sieges war fortan Stalin. In einem Film über den Fall Berlins wurde diese Botschaft bis zur Absurdität getrieben. Er zeigte Stalin, wie er die Schlacht

ohne Stab und ohne Generale, nur in Begleitung seines treuen Sekretärs leitet. Das sowjetische System hatte lange Übung darin, Menschen aus der Geschichte hinauszuschreiben. Noch in den beiden Standardlehrbüchern über den Zweiten Weltkrieg, die 1956 für die höheren Schulklassen verfasst wurden, wird Schukows Name nur drei Mal erwähnt, und dann auch nur nebenbei – als Kommandant der Westfront vor Moskau und der 1. Weissrussischen Front in Berlin?<sup>1</sup> Andere ruhmreiche Militärs teilten sein Schicksal. Der Generalstabschef Antonow wurde in noch weitere Fernen verbannt als Schukow – in den transkaukasischen Militärbezirk. Auch die Namen Rokossowski, Woronow, Konjew, Watutin und viele andere wurden in der Öffentlichkeit nicht mehr genannt. Sie hatten weniger Glück als Schukow. Zwischen 1946 und 1948 wurden zahlreiche höhere Heerführer aufgrund erfundener Beschuldigungen hingerichtet oder zu Haftstrafen verurteilt. Der NKGB gab den Fall Schukow noch lange nicht auf. Als General Wladimir Krjukow 1948 verhört wurde, weil man ihm vorwarf, Wertgegenstände in Deutschland geraubt zu haben, fragte man ihn: «Können Sie die feindseligen Bemerkungen wiederholen, die Schukow über Partei oder Regierung gemacht hat?»<sup>32</sup> Trotz weiterer abgepresster «Beweise» überlebte Schukow in der Verbannung ohne weitere Bedrohung. 1953 wurde er rehabilitiert, 1957 jedoch von Chruschtschow vorzeitig in den Ruhestand versetzt, abermals unter dem Vorwurf übertriebener Selbstglorifizierung. Die Geschichte hat ein freundlicheres Urteil gefällt.

Als Nächstes nahm sich Stalin die Helden von Leningrad vor. Die zweitgrösste Stadt Russlands hatte die Schrecken des modernen Belagerungskrieges erlitten und überstanden. Ihre Verteidiger wurden als kommunistische Vorbilder gepriesen. Nach dem Krieg drohte Leningrad, Moskau in den Schatten zu stellen, so wie es Anfang der dreissiger Jahre unter Kirow schon einmal der Fall gewesen war. Schriftsteller, Maler und Dichter sorgten für ein reges, unabhängiges Kulturleben. Die Stadt wurde von jungen, dynamischen Kommunisten geleitet, die sich unter

der mächtigen Schirmherrschaft von Andrej Schdanow entfalten konnten, dem früheren Leningrader Parteiführer, der unmittelbar nach dem Krieg zur einflussreichsten innenpolitischen Figur nach Stalin aufstieg. Als Schdanow 1948 an Herzversagen starb, waren im sowjetischen Parteiapparat viele Leningrader vertreten, unter ihnen zwei, Nikolai Wosnessenski und Alexander Kusnezow, die weithin als Stalinnachfolger gehandelt wurden. Wie Schukow verdankte Wosnessenski seine steile Karriere dem Krieg. Er war für die Planung der sowjetischen Kriegswirtschaft verantwortlich gewesen, deren bemerkenswertes Wiedererstarben nach 1942 wesentlichen Anteil daran hatte, dass der Staat überlebte. Nach dem Krieg schrieb er eine wichtige theoretische Schrift über die Grundlagen der kommunistischen Volkswirtschaft und führte damit die wirtschaftstheoretischen Gedanken des Genossen Stalin weiter. 1948 war er im Ministerrat der zweite Mann hinter diesem. Kusnezow hatte zu den Führern während der Belagerung von Leningrad gehört. Er hatte viel Ähnlichkeit mit Kirow: Er sah gut aus, war energisch, verantwortungsbewusst, fleissig und den kommunistischen Idealen verpflichtet. In der Parteihierarchie kam er gleich hinter Stalin. Wie im Fall Schukow genügte der Erfolg und die Popularität der beiden, um sie in Gefahr zu bringen – eine Gefahr, die nicht nur von Stalin ausging, sondern auch von den Mitbewerbern um seine Nachfolge.

1949 inszenierten diese Rivalen, von Stalin angestachelt, eine Säuberungswelle, die sich zunächst gegen Leningrad richtete. Unter dem Vorwand, das örtliche Parteikomitee habe versucht, die Wahlen zu fälschen, entsandte Stalin Georgi Malenkow, einen treuen und ehrgeizigen Stalinisten, zu einer Untersuchung vor Ort. Bezeichnenderweise wurde das Museum der Leningrader Verteidigung geschlossen, man verhaftete seinen Direktor und konfiszierte seine Exponate. Damit die Erinnerung an den Leningrader Heldenmut nicht wachgehalten werden konnte, entzog man die Zeitungen aus der Kriegsepoche dem öffentlichen Zugriff in den Bibliotheken. Berija und Abakumow lieferten die Beweise, die erforderlich waren, um Kusnezow, Wosnessenski und fast der gesamten Lenin-

grader Parteiorganisation den Prozess zu machen. Alle wurden sie verhaftet und einer ganzen Reihe erfundener Verbrechen angeklagt, von Spionage für Grossbritannien bis zu Korruption und Unzucht. Der Schauprozess wurde im September 1950 inszeniert. Ganz untypischerweise und trotz wiederholter Folterungen waren weder Kusnezow noch Wosnessenski bereit, sich im Gerichtssaal zu den gefälschten Beschuldigungen zu bekennen. Dennoch wurden die Hauptangeklagten ausnahmslos schuldig gesprochen, auch Wosnessenskis Bruder, der Rektor der Leningrader Universität, und seine Schwester Maria. Als die Urteile verlesen wurden, wickelten KGB-Männer die Gefangenen in weisse Leichentücher und trugen sie aus dem Gerichtssaal. Binnen einer Stunde wurden sie erschossen (einem anderen Bericht zufolge hat Wosnessenski allerdings noch weitere drei Monate gelebt, bevor er in einem Lastwagen auf dem Weg nach Moskau starb). Jetzt, da diese Männer tot waren und Schukow in der Verbannung lebte, hatte Stalin sich der erfolgreichsten Kriegsaufsteiger entledigt.<sup>33</sup>

Niemand durfte sich vor der düsteren Wolke aus Verdacht und Schrecken sicher wähnen, die Moskau einhüllte. Ihr Schatten fiel auch auf andere führende Persönlichkeiten des Krieges. Molotow wurde 1949 als Kriegsminister entlassen, Berija musste 1946 seinen Posten als Leiter des NKWD räumen und wurde durch Sergej Kruglow ersetzt. Beide Männer blieben im Politbüro, waren jetzt aber von Stalins Launen abhängig, statt sich auf eine eigene Hausmacht stützen zu können. Ende der vierziger Jahre liess Stalin den Terror früherer Zeiten wieder aufleben. Die wenigen Bauern, denen es gelungen war, während des Krieges reich zu werden, wurden bestraft. Man zwang sie, aberwitzige Produktionsnormen zu erfüllen, die viele von ihnen an den Rand des Hungertodes brachten. Die Arbeiter wurden einer strengen Disziplin, langen Schichten und der Bspitzelung durch das NKWD unterworfen. Die Intellektuellen erlebten eine neue Welle kultureller Gleichschaltung. Mit dem Leningrader Prozess war die Partei selbst wieder der Gefahr von Säuberungen ausgesetzt. Der Gulag konnte sich über mangelnden Zu-

lauf nicht beklagen. Zwischen 1944 und 1950 wuchs die Zahl der Sträflinge von 1,1 Millionen auf mehr als 2,5 Millionen an. Zusammen mit den Deportierten, Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern anderer Art belief sich die Zahl der Opfer möglicherweise auf zehn Millionen Menschen.<sup>34</sup>

Während der letzten tröst- und hoffnungslosen Jahre der stalinistischen Diktatur wurden die sowjetischen Juden zu den erklärten Opfern des Regimes. Sie wurden verfolgt, obwohl allen Beteiligten bekannt war, was die europäischen Juden unter den Deutschen erlitten hatten. Inoffiziell hatte sich der sowjetische Antisemitismus schon während des Krieges bemerkbar gemacht. Er unterschied sich zwar vom deutschen Antisemitismus, in gewissem Umfang jedoch speiste er sich aus den gleichen antisemitischen Traditionen, die in den baltischen Staaten, Weissrussland und der Ukraine im Gefolge des deutschen Rassismus zu neuem Leben erwachten. Auch in den Streitkräften – Erbe einer weiteren antisemitischen Tradition – wurden die Juden diskriminiert. Sie erhielten seltener Auszeichnungen, wurden von einigen Einheiten abgelehnt und in ihrer Bedeutung für die Partisanenbewegung vom Propaganda-Apparat völlig unzureichend gewürdigt. Das Wort «Jid» war wieder häufiger zu hören, obwohl es nach der Revolution verboten worden war. Als die jüdischen Flüchtlinge und Kriegsteilnehmer nach Hause zurückkehrten, mussten sie nicht nur feststellen, dass ein echter Völkermord stattgefunden hatte (in Kiew fand man bei dessen Befreiung 1943 nur noch einen lebenden Juden), sondern sie wurden von der einheimischen Bevölkerung ebenfalls drangsaliert, die sich den zurückgelassenen jüdischen Besitz angeeignet hatte, und von den Behörden vor Ort diskriminiert, wenn sie um Unterstützung und Wohnungen baten.<sup>35</sup> Am schlimmsten aber wog die beharrliche Weigerung des Regimes, anzuerkennen, dass sich die deutsche Rassenverfolgung gegen die Juden als solche gerichtet hatte. Der Genozid wurde totgeschwiegen. Die Vertreter von Partei und Staat rügten die Juden, weil sie angeblich das «jüdische Martyrium» übertrieben oder einem «nationalen Egoismus» huldigten.

Der Bericht, der in Kiew über Babi Jar angefertigt wurde, sprach vom Tod «friedlicher sowjetischer Bürger», nicht von Juden. Jüdische Bemühungen, ein Schwarzbuch der gegen Juden verübten Gräueltaten zu veröffentlichen, wurden kategorisch abgelehnt.<sup>36</sup> 1947 verschärfte sich der Antisemitismus, als ein neues öffentliches Schreckgespenst aufgebaut wurde, der «Kosmopolitismus». Die Kampagne begann mit der Suche nach Sündenböcken für die Konfrontation mit dem amerikanischen Imperialismus im Zuge des Kalten Krieges. Kosmopolitisch zu sein, das hiess, Verrat an den sowjetischen Idealen zu üben, für den kapitalistischen Feind zu spionieren, Kriegstreibern und Chauvinisten als willenloses Werkzeug zu dienen. Während Senator Joseph McCarthy seine Hexenjagd auf die fünfte Kolonne der gottlosen Kommunisten inszenierte, erfanden Stalins Polizisten eine heimtückische Verschwörung von bourgeois Nationalisten und Abweichlern, die sich in Dollar bezahlen liessen. Die jüdische Gemeinschaft, die Kontakte zu Juden in den Vereinigten Staaten unterhielt und Hilfslieferungen von Glaubensbrüdern im Ausland bekam, war schon aus diesem Grunde verdächtig. Stalins traditionelles Misstrauen gegenüber Nationalgefühlen, sogar solchen, die im Angesicht des Holocaust erwacht waren, besiegelte das Schicksal der sowjetischen Juden.

Die ersten Opfer waren jene Intellektuellen, die während des Krieges das Jüdische Antifaschistische Komitee gegründet hatten. Ihr Sprecher Solomon Michoels, ein Schauspieler und Dramatiker von internationalem Ruf, wurde auf Stalins Betreiben nach Minsk gelockt, angeblich, um ein weissrussisches Stück zu besprechen. Am 12. Januar 1948 erhielt er einen Anruf in seinem Hotel und fuhr in einem Auto davon. Er wurde in die Datscha von Lawrenti Zanawa, einem örtlichen Parteichef, gebracht und dort ermordet. Seinen Leichnam warf man in der Nähe des Hotels auf die Strasse und überfuhr ihn mit einem Lastwagen, um einen Unfall vorzutäuschen, der später als offizielle Todesursache angegeben wurde. Michoels war bekannt und beliebt, deshalb ging Stalin so vorsichtig zu Werke. Weitere offizielle Nachforschungen führten zu dem ungläubwür-

digen Ergebnis, Michoels sei vom amerikanischen Geheimdienst ermordet worden, um zu verhindern, dass der Dramatiker einen Spionagering verrate.<sup>37</sup>

In den folgenden Monaten wurden viele prominente Juden entlassen oder verhaftet. Im Oktober fand eine spontane Demonstration von etwa 50'000 sowjetischen Juden vor der Moskauer Synagoge statt, als die Vertreterin des neuen Staates Israel (und seine künftige Ministerpräsidentin) Golda Meir am Jom-Kippur-Gottesdienst teilnahm. Stalin war verblüfft über die Heftigkeit der jüdischen Gefühle und wusste nicht recht, was er tun sollte. «Ich kann sie nicht schlucken, ich kann sie nicht ausspucken», soll er gesagt haben. «Sie sind die einzige Gruppe, die vollkommen unassimilierbar ist.»<sup>38</sup> Nach dem Krieg wurde noch einmal die Idee einer jüdischen Heimstatt in Birobidschan an der Pazifikküste hervorgeholt, doch nur wenige Siedler trafen dort ein. Es gibt Indizien dafür, dass Stalin an eine weitere Massendeportation dachte. Schliesslich entschied er sich für den Terror. Im November 1948 wurden die Aktivitäten des Antifaschistischen Komitees plötzlich verboten, seine Führer verhaftet und die Vorbereitungen zu einem weiteren grossen Schauprozess getroffen. Jiddischsprachige Schulen wurden geschlossen, alle jüdischen Verlage und Zeitungen verboten, Druckplatten für jiddische Texte zerbrochen, jüdische Bibliotheken geschlossen und die Buchhandlungen von sämtlicher anstössigen Literatur zum Thema Judentum gesäubert. Das kulturelle und religiöse Leben der sowjetischen Juden kam völlig zum Erliegen, jüdische Schriftsteller und Künstler wurden eingesperrt, verbannt oder liquidiert.

(Der Antisemitismus verschonte keinen Aspekt des jüdischen Daseins. Juden mussten die Gymnasien und Universitäten verlassen, sie wurden aus jeder verantwortlichen Stellung in Wirtschaft und Verwaltung entfernt und durften nicht ins Ausland reisen. Der Antisemitismus wurde mit einer so gnadenlosen Konsequenz umgesetzt, dass eine Reihe von berüchtigten Vernehmungsbeamten in der Lubjanka, die ihre Aufgabe mit grossem Sadismus erfüllt hatten, 1951 dasselbe Schicksal erlitten wie ihre Opfer oder liquidiert wurden.) Als man sie verhörte, wurden

die aktuellen Prioritäten des Regimes deutlich. Die Vorwürfe lauteten: zionistische Verschwörung, bourgeois Chauvinismus, Spionage für den Westen. Groteskerweise beschuldigte man einige von ihnen, den sowjetischen Staat dadurch herabgesetzt zu haben, dass sie ihn des Antisemitismus verdächtigten. Die Prozesse begannen 1951 und dauerten bis zu Stalins Tod im März 1953 an. Die Hauptverhandlung gegen die Mitglieder des Antifaschistischen Komitees fand im Juli 1951 statt. Nur einer der Angeklagten überstand die Tortur so ungebrochen, dass er den Mut aufbrachte, seine Peiniger und Richter anzuklagen und nicht seine Leidensgenossen. Bis auf Lina Schtern, eine ältere Ärztin, wurden alle zum Tode verurteilt. Schtern kam in die Verbannung nach Kasachstan.<sup>39</sup>

Nach allem, was die Juden während des Krieges vom gemeinsamen Feind erlitten hatten, erwarteten sie eigentlich eine ganz andere Reaktion des sowjetischen Staates. Die Nationalisten etwa in der Ukraine oder im Baltikum machten sich keine derartigen Illusionen. Sie setzten den Kampf fort, den sie während des Krieges begonnen hatten, und brachten dem sowjetischen Regime, das ihre Territorien zurückeroberte, den gleichen erbitterten Widerstand entgegen, mit dem sie die deutschen Besatzer empfangen hatten. Von 1944 bis Anfang der fünfziger Jahre tobte ein Guerillakrieg gegen den sowjetischen Staat. Die vollständige Geschichte dieses neuen Bürgerkrieges ist noch nicht geschrieben. Er wurde in grossem Massstab und mit derselben Entschlossenheit und Leidenschaft geführt, wie einst der Bürgerkrieg, der auf die Revolution folgte. Nach litauischen Quellen hat die Rote Armee 20'000 Soldaten im Kampf gegen eine nationalistische Armee von rund 30'000 Mann verloren. In Polen lebte die Heimatarmee nach dem Warschauer Aufstand wieder auf und wurde erst 1948 endgültig besiegt. 50'000 Polen wurden als Nationalisten nach Sibirien verbannt. Viele Tausend sowjetische und polnische Soldaten mussten für den Versuch abgestellt werden, die ukrainische Volksarmee zu vernichten, von der es 1945 hiess, sie umfasse 50'000 Mann. Der Guerillakrieg wurde von Stützpunkten in Polen und

der Tschechoslowakei aus geführt und von ukrainischen und polnischen Bauern unterstützt, die sich gegen die Kollektivierung wehrten. Der Staat griff auf die Massnahmen der dreissiger Jahre zurück: Massendepportationen, Ausrottung des traditionellen Dorflebens, Tod oder Haft für Tausende von Bauern. Zwischen 1946 und 1950 wurden allein in der Westukraine schätzungsweise 300'000 Menschen deportiert oder zu Haftstrafen verurteilt. Nur durch umfassende und härteste Repressalien gelang es, die Grenzländer unter sowjetische Kontrolle zu bringen. Anfang der fünfziger Jahre war der Widerstand erstickt, die Befriedung weitgehend abgeschlossen. 1959 wurde der ukrainische Nationalistenführer Stepan Bandera in Westdeutschland von Sowjetagenten ermordet.<sup>40</sup>

Dieser zweite Rückeroberungskrieg zwang die Sowjetunion, noch lange nach dem Ende des Krieges gegen Deutschland und Japan weiterzukämpfen. Die aufwendige und brutale Befriedung erklärt zum Teil, warum es eine derart paranoide Angst des Systems vor dem inneren Feind gab und warum Stalin selbst so um die künftige Sicherheit seines neuen Reiches fürchtete. Die Führung der Sowjetunion lebte nicht in einer Welt eingebildeter Gefahren, sondern kämpfte gegen bewaffneten Widerstand in Gebieten, die jetzt zu ihrem Territorium gehörten und in denen man dem Sowjetkommunismus überall mit Feindseligkeit begegnete. In sämtlichen Staaten, die von der Roten Armee befreit worden waren, befanden sich die prosovietischen Kräfte in der Minderheit. Die unzulängliche Kontrolle über diese Gebiete verschärfte den Konflikt mit dem Westen und bewirkte – angesichts der drohenden Kriegsgefahr und Subversion im Inneren – einen fast permanenten Alarmzustand. Die Verhärtung der sowjetischen Haltung dem Westen gegenüber, die ab 1946 erkennbar wurde, war ebenso ein Ergebnis sowjetischer Verwundbarkeit wie sowjetischer Stärke.

Der Krieg machte die Sowjetunion zur Supermacht. Dass sie ihn gewann, sicherte das Überleben des Kommunismus als Kraft von weltpolitischer Bedeutung. Nur wenige Jahre zuvor, als die deutschen Truppen

vor den Toren Moskaus und Leningrads standen, drohte der Sowjetunion und mit ihr dem internationalen Kommunismus die völlige Auslöschung. Dass sich das Blatt wendete, sollte nicht über die Schwierigkeiten hinwegtäuschen, mit denen die Sowjetunion fertig werden musste, um ihre hart erkämpfte Position zu halten. Stalin wollte keinen weiteren Krieg riskieren, noch glaubte er, dass der Westen willens oder fähig war, die Sowjetunion anzugreifen. «Ein Dritter Weltkrieg ist unwahrscheinlich», soll er gegenüber einer chinesischen Delegation erklärt haben, «und sei es auch nur, weil keiner stark genug ist, ihn zu beginnen.» Als die chinesischen Kommunisten die Sowjetunion 1949 um Hilfe für die Eroberung Taiwans baten, lehnte Stalin ab, weil er befürchtete, sein Eingreifen könnte einen neuen Weltkrieg auslösen. «Wenn wir, die Führer, das täten, würde uns das russische Volk nicht mehr verstehen. Mehr noch: Es könnte uns absetzen – weil wir missachten würden, was es in und nach dem Krieg geleistet und erlitten hat; weil wir gedankenlos handeln würden ... »<sup>41</sup>

Der Hauptgrund für die sowjetische Verwundbarkeit bestand darin, dass die Amerikaner über die Atombombe verfügten. Die Grösse der konventionellen Streitkräfte der Sowjetunion war beeindruckend. 1947, nach abgeschlossener Demobilisierung, umfasste das stehende Heer noch fast drei Millionen Mann; die Menge an sowjetischen Panzern, Flugzeugen und Artilleriewaffen stellte alles in den Schatten, was der Westen kurzfristig in Europa hätte aufbieten können. Mit der nuklearen Bedrohung jedoch sah es ganz anders aus. Obwohl die sowjetische Führung wusste, dass die Vereinigten Staaten nur wenige Atombomben besaßen und sie wohl kaum einsetzen würden, wenn sie nicht zum Äussersten getrieben würden, änderte das nichts daran, dass Amerika in der Sowjetunion entsetzlichen Schaden anrichten konnte, während die amerikanische Bevölkerung vor jedem Angriff sicher war. «Diese Situation hat Stalin sehr belastet», erinnerte sich Chruschtschow später, «er wusste, dass er sich auf keinen Fall in einen Krieg hineinziehen lassen durfte.»<sup>42</sup> So entstand das zentrale Paradoxon des Nuklearzeitalters:

dass nur der Besitz von Kernwaffen die Sicherheit vor der Vernichtung durch Kernwaffen bietet.

Das sowjetische Atomprogramm begann schon während des Krieges. Die Nuklearforschung in den dreissiger Jahren stützte sich weitgehend auf wissenschaftliche Entwicklungen im Ausland. Als dort 1939 erste Forschungsergebnisse über die Möglichkeit einer Kernspaltung unter Verwendung von Uran publiziert wurden, glaubten nur wenige sowjetische Wissenschaftler, dass sich daraus in absehbarer Zeit praktische Anwendungsmöglichkeiten ergeben könnten. Erst im Mai 1940 veröffentlichte eine Forschungsgruppe unter Leitung von Igor Kurtschatow am Leningrader Physikalisch-Technischen Institut einen Bericht, in dem die Auffassung vertreten wurde, die Kernspaltung habe auch eine militärische Dimension. Durch die deutsche Invasion wurde die Kernforschung auf unbestimmte Zeit vertagt, weil alle Wissenschaftler, auch Kurtschatow, mit anderen Projekten beschäftigt waren. 1941 erhielt Berija von dem britischen Spion John Cairncross detaillierte Informationen, aus denen hervorging, dass Grossbritannien eine Atombombe entwickelte. Seit Ende 1941 versorgte der für den Spionagedienst gewonnene Wissenschaftler Klaus Fuchs Berijas Organisation mit einer Fülle technischer Daten, die er sich in seiner Position als Forscher am britischen und später am amerikanischen Atomprojekt mühelos verschaffen konnte.<sup>43</sup>

Im Sommer 1942 begann die Regierung die Möglichkeit eines Atomkriegs zu untersuchen. Führende Wissenschaftler der Sowjetunion gelangten zu dem Schluss, die Sowjetunion müsse ihr eigenes Kernwaffenprogramm ins Leben rufen, um mit den Entwicklungen in Deutschland und dem Westen Schritt zu halten. Kurz darauf ordnete Stalin an, ein solches Programm aus der Taufe zu heben. Doch erst im November 1942 wurde Kurtschatow zum Leiter des Labors Nummer 2 in Moskau ernannt, in dem das sowjetische Atombombenprojekt untergebracht wurde. Die Arbeit kam nur langsam voran. Kurtschatow fehlte ein Zy-

klotron für die Teilchenbeschleunigung. Dasjenige, das vor dem Krieg in Leningrad erbaut worden war, lag nur drei Kilometer von der Frontlinie der eingeschlossenen Stadt entfernt. Im März 1943 wurden zwei Wissenschaftler in die Stadt geflogen, die den Auftrag hatten, den Transport der 75-Tonnen-Anlage per Bahn über die schmale Lebenslinie zu organisieren, die für die belagerten Verteidiger eröffnet worden war. Das Team, das man für die sowjetische Atomforschung abgeordnet hatte, war winzig im Vergleich mit dem des amerikanischen Manhattan-Projekts. 1944 arbeiteten nur fünfundzwanzig Wissenschaftler und fünf- undvierzig weitere Mitarbeiter im Labor Nummer 2. Es gab fast kein Uran. Trotz aller Bemühungen, die Vereinigten Staaten zur Lieferung grösserer Mengen des Erzes zu bewegen, erhielt die Sowjetunion nur ein Kilogramm des Schwermetalls von minderer Qualität und eine grössere Menge Uranpulver. Nur halbherzig wurden geologische Untersuchungen in der Sowjetunion durchgeführt. 1945 stammte der grösste Teil von Kurtschatows Vorräten aus Beständen, die in Deutschland beschlagnahmt worden waren.

Das Haupthindernis, das einer Intensivierung des Projekts im Wege stand, war die Skepsis der sowjetischen Führung. Molotow, dem die Gesamtleitung des Programms oblag, und Berija, dessen Auslandsaufklärung Informationen über ausländische Nuklearprogramme beschaffen sollte, waren beide davon überzeugt, die Atombombe sei keine Waffe von praktischem Wert, und vertraten noch 1945 die Auffassung, das Manhattan-Projekt sei noch weit von seinem Abschluss entfernt. Wie es ihrem Charakter entsprach, glaubten Stalin und Berija, bei den vielen geheimen wissenschaftlichen Informationen, die sie aus den Vereinigten Staaten bezogen, müsse es sich um ein raffiniertes Täuschungsmanöver handeln. «Wenn das Desinformationen sind», erklärte Berija dem sowjetischen Forschungsteam, «lasse ich euch alle in den Keller bringen.»<sup>44</sup> Daher war die Explosion der Atombombe in Hiroshima für Stalin eine grössere Überraschung, als sein ruhiges Verhalten in Potsdam vermuten liess. Am 20. August 1945, zwei Wochen nach den Atom-

bombenangriffen, wurde Berija mit der Bildung eines «Sonderkomitees für die Atombombe» beauftragt. Stalin befahl, unbegrenzte Mittel zur Produktion der sowjetischen Bombe bereitzustellen. Loyalen Wissenschaftlern wurden Versprechungen gemacht: eigene Datschen, Autos und grosszügige Lohnerhöhungen. Auf Forscher, deren Loyalität zweifelhaft war, warteten ganz andere Bedingungen. Unter Berija wurde die Hälfte der Arbeiter, die im Nuklearprogramm beschäftigt waren, in Sondergefängnissen untergebracht, die *Scharaschi* hiessen. In Georgien, unweit von Berijas eigenem Geburtsort, lebte eine Gruppe deutscher Physiker, die für das sowjetische Programm eingespannt wurde, unter strenger Polizeiaufsicht, in vollständiger und demoralisierender Isolation von der Aussenwelt.

Der erste Kernreaktor wurde Weihnachten 1946 erfolgreich getestet. Der anwesende Berija war so begeistert, dass er von den anderen davon abgehalten werden musste, das radioaktive Gebäude zu betreten, obwohl viele der Anwesenden wohl nichts dagegen gehabt hätten. Keine drei Jahre später wurde die erste sowjetische Bombe gezündet. Die Konstruktion war der amerikanischen Plutoniumbombe nachempfunden, über deren Einzelheiten Fuchs im Juni 1945 Informationen geliefert hatte. Der Test fand in der Steppe von Kasachstan statt, unweit einer neu erbauten Siedlung für Wissenschaftler, Semipalatinsk-21, benannt nach der nächsten grösseren Stadt, die knapp hundertfünfzig Kilometer entfernt lag. Um den Turm, der die Bombe enthielt, hatte man Gebäude aus Ziegelsteinen oder Holz, Brücken, Tunnel und Wassertürme errichtet, damit die Wissenschaftler die Wirkung der Explosion einschätzen konnten. Panzer, Kanonen und Lokomotiven wurden aus dem gleichen Grund über das gesamte Gebiet verteilt. In Pferchen und Ställen hatte man Tiere untergebracht, damit man die Auswirkungen der Strahlung untersuchen konnte. Kurtschatow beaufsichtigte das ganze Unternehmen und setzte den Test auf den 29. August 1949, sechs Uhr morgens an. Die Wissenschaftler wussten, dass ihr persönliches Überleben vom Gelingen des Versuchs abhing. Berija reiste eine Woche früher an und verfolgte alle

Vorbereitungen aufmerksam. Am Morgen des 29. versammelten sich Kurtschatow und Berija samt ihren Mitarbeitern zur Beobachtung der Explosion in einem kleinen Kommandostand, der in einer Distanz von zehn Kilometern zum Bombenturm errichtet worden und durch einen Erdwall vor der Druckwelle geschützt war. Der Himmel war bewölkt, es wehte ein starker Nordwind. In der Ferne war der Turm kaum zu erkennen. Kurtschatow befahl, mit dem Countdown zu beginnen. Nach dreissig nervenaufreibenden Minuten lief alles planmässig ab: Bei null zeigte sich ein grelles Licht an der Spitze des Turmes, das die umliegende Gegend hell erleuchtete. Die Druckwelle erreichte den Kommandostand eine halbe Minute später, mit einem Geräusch wie dem «Donnern einer Lawine». Rauch und Trümmerteilchen stiegen hoch in den Himmel und hingen dort kurze Zeit, bis der Wind sie über die fernen Steppen im Süden trieb. Der stellvertretende Gesundheitsminister fuhr in einem umgebauten Panzer, in dem sich eine Reihe wissenschaftlicher Geräte befanden, auf das Zentrum des Geschehens zu. Der Sandboden hatte sich in Glas verwandelt und zerklüffte unter den Ketten des Panzers. Der Stahlurm war völlig verschwunden.<sup>45</sup>

Berija, der vor dem Test ausserordentlich nervös gewesen war, umarmte und küsste Kurtschatow. Eifrig überprüfte er, ob die Ergebnisse auch wirklich genauso aussahen wie die der amerikanischen Tests, und verlor dadurch wertvolle Zeit, bevor er Stalin den Triumph per Telefon melden konnte. Als er anrief, wusste Stalin bereits Bescheid und legte sofort wieder auf. Berija versetzte dem Offizier, der den Kreml informiert hatte, einen Schlag. «Du hast mir die Tour vermässelt, Verräter! Ich mach Hackfleisch aus dir.»<sup>46</sup> Berija hätte sich keine Sorgen zu machen brauchen. Stalin war mit dem Test zufrieden. Die Wissenschaftler erhielten grosszügige Belohnungen. Kurtschatow bekam eine Sowjetlimousine, ein Ferienhaus auf der Krim, kostenlose Ausbildungsplätze für seine Kinder an jeder Schule, die er sich wünschte, und kostenlose Fahrten in der gesamten Sowjetunion. Alle führenden Wissenschaftler wurden zu Helden der sozialistischen Arbeit erklärt. In diesem Falle waren

die Auszeichnungen wirklich gerechtfertigt. Unter den Zwängen des sowjetischen Staates und unter der Aufsicht skrupelloser Männer, deren wissenschaftliches Verständnis gleich null war, benötigten die sowjetischen Wissenschaftler für die Entwicklung ihrer Bombe kaum mehr Zeit als das amerikanische Team. Gewiss, sie konnten auf Spionageerkenntnisse zurückgreifen, nicht jedoch in dem Umfang, von dem im Allgemeinen ausgegangen wird. Fuchs lieferte zwar eine Beschreibung der Plutoniumbombe, aber wenig detaillierte Informationen darüber, wie die Waffe konkret herzustellen war. Das Haupthindernis für eine noch raschere Produktion allerdings bestand im Mangel an Uran.

Die sowjetische Bombe hat das strategische Gleichgewicht zwar nicht sofort verändert – 1950 besaßen die Vereinigten Staaten 298 Bomben und 250 geeignete Flugzeuge, um sie abzuwerfen-, aber sie gab Stalin doch die Gewissheit, dass die technische Kluft zwischen beiden Seiten (symbolisiert durch Hiroshima und Nagasaki) überwunden war. 1949 hatte er ausserdem ein konventionelles Aufrüstungsprogramm, um dem wachsenden Bedrohungspotenzial der westlichen Staaten, die 1949 ein Verteidigungsbündnis, die Nato, gegründet hatten, Gleichwertiges entgegenzusetzen zu können. Von diesem Zeitpunkt an bis zu Stalins Tod beegnete die Sowjetunion dem Westen zunehmend kompromisslos und herausfordernd. Stalin selbst beschäftigte sich fortwährend mit der Kriegsgefahr und der immer stärker werdenden eigenen Hinfälligkeit. 1947 hatte er einen leichten Schlaganfall. Am Vorabend seines siebzigsten Geburtstags, am 21. Dezember 1949, wurde er von einem heftigen Schwindel ergriffen. Ständiger Bluthochdruck plagte ihn, aber er liess sich nicht behandeln, weil er den Ärzten zutiefst misstraute. Er gab das Rauchen auf und fuhr im Sommer nicht mehr in den Urlaub, an seinen Arbeitsgewohnheiten allerdings änderte er nur wenig. Seine Tochter hat ihn als einen Mann beschrieben, der in seinen letzten Lebensjahren unter entsetzlicher Nervosität litt und überzeugt davon war, dass er eines gewaltsamen Todes sterben werde, weil er sich den Hass so vieler Men-

schen zugezogen hatte. «Ich bin am Ende», hörte Chruschtschow ihn 1951 ausrufen. «Ich traue niemandem mehr, noch nicht einmal mir selbst.»<sup>47</sup>

Vielleicht erklären sich aus dieser Gemütsverfassung die gefährlichen Konfrontationen, die die Sowjetunion Anfang der fünfziger Jahre mit dem Westen suchte, und die Exzesse des Terrors, die den sowjetischen Staat in Stalins letzten Regierungsjahren erschütterten. Stalin hatte im Februar 1946 verkündet, der wirkliche Grund für den Krieg im Jahre 1939 und alle künftigen Kriege sei das kapitalistische System an sich, das den Keim zur «allgemeinen Krise und zu kriegsähnlichen Zusammenstößen» in sich trage.<sup>48</sup> Ab 1949 meinte er wieder die Kraft dieser ideologischen Wahrheit zu erkennen. Ein neuer Weltkrieg werde auf lange Sicht, so glaubte er, schwerlich zu vermeiden sein. Im Februar 1951 veröffentlichte die «Prawda» ein Interview mit Stalin, in dem die Gefahr eines solchen Konfliktes, «vorbereitet durch die herrschenden Kreise in den Vereinigten Staaten», die zentrale Botschaft war. Auf dem 19. Parteitag im Oktober 1952, dem ersten seit 1939, kam Malenkow erneut auf das Thema «Dritter Weltkrieg» zurück. Am Tag nach dem Kongress wandte sich Stalin an das Zentralkomitee. Er teilte den Mitgliedern des Gremiums mit, er sei alt und werde bald sterben. Es sei sein Wunsch, dass sie sein Lebenswerk fortsetzten. Laut Konstantin Simonow, einem neuen Mitglied, liess Stalin eine Warnung folgen: «Ein schwieriger Kampf mit dem kapitalistischen Lager liegt vor uns und wir könnten nichts Gefährlicheres tun, als nachzugeben, Angst zu bekommen, zurückzuweichen, zu kapitulieren.»<sup>49</sup> In den Streitkräften wurde nur noch über den Krieg gesprochen. Die Stimmung, die die neue Kriegsangst in der Öffentlichkeit hervorrief, hätte nicht verzagter sein können.

Wollte Stalin den endgültigen, apokalyptischen Konflikt, um der russischen Geschichte auf ewig seinen Stempel aufzudrücken? Es gibt keine wirklichen Hinweise dafür, dass Stalin den Krieg tatsächlich für unvermeidlich gehalten oder dass er an einen Präventivschlag gedacht hätte, obwohl Chruschtschow später meinte, die gesamte sowjetische

Führung habe sich vor «einer amerikanischen Invasion in die Sowjetunion» gefürchtet. Laut Chruschtschow hat Stalin «vor dieser Aussicht gezittert... Er hatte Angst vor dem Krieg» und «kannte seine eigene Schwäche» – eine Enthüllung, die auch erklären könnte, warum er 1941 so verzweifelt bemüht war, eine kriegerische Auseinandersetzung zu vermeiden.<sup>50</sup> Wahrscheinlicher ist jedoch die Annahme, dass die Kriegspsychose wie in den zwanziger und dreissiger Jahren als innenpolitischer Faktor eingesetzt wurde. 1952 mehrten sich die unheilvollen Zeichen dafür, dass das Land von einer neuen Welle der organisierten Gewalt erfasst werden würde. Stalin wählte den 19. Parteikongress als Plattform, um einigen einflussreichen Ministern, unter ihnen auch Molotow, in unerwartet scharfer Form vorzuwerfen, sie seien dem Feind nicht mit der nötigen Härte entgegengetreten. Bewegungslos und aschfahl lauschten sie der Tirade. In den zwei Monaten, die folgten, zeichneten sich die Umrisse des neuen Terrors deutlicher ab. Es wurde eine angebliche, vom CIA unterstützte zionistische Verschwörung aufgedeckt, die das Ziel habe, sowjetische Politiker und Militärs umzubringen. Mit Hilfe von Antisemitismus und Antiamerikanismus wurde eine öffentliche Hysterie erzeugt, die eine oberflächliche Rechtfertigung für die neue Säuberung lieferte.

Von der Fiktion einer zionistischen Verschwörung war bereits die Rede. Jüdische Intellektuelle wurden seit 1949 gezielt verhaftet und beschuldigt, gegen die Sowjetunion konspiriert zu haben und im Sold amerikanischer Juden und des CIA zu stehen. Im Sommer 1952 endete der Prozess gegen das Jüdische Antifaschistische Komitee. Am 4. Juni wurde Jewgenija Lifschitz, eine Kinderärztin der Kremlpoliklinik, festgenommen, weigerte sich aber trotz Folter und Erpressung, ihre jüdischen Kollegen zu beschuldigen. Man brachte sie in die Forensische Psychiatrie Serbsky und unterzog sie dort einer Sonderbehandlung. Der KGB wollte eigentlich an Meer Wbwsj herankommen, den Chefarzt der Roten Armee während des Krieges. Beweise gegen ihn glaubte man in den geheimnisvollen Umständen entdeckt zu haben, die angeblich den Tod von

Andrej Schdanow im Jahre 1948 – er war an Herzversagen gestorben – umgaben. Damals hatte die Elektrokardiographin Lidja Timaschuk, eine KGB-Spionin, einen Bericht für das Sicherheitsministerium geschrieben und die Ärzte beschuldigt, sie hätten Schdanows Erkrankung falsch diagnostiziert. Eine Autopsie erwies die Unschuld der Ärzte, doch der Bericht wurde abgeheftet. Im Herbst 1952 tauchte er wieder auf – wie, ist nicht ganz klar – und diente nicht nur dazu, Alexander Poskrebschew, den Leiter des KGB und langjährigen persönlichen Sekretär Stalins, wegen mangelnder Wachsamkeit abzusetzen, sondern auch dazu, die Ärzte anzugreifen. Timaschuk wurde als vorbildliche Staatsbürgerin gepriesen und von Stalin persönlich mit dem Leninorden ausgezeichnet, weil sie voller «Patriotismus, Entschlossenheit und Mut», wie es in der «Prawda» hiess, die «Feinde des Vaterlandes» blossgestellt habe. Der unglückliche Wowski wurde am 11. November verhaftet; zu diesem Zeitpunkt hatte der Sicherheitsdienst alles, was er brauchte, um eine Kampagne gegen eine Reihe höherer Ärzte zu führen, die angeblich den Kern einer zionistisch-terroristischen Verschwörung bildeten.<sup>51</sup>

Die «Ärzteverschwörung» war die letzte und in vielerlei Hinsicht surrealste aller Verschwörungstheorien, die unter Stalin erfunden wurden. Es ist nicht ganz klar, ob Stalin tatsächlich der Anstifter der neuen Säuberung war, obwohl sie natürlich nicht ohne seine Zustimmung stattfinden konnte. Wer welchen Anteil daran hatte, wird sich vielleicht nie mit Gewissheit klären lassen. Vielleicht ist sie von Chruschtschow eingefädelt worden, als plumper Versuch, Berija eins auszuwischen und der Nachfolge einen Schritt näher zu kommen.<sup>52</sup> Die Opfer, die von der Säuberung erfasst wurden, waren nicht nur jüdische Ärzte und Intellektuelle. Auch Stalins persönlicher Arzt, Wladimir Winogradow, wurde am 7. November verhaftet. Angeblich hatte Stalin in seinem Krankenbericht die Empfehlung «sollte auf alle Arbeit verzichten» gefunden. In seiner Wut rief Stalin aus: «Legt ihm Fusseisen an!» In ihrem Übereifer und entgegen der üblichen Praxis in der Lubjanka fesselten die Häscher den

betagten Professor. Nikolai Wlasik, Stalins langjähriger Leibwächter, wurde zunächst entlassen und dann, im Dezember, festgenommen. Der frühere KGB-Leiter Viktor Abakumow wurde verhaftet, weil ihm die Verschwörung entgangen war. Die leitenden Ärzte an der Kremlklinik und andere namhafte Mediziner des Landes fanden sich in der Lubjanka oder im Lefortowo-Gefängnis in Moskau wieder.<sup>53</sup>

Am 13. Januar 1953 machte die Nachrichtenagentur Tass die Ärzteschwörung publik. Neun leitende Ärzte wurden als Rädelsführer genannt, Hunderte waren inzwischen in den Gefängnissen gelandet. Sie wurden der Mitgliedschaft in einer zionistischen Terrorbande angeklagt. Wowski habe zugegeben, so hiess es, dass er den Befehl hatte, «die führenden Staatsmänner der UdSSR umzubringen».<sup>54</sup> Winogradow, Stalins langjähriger Leibarzt, wurde als britischer Agent enttarnt. Die Geständnisse lösten viele Hundert neue Verhaftungen aus. Überall wurden Juden zu Opfern plötzlicher Ausbrüche eines spontanen Antisemitismus. Man deckte jüdische Verschwörungen gegen die Moskauer Metro und die Moskauer Automobilwerke auf. Die Geschehnisse entwickelten eine unaufhaltsame Eigendynamik. Die «jüdisch-bourgeois Nationalisten» übernahmen die Rolle, die früher die Kulaken gespielt hatten. Die Ärzteschwörung nahm immer absurdere Formen an. Stalin erklärte sich damit einverstanden – regte vielleicht sogar an –, die Juden in den Osten zu deportieren.

Auch Deportationen waren nichts Neues; sie entsprachen den Gewohnheiten des Regimes seit den dreissiger Jahren. Man kann sich der Beweiskraft der Fakten, die Arkady Vaksberg zusammengetragen hat, kaum entziehen. Vaksberg wurde als junger Mann im Frühjahr 1953 mit den antisemitischen Auswüchsen konfrontiert. Man gab neue Gefängniskapazitäten in Auftrag, zog Eisenbahnwaggons in Moskauer Bahnhöfen zusammen, liess in Birobidschan hastig Holzbaracken Zusammenzimmern, stellte Listen mit Moskauer Juden auf und schickte sie an die Sicherheitskräfte in allen Moskauer Bezirken. Mitte Februar, als man die Ärzte und ihre «Komplizen» zwang, die absurdesten Verbrechen zu ge-

stehen, wurde ein Plan ersonnen, der alle Merkmale stalinistischer Arglist aufwies. Man nötigte prominente jüdische Persönlichkeiten, einen offenen Brief an die «Prawda» zu unterzeichnen, in dem Stalin gebeten wurde, die jüdischen Bürger vor weiteren Verfolgungen, provoziert durch die Verfehlungen einer Hand voll jüdischer Nationalisten, zu schützen und sie nach Osten, in Sicherheit, zu bringen. Die meisten, die man zur Unterzeichnung aufforderte, taten, wie ihnen geheissen, um einer Verhaftung zu entgehen. Der Prozess gegen die Ärzte wurde auf den März festgesetzt. Alle Anhaltspunkte sprechen dafür, dass man danach mit den Deportationen beginnen wollte.<sup>55</sup>

Dieses Wiederaufleben der gewaltsamen Judenverfolgung wurde durch Stalins Tod unterbrochen, aber nicht endgültig beendet. Ein genauer Bericht über die letzten Tage des Diktators erschien nicht vor 1989. Stalin verbrachte am 17. Februar den – wie sich später herausstellen sollte – letzten Tag in seinem Kremlobüro und fuhr dann in seine Datscha in Kunzewo. Am 27. Februar besuchte er eine «Schwanensee»-Aufführung im Bolschoitheater, allein in einer Loge, den Blicken der Öffentlichkeit entzogen. Nachdem er sich am Tag darauf einen Film angesehen hatte, kehrte er mit Chruschtschow, Malenkov, Bulganin und Berija in seine Datscha zurück, wo sie bis vier Uhr morgens blieben und georgischen Wein tranken, der so leicht war, dass Stalin ihn als «Saft» bezeichnete. Als seine Gäste gingen, sagte er seinen Wachen, angeblich zum allerersten Mal, sie könnten ebenfalls schlafen gehen, ein Umstand, der zu wilden Spekulationen Anlass gegeben hat – Spekulationen darüber, was sich alles ereignet haben könnte, während die Wachen schliefen. Am folgenden Tag warteten die Wachen, vernahmen aber kein Geräusch. Um sechs Uhr abends ging das Licht in Stalins Schlafzimmer an – wieder war nichts zu hören. Als sich um zehn Uhr abends immer noch nichts regte, waren die Wachen so besorgt, dass sie auf die Gefahr hin, ihren schlafenden Chef zu wecken, das Zimmer betraten. Sie fanden ihn auf dem Fussboden, kaum noch bei Bewusstsein, die Arme in stummem Flehen ausgestreckt, die Hosen besudelt.<sup>56</sup>

Man hob ihn auf, legte ihn auf ein Sofa und rief den KGB-Chef an. Von den Ereignissen, die nun folgten, sind verschiedene Versionen überliefert. Die plausibelste Schilderung stammt von Peter Losgatschew, dem stellvertretenden Kommandanten der Datscha, obwohl er seine Erinnerungen erst viel später festhielt. Als Erste trafen Berija und Malenkow ein. Es wurde kein Arzt gerufen – die meisten leitenden Kremlärzte saßen im Gefängnis. Berija war zornig, dass man ihn behelligt hatte. «Verbreiten Sie hier keine Panik... und stören Sie den Genossen Stalin nicht.»<sup>57</sup> Erst am folgenden Morgen, als Chruschtschow erschien, wurden Ärzte herbeizitiert. Dreizehn Stunden lang war Stalin ohne medizinische Hilfe geblieben. Ob das ein vorsätzlicher Versuch war, das Ende des Tyrannen zu beschleunigen, weil die Anwesenden hofften, von seinem Tod zu profitieren, lässt sich nicht beweisen. Es ist genauso gut möglich, dass Berija und Malenkow wirklich dachten, der schlafende und leise schnarchende Stalin sei in weit geringerer Gefahr, als seine Leibwächter meinten. Auch ist es unwahrscheinlich, dass Stalin hätte gerettet werden können, selbst wenn er noch in der Nacht ärztlich versorgt worden wäre. Er hatte eine schwere Gehirnblutung erlitten.

Es dauerte drei Tage, bis Stalin starb. Gelegentlich kam er zu Bewusstsein, konnte aber nicht sprechen. Die Ärzte setzten ihm Blutegel an Hals und Kopf. Ihre Hände zitterten, während Berija sie beobachtete und wüste Drohungen gegen sie ausstieß. Stalins Nachfolger standen um ihn herum und beobachteten den Diktator, ausgenommen Berija, der auf und ab lief und mal Schmähreden auf seinen Herrn und Meister hielt und ihn dann wieder mit Küssen und Treueschwüren überhäufte, wenn er sich rührte. Von seinem Todeskampf am Abend des 5. März berichtet seine Tochter: «In der letzten Minute öffnete er plötzlich die Augen und liess seinen Blick über alle Umstehenden schweifen. Es war ein furchtbarer Blick, halb wahnsinnig, halb zornig, voll Entsetzen vor dem Tode.»<sup>58</sup> Mit einer letzten Anstrengung hob er die linke Hand und hörte auf zu atmen. Berija stolperte aus dem Zimmer, rief nach seinem Wagen und fuhr in den Kreml, um die neue Regierung zu organisieren. Drei Monate später

liessen ihn seine Ministerkollegen verhaften und irgendwann später, das Datum ist noch immer nicht bekannt, hinrichten. Die anderen Zeugen der letzten Augenblicke des Tyrannen schauten noch eine Zeit lang auf den leblosen Körper, dann verliessen sie den Ort mit etwas mehr Würde. Der Leichnam wurde in einem Wagen zur Einbalsamierung gebracht. Fassungslos nahm die Bevölkerung die Nachricht auf. Trotz allem, was Stalin ihnen angetan hatte, trauerten Millionen Sowjetbürger um ihn. Als der Leichnam im Kreml aufgebahrt wurde, drängten sich draussen Tausende, um noch einen Blick auf ihn zu werfen. Einige Besucher wurden in der Menge zu Tode gequetscht. Stalin erhielt einen Platz neben Lenin im Kremlmausoleum.

Die Trauer war ehrlich. Der Personenkult hatte seine Wirkung getan. Für die einfachen Russen war Stalin ihr Beschützer, ihr Lehrer, ihr Helfer. Dass er zu den Ungeheuern der Geschichte zählt, diese Erkenntnis erschloss sich damals nur den Menschen, die in seiner unmittelbaren Umgebung gelebt und überlebt hatten. Die Naivität, mit der Stalin ver-

Am 5. März 1953 erlag Stalin den Folgen eines Schlaganfalls. Gerüchte, er sei vergiftet oder sein Tod sei beschleunigt worden, konnten nie erhärtet werden. Um seinen Leichnam versammelt seine engsten Mitarbeiter (von links nach rechts): Nikita Chruschtschow, Lawrentij Berija, Georgi Malenkow, Nikolai Bulganin, Kliment Woroschilow und Lasar Kaganowitsch. Drei Jahre später sollte Chruschtschow gegenüber dem sowjetischen Volk die Fehler und Grausamkeit von Stalins Regime enthüllen.



herrlicht wurde, ist für Bürger westlicher Staaten nur schwer zu begreifen. Die Kriegsteilnehmer sahen in Stalin den Mann, der sie zum größten Sieg in der russischen Geschichte geführt hatte, und zwar gegen einen Feind von wahrhaft historischen Ausmassen. Darin war ein Körnchen Wahrheit, aber eben nur ein Körnchen. Der Sieg kostete Sieger und Besiegte einen ungeheuren, unvorstellbaren Preis, einen Preis, den Stalins Volk bis zum Tod des Diktators zahlen musste. Wie der Bürgerkrieg, der aus dem Ersten Weltkrieg erwuchs, so dauerte auch Russlands Krieg noch fort, nachdem die Waffen auf den Schlachtfeldern längst schwiegen.

## Epilog

### RUSSLANDS KRIEG – MYTHOS UND WIRKLICHKEIT

*Niemand wird vergessen,  
nichts wird vergessen ...*

MICHAIL GORBATSCHOW,  
TAG DES SIEGES, 1990

AUF EINER NICHTÖFFENTLICHEN SITZUNG des Zentralkomitees im Februar 1956 hielt Nikita Chruschtschow eine höchst bemerkenswerte Rede. Zum ersten Mal wurden die Mythen zerpfückt, die um den toten Diktator Stalin gesponnen worden waren. Chruschtschow nahm kein Blatt vor den Mund. Er beschuldigte Stalin, ein entsetzlicher Tyrann gewesen zu sein und legte seinen verblüfften Zuhörern einen grässlichen Katalog stalinistischer Verbrechen vor. Mehrere Stunden lang sprach er vor einem erstarrten Publikum. Erst als er sich zum Krieg äusserte, wurden die Delegierten lebhafter.

Chruschtschow liess kein gutes Haar an Stalins militärischem Ruhm. Er offenbarte die militärische Unfähigkeit, die für die deutschen An- fangserfolge verantwortlich war, er erwähnte Stalins persönliche Feig- heit, die Tatsache, dass dieser weder die Front noch die zerstörten Städte besucht habe, er sprach von den vielen Hunderttausend sinnlos geopfer- ten Menschenleben, für die Sturheit und Blindheit des Oberbefehlsha- bers verantwortlich waren. Zornig erklärte er, es sei eine Lüge, dass Sta- lins Genie die Sowjetunion gerettet habe. Vielmehr sei der Sieg durch «den bewundernswerten Heldenmut vieler Millionen Menschen» errun- gen worden. Nicht Stalin, sondern die Partei, die Regierung, die Armee, die ganze sowjetische Nation – «sie alle haben den Sieg im Grossen Va- terländischen Krieg erkämpft». Laut Sitzungsprotokoll folgte hier «stür-

mischer und anhaltender Beifall».<sup>1</sup> Es war eine sensationelle Rede. Obwohl offiziell geheim, wurde sie bald von den Delegierten weitergetragen und den Parteimitgliedern überall in der Sowjetunion vorgelesen. Die Wirkung war ausserordentlich, als wäre dem sowjetischen Volk unvermittelt ein ungeheures Gewicht von den gebeugten Schultern genommen worden.

In den folgenden Jahrzehnten wurde Stalins Erbe weitgehend beseitigt. Mehr als fünf Millionen Gefangene entliess man aus den Lagern. Stillschweigend wurden die vielen Tausend Standbilder und Porträts entfernt, die noch immer die Städte und Hallen der Sowjetunion schmückten. Aus Stalingrad, dem grossen Symbol sowjetischen Widerstands, wurde Wolgograd. Über Nacht war es vorbei mit dem Personenkult. Im Oktober 1961 entschloss sich die Partei zur grössten Kränkung des Toten: Sein einbalsamierter Körper wurde aus dem Kremлмаuseum entfernt und sein Name am Eingang gelöscht. Bei Nacht und Nebel wurde der Leichnam in einem nahen Grab verscharrt. Stalin selbst hatte sich keine Illusionen über sein Schicksal nach dem Tode gemacht. In einer Rede vom April 1941 überraschte er sein Publikum mit folgendem Gedanken:

Die Menschen haben eine schlechte Angewohnheit... sie preisen die Lebenden, scheren sich jedoch keinen Deut um die Toten, auch nicht die Idole, wie man früher sagte, oder die Führer, wie es heute heisst; sie feiern sie und lieben sie, solange sie leben, aber vergessen sie, wenn sie gestorben sind.<sup>2</sup>

Man hat Stalin natürlich nicht vergessen, aber das Idol gestürzt.

Die Entstalinisierung ermöglichte es dem sowjetischen Volk, den Krieg als seinen Krieg zu begreifen und nicht als Stalins Krieg. Im «Jahr der Wahrheit», das auf Chruschtschows Rede folgte, konnten einige Schichten des stalinistischen Mythos entfernt werden, welche die Wirklichkeit des Krieges verschüttet hatten. Konstantin Simonow, der als regimetreuer Schriftsteller zur Verewigung dieses Mythos beigetragen

hatte, begegnete der vom Regime propagierten Wahrheit nur noch mit ätzendem Spott. Er zitierte die offizielle Version der vernichtenden Niederlagen: «Verschiedene unvorhergesehene Umstände traten ein.» «Was für eine Formulierung ist das?», fragte Simonow. «So kann man über die Verspätung eines Zuges reden oder über frühe Frosteinbrüche, aber nicht über den Krieg, der in seinem ganzen Verlauf von seinen ersten Anfängen an bis zu unseren grossen Leiden ein unvorhergesehener Umstand war.»<sup>3</sup> Jetzt wurden Aspekte der «wirklichen Wahrheit» sichtbar, andeutungsweise sogar die Demoralisierung und der Defätismus, der 1942 um sich griff, der Schaden, den politische Funktionäre anrichteten, die jedem Kommandeur über die Schulter blickten, und das grausame Schicksal der vielen Tausend Menschen, die quer durch die Sowjetunion in die Lager deportiert wurden.

Das «Jahr der Wahrheit» erlaubte den schmerzlichen Erinnerungen an die Leiden und Ängste des Krieges nur kurze Zeit, an die Oberfläche zu kommen. Die Partei war bereit, Stalin als Sündenbock zu benutzen, aber nicht, die ganze Geschichte des Krieges umzuschreiben. Der Krieg wurde von der Partei vereinnahmt, und die offiziellen Historiker und Zensoren inthronisierten eine neue Wahrheit, die sich in vielerlei Hinsicht kaum von Stalins Version unterschied. Als Wassili Grossman, der sich wie Simonow als Schriftsteller in den Dienst der Propaganda gestellt hatte, 1960 versuchte, sein Buch «Leben und Schicksal» zu veröffentlichen – einen der grössten Kriegsromane aller Zeiten und ein ehrliches Denkmal der sowjetischen Kriegsanstrengungen –, wurde das Manuskript abgelehnt. Man teilte Grossman mit, es könne in den nächsten zwei bis drei Jahrhunderten nicht erscheinen. Im Februar 1961 wurde seine Wohnung durchsucht und das Manuskript, seine Bücher und sogar das Farbband seiner Schreibmaschine, in dem die anstössigen Wörter eingeprägt waren, vom KGB beschlagnahmt. Und als Anatoli Kusnezow es 1966 wagte, einen Roman zu schreiben, in dem die Wahrheit über Babi Jar und den stalinistischen Antisemitismus erzählt wird, musste der

Rotstift des Zensors alles streichen, was als antisowjetisch galt, bevor das Buch veröffentlicht werden konnte. Die sowjetische Wahrheit über den Krieg wurde nach Stalin vom Personenkult befreit, blieb jedoch eine sterile und entstellte Wahrheit.<sup>4</sup>

Die neue Geschichte des Krieges war eine simple Erzählung über kommunistischen Heldenmut angesichts faschistischen Verrats. Gerne übernahm die Armee die Version von Stalins persönlichem Versagen, wollte aber den Vorwurf militärischer Fehlschläge nicht auf sich sitzen lassen. Als der Journalist Albert Axell 1985 Marschall Sergej Rudenko interviewte, den ehemaligen Oberbefehlshaber einer Luftarmee, erhielt er die Auskunft, 1941 sei «alles Notwendige zur Vorbereitung auf den Überfall getan worden» und «Regierung wie Volk» seien «nach den ersten deutschen Schlägen der Situation rasch Herr geworden».<sup>5</sup> Die offizielle Version blieb die, über die sich Simonow lustig gemacht hatte: einige unvorhergesehene Komplikationen, bevor das Volk, von der Partei geeint und straff geführt, den Eindringling mit der neuen kommunistischen Strategie der massiven Gegenoffensive wieder aus dem Land jagte. Die Partei vertrat diese offizielle Linie nicht um ihrer selbst willen, sondern um dadurch ihre Herrschaft in den Jahren nach Stalins Tod zu festigen. In Hunderten von exemplarischen Kriegsgeschichten, in denen die gemeinsamen Opfer und die Beweise ungewöhnlichen Heldenmutes gepriesen wurden, zeigten Parteiarbeiter den Weg, der zum Sieg und in die goldene Zukunft des sozialistischen Wiederaufbaus führte. Der Sieg wurde nicht als militärischer Triumph vereinnahmt, sondern sollte den geschichtlichen Weg rechtfertigen, den die Sowjetunion und die Bruderstaaten in Osteuropa nun beschritten.

In den sechziger Jahren wurde die Erinnerung an den Krieg mit einer fast religiösen Inbrunst gepflegt. Der 9. Mai, der Tag des Sieges, war ein öffentliches Ereignis ersten Ranges. In den Betrieben und Fabriken hielt man pompöse Versammlungen ab. «Der Tag des Sieges», erinnerte sich ein Kriegsteilnehmer, «wurde weit feierlicher begangen als der 7. No-

vember [der Jahrestag der Oktoberrevolution] oder der 1. Mai... Alle erinnerten sich an Kriegserlebnisse und waren erstaunt, noch am Leben zu sein.»<sup>6</sup> In der ganzen Sowjetunion beteten Schulkinder die gleiche Litanei herunter: «Die Sowjetunion hat die Menschheit vor Vernichtung und Versklavung durch den deutschen Faschismus bewahrt und die Zivilisation der Welt gerettet.» Sie konnten lesen, dass der Krieg den Völkern der Erde vor Augen geführt habe, welche «Dauer und Lebenskraft» im Herzen der sozialistischen Gesellschaft wohne. Der Sieg habe die «Verwandlung des Sozialismus in ein weltweites System ermöglicht».<sup>7</sup> Der Krieg – der des Volkes, nicht Stalins Krieg – wurde als Gründungsmythos für den modernen sowjetischen Staat instrumentalisiert und stellte selbst die Revolution in den Schatten, deren Väter inzwischen längst tot waren.

Das System legte sich so sehr auf diese Version des Krieges fest – eines Krieges, der offiziell mutig gefochten und fehlerlos geführt worden war –, dass es sich keine Desillusionierung leisten konnte. Doch als *Glasnost* kam, brachen alle Dämme. 1988 konnte «Leben und Schicksal» endlich in der Sowjetunion erscheinen. Die Entdeckung der Wahrheit war schmerzlich für die Generationen, die mit den Lehrbuchklischees aufgewachsen waren, noch schmerzlicher vielleicht für die schrumpfende Zahl der Kriegsteilnehmer selbst, die viel von dem, was sie erlebten, für sich behalten hatten. Jedes Land, das am Zweiten Weltkrieg teilgenommen hat, hielt die Erinnerung an seine eigene Version des Krieges wach, mit je eigenen Mythen und Deutungen. Aber von keinem ist verlangt worden, diese Mythen völlig aufzugeben und sich so offen und bedingungslos zur Wahrheit zu bekennen, wie von der Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten. Die Geschichte des Krieges ist kein Prüfstein sozialistischer Loyalität mehr, sondern ein Symbol für die Emanzipation von der Vergangenheit.

Noch ist es zu früh für die Staaten der ehemaligen Sowjetunion, eine neue Geschichte zu schreiben, die den Erfahrungen des Krieges Gerechtigkeit widerfahren lässt. Viele Menschen reagieren auf die Enthüllungen

mit Beschuldigungen und Entsetzen. Auf ein Volk, das jahrelang mit Mythen genährt wurde, muss die Wahrheit demoralisierend wirken. «Ich empfinde noch immer das Schmerzliche dieser Erinnerungen», bemerkte Chruschtschow kurz vor seinem Tod. «Noch immer liegt mir das Leid des russischen Volkes auf der Seele.»<sup>8</sup> Die Literatur über den Krieg beschäftigt sich heute vor allem mit der ausserordentlichen Leidensfähigkeit und dem Durchhaltevermögen des russischen Volkes. Der Krieg ist nicht mehr nur ein Zeugnis militärischen Triumphes, vielmehr geht die Erinnerung daran mit traurigen und unvorstellbaren Entdeckungen einher.

Möglicherweise wird sich nicht bewahrheiten, was Generationen von sowjetischen Bürgern eingehämmert worden ist, dass nämlich die «grosse Heldentat der dankbaren Menschheit ewig im Gedächtnis bleiben wird», trotzdem sind die sowjetischen Kriegsanstrengungen eine unvergleichliche Leistung, eine welthistorische Tat in einem ganz konkreten Sinne. Stalin hatte Recht mit seiner Meinung, der Konflikt sei eine «Prüfung für das gesamte Sowjetsystem», und er wusste genau – besser als die meisten –, dass der Staat sie um Haaresbreite nicht bestanden hätte.<sup>9</sup> Die Aussichten, dass die Sowjetunion sich gegen Hitlerdeutschland behaupten würde, standen schon vor Ausbruch des Krieges schlecht, viel schlechter noch nach den ersten Kriegsmonaten. Der deutsche Propaganda-Apparat schilderte die Primitivität sowjetischen Lebens in lebhaften Farben. Den deutschen Soldaten wurde eingeredet, der sowjetische Feind sei auf die moderne Kriegführung nicht vorbereitet und unfähig zu entschlossenem Widerstand.<sup>10</sup> Im Allgemeinen betrachtete das Ausland, von der Schar der verblendeten Parteigänger abgesehen, die Sowjetunion als ein System, das durch eine übermächtige Bürokratie und einen erbarmungslosen Unterdrückungsapparat völlig erstarrt war. Sein Gegner verfügte über die gefährlichste Streitmacht der Welt, die den grössten Teil Europas in achtzehn Monaten erobert hatte. Als die Nachricht vom Beginn des «Unternehmens Barbarossa» in Washington eintraf, informierte der Kriegsminister, Henry Stimson,

Präsident Roosevelt darüber, dass der Vereinigte Generalstab der USA so gut wie einhellig die – auch von ihm geteilte – Meinung vertrete, Deutschland werde «für ein Minimum von einem Monat und ein mögliches Maximum von drei Monaten davon in Anspruch genommen sein, Russland zu erobern».<sup>11</sup>

Der sowjetische Sieg widerlegte die Erwartungen fast sämtlicher Beobachter. Trotz aller Kritik, die heute in der ehemaligen Sowjetunion an der völligen militärischen Unfähigkeit und den sinnlosen Repressalien in den ersten Kriegsjahren geäußert wird, bleibt festzustellen, dass das sowjetische System seine härteste Bewährungsprobe bestanden hat. Das konfrontiert Historiker mit dem Problem der Quadratur des Kreises: Eigentlich hätte die Sowjetunion in diesem Krieg unterliegen müssen, dennoch ist sie als triumphierender und unumschränkter Sieger aus ihm hervorgegangen. Natürlich stand die Sowjetunion nicht allein. Ohne die Zersplitterung der deutschen Kräfte, die unter anderem durch die Bombenangriffe und die Kämpfe am Mittelmeer erzwungen wurde, wäre das Ergebnis sehr viel ungewisser gewesen und hätte vielleicht ganz anders ausgesehen. Trotzdem, die deutschen Streitkräfte haben ihre grössten Verluste an der Ostfront erlitten – 80 Prozent ihrer Gefallenen sind dort ums Leben gekommen –, und hier hat die Wehrmacht auch bis 1944 ihre Hauptkräfte konzentriert. Ausserdem darf man die deutsche Seite nicht vergessen: Nach dem Krieg waren die deutschen Generale rasch bei der Hand mit der Behauptung, Hitlers unberechenbare Kriegführung und der Mangel an Gerät und Waffen habe die Niederlage unabwendbar gemacht; die Sowjetunion habe den Krieg nicht gewonnen, sondern Deutschland habe ihn verloren. Diese These passt nicht recht zu den Fakten. 1941 zogen die deutschen Generale mit der Überzeugung in den Krieg, auf eine Armee von «Analphabet[en] und Halbasiat[e]n» zu treffen, deren Führer «noch weniger zu fürchten» seien «als die früheren, gut ausgebildeten kaiserlich-russischen Generale»; der Sieg sei nur eine Frage von wenigen Wochen.<sup>12</sup> Fast hätten sich solche Einschätzungen

bewahrheitet. Die Niederlage der deutschen Streitkräfte setzte etwas voraus, was die deutsche Führung nie für möglich gehalten hätten: dass es der Sowjetunion gelang, ihre Produktion wieder anzukurbeln, die Streitkräfte zu reformieren und Heerführer mit bemerkenswerten Fähigkeiten hervorzubringen. Ohne diese Faktoren wäre Deutschland nicht zu besiegen gewesen. Die Sowjetunion musste den Krieg *gewinnen*.

Meist wird die Antwort heute im russischen Volk gesucht, in seiner schlichten Vaterlandsliebe und seinem Durchhaltevermögen, die es – ungeachtet aller Schrecken zu Hause und an der Front – befähigten, weiterzukämpfen. Das mag durchaus eine Vorbedingung für den Sieg gewesen sein, doch berücksichtigt diese Auffassung zu wenig, unter welchen staatlichen Zwängen Millionen Sowjetbürger arbeiten und kämpfen mussten und was mit denen war, die den verordneten Wunsch nach Rache und Selbstaufopferung nicht in sich entdecken konnten. Letztlich kann Entschlossenheit allein, so rechtschaffen und bedingungslos sie sein mag, nicht den Sieg in einem Krieg solchen Ausmasses, gegen einen gut bewaffneten und disziplinierten Feind erklären.

Zumindest einen Teil der Antwort müssen wir bei Stalin und beim politischen System suchen, das ihm unterstand und von dem die sowjetischen Kriegsanstrengungen organisiert wurden. Stalin hatte mehr zu bieten als nur seinen launischen Despotismus. Seine Bereitschaft, sich dem Urteil seiner militärischen Experten schliesslich zu beugen – so schwer es ihm auch gefallen sein muss –, zeigte einen vernünftigen Sinn für die Grenzen des Despotismus. Dass der Öffentlichkeit das Bild eines mutigen, allwissenden und unerschütterlichen Führers vermittelt wurde, war notwendig, egal, wie weit es von der Wirklichkeit entfernt sein mochte. Der Gegensatz zwischen Stalins Beteiligung an den Kriegsanstrengungen und der des Zaren dreissig Jahre zuvor ist aufschlussreich: Stalin wurde ein unverzichtbarer Teil der Kriegsmaschinerie, Nikolai blieb völlig überflüssig.

Stalin unterstellt waren die wichtigsten Institutionen des Staates und der Partei. Dass diese nach dem Krieg ihre Bedeutung für den Sieg infla-

tionär ausgeschlachtet hat, darf uns nicht blind machen für die womöglich unangenehme Schlussfolgerung, dass die Organisation der Heimatfront ihre Erfolge – und Misserfolge – dem kommunistischen Apparat und den Kadern überzeugter Kommunisten verdankte, die die Arbeiter, Bauern und Soldaten mit einem häufig primitiven Fanatismus antrieben. Mit dem blossen Vorhandensein des NKWD lässt sich die moderne Effektivität ganz sicher nicht erklären, die ein als primitiv verschrieenes System an den Tag legte – wo das NKWD einschritt, hat das den Kriegsanstrengungen geschadet und nicht genützt. Die sowjetische Planung zeigte eine Flexibilität und Organisationskraft, die ihr bürokratisches Image Lügen strafte. Völlig unerwartet legte sie genau die Fähigkeiten an den Tag, die erforderlich waren, um eine riesige Bevölkerung für ein einziges gemeinsames Ziel zu mobilisieren. Nach dem Krieg kehrten die alten Gewohnheiten zurück. Weder Partei noch Bürokratie waren in der Lage, das sozialistische Paradies zu planen.

Dieses scheinbare Paradoxon hat zumindest eine Erklärung. Während des Krieges entkamen viele sowjetische Funktionäre, Wirtschaftsführer und Soldaten der bedrückenden Atmosphäre; es herrschte Passivität und Furcht vor Verantwortung. Nach 1941, so erinnert sich ein Militärarzt und Kriegsveteran, brach eine Periode «spontaner Entstalinisierung» an, als die Menschen immer und immer wieder gezwungen waren, «eigene Entscheidungen zu treffen und selbst Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen».<sup>13</sup> In der Armee stieg dieses persönliche Verantwortungsgefühl, als im Herbst 1942 endlich die politischen Apparatschiks an der Front abgesetzt wurden und die Offiziere in der Gewissheit handeln konnten, nicht permanent auf politische Korrektheit überprüft zu werden. Der Romanautor und Kriegsteilnehmer Wjatscheslaw Kondratjew erinnerte am Tag des Sieges 1990 daran, dass der Krieg jedem Soldaten grosse Verantwortung übertrug: «Du hattest das Gefühl, das Schicksal Russlands läge ganz allein in deinen Händen.» Nach dem Krieg verflüchtigte sich dieses berauschte Gefühl wieder. «Egal ob es mich

gibt», fährt Kondratjew fort, «oder nicht, alles nimmt seinen gewohnten Gang.»<sup>14</sup> Selbst an der Heimatfront herrschte infolge des Krieges ein Gefühl der Befreiung. Im belagerten Leningrad, so schrieb die Dichterin und Überlebende Olga Berggolz, habe man eine «stürmische Empfindung der Freiheit» verspürt.<sup>15</sup> Die Allgegenwart des Todes habe dieses Freiheitsgefühl verstärkt, spontanen Einfallsreichtum gefördert, hasserfüllten Stoizismus hervorgerufen.

Doch noch vor Kriegsende schwand die Möglichkeit wieder, Verantwortung zu übernehmen, Initiative zu zeigen und ohne Anweisungen zu handeln, als der Spitzelapparat erneut an Macht gewann. Trotzdem hat das gesteigerte persönliche Verantwortungsgefühl sicherlich zur Kampfkraft der Roten Armee beigetragen, weil es viele Befehlshaber vom Ballast politischer Kontrolle befreite und ihnen ermöglichte, das zu tun, was ihre eigentliche Aufgabe war, nämlich zu befehlen. Ausserdem floss es dem einfachen Soldaten mehr Vertrauen in die Fähigkeiten seiner Vorgesetzten ein und räumte mit den Resten jener Haltung auf, deren Ursprünge sich bis ins Jahr 1917 zu dem berüchtigten Befehl Nummer 1 des Petrograder Sowjets zurückverfolgen lassen, der den Soldaten das Recht zugestand, Rechenschaft von ihren vorgesetzten Offizieren zu verlangen. Es dürfte kaum ein Zufall sein, dass sich die Kampfkraft des sowjetischen Heeres im Herbst 1942, nach der Abschaffung der Politkommissare in der Roten Armee, erheblich verbesserte.

Der sowjetische Erfolg ist auf all diese Faktoren zurückzuführen: auf den Patriotismus und die Leidenschaft des Volkes, auf die Rolle Stalins, den politischen Kontext von Planung und Mobilisierung sowie das vorübergehende Erwachen von Initiative und Verantwortlichkeit, durch die der fatalistische Konformismus überwunden werden konnte, der die sowjetische Gesellschaft nach den Säuberungen beherrschte. Die Kriegsanstrengungen waren nicht nur das Werk des Volkes, das sie trotz des Systems, in dem es lebte, aufbrachte, aber sie waren auch nicht ausschliesslich ein Produkt des sowjetischen Staates, seines Führers und der Partei. Die beiden Kräfte wirkten in einer erzwungenen Symbiose zu-

sammen, keine der anderen wirklich vertrauend, und doch aufeinander angewiesen durch die Zwänge, die der deutsche Überfall schuf. Niemand bezweifelt, dass der Sieg mit geringeren Kosten hätte errungen werden können, mit weniger Unterdrückung, unter menschlicheren Bedingungen, vor allem mit einer weit geringeren Zahl von Toten und Gefallenen. Das freilich war die Tragik des sowjetischen Krieges. Die Opfer eines gepeinigten Volkes brachten den Sieg, aber nicht die Befreiung, einen Augenblick bitter-süßen Triumphes in einer langen Geschichte des Leids.

## Anhang

## ANMERKUNGEN

### EINLEITUNG

- 1 W. J. Spahr, *Zhukov, The Rise and Fall of a Great Captain*, Novato/Kalifornien S. XI-XII, 56, 261-263.
- 2 Vgl. Einleitung in: J. L. Schecter und V.V. Luchkov (Hg.), *Khrushchev Remembers. The Glasnost Tapes*, New York, 1990.
- 3 Spahr, *Zhukov*, S. 103-105.
- 4 Vgl. im einzelnen D. Glantz, «From the Soviet Secret Archives: Newly Published Soviet Works on the Red Army 1918-1991: A Review Essay», *Journal of Slavic Military Studies* 8 (1995), S. 319-332.
- 5 Vgl. die Erörterung der Zahlen in: B. V. Sokolov, «The Cost of War. Human Losses of the USSR and Germany, 1939-1945», in- *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996), S. 156-171; V. E. Korol, «The Price of Victory. Myths and Realities», ebend., S. 417-424.
- 6 Zitiert in: M. P. Gallagher, *The Soviet History of World War II. Myths, Memories, and Realities*, New York 1963, S. 151.
- 7 J. Lucas, *War on the Eastern Front. The German Soldier in Russia*, London 1991, S. 28.
- 8 I. Ehrenburg, *Menschen – Jahre – Leben. Memoiren*, Bd. 3, Berlin (Ost) 1982, S. 15.
- 9 A. Solschenizyn, *Der Archipel Gulag*, 3 Bde., Reinbek 1978, Bd. 1, S. 536f.
- 10 N. Tumarkin, *The Living and the Dead. The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*, New York 1994, S. 81. Das Zitat stammt aus: A. Tvardovsky, *A Book about a Soldier*.
- 11 D. Dallin und B. Nicolaevsky, *Forced Labour in Soviet Russia*, London 1947, S. XIII-XIV
- 12 ebd., S. 300-303.
- 13 J. Garrard und C. Garrard (Hg.), *World War 2 and the Soviet People*, London 1993, S. 17.

## KAPITEL 1: EINBRUCH DER DUNKELHEIT

- 1 Zu diesen und anderen Einzelheiten des Bürgerkriegs vgl. O. Figes, *Die Tragödie eines Volkes*, Berlin 1998, S. 623-638. Die beste neuere Geschichte des russischen Bürgerkriegs bietet E. Mawdsley, *The Russian Civil War*, London 1987.
- 2 M. von Hagen, *Soldiers in the Proletarian Dictatorship. The Red Army and the Soviet Socialist State 1917-1930*, Ithaca 1990, S. 334E
- 3 Zu Hitlers Anschauungen vgl. E. Jäckel, *Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft*, 2. Auflage, Stuttgart 1981; J. P. Stern, *Hitler. Der Führer und das Volk*, München 1978. Zu dem herrschenden Kulturpessimismus vgl. F. Stern, *Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland*, Bern 1963.
- 4 T.J. Uldricks, «Russia and Europe. Diplomacy, Revolution and Economic Development in the 1920s», in: *International History Review* 1 (1979), S. 160.
- 5 J. Stalin, *Fragen des Leninismus*, Moskau 1947, S. 172.
- 6 E.R. Goodman, *The Soviet Design for a World State*, New York 1960, S. 30-32.
- 7 J. Stalin, *Fragen des Leninismus*, S. 169-180.
- 8 von Hagen, *Soldiers in the Dictatorship*, S. 204f.
- 9 Ebd., S. 158-160.
- 10 Ebd., S. 213, Anm. 19; vgl. auch E. O'Ballance, *The Red Army*, London 1964, S. 96f.
- 11 von Hagen, *Soldiers in the Dictatorship*, S. 212-219.
- 12 D. Wolkogonow, *Stalin. Triumph und Tragödie. Ein politisches Porträt*, Düsseldorf 1989, S. 111 f.
- 13 W. Harriman und E. Abel, *In geheimer Mission. Als Sonderbeauftragter Roosevelts bei Churchill und Stalin 1941-1946*, Stuttgart 1979, S. 211.
- 14 L. Samuelson, «Mikhail Tukhachevsky and War-Economic Planning. Reconsiderations on the Pre-War Soviet Military Build-up», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996), S. 805-809.
- 15 J.L. Djakow und T. S. Buschujewa, *Das faschistische Schwert wurde in der Sowjetunion geschmiedet. Die geheime Zusammenarbeit der Roten Armee mit der Reichswehr 1922-1933*, Klitzschen 2000, S. nf.
- 16 E. R. Hooton, *Phoenix Triumphant. The Rise and Fall of the Luftwaffe*, London 1994, S. 44-49; Djakow und Buschujewa, *Das faschistische Schwert*, S. 18.
- 17 Ebd., S. 22.
- 18 C. A. Roberts, «Planning for War. The Red Army and the Catastrophe of 1941», in: *Europe-Asia Studies* 47 (1995), S. 1302-1304. Die beste allgemeine Geschichte des strategischen Denkens in der Sowjetunion bietet D. Glantz, *Soviet Military Operational Art. In Pursuit of Deep Battle*, London 1991.
- 19 Samuelson, «Tukhachevsky», S. 816-821.
- 20 Roberts, «Planning», S. 1304-1307; R. R. Reese, *Stalin's Reluctant Soldiers. A Social History of the Red Army 1923-1941*, Lawrence/Kansas 1996, S. 52-61.
- 21 R. Schiness, «The Conservative Party and Anglo-Soviet Relations 1925-1927», in: *European Studies Review* 7 (1977), S. 385-388.
- 22 G. Gorodetsky, *The Precarious Truce. Anglo-Soviet Relations 1924-1927*, Cambridge 1977, S. 222-234; Uldricks, «Russia and Europe», S. 75.
- 23 I. Deutscher, *Stalin. Eine politische Biographie*, Berlin 1989, S. 391; zu Lenins Auffassung vgl. D. Shub, *Lenin*, London 1966, S. 435.
- 24 Deutscher, *Stalin*, S. 21f.

- 25 Die besten Einblicke in Stalins Verwaltungsmethoden bietet eine neuere Ausgabe seiner politischen Korrespondenz mit Molotow. Vgl. L.T. Lih, O. Naumow und O. Chlewnjuk (Hg.), *Stalin. Briefe an Molotow 1925-1936*, Berlin 1996.
- 26 Shub, *Lenin*, S. 435. In dem so genannten Testament, das Lenin am 25./26. Dezember 1922 diktierte, forderte er seine Genossen auf, einen Generalsekretär zu wählen, der «toleranter, loyaler, höflicher und den Genossen gegenüber aufmerksamer, weniger launenhaft usw.» sei.
- 27 J. Stalin, *Werke*, Berlin 1955, XIII, S. 97 (Unterredung mit dem deutschen Schriftsteller Emil Ludwig am 13. Dezember 1931).
- 28 Zitiert aus einem Interview mit D. Wolkogonow in der ersten Folge von «Russia's War».
- 29 A. Amba, *Ein Mensch sieht Stalin*, Hamburg 1951, S. 67.
- 30 M. Harrison, *Soviet Planning in Peace and War 1938-1945*, Cambridge 1985, S. 46-51, 250-253; S. Wheatcroft, R.W. Davies und J.M. Cooper, «Soviet Industrialisation Reconsidered», in: *Economic History Review*, 2nd Ser., 39 (1986).
- 31 Zu den Einzelheiten vgl. L. Siegelbaum, *Stakhanovism and the Politics of Productivity in the USSR 1935-1941*, Cambridge 1988, S. 69-76, 307.
- 32 Zu den Zahlen vgl. R. W. Davies, «Soviet Military Expenditure and the Armaments Industry 1929-1933. A Reconsideration», in: *Europe-Asia Studies* 45 (1993), S. 585-601; J. Sapir, «The Economics of War in the Soviet Union during World War II», in: I. Kershaw und M. Lewin (Hg.), *Stalinism and Nazism. Dictatorship in Comparison*, Cambridge 1997, S. 213. Vgl. ferner: W. S. Dunn, *The Soviet Economy and the Red Army 1930-1945*, London 1995, Kapitel 1 und 2.
- 33 Stalin, *Probleme des Leninismus*, Dortmund 1976, S. 35f.: Rede auf der ersten Unionskonferenz der Funktionäre der sozialistischen Industrie, 4. Februar 1931.
- 34 Samuelson, «Tukhachevsky», S. 831-839; zur Entwicklung der sowjetischen Panzer vgl. G. F. Hofmann, «Doctrine, Tank Technology, and Execution. I. A. Khalepskii and the Red Army's Fulfillment of Deep Offensive Operations», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996), S. 283ff.
- 35 O'Ballance, *Red Army*, S. 116-118.
- 36 Eindringliche Beschreibungen der OGPU-Verhöre bei V. Brunovsky, *The Methods of the OGPU*, London 1931. Zum Hintergrund des Lagersystems vgl. E. Bacon, *The Gulag at War. Stalin's Forced Labour System in the Light of the Archives*, London 1994, S. 43-47.
- 37 von Hagen, *Soldiers in the Dictatorship*, S. 327E; O'Ballance, *Red Army*, S. 118-120.
- 38 Zahlen bei S. Rosefielde, «Stalinism in Post-Communist Perspective. New Evidence on Killings, Forced Labor and Economic Growth in the 1930s», in: *Europe-Asia Studies* 48 (199f.), S. 962f., 975; S. Wheatcroft, «More Light on the Scale of Repression and Excess Mortality in the Soviet Union in the 1930s», in: J. A. Getty und R. T. Manning (Hg.), *Stalinist Terror. New Perspectives*, Cambridge 1993, S. 277-290; A. Nove, «Victims of Stalinism: How Many?», in: Getty und Manning, *Stalinist Terror*, S. 270f.; R. J. Rummell, *Lethal Politics. Soviet Genocide and Mass Murder since 1917*, New Brunswick 1990, S. ii5f. Rosefielde schätzt, dass zwischen 0,7 und 11,8 Millionen Menschen verhungert sind. Die demographischen Daten, auf denen die neueren Schätzungen beruhen, lassen auf 2,8 bis 4,5 Millionen Opfer schliessen.
- 39 Nove, «Victims», S. 265-267.
- 40 A. Nove (Hg.), *The Stalin Phenomenon*, London 1993, S. 3of.; Nove, «Victims», S. 269; R. Thurston, «The Stakhanovite Movement. Background to the Great

Terror in the Factories 1935–38», in: Getty und Manning, *Stalinist Terror*, S. 155, wo auch darauf hingewiesen wird, dass 1938 nur 18,6 Prozent der Häftlinge konterrevolutionäre Verbrechen vorgeworfen wurden. Viele der anderen Lagerinsassen waren gewöhnliche Kriminelle.

- 41 Zu den Einzelheiten vgl. J. A. Getty, *The Origins of the Great Purges. The Soviet Communist Party Reconsidered 1933–1938*, Cambridge 1985.
- 42 Wolkogonow, *Stalin*, S. 311f. Vgl. ebenfalls R. Conquest, *Stalin and the Kirov Murder*, London 1989.
- 43 Vgl. die Beurteilung von Stalins Stil in der Militärführung bei B. Bonwetsch, «Stalin, the Red Army and the «Great Patriotic War»», in: Kershaw und Lewin, *Stalinism and Nazism*, S. 202f.
- 44 Zu Wyschinski vgl. A. Vaksberg, *The Prosecutor and the Prey. Vysbinsky and the 1930s Moscow Show Trials*, London 1990, Kapitel 3 und 4; zu den Hinrichtungen vgl. Nove, «Victims», S. 270f.; Rosefelde («Stalinism», S. 975) nennt für alle Hinrichtungen, die während der dreißiger Jahre in Gefängnissen stattfanden, eine Zahl von 722 000. Die offizielle NKWD-Zahl für alle Hinrichtungen zwischen 1930 und 1950 wird mit 786 098 angegeben, bei insgesamt 3 778 234 gerichtlichen Verurteilungen zu Tod oder Haft. Vgl. R. C. Nation, *Black Earth, Red Star*, Ithaca 1992, S. 98.
- 45 C. Andrew und O. Gordiewsky, *KGB. Die Geschichte seiner Auslandsoperationen von Lenin bis Gorbatschow*, München 1992, S. 181; A. C. Brown und C. B. MacDonald, *The Communist International an the Coming of World War II*, New York 1981, S. 437–439.
- 46 Wolkogonow, *Stalin*, S. 414f.
- 47 Ebd., S. 415.
- 48 Andrew und Gordiewsky, *KGB*, S. 181; vgl. auch das Zeugnis von W. Krivitsky, *Ich war Stalins Agent*, Grafenau-Döffingen 1990, S. 253–258. Schpigelglas, der 1938 selbst liquidiert wurde, berichtete Kriwizki, das NKWD habe «seit mehreren Jahren schon» Material über Tuchatschewski und andere Leute mit früheren Kontakten zu Deutschland gesammelt. «Wir haben eine Menge Material», fuhr er fort, «nicht nur über die Militärs, sondern auch über viele andere.»
- 49 Alan Bullock, *Hitler und Stalin. Parallele Leben*, überarbeitete Neuauflage, Berlin 1998, 657f.
- 50 Wolkogonow, *Stalin*, S. 423; E. Radzinsky, *Stalin*, London 1996, S. 407.
- 51 Wolkogonow, *Stalin*, S. 416.
- 52 A. Antonov-Ovseyenko, *The Time of Stalin. Protrait of a Tyranny*, New York 1981, S. 184f.; Radzinsky, *Stalin*, S. 361.
- 53 Vaksberg, *Vysbinsky*, S. 104f.
- 54 Wolkogonow, *Stalin*, S. 432; Antonov-Ovseyenko, *Time of Stalin*, S. 186, wo es heißt, Jakirs letzte Worte vor seiner Hinrichtung seien gewesen: «Lang lebe der Genosse Stalin!»
- 55 Ebd., S. 188f.; Wolkogonow, *Stalin*, S. 431f. Es gibt mehrere Versionen zu Blüchers Tod. Andere meinen, er sei an den Verletzungen gestorben, die er bei den Verhören in seiner Zelle erlitten habe, oder er sei nach der Folter hingerichtet worden. Weitere Einzelheiten vgl. B. Bonwetsch, «Die Repression des Militärs und die Einsatzfähigkeit der Roten Armee im «Großen Vaterländischen Krieg»», in: B. Wegner (Hg.), *Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum «Unternehmen Barbarossa»*, München 1991, S. 404–408; R. E. Tarleton, «What Really Happened to the Stalin Line?», in: *Journal of Slavic Military Studies* 6 (1993), S. 37f.

- 56 R. Reese, *Stalin's Reluctant Soldiers*, S. 134–146.
- 57 Antonov-Ovseyenko, *Time of Stalin*, S. 186.
- 58 Vgl. Sapir, «Economics of War», S. 213–216.
- 59 J. L. Djakow und T. S. Buschujewa, *Das faschistische Schwert*, S. 318ff.: aus der Berichterstattung des deutschen Militärattaches in der UdSSR, Hartmann, vom 27. März 1933; Bericht der deutschen Aufklärung über die Rote Armee vom 19. Februar 1933.
- 60 O'Ballance, *Red Army*, S. 118; Reese, *Stalin's Reluctant Soldiers*, S. 140–149. Laut S. Bialer, *Stalin and his Generals*, New York 1969, S. 63, waren rund ein Fünftel der höheren und niedrigeren militärischen Ränge vakant.
- 61 Reese, *Stalin's Reluctant Soldiers*, S. 148f. Ferner erhielten 78 000 Offiziere in unteren Rängen 1938 und 1939 eine Kurzausbildung, die sie in die Lage versetzen sollte, kleinere Einheiten in der wachsenden Armee zu befehligen.
- 62 Tarleton, «Stalin Line», S. 38; Antonov-Ovseyenko, *Time of Stalin*, S. 118f.; H. Moldenhauer, «Die Reorganisation der Roten Armee von der <Großen Säuberung> bis zum deutschen Angriff auf die UdSSR (1938–1941)», in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 55 (1996), S. 137.
- 63 A. Werth, *Russland im Krieg 1941–1945*, München 1965, S. 29; vgl. auch Sapir, «Economics of War», S. 214, der die Aussage von Marschall M. Sacharow aus den sechziger Jahren zitiert, wonach das Konzept des «Operierens in die Tiefe» mit Panzern und Flugzeugen «in Verruf kam [und] ... sogar als Sabotage bezeichnet wurde». Zur fehlenden militärischen Ausbildung vgl. Moldenhauer, «Reorganisation der Roten Armee», S. 145. Zur politischen Schulung: Reese, *Stalin's Reluctant Soldiers*, S. 144.

## KAPITEL 2: DIE STUNDE VOR MITTERNACHT

- 1 Zum Memorandum vgl. A. Kube, *Pour le mérite und Hakenkreuz. Hermann Göring im Dritten Reich*, München 1986, S. 153f.; zu den Kommentaren über den Konflikt der Zukunft vgl. E. Fröhlich (Hg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, 4 Bde., München 1987, Bd. III, S. 26, 55.
- 2 Zum Text des Memorandums vgl. W. Treue, «Hitlers Denkschrift zum Vierjahresplan, 1936», in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 3 (1955), S. 184–210.
- 3 Ebd.; zur deutschen Aufrüstung vgl. R. J. Overy, *War and Economy in the Third Reich*, Oxford 1994, S. 191–193, 294.
- 4 G. Roberts, *The Soviet Union and the Origins of the Second World War 1933–1941*, London 1995, S. 19; J. E. Davies, *Mission to Moscow*, New York 1941, S. 60: Brief von Davies an Cordell Hull, 6. Februar 1937.
- 5 J. Hochman, *The Soviet Union and the Failure of Collective Security 1934–1938*, Ithaca 1984, S. 29, 32.
- 6 M. Heller und A. Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion 1914–1980*, Königstein 1981, Bd. II, S. 16f.; Roberts, *Soviet Union and War*, S. 43–47.
- 7 Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. I, S. 303; C. Andrew und O. Gordiewsky, *KGB. Die Geschichte seiner Auslandsoperationen von Lenin bis Gorbatschow*, München 1992, S. 197–199; W. G. Krivitsky, *Ich war Stalins Agent*, Grafenau-Döffingen 1990, S. 258–261.
- 8 Roberts, *Soviet Union and War*, S. 50f.

- 56 R. Reese, *Stalin's Reluctant Soldiers*, S. 134-146.
- 57 Antonov-Ovseyenko, *Time of Stalin*, S. 186.
- 58 Vgl. Sapir, «Economics of War», S. 213-216.
- 59 J. L. Djakow und T. S. Buschujewa, *Das faschistische Schwert*, S. 3i8ff.: aus der Bericht-erstattung des deutschen Militärattachés in der UdSSR, Hartmann, vom 27. März 1933; Bericht der deutschen Aufklärung über die Rote Armee vom 19. Februar 1933.
- 60 O'Ballance, *Red Army*, S. 118; Reese, *Stalin's Reluctant Soldiers*, S. 140-149. Laut S. Bia-ler, *Stalin and his Generals*, New York 1969, S. 63, waren rund ein Fünftel der höheren und niedrigeren militärischen Ränge vakant.
- 61 Reese, *Stalin's Reluctant Soldiers*, S. 148f. Ferner erhielten 78'000 Offiziere in unteren Rängen 1938 und 1939 eine Kurzausbildung, die sie in die Lage versetzen sollte, klei-neren Einheiten in der wachsenden Armee zu befehligen.
- 62 Tarleton, «Stalin Line», S. 38; Antonov-Ovseyenko, *Time of Stalin*, S. u8f.; H. Molden-hauer, «Die Reorganisation der Roten Armee von der «Grossen Säuberung' bis zum deutschen Angriff auf die UdSSR (1938-1941)», in: *Militär-geschichtliche Mitteilungen* 55 (1996), S. 137.
- 63 A. Werth, *Russland im Krieg 1941-1945*, München 1965, S. 29; vgl. auch Sapir, «Econo-mics of War», S. 214, der die Aussage von Marschall M. Sacharow aus den sechziger Jahren zitiert, wonach das Konzept des «Operierens in die Tiefe» mit Panzern und Flugzeugen «in Verruf kam [und] ... sogar als Sabotage bezeichnet wurde». Zur feh-lenden militärischen Ausbildung vgl. Moldenhauer, «Reorganisation der Roten Ar-mee», S. 145. Zur politischen Schulung: Reese, *Stalin's Reluctant Soldiers*, S. 144.

## KAPITEL 2: DIE STUNDE VOR MITTERNACHT

- 1 Zum Memorandum vgl. A. Kube, *Pour le mérite und Hakenkreuz. Hermann Göring im Dritten Reich*, München 1986, S. 153f.; zu den Kommentaren über den Konflikt der Zukunft vgl. E. Fröhlich (Hg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, 4 Bde., München 1987, Bd. III, S. 26, 55.
- 2 Zum Text des Memorandums vgl. W. Treue, «Hitlers Denkschrift zum Vierjahresplan, 1936», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 3 (1955), S. 184-210.
- 3 Ebd.; zur deutschen Aufrüstung vgl. R. J. Overy, *War and Economy in the Third Reich*, Oxford 1994, S. 191-193, 294.
- 4 G. Roberts, *The Soviet Union and the Origins of the Second World War 1933-1941*, London 1995, S. 19; J. E. Davies, *Mission to Moscow*, New York 1941, S. 60: Brief von Davies an Cordell Hull, 6. Februar 1937.
- 5 J. Hochman, *The Soviet Union and the Failure of Collective Security 1934-1938*, Ithaca 1984, S. 29, 32.
- 6 M. Heller und A. Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion 1914-1980*, Königstein 1981, Bd. II, S. i6f.; Roberts, *Soviet Union and War*, S. 43-47.
- 7 Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. I, S. 303; C. Andrew und O. Gor-diewsky, *KGB. Die Geschichte seiner Auslandsoperationen von Lenin bis Gorbatschow*, Mün-chen 1992, S. 197-199; W. G. Krivitsky, *Ich war Stalins Agent*, Grafenau-Döffingen 1990, S.258-261.
- 8 Roberts, *Soviet Union and War*, S. 50f.

- 9 G. Jukes, «The Red Army and the Munich Crisis», in: *Journal of Contemporary History* 26 (1991), S. 196-198; Roberts, *Soviet Union and War*, S. 58.
- 10 Ebd., S. 57.
- 11 Lukes, «Stalin and Benes in the Final Days of September 1938», in: *Slavic Review* 52 (1993), S. 28-48.
- 12 Jukes, «Munich Crisis», S. 199; Hochman, *Collective Security*, S. 166f.; zu den Aussagen eines deutschen Augenzeugen vgl. J. von Herwarth, *Against Two Evils*, London 1981, S. 122f.
- 13 Davies, *Mission to Moscow*, S. 194.
- 14 A. Vaksberg, *Stalin Against the Jews*, New York 1994, S. 83-88. Vaksberg vertritt die Auffassung, Stalin habe für 1940 einen grossen Prozess gegen sowjetische Diplomaten geplant, aber wegen der Verschlechterung der internationalen Situation darauf verzichtet. Litwinow kam im Dezember 1951 bei einem Autounfall ums Leben, der – wie Berija in seinem eigenen Prozess aussagte – vom Sicherheitsdienst inszeniert worden war.
- 15 Zu den Einzelheiten über Molotow vgl. B. Bromage, *Molotov. The Story of an Era*, London 1956; über Berija vgl. die ausgezeichnete Biographie von A. Knight, *Beria. Stalin's First Lieutenant*, Princeton 1993, S. 5, 14-16, 21-28.
- 16 J. Stalin, «Rechenschaftsbericht an den XVIII. Parteitag über die Arbeit des ZK der KPdSU am 10. März 1939», in: ders., *Fragen des Leninismus*, Moskau 1947, S. 687f.
- 17 Zu den Einzelheiten über die Annäherung vgl. J. Herman, «Soviet Peace Efforts on the Eve of World War II. A Review of the Soviet Documents», in: *Journal of Contemporary History* 15 (1980), S. 583f.
- 18 Stalin, «Rechenschaftsbericht», S. 687.
- 19 P. Sudaplatov, *Special Tasks. The Memoirs of an Unwanted Witness – a Soviet Spymaster*, New York 1994, S. 95; Herman, «Soviet Peace Efforts», S. 594, 597.
- 20 A. Read und D. Fisher, *The Deadly Embrace. Hitler, Stalin, and the Nazi-Soviet Pact '939-'94'* London 1988, S. 157f.
- 21 Ebd., S. 158.
- 22 Ebd., S. 160; Stalins Reaktion ist nachzulesen in: L. Namier, *Europe in Decay. A Study in Disintegration*, London 1950, S. 242.
- 23 Roberts, *Soviet Union and War*, S. 73-75.
- 24 G. Roberts, «The Soviet Decision for a Pact with Nazi Germany», in: *Soviet Studies* 44 (1992), S. 61; dort wird aus Astachows Bericht vom 12. Mai 1939 zitiert.
- 25 Roberts, *Soviet Union and War*, S. 88.
- 26 M. Bloch, *Ribbentrop*, London 1992, S. 247.
- 27 E. Radzinsky, *Stalin*, London 1996, S. 428.
- 28 Es gibt unterschiedliche Darstellungen von Hitlers Reaktion auf die Nachricht. Die angeführte Version wird zitiert in: D. C. Watt, *How War Came*, London 1989, S. 462.
- 29 Namier, *Europe in Decay*, S. 246.
- 30 J. L. Schecter (Hg.) und V.V. Luchkov (Hg.), *Khrushchev Remembers. The Glasnost Tapes*, New York 1990, S. 46, 53.
- 31 Sowjetische Erklärung gegenüber Polen, 17. September 1939, in: G. Kennan (Hg.), *Soviet Foreign Policy 1917-1941*, New York 1960, Dokument 32, S. 179.
- 32 J. Gross, *Revolution from Abroad. The Soviet Conquest of Poland's Western Ukraine and Western Belorussia*, Princeton 1988, S. 172-174; zu weiteren Einzelheiten vgl. G. Malcher, *Blank Pages. Soviet Genocide against the Polish People*, Woking/UK 1993, S. 7-10;

- K. Sword, *Deportation and Exile. Poles in the Soviet Union 1939-1948*, London 1996, S. 1-12; zu den Esperanto-Sprechern vgl. K. Sword (Hg.), *The Soviet Takeover of the Polish Eastern Provinces 1939-1941*, London 1991, Anhang 3c: «NKVD Instructions Relating to „Anti-Soviet Elements»», S. 307.
- 33 Sword, *Deportation*, S. 13-26; Malcher, *Blank Pages*, S. 8f. Die Zahl von zwei Millionen schliesst alle Polen ein, die nach Osten verschleppt wurden, einschliesslich der Kriegsgefangenen. Von den vier Deportationen waren etwa 1'050'000 bis 1'114'000 Menschen betroffen.
- 34 Zu den Einzelheiten vgl. Malcher, *Blank Pages*, S. 23-35. Zu den Zahlen über Kriegsgefangene vgl. J. Erickson, «The Red Army's March into Poland, September 1939», in: Sword, *Soviet Takeover*, S. 22.
- 35 Bloch, *Ribbentrop*, S. 249.
- 36 Zu den Einzelheiten vgl. Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. II, S. 42F; H. Schwendemann, *Die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion von 1939 bis 1941*, Berlin 1993, S. 373-375; Vgl. ferner: W. Birkenfeld, «Stalin als Wirtschaftsplaner Hitlers», in: *Vierteljahrshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 51 (1966).
- 37 Radzinsky, *Stalin*, S. 429; Molotows Rede in: R. A. Medwedew, *Die Wahrheit ist unsere Stärke. Geschichte und Folgen des Stalinismus*, Frankfurt am Main 1973, S. 491; die Zahl von 800 Kommunisten stammt aus: Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. II, S. 355.
- 38 Stalinzitat aus: V. A. Nevezhin, «The Pact with Germany and the Idea of an „Offensive War“ (1939-1941)», in: *Journal of Slavic Military Studies* 8 (1995), S. 811; zum «als letzter Handeln» vgl. R. Tucker, *Stalin in Power. The Revolution from Above, 1928-1941*, New York 1990, S. 49; zur Rede von 1934 vgl. J. Degras (Hg.), *Soviet Documents on Foreign Policy*, Oxford 1953, III: Stalins Bericht auf dem 17. Kongress der KPdSU vom 26. Januar 1934, S. 68; Molotows Rede in: Nevezhin, S. 821.
- 39 C. Roberts, «Planning for War. The Red Army and the Catastrophe of 1941», in: *Europe-Asia Studies* 47 (1995), S. 1308, 1315; R. Tarleton, «What Really Happened to the Stalin Line? Part II», in: *Journal of Slavic Military Studies* 6 (1993), S. 30F, 34F; J. Sapir, «The Economics of War in the Soviet Union during World War II», in: I. Kershaw und M. Lewin (Hg.), *Stalinism and Nazism. Dictatorships and Comparison*, London 1997, S. 215-217.
- 40 Tarleton, «Stalin Line», S. 37, 39; weitere Einzelheiten bei Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. II, S. 343-346.
- 41 W. Spahr, *Zhukov. The Rise and Fall of a Great Captain*, Novato/Kalifornien 1993, S. 27-30; eine weniger heissblütige Schilderung der Schlacht bei R. H. Reese, *Stalins Reluctant Soldiers*, Lawrence/Kansas 1996, S. 169F
- 42 Tarleton, «Stalin Line», S. 39; Schechter, *Khrushchev*, S. 64.
- 43 C. van Dyke, «The Timoshenko Reforms March-July 1940», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996), S. 87.
- 44 Ebd., S. 89F; Tarleton, «Stalin Line», S. 39; Meretzko-Zitat in: S. Bialer (Hg.), *Stalin and his Generals*, New York 1969, S. 139; Erinnerung von General M. I. Kasakow. Zur Ausbildung vgl. H. Moldenhauer, «Die Reorganisation der Roten Armee von der „Grossen Säuberung“ bis zum deutschen Angriff auf die UdSSR 1938-1941», in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 33 (1996), S. 134F, 146F; Reese, *Reluctant Soldiers*, S. 174F
- 45 Tarleton, «Stalin Line», S. 29.

- 46 Schechter, *Khrushchev*, S. 46.
- 47 Roberts, «Planning for War», S. 1311f.
- 48 Zu Schukows Rolle bei der Besetzung Rumäniens vgl. Spahr, *Zhukov*, S. 33-35; zu Lettland vgl. R. J. Rummell, *Lethal Politics. Soviet Genocide and Mass Murder since 1917*, New Brunswick 1990, S. 133; V. Vardys, «The Baltic States under Stalin. The First Experiences 1939-1941», in: Sword, *Soviet Takeover*, S. 268-287.
- 49 E. Fröhlich (Hg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. IV. S. 273; Eintragung vom 9. August 1940.
- 50 M. Cooper, *The German Army 1955-1945*, London 1978, S. 252f.; J. Toland, *Adolf Hitler*, Bergisch Gladbach 1977, S. 797.
- 51 Ebd., S. 798. Heute gibt es eine Fülle von deutscher Literatur über die Planungen für «Barbarossa». Die beste Einführung bietet Bernd Wegner (Hg.), *Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum «Unternehmen Barbarossa»*, München 1991, dort vor allem Kapitel 7. Vgl. ebenfalls H. Boog u.a., *Der Angriff auf die Sowjetunion*, Stuttgart 1983.
- 52 Zu den Okkupationsplänen vgl. A. Dallin, *Deutsche Herrschaft in Russland 1941-45*, Königstein 1981; R.-D. Müller, *Hitlers Ostkrieg und die deutsche Siedlungspolitik*, Frankfurt am Main 1991.
- 53 Roberts, *Soviet Union and War*, S. 126-128; vgl. ferner B. Pietrow-Ennker, «Die Sowjetunion und der Beginn des Zweiten Weltkriegs 1939-1941. Ergebnisse einer internationalen Konferenz in Moskau», in: *Osteuropa* 45 (1995), S. 855f. Es handelt sich dabei um einen ausführlichen Bericht über eine Historikerkonferenz in Moskau zum fünfzigsten Jahrestag des Kriegsendes. Die anwesenden russischen Historiker bestätigten, dass Stalin und Molotow aufrichtig an einem zweiten Pakt interessiert waren.
- 54 Roberts, *Soviet Union and War*, S. 129-131; Bloch, *Ribbentrop*, S. 313-316.
- 55 E. Fröhlich (Hg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, Bd. IV. S. 396; Eintragung vom 14. November 1940.
- 56 J. Förster, «Hitlers Wendung nach Osten. Die deutsche Kriegspolitik 1940-1941», in: Wegner, *Zwei Wege*, S. 125.
- 57 Bloch, *Ribbentrop*, S. 317.
- 58 Tarleton, «Stalin Line», S. 43,48f.
- 59 Ebd., S. 45f.; Roberts, «Planning for War», S. 1308f.
- 60 Roberts, «Planning for War», S. 1315-1318.
- 61 Spahr, *Zhukov*, S. 35-37; Bialer, *Stalin and his Generals*, S. 140f., Erinnerung von General Kasakow.
- 62 Bialer, *Stalin and his Generals*, S. 143-145 und 146-148, Erinnerung von Marschall A. Jeremenko.
- 63 Spahr, *Zhukov*, S. 42-44; Roberts, «Planning for War», S. 1307; Reese, *Stalin's Reluctant Soldiers*, S. 175-185.
- 64 Zu einer Bewertung des Dokuments vgl. Spahr, *Zhukov*, S. 47-49; Roberts, «Planning for War», S. 1315-1318. Zur These eines sowjetischen Präventivschlags vgl. W. Suvorov, «Who was Planning to Attack Whom in June 1941, Hitler or Stalin?» und den Kommentar zu Suvorovs Auffassung vom Präventivschlag bei Pietrow-Ennker, «Sowjetunion», S. 856-867. Weitere Argumente für die These einer sowjetischen Offensivplanung bieten ferner R. Raack, «Stalin's Plans for World War II», in: *Journal of Contemporary History* 26 (1991), S. 215-227; J. Hoffmann, *Stalins Vernichtungskrieg 1941 - 1945*, München 1995, Kapitel 1-2.; E. Topitsch, *Stalins Krieg*, München 1985.

- 65 Roberts, «Planning for War», S. 1319; Tarleton, «Stalin Line», S. 50.
- 66 Nevezhin, «Pact with Germany», S. 832f.
- 67 Spahr, *Zhukov*, S. 51, 59.
- 68 G. Gorodetsky, «The Hess Affair and Anglo-Soviet Relations on the Eve of Barbarossa», in: *English Historical Review* 101 (1986), S. 405-420; Pietrow-Ennker, «Sowjetunion», berichtet über die in Russland vertretene Ansicht, Hess' Flug habe sich nachdrücklich auf Stalins Denken ausgewirkt. Zu Warnungen der Aufklärung vgl. Andrew und Gordiewsky, *KGB*, S. 331-337; D. Glantz, *The Role of Intelligence in Soviet Military Strategy in World War II*, Novato/Kalifornien 1990, S. 15-19.
- 69 F. W. Deakin and G. A. Storry, *The Case of Richard Sorge*, London 1966, S. 227-230; Andrew und Gordiewsky, *KGB*, S. 337.
- 70 Medwedew, *Die Wahrheit ist unsere Stärke*, S. 500.
- 71 Andrew und Gordiewsky, *KGB*, S. 334; vgl. auch Knight, *Beria*, S. 107-109.
- 72 Zitiert in: R. McNeal, *Stalin. Man and Ruler*, London 1988, S. 237.
- 73 Schecter, *Khrushchev*, S. 56.
- 74 McNeal, *Stalin*, S. 238.
- 75 Spahr, *Zhukov*, S. 49; G. K. Zhukov, *Reminiscences and Reflections*, Moskau 1985, Bd. I, S. 217-229.

### KAPITEL 3: GOTENSTURM GEN OSTEN: BARBAROSSA

- 1 D. Wolkogonow, *Stalin. Triumph und Tragödie. Ein politisches Porträt*, Düsseldorf 1989, S. 553; O. P. Chaney, *Zhukov*, 2. Auflage, Norman/Oklahoma 1996, S. 110.
- 2 A. Axell, *Stalin's War through the Eyes of his Commanders*, London 1997, S. 162.
- 3 W.J. Spahr, *Zhukov. The Rise and Fall of a Great Captain*, Novato/Kalifornien 1993, S.49.
- 4 A.G. Chor'kov, «Die Rote Armee in der Anfangsperiode des Grossen Vaterländischen Krieges», in: B. Wegner (Hg.), *Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt zum Unternehmen «Barbarossa»*, München 1991, S. 428f.
- 5 R. C. Nation, *Black Earth, Red Star*, Ithaca 1992, S. 106; zum Verweis auf Dalton vgl. M. Kitchen, *British Policy towards the Soviet Union during the Second World War*, London 1986, S. 56. Vgl. auch S. Olsen (Hg.), *Harold Nicolson. Diaries and Letters 1930-1964*, New York 1980, S. 213, Tagebucheintrag vom 24. Juni: «80 Prozent der Fachleute aus dem [britischen] Kriegsministerium sind der Ansicht, dass Russland in zehn Tagen ausgeschaltet sein wird.»
- 6 C. Roberts, «Planning for War. The Red Army and the Catastrophe of 1941», in: *Europe-Asia Studies* 47 (1995), S. 1307; Chor'kov, «Die Rote Armee», S. 426 zur Zahl der Flugplätze.
- 7 R. Stolfi, *Hitler's Panzers East. World War II Reinterpreted*, Norman/Oklahoma 1991, S. 88f.
- 8 Bialer (Hg.), *Stalin and his Generals*, New York 1969, S. 208f., Erinnerung von Marschall N. Woronow; zur ersten Woche vgl. S. J. Main, «Stalin in June 1941», *Europe-Asia Studies* 48 (1996), S. 837-839.
- 9 E. Radzinsky, *Stalin*, London 1996, S. 451f.
- 10 Ebd., S. 453f.
- 11 S. A. Mikoyan, «Barbarossa and the Soviet Leadership», in: J. Erickson und D. Dilks

- (Hg.), *Barbarossa. The Axis and the Allies*, Edinburgh 1994, S. 127-128 (eine etwas andere Version von Anastas Mikojans Erinnerungen findet sich in: Wolkogonow, *Stalin*, S. 562); zum Woroschilow-Zitat vgl. Radzinsky, *Stalin*, S. 455.
- 12 J. Stalin, *The Great Patriotic War of the Soviet Union*, New York 1945, S. 9-15, Radiosprache vom 3. Juli 1941. *Pravda*-Zitat in: Nation, *Black Earth*, S. 115.
- 13 A. Werth, *Russland im Krieg 1941-1945*, München 1965, S. 137.
- 14 J. L. Schecter und V.V. Luchkov (Hg.), *Khrushchev Remembers. The Glasnost Tapes*, New York 1990, S. 57; zu den Milizen vgl. J. Barber und M. Harrison, *The Soviet Home Front 1941-1945*, London 1991, S. 60, 73-76. Man schätzt, dass sich während des Krieges zwei Millionen Freiwillige zu den Milizen meldeten.
- 15 Chor'kov, «Die Rote Armee», S. 433-435; Barber und Harrison, *Home Front*, S. 163f.
- 16 Zum Befehl Nr. 270 vgl. A. Sella, *The Value of Human Life in Soviet Warfare*, London 1992, S. 100-102. Zur Geschichte von Jakow vgl. Wolkogonow, *Stalin*, S. 587; Radzinsky, *Stalin*, S. 461f.
- 17 Spahr, *Zhukov*, S. 59f.; der Text dieses Abschnitts aus der 10. Auflage von Schukows Erinnerungen ist wiedergegeben in: O. P. Chaney, *Zhukov*, überarbeitete Ausgabe, Norman/Oklahoma 1996, S. 122-123.
- 18 A. Knight, *Beria. Stalin's First Lieutenant*, Princeton 1993, S. 113f. Im Befehl vom 20. Juli hiess es, alle Militäreinheiten seien «von unzuverlässigen Elementen zu säubern».
- 19 G. C. Malcher, *Blank Pages. Soviet Genocide against the Polish People*, Woking/UK 1993, S. 13E; O. Subtelny, «The Soviet Occupation of Western Ukraine, 1939-1941. An Overview», in: Y. Boshyk (Hg.), *Ukraine during World War II. History and its Aftermath*, Edmonton 1986, S. n-13.
- 20 B. Krawchenko, «Soviet Ukraine under Nazi Occupation, 1941-1944» in: Boshyk (Hg.), *Ukraine*, S. i6f.
- 21 Ebd., S. 19-23; I. Kamenetsky, *Hitler's Occupation of Ukraine (1941-1944). A Study of Totalitarian Imperialism*, Milwaukee 1956, S. 52-56.
- 22 Kamenetsky, *Occupation of Ukraine*, S. 45.
- 23 J. Förster, «The Relation between Operation Barbarossa as an Ideological War of Extermination and the Final Solution», in: D. Cesarani (Hg.), *The Final Solution. Origins and Implementation*, London 1994, S. 90-95; C. Streit, «Partisans, Resistance, Prisoners of War», in: J. L. Wiczynski (Hg.), *Operation Barbarossa. The German Attack on the Soviet Union*, Salt Lake City 1993, S. 262-270. Hitler-Zitat aus: Kamenetsky, *Occupation of Ukraine*, S. 35.
- 24 Chor'kov, «Die Rote Armee», S. 433-435; zu einer eingehenden Erörterung der Anfänge des sowjetischen Feldzugs vgl. D. Glantz und J. House, *When Titans Clashed. How the Red Army Stopped Hitler*, Lawrence/Kansas 1995, S. 52-64.
- 25 F. Halder, *Kriegstagebuch*, Band 3, Stuttgart 1964, S. 79.
- 26 Sowjetische Botschaft, London, *Strategy and Tactics of the Soviet-German War*, London 1942.
- 27 J. Lucas, *War on the Eastern Front. The German Soldier in Russia 1941-1945*, London 1979, S. 61f.
- 28 Ebd., S. 31-33.
- 29 M. van Creveld, *Supplying War. Logistics from Wallenstein to Patton*, Cambridge 1977, S. 150-153; R. L. di Nardo, *Mechanized Juggernaut or Military Anachronism? Horses and the German Army in World War II*, London 1991, S. 37-40.

- 30 V. Hardesty, «Roles and Missions. Soviet Tactical Air Power in the Second Period of the Great Patriotic War», in: C. Reddell (Hg.), *Transformations in Russian and Soviet Military History*, Washington 1990, S. 154f.
- 31 Zitiert in: Barber und Harrison, *Home Front*, S. 67.
- 32 Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 76f.; J. Erickson, *The Road to Stalingrad*, London 1975, S. 207-210.
- 33 Werth, *Russland im Krieg*, S. 527f.
- 34 Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 78f.
- 35 Erickson, *Road to Stalingrad*, S. 216f.
- 36 Halder, *Kriegstagebuch*, Bd. 3, S. 38.; zu den Rüstungsprogrammen vgl. R. J. Overy, «Mobilization for Total War in Germany 1939-1941», in: *English Historical Review* 103 (1988), Sp. 631f.
- 37 J. Toland, *Adolf Hitler*, Bergisch Gladbach 1977, S. 860.
- 38 Ebd., S. 863.
- 39 A. Fredborg, *Behind the Steel Wall. Berlin 1941-1943*, London 1944, S. 48f.; H. K. Smith, *Last Train from Berlin*, London 1942, S. 59-64.
- 40 Radzinsky, *Stalin*, S. 465f.
- 41 Wolkogonow, *Stalin*, S. 412f., datiert das Treffen mit Stamenow auf den Juli 1941, was weniger plausibel ist als der Oktober. Vgl. auch die Erörterung in: J. Barros und R. Gregor, *Double Deception. Stalin, Hitler and the Invasion of Russia*, DeKalb/Illinois 1995, S. 219-221. P. Sudaplatov, *Special Tasks. The Memoirs of an Unwanted Witness*, New York 1994, S. 146f., 376-385, 397-401, vertritt die Auffassung, die «Friedensfühler» hätten zu einem umfassenden Programm von Desinformationen gehört, die auf Berijas Geheiß ausgestreut worden seien.
- 42 I. Ehrenburg, *Menschen – Jahre – Leben. Memoiren*, Bd. 3, Berlin (Ost) 1982, S. 16f.
- 43 Werth, *Russland im Krieg*, S. 182.
- 44 Wolkogonow, *Stalin*, S. 594f.

#### KAPITEL 4: ZWISCHEN LEBEN UND TOD

- 1 Zu Schukows Anfängen vgl. O.P. Chaney, *Zhukov*, 2. Auflage, Norman/Oklahoma 1996, Kapitel 1-4.
- 2 W.J. Spahr, *Zhukov. The Rise and Fall of a Great Captain*, Novato/Kalifornien 1993, S. 270f. Zu der hartnäckigen Feindseligkeit, die Schukow nach dem Krieg von ehemaligen Kameraden entgegengebracht wurde, vgl. Chaney, *Zhukov*, S. 451-465.
- 3 C. Andrew und O. Gordiewsky, *KGB. Die Geschichte seiner Auslandsoperationen von Lenin bis Gorbatschow*, München 1992, S. 347; A. Vaksberg, *The Prosecutor and the Prey. Vyshinsky and the 1930s Moscow Show Trials*, London 1990, S. 221-224.
- 4 Chaney, *Zhukov*, S. 121-123, 125f.
- 5 G. Zhukov, *Reminiscences and Reflections*, Moskau 1985, Bd. I, S. 416f.
- 6 Ebd., S. 418; Chaney, *Zhukov*, S. 145-147.
- 7 J. Erickson, *The Road to Stalingrad*, London 1975, S. 194.
- 8 Ebd., S. 192.
- 9 H. Salisbury, *900 Tage. Die Belagerung von Leningrad*, Frankfurt am Main 1989, S. 205f.
- 10 A. Werth, *Russland im Krieg 1941-1943*, München 1965, S. 231.
- 11 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. I, S. 453.

- 12 Erickson, *Road to Stalingrad*, S. 194f.
- 13 A. Werth, *Leningrad*, London 1944.
- 14 D. V. Pavlov, *Leningrad 1941. The Blockade*, Chicago 1965, S. 56f.; zu den Auswirkungen der Bombenangriffe vgl. auch Inber, *Leningrad Diary*, S. 16-25.
- 15 Pavlov, *Leningrad*, S. 75, 79, 84, 88.
- 16 L. Goure, *The Siege of Leningrad*, Stanford 1961, S. 219f.
- 17 Ebd., S. 219.
- 18 Salisbury, *900 Tage*, S. 474ff. Kürzlich sind St. Petersburger Dokumente freigegeben worden, die das Vorkommen von Kannibalismus bestätigen, doch sein Ausmass lässt sich auch aus offiziellen Urkunden nicht abschätzen.
- 19 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. I, S. 438f.
- 20 Goure, *Leningrad*, S. 233; zur Geschichte der Kirow-Werke vgl. Werth, *Leningrad*, S. 111-115.
- 21 L. Nicholas, *The Rape of Europe. The Fate of Europe's Treasures in the Third Reich and the Second World War*, London 1994, S. 187-190, 194-196; N. Kislitsyn und V. Zubakov, *Leningrad Does Not Surrender*, Moskau 1989, S. 138. Die Leningrader Symphonie wurde erst im August in der Stadt aufgeführt. Das erste russische Konzert seit Beginn der Belagerung wurde im März 1942 gegeben.
- 22 Pavlov, *Leningrad*, S. 96-104.
- 23 Kislitsyn und Zubakov, *Leningrad*, S. m; Pavlov, *Leningrad*, S. 136-138; Werth, *Russland im Krieg*, S. 243f.
- 24 Goure, *Leningrad*, S. 152f., 204f.
- 25 Pavlov, *Leningrad*, S. 78f., 145f.; Inber, *Leningrad Diary*, S. 37.
- 26 Kislitsyn und Zubakov, *Leningrad*, Sp. 116-118.
- 27 Goure, *Leningrad*, Sp. 259-261.
- 28 Werth, *Leningrad*, Kapitel 1-3.
- 29 Goure, *Leningrad*, S. 262.
- 30 Salisbury, *900 Tage*, S. 502-505.
- 31 Werth, *Russland im Krieg*, S. 259; zu den sowjetischen Kriegsgefangenen vgl. C. Streit, *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945*, Stuttgart 1981.
- 32 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 12-19.
- 33 Werth, *Russland im Krieg*, S. 185.
- 34 Radzinsky, *Stalin*, S. 467f.
- 35 J. Stalin, *The Great Patriotic War of the Soviet Union*, New York 1945, S. 33f.: Rede vom 6. November 1941; vgl. auch Werth, *Russland im Krieg*, S. 186-189.
- 36 S. Bialer, *Stalin and his Generals*, New York 1969, S. 306-369: Erinnerungen von General P. A. Artemjew und General K. R. Sinilow; zur gefilmten Rede vgl. Radzinsky, *Stalin*, S. 468.
- 37 R. G. Reuth, *Goebbels*, München 1991, S. 488.
- 38 Diese und nachfolgende Beschreibungen der Schlacht stammen aus: Erickson, *Road to Stalingrad*, S. 250-266; Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 33-40.
- 39 Zur Panfilow-Geschichte vgl. Werth, *Russland im Krieg*, S. 193.
- 40 Spahr, *Zhukhov*, S. 74f.; Schukows Antwort in einem Interview in der vierten Folge von «Russia's War».
- 41 Zu den deutschen Zahlen vgl. *Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht*, 5 Bde., Frankfurt/Main 1961-1963, Bd. 1, S. ii2of. Die sowjetischen Zahlen errechnet aus: J. Erickson, «Soviet War Losses», in: J. Erickson und D. Dilks (Hg.), *Barbarossa. The Axis and the Allies*, Edinburgh 1994, S. 264f.

- 42 *Kriegstagebuch*, Bd. i, S. 1120.
- 43 Bialer, *Stalin and his Generals*, S. 295F.: Erinnerungen von General A. Below.
- 44 L. Rotundo, «The Creation of Soviet Reserves and the 1941 Campaign», in: *Military Affairs* 65 (1985), S. 21-27; D. Glantz, *The Military Strategy of the Soviet Union. A History*, London 1992, Anhang I: Soviet Mobilization in the Second World War, S. 308-310.
- 45 J. Lucas, *War on the Eastern Front. The German Soldier in Russia 1941-1945*, London 1991, S. 78-94; Cooper, *German Army*, S. 233f. Zu den damals herrschenden Temperaturen vgl. Bialer, *Stalin's Generals*, S. 324.
- 46 Cooper, *German Army*, S. 344.
- 47 G. Gorodetsky, *Stafford Cripps' Mission to Moscow 1940-42*, Cambridge 1984, S. 280-288.
- 48 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 52f.
- 49 Erickson, «Soviet Losses», S. 254.
- 50 Vgl. insbesondere K. Reinhardt, *Die Wende vor Moskau*, Stuttgart 1972; und R. Stolfi, *Hitler's Panzers East. World War II Reinterpreted*, Norman/Oklahoma 1991.
- 51 Erickson, *Road to Stalingrad*, S. 287.
- 52 Spahr, *Zhukov*, S. 67.
- 53 N. Tumarkin, *The Living and the Dead. The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*, New York 1994, S. 76-78; Werth, *Russland im Krieg*, S. 273. Zum Soja-Kult vgl. K. Hodgson, «Soviet Women's Poetry of World War 2», in: J. Garrard und C. Garrard (Hg.), *World War 2 and the Soviet People*, London 1993, S. 80f.
- 54 Ehrenburg, *Menschen – Jahre – Leben*, S. 29f.
- 55 Nicholas, *Rape of Europa*, S. 193f.
- 56 Werth, *Russland im Krieg*, S. 206.

## KAPITEL 5: DER KAMPF IM INNEREN

- i M. Burleigh, *Death and Deliverance. «Euthanasia» in Germany 1900-1945*, Cambridge 1994, S.230f.
- 2 B. Krawchenko, «Soviet Ukraine under Nazi Occupation», in: Y. Boshyk (Hg.), *Ukraine During World War II*, Edmonton 1986, S. 17.
- 3 A. Dallin, *Deutsche Herrschaft in Russland 1941-45*, Königstein 1981; S. Kudryashov, «The Hidden Dimension. Wartime Collaboration in the Soviet Union», in: J. Erickson und D. Dilks (Hg.), *Barbarossa. The Axis and the Allies*, Edinburgh 1994, S.240f.
- 4 O. Caroe, *Soviet Empire. The Turks of Central Asia and Stalinism*, London 1967, S. 247F
- 5 N. Heller und A. Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion 1914-1980*, Königstein 1981, Bd. II, S. 86f.; zu den Zahlen vgl. M. R. Elliott, «Soviet Military Collaborators during World War II», in: Boshyk (Hg.), *Ukraine*, S. 92-96.
- 6 Elliot, «Military Collaborators», S. 94; S. J. Newland, *Cossacks in the German Army, 1941-1945*, London 1991, S. 105f., 116f.; W. Anders, *Hitler's Defeat in Russia*, Chicago 1953, S. 177-179. Bei der Zahl von 250'000 sind die rund 50'000 Männer berücksichtigt, die in zwei Kosakendivisionen zusammengefasst wurden (XV. Kosaken-Kavalle-

- riekorps), andere Kosakeneinheiten, die zur Partisanenbekämpfung eingesetzt wurden, weitere zwölf Reserveregimenter und kleine Gruppen, die auf deutsche Einheiten verteilt oder im Nachschub beschäftigt waren. Üblicherweise wird die Zahl der 1943 für Deutschland kämpfenden Kosaken mit 20'000 bis 25'000 angegeben; die grössere Zahl schliesst alle Kosaken ein, die irgendwann zwischen 1941 und 1945 für die Deutschen kämpften oder arbeiteten.
- 7 Elliot, «Military Collaborators», S. 93.
  - 8 Kudryashov, «Hidden Dimension», S. 243-245; Elliot, «Military Collaborators», S. 95f.
  - 9 Anders, *Hitler's Defeat*, S. 191.
  - 10 Zu den Einzelheiten vgl. Andreyev, *Vlasov*, S. 19-29; J. Erickson, *The Road to Stalingrad*, London 1976, S. 352f.
  - 11 Andreyev, *Vlasov*, S. 38-40.
  - 12 Ebd., S. 210-215, Anhang B: Wlassows offener Brief: «Why I Decided to Fight Bolshevism».
  - 13 Ebd., S. 206-268, Anhang A: The Smolensk Declaration, 27. December 1942.
  - 14 J. Hoffmann, *Die Geschichte der Wlassow-Armee*, Freiburg 1984, S. 205-236.
  - 15 Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, S. 114fr.; Hoffmann, *Wlassow-Armee*, S. 244.
  - 16 Andreyev, *Vlasov*, S. 78f.
  - 17 Zu den deutschen Plänen für den Osten vgl. R.-D. Müller, *Hitlers Ostkrieg und die deutsche Siedlungspolitik*, Frankfurt am Main 1991; M. Burleigh, «Nazi Europe», in: N. Ferguson (Hg.), *Virtual History*, London 1997, S. 317-339; N. Rich, *Hitler's War Aims. The Establishment of the New Order*, London 1974, S. 322f.
  - 18 Krawchenko, *Soviet Ukraine*, S. 22f.
  - 19 Rich, *War Aims*, S. 359f.
  - 20 I. Kamenetsky, *Hitler's Occupation of Ukraine, 1941-1944. A Study in Totalitarian Imperialism*, Milwaukee 1956, S. 35.
  - 21 Ebd., S. 43-46.
  - 22 Zu den «Intellektuellen» aus dem Bauernstand vgl. R. Bosworth, *Explaining Auschwitz and Hiroshima. History Writing and the Second World War 1945-90*, London 1993, S. 149-151; Krawchenko, «Soviet Ukraine», S. 27; O. Zambinsky, «Collaboration of the Population in Occupied Ukrainian Territory. Some Aspects of the Overall Picture», in: *Journal of Slavic Military Studies* 10 (1997), S. 149.
  - 23 Krawchenko, S. 2 6f. ; zu den Rationen in Kiew vgl. Zambinsky, «Collaboration», S. 148; zu den Zahlen über die Lebensmittel, die sich Deutschland in der UdSSR beschaffte, vgl. T. P. Mulligan, *The Politics of Illusion and Empire. German Occupation Policy in the Soviet Union 1942-1944*, New York 1988, S. 93-103. Mehr als zehn Millionen Tonnen Getreide und fast 2,5 Millionen Tonnen Heu wurden beschlagnahmt.
  - 24 Von 2,8 Millionen Ostarbeitern, die nach Deutschland deportiert wurden, kamen 2,3 Millionen aus der Ukraine. Vgl. Krawchenko, «Soviet Ukraine», S. 27f.; Kamenetsky, *Occupation of Ukraine*, S. 46-48.
  - 25 J. Förster, «Jewish Policies of the German Military, 1939-1942», in: A. Cohen (Hg.), *The Shoah and the War*, New York 1992, S. 59-61.
  - 26 J. Schechter und V. V. Luchkov (Hg.), *Khrushchev Remembers. The Glasnost Tapes*, New York 1990, S. 27. Zu Stalins Haltung gegenüber den Juden vgl. auch M. Parrish, *The Lesser Terror. Soviet State Security 1949-1954*, London 1996, S. 197-200.

- A. Vaksberg, *Stalin Against the Jews*, New York 1994, S. 64-66; N. Levin, *Paradox of Survival. The Jews in the Soviet Union since 1917*, 2 Bde., London 1990, Bd. I, S. 282-311.
- 28 Vaksberg, *Stalin Against the Jews*, S. 82-86.
- 29 B.-C. Pinchuk, *Shtetljews under Soviet Rule. Eastern Poland on the Eve of the Holocaust*, London 1990, S. 66-70, 104-106, 127-132.
- 30 Vaksberg, *Stalin Against the Jews*, S. 105-110; Parrish, *Lesser Terror*, S. 200f.
- 31 Levin, *Paradox*, Bd. I, S. 363f.; Parrish, *Lesser Terror*, S. 200f.
- 32 Levin, *Paradox*, Bd. I, S. 379-385, 455f.
- 33 C. R. Browning, *The Path to Genocide*, Cambridge 1992, S. 100-106; Browning, «Hitler and the Euphoria of Victory. The Path to the Final Solution», in: D. Cesarani (Hg.), *The Final Solution. Origins and Implementation*, London 1994, S. 142-145.
- 34 G. Fleming, *Hitler und die Endlösung. «Es ist des Führers Wunsch ...»*, Frankfurt am Main 1987, S. 78.
- 35 R. Headland, *Messages of Murder. A Study of the Einsatzgruppen of the Security Police and the Security Service 1941-1943*, London 1992, S. 54f.
- 36 Ebd., S. 50f.
- 37 Browning, «Hitler and Euphoria», S. 139f. Die beste Studie zur allgemeinen Rassenpolitik ist: M. Burleigh und W. Wippermann, *The Racial State. Germany 1933-1945*, Cambridge 1991.
- 38 G. Reitlinger, *Die Endlösung. Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939-1945*, Berlin 1992, S. 263f.; Levin, *Paradox*, Bd. I, S. 404-406. Zur Ermordung nichtjüdischer sowjetischer Gefangener vgl. V. E. Korol, «The Price of Victory. Myths and Realities», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996), S. 419.
- 39 G. Reitlinger, *Die Endlösung*, S. 264.
- 40 Ebd., S. 267.
- 41 Headland, *Messages of Murder*, S. 105; Zambinsky, «Collaboration», S. 143f. In Woroschilowgrad fand die Polizei in zehn Tagen 1'000 Freiwillige, die bereit waren, Juden und Kommunisten zu denunzieren.
- 42 Zum allgemeinen Hintergrund vgl. A. A. Maslov, «Concerning the Role of Partisan Warfare in Soviet Military Doctrine of the 1920s and 1930s», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996), S. 891f.; C. Streit, «Partisans, Resistance, Prisoners of War», in: J. L. Wiczynski (Hg.), *Operation Barbarossa. The German Attack on the Soviet Union, June 22, 1941*, Salt Lake City 1993, S. 265f.
- 43 J. Stalin, *The Great Patriotic War of the Soviet Union*, New York 1945, S. 15.
- 44 J. A. Armstrong (Hg.), *Soviet Partisans in World War II*, Madison 1964, S. 662.
- 45 M. Cooper, *The Phantom War. The German Struggle against Soviet Partisans, 1941-1944*, London 1979, S. 17.
- 46 Streit, «Partisans», S. 271.
- 47 Ebd., S. 269; vgl. auch T. Schulte, *The German Army and Nazi Policies in Occupied Russia*, Oxford 1989, S. 317-344: dokumentarischer Anhang über die Behandlung von Partisanen und Kriegsgefangenen.
- 48 Streit, «Partisans», S. 270.
- 49 Cooper, *Phantom War*, S. 73; zur Gründung einer zentralen Partisanenorganisation vgl. J. A. Armstrong und K. DeWitt, «Organisation and Control of the Partisan Movement», in: Armstrong, *Soviet Partisans*, S. 98-103. Zum «Partisanen-Führer» vgl. A. Werth, *Russland im Krieg 1941-1945*, München 1965, S. 478f.

- 50 Vgl. N. Tec, *Ich 'wollte retten. Die unglaubliche Geschichte der Bielski-Partisanen 1942-1944*, Berlin 2002.
- 51 Zur Ukraine vgl. Cooper, *Phantom War*, S. 67E; Kamenetsky, *Occupation of Ukraine*, S. 69-82. Die Angaben über die Gesamtzahl der Partisanen gehen weit auseinander. Es liegt an der besonderen Art der Partisanenaktivität, dass sich keine genaueren Zahlen ermitteln lassen. Vgl. E. Ziemke, «Composition and Morale of the Partisan Movement», in: Armstrong, *Soviet Partisans*, S. 151; Cooper, *Phantom War*, S. 66-68; Werth, *Russland im Krieg*, S. 482,488, nennt höhere Zahlen.
- 52 Cooper, *Phantom War*, S. 59.
- 53 Armstrong, *Soviet Partisans*, S. 750-752, Dokument 73, Tagebuch von V. A. Balakin, Januar – Februar 1942.
- 54 Cooper, *Phantom War*, S. 69; Ziemke, «Composition and Morale», S. 148-150.
- 55 Kamenetsky, *Occupation of Ukraine*, S. 69-73; M. Yurkevich, «Galician Ukrainians in German Military Formations and in the German Administration», in: Boshyk, *Ukraine during World War II*, S. 71-73.
- 56 Kamenetsky, *Occupation of Ukraine*, S. 81.
- 57 Zu den Zahlen vgl. Maslov, «Partisan Warfare», S. 892f.
- 58 Werth, *Russland im Krieg*, S. 531.
- 59 Ebd., S. 531.

## KAPITEL 6: DER KESSEL: STALINGRAD

- 1 J. Erickson, «Soviet War Losses», in: J. Erickson und D. Dilks (Hg.), *Barbarossa. The Axis and the Allies*, Edinburgh 1994, S. 264.
- 2 Zu den wirtschaftlichen Verlusten vgl. W. Moskov, *The Bread of Affliction. The Food Supply in the USSR during World War II*, Cambridge 1990, S. 71 f.; A. Nove./Ira *Economic History of the USSR*, London 1989, S. 262.
- 3 W. Hubatsch, *Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939-1945*, 2. Auflage, Koblenz 1983, S. 183.
- 4 C. Andrew und O. Gordiewsky, *KGB. Die Geschichte seiner Auslandsoperationen von Lenin bis Gorbatschow*, München 1992, S. 351E; D. M. Glantz, *The Role of Intelligence in Soviet Military Strategy in World War II*, Novato/Kalifornien 1990, S. 49-51.
- 5 M. Heller und A. Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion 1914-1980*, Königstein 1981, Bd. II, S. 83; D. M. Glantz und J. House, *When Titans Clashed. How the Red Army Stopped Hitler*, London 1995, S. 121; J. Garrard und C. Garrard (Hg.), *World War 2 and the Soviet People*, London 1993, S. 19.
- 6 A. Sella, *The Value of Human Life in Soviet Warfare*, London 1992, S. 158F.; W. Spahr, *Zhukov. The Rise and Fall of a Great Captain*, Novato/Kalifornien 1993, S. 147. Schukow genehmigte am 26. September 1942 solche Strafeinheiten. Auf seinen Befehl hin hatte jede Armee fünf bis zehn Strafkompagnien aufzustellen.
- 7 Zu den Zahlen über Strafbataillone vgl. Erickson, «Soviet Losses», S. 262; die Zahl der zum Tode Verurteilten in einer Übersicht von E. Mawdsley, in: *War in History* 4 (1997), S. 230.
- 8 Zitiert in: J. Barber und M. Harrison, *The Soviet Home Front 1941-1945. A Social and Economic History of the USSR in World War II*, London 1991, S. 721.
- 9 I. Ehrenburg, *Menschen – Jahre – Leben*, Bd. 3, Berlin (Ost) 1982, S. 128.
- 10 A. Werth, *Russland im Krieg*, S. 189.

## 518 ANMERKUNGEN

- 11 R. Bosworth, *Explaining Auschwitz and Hiroshima. History Writing and the Second World War 1949-90*, London 1993, S. 153.
- 12 Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. II, S. 101.
- 13 Ebd., S. 101f.; W.P. und Z. Coates, *A History of Anglo-Soviet Relations*, London 1949, S. 697; zur Wiederbelebung der Religion vgl. M. Spinka, *The Church in Soviet Russia*, Oxford 1956, S. 82-86.
- 14 Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. II, S. 101.
- 15 R. Parker, *Moscow Correspondent*, London 1949, S. 21f.
- 16 Werth, *Russland im Krieg*, S. 299; aus dem in der *Prawda* veröffentlichten Gedicht «Töte ihn!»
- 17 Ebd., S. 296f.
- 18 G. Gibian, «World War 2 in Russian National Consciousness», in: Garrard und Garrard, *World War 2*, S. 155.
- 19 A. Seaton, *Stalin as Warlord*, London 1976, S. 39; ein kritischer Bericht über Stalins Verhalten bei Zarizyn findet sich bei A. Antonov-Ovseyenko, *The Time of Stalin. Portrait of a Tyranny*, New York 1981, S. 10-14, 20.
- 20 *Great Patriotic War of the Soviet Union 1941-1949. A General Outline*, Moskau 1970, S. 117.
- 21 J. Wieder, *Stalingrad und die Verantwortung der Soldaten*, München 1962, S. 45.
- 22 G. Zhukov, *Reminiscences and Reflexions*, Moskau 1985, Bd. II, S. 83f.; Werth, *Russland im Krieg*, S. 318; V. Hardesty, *Red Phoenix. The Rise of Soviet Air Power 1941-1949*, London 1982, S. 102.
- 23 W. Warlimont, *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht 1939-1945*, Frankfurt am Main 1962, S. 258-267.
- 24 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 87f.
- 25 Ebd., S. 93f.; Spahr, *Zhukov*, S. 101f.
- 26 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 96.
- 27 Maisky zitiert in: S. M. Miner, *Between Churchill and Stalin. The Soviet Union, Great Britain and the Origins of the Grand Alliance*, Chapel Hill 1988, S. 158; Zahlen zur Militärhilfe bei M. Harrison, *Soviet Planning in Peace and War, 1948-1949*, Cambridge 1985, S.258f.
- 28 V. Berezikov, *History in the Making. Memoirs of World War II Diplomacy*, Moskau 1983, S. 195.
- 29 Vgl. ebd., S. 196-199; W.A. Harriman und E. Abel, *In geheimer Mission. Als Sonderbeauftragter Roosevelts bei Churchill und Stalin 1941-1946*, Stuttgart 1979, S. 129-142, Zitat S. 137.
- 30 Spahr, *Zhukov*, S. 103-105.
- 31 Zu den Einzelheiten vgl. G. A. Kumanev, «The Soviet Economy and the 1941 Evacuation», in: J. L. Wiczynski (Hg.), *Operation Barbarossa. The German Attack on the Soviet Union, June 22, 1941*, Salt Lake City 1993, S. 168-181; F. Kagan, «The Evacuation of Soviet Industry in the Wake of ‚Barbarossa‘», in: *Journal of Slavic Military Studies* 8 (1995), S. 389-396.
- 32 Kumanev, «Soviet Economy», S. 191-193; Erickson, «Soviet Women at War», in: Garrard und Garrard, *World War 2*, S. 54.
- 33 Zahlen aus: Kumanev, «Soviet Economy», S. 189; Kagan, «Evacuation», S. 406.
- 34 Harrison, *Soviet Economy*, S. 72-79; Kagan, «Evacuation», S. 396-398.
- 35 K. Simonow, *Tage und Nächte*, Berlin 1970, S. 148.
- 36 Werth, *Russland im Krieg*, S. 383; V. I. Chuikov, *The Beginning of the Road. The Story of the Battle of Stalingrad*, London 1963, S. 14-27.

- 37 Chuikov, *Stalingrad*, S. 78f.
- 38 H. C. Cassidy, *Moscow Dateline 1941-1943*, London 1944, S. 2 24f.
- 39 Zu den Einzelheiten vgl. Chuikov, *Stalingrad*, S. 93-102; Werth, *Russland im Krieg*, S. 321f.; J. Erickson, *The Road to Stalingrad*, London 1975, S. 391-393.
- 40 Zu den Ratten vgl. Cassidy, *Moscow Dateline*, S. 226.
- 41 Chuikov, *Stalingrad*, S. 191.
- 42 Zu den Zahlen vgl. J. Erickson, «Red Army Battlefield Performance 1941-1945. The System and the Soldier», in: P. Addison und A. Calder (Hg.), *Time to Kill. The Soldier's Experience of War in the West 1939-1945*, London 1997, S. 244.
- 43 Simonow, *Tage und Nächte*, S. 6.
- 44 Werth, *Russland im Krieg*, S. 323.
- 45 V. Hardesty, *Red Phoenix*, S. 97-104; *The Soviet Air Force in World War 11*, nach dem russischen Original, London 1982, S. 114-134; S. Zaloga und J. Grandsen, *Soviet Tanks and Combat Vehicles of World War 11*, London 1984, S. 152-154.
- 46 Zu den Einzelheiten über «Uranus» vgl. Erickson, *Road to Stalingrad*, S. 447-453; Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 115-117; Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 133F-
- 47 K. Zeitler, «Stalingrad», in: W. Richardson und S. Frieden (Hg.), *The Fatal Decisions*, London 1956, S. 138.
- 48 Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 134; Erickson, *Road to Stalingrad*, S. 468f.
- 49 F. Paulus, «Rückblickende und zusammenfassende Betrachtung», in: W. Görnitz, *Paulus und Stalingrad*, Frankfurt/Main 1964, S. 261.
- 50 W. Murray, *Luftwaffe*, London 1985, S. 141-144.
- 51 Zu den Einzelheiten vgl. Görnitz, *Paulus und Stalingrad*, S. 25-27, 57-63.
- 52 Wieder, *Stalingrad*, S. 43.
- 53 J. Erickson, *The Road to Berlin. Stalin's War with Germany*, London 1983, S. 114.
- 54 Bericht in: Cassidy, *Moscow Dateline*, S. 253.
- 55 Zur Luftblockade vgl. Hardesty, *Red Phoenix*, S. 110-117; zu Koltzo vgl. Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 141F; Erickson, *Road to Berlin*, S. 46-50.
- 56 Werth, *Russland im Krieg*, S. 375 b
- 57 Wieder, *Stalingrad*, S. 327.
- 58 F. Gilbert (Hg.), *Hitler Directs his War. The Secret Records of his Daily Military Conferences*, New York 1950, S. i8f.
- 59 Werth, *Russland im Krieg*, S. 377; Ehrenburg, *Menschen – Jahre – Leben*, S. 95.
- 60 Erickson, *War Losses*, S. 264. Die Verteidigungsmassnahmen bei Stalingrad kosteten 323 856 Menschen das Leben; bei den Angriffsoperationen fielen 154885 Soldaten (651'000 wurden verwundet).
- 61 In einem Interview mit Werth in: *Russland im Krieg*, S. 370.

## KAPITEL 7: DIE ZITADELLE: KURSK

- 1 E. von Manstein, *Verlorene Siege*, Bonn 1955, S. 508.
- 2 Zur schwindenden Reserve an Wehrfähigen und zum Mythos der «russischen Massen» vgl. J. Erickson, «Red Army Battlefield Performance, 1941-1945. The System and the Soldier», in: P. Addison und A. Calder (Hg.), *Time to Kill. The Soldier's Experience of War in the West 1941-1945*, London 1997, S. 237-241, 247f.

## 520 ANMERKUNGEN

- 3 B. Bonwetsch, «Stalin, the Red Army, and the ‚Great Patriotic War‘», in: I. Kershaw und M. Lewin (Hg.), *Stalinism and Nazism. Dictatorships in Comparison*, Cambridge 1997, S. 203f.; E. O’Ballance, *The Red Army*, London 1964, S. 179.
- 4 S. Bialer (Hg.), *Stalin and his Generals. Soviet Military Memoirs*, New York 1969, S. 350f. (Erinnerungen von Marschall A. Wasilewski), S. 352-354 (Erinnerungen von S. M. Schtemenko), S. 367f. (Erinnerungen von Marschall N. Woronow).
- 5 S. M. Shtemenko, *The Soviet General Staff at War*, Moskau 1970, S. 123-127.
- 6 Ebd., S. 128f.; Bialer, *Stalin’s Generals*, S. 355-359.
- 7 J. Sapir, «The Economies of War in the Soviet Union during World War II», in: Kershaw und Lewin, *Stalinism and Nazism*, S. 219-221; R. M. Ogorkiewicz, *Armoured Forces. A History of Armoured Forces and their Vehicles*, London 1970, S. 123f.; S. J. Zaloga und J. Grandsen, *Soviet Tanks and Combat Vehicles in World War II*, London 1984, S. 146-149, 160-162.
- 8 R. J. Overy, *The Air War 1939-1945*, London 1980, S. 52-56; V. Hardesty, *Red Phoenix. The Rise of Soviet Air Power 1941-1945*, London 1982, S. 83-88.
- 9 V. Hardesty, «Roles and Missions. Soviet Tactical Air Power in the Second Period of the Great Patriotic War», in: C. Reddell (Hg.), *Transformations in Russian and Soviet Military History*, Washington 1990, S. 163-169; K. Uebe, *Russian Reactions to German Air Power in World War II*, New York 1964, S. 29-42.
- 10 Zaloga und Grandsen, *Soviet Tanks*, S. 131-137.
- 11 Ebd., S. 155-166.
- 12 H. P. van Tuyl, *Feeding the Bear. American Aid to the Soviet Union 1941-1945*, New York 1989, S. 156f.; J. Beaumont, *Comrades in Arms. British Aid to Russia 1941-1945*, London 1980, S. 210-212. Grossbritannien lieferte 247.000 Telefone und anderthalb Millionen Kilometer Telefonkabel.
- 13 D. R. Beachley, «Soviet Radio-Electronic Combat in World War II», in: *Military Review* 61 (1981), S. 67f.
- 14 Vgl. die Erörterung in: D. M. Glantz, *The Role of Intelligence in Soviet Military Strategy in World War II*, Novato/Kalifornien 1990.
- 15 R. J. Overy u.a., «Co-operation: Trade, Aid and Technology», in: D. Reynolds, W. Kimball und A. O. Chubarian (Hg.), *Allies at War. The Soviet, American and British Experience 1939-1945*, New York 1994, S. 207-217.
- 16 W.A. Harriman und E. Abel, *In geheimer Mission. Als Sonderbeauftragter Roosevelts bei Churchill und Stalin 1941-1946*, Stuttgart 1979, S. 82.
- 17 B.V. Sokolov, «Lend Lease in Soviet Military Efforts 1941-1945», in: *Journal of Slavic Military Studies* 7 (1994), S. 567f.; Chruschtschows Äusserung zitiert in: J. L. Schecter und V.V. Luchkov (Hg.), *Khrushchev Remembers. The Glasnost Tapes*, New York 1990, S. 84.
- 18 Van Tuyl, *Feeding the Bear*, S. 156E; Zaloga und Grandsen, *Soviet Tanks*, S. 207; V. Vorsin, «Motor Vehicle Transport Deliveries Through ‚Lend-Lease‘», in: *Journal of Slavic Military Studies* 10 (1997), S. 164, 172f.
- 19 Sokolov, «Lend Lease», S. 570-581. Die von Sokolow genannten Zahlen stellen den ersten Versuch eines sowjetischen Wissenschaftlers dar, die westlichen Kriegslieferungen im Zusammenhang mit der sowjetischen Produktion zu sehen. Seine Schlussfolgerung ist bemerkenswert: «Ohne die westlichen Lieferungen hätte die Sowjetunion nicht nur den Grossen Vaterländischen Krieg nicht gewinnen können, sie hätte noch nicht einmal dem deutschen Ansturm standgehalten» (S. 581). Vgl. auch Werth, *Russland im*

- 21 Zu den Meinungsverschiedenheiten am Anfang der Planungsphase vgl. W. Spahr, *Zhukov. The Rise and Fall of a Great Captain*, Novato/Kalifornien 1993, S. 119-121; Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 150-160.
- 22 Zur Renaissance des «Operierens in die Tiefe» vgl. D. Glantz, «Toward Deep Battle. The Soviet Conduct of Operational Maneuver», in: Reddell, *Transformations*, S. 194-202.
- 23 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 168-179; K. Rokossovsky, *Soldier's Duty*, Moskau 1970, S. 184-190.
- 24 A. Vasilevsky, «Strategic Planning of the Battle of Kursk», in: *Battle of Kursk*, Moskau 1974, S. 73; zu den logistischen Vorbereitungen vgl. N. Antipenko, «Logistics», in: *Battle of Kursk*, S. 242, 245f.
- 25 Die Einzelheiten über den Umfang der beiderseitigen Streitkräfte sind einer kritischen Prüfung unterzogen worden von N. Zetterling, «Löss Rates on the Eastern Front during World War II», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996), S. 895-906.
- 26 T.P. Mulligan, «Spies, Ciphers, and ‚Zitadelle‘. Intelligence and the Battle of Kursk 1943», in: *Journal of Contemporary History* 22 (1987), S. 237f.; C. Andrew und O. Gordiewsky, *KGB. Die Geschichte seiner Auslandsoperationen von Lenin bis Gorbatschow*, München 1992, S. 388E
- 27 Mulligan, «Spies», S. 238-241; Andrew und Gordiewsky, *KGB*, S. 388; Glantz, *Soviet Intelligence*, S. 99f.
- 28 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 180.
- 29 Glantz, *Soviet Intelligence*, S. 100-103; Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 183.
- 30 Zu den Einzelheiten vgl. Rokossovsky, *Soldier's Duty*, S. 195-202.
- 31 Erickson, *Road to Berlin*, S. 137-140; Manstein, *Verlorene Siege*, S. 498-500.
- 32 C. Sydnor, *Soldiers of Destruction. The SS Death's Head Division 1933-1945*, Princeton 1977, S. 283-288.
- 33 P. Rotmistrov, «Tanks against Tanks», in: *Main Front. Soviet Leaders Look Back on World War II*, London 1987, S. 106-109.
- 34 Ebd., S. 109f.
- 35 Ebd., S. 112f.
- 36 Ebd., S. 114-117; Erickson, *Road to Berlin*, S. 144-146.
- 37 Sydnor, *Soldiers of Destruction*, S. 290f.; F. W. von Mellenthin, *Panzer-Schlachten*, Neckargemünd 1963, S. 163-65; Zaloga und Grandsen, *Soviet Tanks*, S. 166.
- 38 Rotmistrov, «Tanks against Tanks», S. 128f.; Spahr zufolge (Zhukov, S. 126f.) hat Schukow später behauptet, die Panzerschlacht sei weniger aufregend und entscheidend gewesen, als Rotmistrows dramatische Schilderung glauben mache.
- 39 Vasilevsky, «Strategie Planning», S. 74; Werth, *Russland im Krieg*, S. 462.
- 40 I. Ehrenburg, *Menschen – Jahre – Leben. Memoiren*, Bd. 3, Berlin (Ost) 1982, S. in.
- 41 Manstein, *Verlorene Siege*, S. 501-505, vertrat die Auffassung, die deutschen Streitkräfte hätten unmittelbar vor dem Sieg gestanden, ein Standpunkt, der schwer mit dem Kriegsverlauf während der nächsten drei Monate in Einklang zu bringen ist.
- 42 D. Wolkogonow, *Stalin. Triumph und Tragödie. Ein politisches Porträt*, Düsseldorf 1989, S. 650.
- 43 Ebd. S. 651; englische Version in: S. Richardson (Hg.), *The Secret History of World War II. The Wartime Cables of Roosevelt, Stalin and Churchill*, New York 1986, S. 116f.: «Secret and Personal Message from Premier}. V. Stalin to President Roosevelt, August 8, 1943».
- 44 Werth, *Russland im Krieg*, S. 462.

- 45 Erickson, «Soviet Losses», S. 264.
- 46 Über Frauenarbeit vgl. J. Barber und M. Harrison, *The Soviet Home Front 1941-1945*, London 1991, S. 215-219;}. Erickson, «Soviet Women at War», in: J. Garrard and C. Garrard, *World War 2 and the Soviet People*, London 1993, S. 53-56.
- 47 A. Sella, *The Value of Human Life in Soviet Warfare*, London 1992, S. 163f.
- 48 Ebd., S. 158f.
- 49 Zitiert in: G. Gibian, «World War 2 in Russian National Consciousness», in: Garrard und Garrard, *World War 2*, S. 155.
- 50 Ebd., S. 153; Gibian zitiert einen Artikel von Wjatscheslaw Kondratjew, der am 9. Mai 1990 zum 45. Jahrestag des Kriegsendes in der Sowjetunion veröffentlicht wurde.
- 51 Erickson, «Soviet Losses», S. 161f.; vgl. auch A. A. Maslov, «Soviet General Officer Corps 1941-1945. Losses in Combat», in: *Journal of Slavic Military Studies* 8 (1995), S. ööyf., der den Verlust an Generalen auf 135 beziffert (zuzüglich eines Konteradmirals).
- 52 Erickson, «Battlefield Performance», S. 237.
- 53 Für eine Erörterung der sowjetischen Verluste vgl. E. Bacon, «Soviet Military Losses in World War II», in: *Journal of Slavic Military Studies* 6 (1993), S. 613-633; V. E. Korol, «The Price of Victory: Myths and Realities», *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996), S. 419-426.
- 54 Sella, *Value of Life*, S. 72.
- 55 Ebd., S. 143f.
- 56 Ebd., S. 144f.
- 57 Ehrenburg, *Menschen – Jahre – Leben*, S. 120.
- 58 Ebd., S. 85.
- 59 Ebd., S. 120.
- 60 M. Giants, «Images of War in Painting», in: Garrard und Garrard, *World War 2*, S. 117; vgl. auch N. Tumarkin, *The Living and the Dead. The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*, New York 1994, Sp. 79-84 über die Volkskunst während des Krieges und die Einstellung gewöhnlicher Soldaten.
- 61 W. Keitel, *Generalfeldmarschall Keitel. Verbrecher oder Offizier? Erinnerungen*, hg. von Walter Görnitz, Göttingen 1961, S. 323.
- 62 Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 171-173; Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S.218-220.
- 63 Erickson, *Road to Berlin*, S. 186-188.
- 64 Werth, *Russland im Krieg*, S. 504f.
- 65 Dieser und der folgende Absatz stützen sich auf: V. Berezchkov, *History in the Making. Memoirs of World War II Diplomacy*, Moskau 1983, S. 238-298, sowie: S. Shtemenko, *Soviet General Staff*, S. 177-195. Der beste Bericht über die Konferenz findet sich in: K. Sainsbury, *The Turning Point*, London 1986.
- 66 Berezchkov, *History in the Making*, S. 252.
- 67 Ebd., S. 256. Eine andere Version des Treffens wird geschildert in: Harriman und Abel, *In geheimer Mission*, S. 205-225.
- 68 Berezchkov, *History in the Making*, S. 287. Vgl. auch K. Eubank, *Summit at Teheran*, New York 1985, S. 350E
- 69 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 226.

## KAPITEL 8: TRÜGERISCHER LICHTSTREIF AM HORIZONT

- 1 *Great Patriotic War of the Soviet Union 1941-1945*, Moskau 1970, S. 82, 143.
- 2 Zu den Einzelheiten vgl. L.L. Kerber, *Stalin's Aviation Gulag. A Memoir of Andrei Tupolev and the Purge Era*, Washington 1996.
- 3 W. Moskoff, *The Bread of Affliction. The Food Supply in the USSR during World War 11*, Cambridge 1990, S. 63.
- 4 *Great Patriotic War*, S. 140; J. Barber und M. Harrison, *The Soviet Home Front 1941-1945*, London 1991, S. 163-165.
- 5 Moskoff, *Bread of Affliction*, S. 136-150.
- 6 Ebd., S. 108.
- 7 Ebd., S. 108f., 175; Barber und Harrison, *Home Front*, S. 79-85.
- 8 W.L. White, *Report on the Russians*, New York 1945, S. 148-150.
- 9 Moskoff, *Bread of Affliction*, S. 149f.
- 10 M. Harrison, *Soviet Planning in Peace and War, 1938-1945*, Cambridge 1985, S. 174-176; F. Kagan, «The Evacuation of Soviet Industry in the Wake of ‚Barbarossa‘. A Key to Soviet Victory», in: *Journal of Slavic Military Studies* 8 (1995), S. 389-405; L. D. Pozdeeva, «The Soviet Union. Phoenix», in: D. Reynolds, W. Kimball und A. Chubarian (Hg.), *Allies at War. The Soviet, American and British Experience 1939-1945*, New York 1994, S. 148-156.
- 11 Moskoff, *Bread of Affliction*, S. 142f.
- 12 Barber und Harrison, *Home Front*, S. 169f.
- 13 E. Bacon, *The Gulag at War. Stalin's Forced Labour System in the Light of the Archives*, London 1994, S. 24-28, 85.
- 14 A. Nove, «Victims of Stalinism: How Many?», in: J. A. Getty und R. T. Manning (Hg.), *Stalinist Terror. New Perspectives*, Cambridge 1993, S. 269-271; Bacon, *Gulag at War*, S. 23-38, 122.
- 15 Bacon, *Gulag*, S. 167f.
- 16 Ebd., S. 149.
- 17 Ebd., S. 153.
- 18 Barber und Harrison, *Home Front*, S. 116-119; R. J. Rummell, *Lethal Politics. Soviet Genocide and Mass Murder since 1917*, New Brunswick 1990, S. 155.
- 19 A. Knight, *Beria. Stalin's First Lieutenant*, Princeton 1993, S. 117-119; D. Dallin und B. I. Nicolaevsky, *Forced Labour in Soviet Russia*, London 1947, S. 274f.; Rummell, *Lethal Politics*, S. 156.
- 20 A. Solschenizyn, «Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch», in: ders., *Grosse Erzählungen*, Frankfurt am Main 1984, S. 135f.
- 21 D. Panin, *The Notebooks of Sologdin*, New York 1976, S. 93-95.
- 22 Ebd., S. 138f., 151-154, 210-212.
- 23 Bacon, *Gulag at War*, S. 144.
- 24 V. Tolz, «New Information about the Deportation of Ethnic Groups in the USSR during World War 2», in: J. Garrard und C. Garrard (Hg.), *World War 2 and the Soviet People*, London 1993, S. 161-165; Rummell, *Lethal Politics*, S. 159
- 25 Tolz, «New Information», S. 167. Die Gesamtzahl belief sich auf 948.829, darunter 446 480 Wolgadeutsche. Weitere 120192 wurden nach dem Krieg verschleppt.
- 26 Dallin und Nicolaevsky, *Forced Labour*, S. 46.
- 27 Rummell, *Lethal Politics*, S. 158f. Vgl. M. Heller und A. Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion 1914-1980*, Königstein 1981, Bd. II, S. 2 Zoff.
- 28 Rummell, *Lethal Politics*, S. 159f.; die Zahlen über die Todesopfer unter der deportier-

- ten Bevölkerung divergieren erheblich. Die offiziellen sowjetischen Quellen (1990) lassen auf eine viel niedrigere Gesamtzahl schliessen; ihnen zufolge starben rund zwei bis acht Prozent der Deportierten auf den Transporten.
- 29 M. Parrish, *The Lesser Terror. Soviet State Security 1939-1953*, London 1996, S. 104; zu weiteren Deportationen vgl. S. 100-103; Rummell, *Lethal Politics*, S. 159.
- 30 A. Knight, *Beria. Stalin's First Lieutenant*, Princeton 1993, S. 147.
- 31 Zu den Einzelheiten vgl. A. Werth, *Russland im Krieg*, S. 523-525; } Erickson, *The Road to Berlin. Stalin's War with Germany*, London 1983, S. 234-238.
- 32 Zu den Einzelheiten des Bombenkriegs vgl. R. J. Overy, *Die Wurzeln des Sieges. Warum die Alliierten den Zweiten Weltkrieg gewannen*, Reinbek 2002, S. 136-174.
- 33 Zum Hintergrund der Planung vgl. G. K. Zhukov, *Reminiscences and Reflections*, Moscow 1985, Bd. II, S. 259-263, 266f.
- 34 Vgl. Erickson, *Road to Berlin*, S. 253 (zur Geheimhaltung); *Main Front. Soviet Leaders Look Back on World War II*, London 1987, S. 177f.; D. M. Glantz, «The Red Mask. The Nature and Legacy of Soviet Military Deception in the Second World War», in: M. Handel (Hg.), *Strategic and Operational Deception in the Second World War*, London 1987, S. 213-217.
- 35 D. Kahn, *Hitler's Spies. German Military Intelligence in World War II*, New York 1978, S. 44of.
- 36 D. M. Glantz und J. House, *When Titans Clashed. How the Red Army Stopped Hitler*, London 1995, S. 199-201.
- 37 Glantz, «Military Deception», S. 2i8f.; Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 269.
- 38 Ebd., S. 266t.; Erickson, *Road to Berlin*, S. 265.
- 39 M. Stoler, *The Politics of the Second Front*, Westport/Connecticut 1977, S. 158.
- 40 P. Winterton, *Report on Russia*, London 1945, S. 23. Ein «Altgläubiger» ist Mitglied einer russisch-orthodoxen Sekte, die der traditionellen Kirche treu ergeben ist.
- 41 Ebd., S. 24-27; vgl. W. A. Harriman und E. Abel, *In geheimer Mission. Als Sonderbeauftragter Roosevelts bei Churchill und Stalin 1941-1946*, Stuttgart 1979, S. 249.
- 42 *Main Front*, S. 192.
- 43 S. M. Shtemenko, *The Soviet General Staff at War*, Moskau 1970, S. 44.
- 44 Details inj. Erickson, «Soviet Women at War», in: Garrard und Garrard, *World War 2*, S. 62-69
- 45 Erickson, *Road to Berlin*, S. 288-290; Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 204f.
- 46 Ebd., S. 205f.
- 47 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 28of.
- 48 Ebd., S. 282E
- 49 P. Padfield, *Himmler. Reichsführer SS*, London 1990, S. 523-527; weitere Einzelheiten in: J. Ciechanowski, *The Warsaw Rising of 1944*, Cambridge 1974.
- 50 W. S. Churchill, *Der Zweite Weltkrieg*, Bern 1992, S. 956.
- 51 V. Berezikov, *History in the Making. Memoirs of World War II Diplomacy*, Moskau 1983, S. 358f.
- 52 G. Kolko, *The Politics of War. The World and United States Foreign Policy 1943-1945*, New York 1990, S. 114-117.
- 53 Berezikov, *History in the Making*, S. 357E
- 54 Werth, *Russland im Krieg*, S. 585.
- 55 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 301 f.

- 56 Zu den Einzelheiten vgl. M. J. Conversino, *Fighting with the Soviets. The Failure of Operation Frantic 1944-1945*, Lawrence/Kansas 1997, S. 135-137.
- 57 Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 213f.; Erickson, *Road to Berlin*, S.384-387.
- 58 M. Djilas, *Gespräche mit Stalin*, Frankfurt am Main 1962, S. 146.
- 59 Ebd., S. 97.
- do L. C. Gardner, *Spheres of Influence. The Partition of Europe from Munich to Yalta*, London 1993, S. 200-203.
- 61 Berezchkov, *History in the Making*, S. 370-372.
- 62 Harriman und Abel, *In geheimer Mission*, S. 309.
- 63 Ebd., S. 391-393.
- 64 Andrew und Gordiewsky, *KGB*, S. 429.
- 65 Vgl. W. Loth, *Die Teilung der Welt. Geschichte des Kalten Krieges 1941-1955*, München 1980, S. 79-86; Gardner, *Spheres of Influence*, S. 226-236.
- 66 Berezchkov, *History in the Making*, S. 411.
- 67 Harriman und Abel, *In geheimer Mission*, S. 332.
- 68 Berezchkov, *History in the Making*, S. 405.
- 69 Werth, *Russland im Krieg*, S. 655.

## KAPITEL 9: DER FALL DES HAKENKREUZES

- i G. K. Zhukov, *Reminiscences and Reflections*, Moskau 1985, Bd. II, S. 346.
- 2 Ebd., S. 347.
- 3 Die Darstellung dieser Kampagne bietet C. Duffy, *Red Storm on the Reich*, London 1993. Zu weiteren Einzelheiten vgl. ferner R. J. Rummell, *Lethal Politics. Soviet Genocide and Mass Murder since 1917*, New Brunswick 1990, S. i6of.
- 4 I. Ehrenburg, *Menschen – Jahre-Leben*, Bd. 3, Berlin (Ost) 1982, S. 121, 147, 187.
- 5 J. Bridgman, *The End of the Holocaust. The Liberation of the Camps*, London 1990, S. 19.
- 6 V. I. Chuikov, *The End of the Third Reich*, London 1967, S. 41.
- 7 Bridgman, *End of the Holocaust*, S. 19f.
- 8 Ebd., S. 25-27.
- 9 Ebd., S. 23, 27. Vgl. ferner N. Levin, *Paradox of Survival. The Jews in the Soviet Union since 1917*, 2 Bde., London 1990, Bd. II, S. 424t Als sich Führer des Jüdischen Antifaschistischen Komitees nach Einzelheiten über die jüdischen Todesopfer erkundigten, wurde ihnen mitgeteilt, die Unterlagen über deutsche Verbrechen seien nicht «aufgeschlüsselt nach der Nationalität der Opfer».
- 10 M. Djilas, *Gespräche mit Stalin*, Frankfurt am Main 1962, S. 141-143; vgl. auch N. Tolstoy, *Stalin's Secret War*, London 1981, S. 269.
- 11 A. Solschenizyn, *Der Archipel Gulag*, Reinbek 1978, Bd. I, S. 31.
- 12 J. Erickson, «Soviet War Losses», in: J. Erickson und D. Dilks (Hg.), *Barbarossa. The Axis and the Allies*, Edinburgh 1994, S. 265.
- 13 Chuikov, *End of the Reich*, S. 123-129.
- 14 Ebd., S. 136; Duffy, *Red Storm*, S. 246.
- 15 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 3 39f.
- 16 Ebd., S. 348f.; I. Konev, *Year of Victory*, Moskau 1969, S. 79f.; O. P. Chaney, *Zhukov*, 2. Auflage, Norman/Oklahoma 1996, S. 307f., 310f.

- 17 Konev, *Year of Victory*, S. 84.
- 18 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 358f.
- 19 Ebd., S. 353-355.
- 20 Chaney, *Zhukov*, S. 308f.
- 21 V. Berezkhov, *History in the Making. Memoirs of World War II Diplomacy*, Moskau 1983, S. 421-424.
- 22 Chuikov, *End of the Reich*, S. 144-146.
- 23 Ebd., S. 147; Zhukov, *Reminiscences*, S. 364-366, behauptet, die deutsche Vorfeldbeleuchtung und der qualmige Dunst habe «niemandem zu schaffen gemacht». Vgl. ferner Chaney, *Zhukov*, S. 313-315, und die detaillierte Rekonstruktion der Tagesereignisse bei T. Le Tissier, *Durchbruch an der Oder. Der Vormarsch der Roten Armee 1945*, Frankfurt am Main 1995.
- 24 Chaney, *Zhukov*, S. 316; W. Spahr, *Zhukov. The Rise and Fall of a Great Captain*, Novato/Kalifornien 1993, S. 173-175.
- 25 Spahr, *Zhukov*, S. 177; Chuikov, *End of the Reich*, S. 169f.
- 26 Konev, *Year of Victory*, S. 92.
- 27 Ebd., S. 171f.
- 28 J. Erickson, *The Road to Berlin. Stalin's War with Germany*, London 1983, S. 809-811.
- 29 J. Toland, *Adolf Hitler*, Bergisch Gladbach 1977; S. 1076-1078.
- 30 Zu den Einzelheiten vgl. *Hitlers Politisches Testament. Die Bormann-Diktate vom Februar und April 1945*, Hamburg 1981.
- 31 Toland, *Hitler*, S. 1076.
- 32 Ebd., S. 1090.
- 33 W. Maser, *Hitlers Briefe und Notizen*, Düsseldorf 1988, S. 356-375.
- 34 Unter welchen Umständen Hitler starb, ist noch nicht ganz geklärt. Vgl. H. R. Trevor-Roper, *Hitlers letzte Tage*, Frankfurt am Main, Berlin 1985, Vorwort und Kap. 7; H. Thomas, *Doppelgängers. The Truth about the Bodies in the Berlin Bunker*, London 1995.
- 35 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 390.
- 36 Chuikov, *End of the Reich*, S. 219-223.
- 37 Ebd., S. 258.
- 38 Zu den Einzelheiten vgl. Konev, *Year of Victory*, S. 193-235; D. Glantz und J. House, *When Titans Clashed. How the Red Army Stopped Hitler*, London 1995, S. 272-274.
- 39 D. M. McKale, *Hitler. The Survival Myth*, New York 1981, S. 31-33.
- 40 Ebd., S. 182-185. Schukow erfuhr zwanzig Jahre lang nichts von der Entdeckung der Überreste Hitlers (Spahr, *Zhukov*, S. 181).
- 41 McKale, *Survival Myth*, S. 187, nach den Ausführungen bei L. Besymensky, *Der Tod des Adolf Hitler. Die Endphase des Zweiten Weltkriegs aus sowjetischer Sicht*, Frankfurt am Main/Berlin 1990.
- 42 Zu den Einzelheiten vgl. «Hitlers Höllenfahrt», in: *Der Spiegel*, Nr. 14/1995, S. 170-187, und Nr. 15/1995, S. 172-186.
- 43 H. C. Butcher, *Three Years with Eisenhower. The Personal Diary of Captain Harry C. Butcher*, London 1946, S. 691-693, Eintrag vom 7. Mai 1945; J. Deane, *The Strange Alliance. The Story of American Efforts at Wartime Cooperation with Russia*, London 1947, S. 164-168.
- 44 S. M. Shtemenko, *The Last Six Months*, New York 1977, S. 410f.; Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 396f.; Deane, *Strange Alliance*, S. 172f.

- 45 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 399-401; Einzelheiten auch bei Chaney, *Zhukov*, S. 329-332; Deane, *Strange Alliance*, S. 178f.
- 46 R. Parker, *Moscow Correspondent*, London 1949, S. 11-14.
- 47 Ehrenburg, *Menschen – Jahre – Leben*, S. 213.
- 48 Ebd., S. 214.
- 49 P. Grigorenko, *Erinnerungen*, München 1981, S. 234; vgl. auch P. Sudaplatov, *Special Tasks. The Memoirs of an Unwanted Witness – A Soviet Spymaster*, New York 1994, S. 170: «Das Kriegsende lebt in meiner Erinnerung als ein ruhmreiches Ereignis, das alle meine Zweifel an der Weisheit Stalins zerstreute.»
- 50 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 423f.
- 51 Werth, *Russland im Krieg*, S. 669.
- 52 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 441-443.
- 53 D. Wolkogonow, *Stalin. Triumph und Tragödie. Ein politisches Porträt*, Düsseldorf 1989, S. 675; Berezchkov, *History in the Making*, S. 451.
- 54 Wolkogonow, *Stalin*, S. 677.
- 55 C. Andrew und O. Gordiewsky, *KGB. Die Geschichte seiner Auslandsoperationen von Lenin bis Gorbatschow*, München 1992, S. 473; E. Radzinsky, *Stalin*, London 1996, S. 493.
- 56 W.S. Churchill, *Der Zweite Weltkrieg*, Bem 1992, S. 1080.
- 57 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 443; G. Kolko, *The Politics of War. The World and United States Foreign Policy 1943-1943*, New York 1990, S. 591E; G. F. Kennan, *Memoiren eines Diplomaten*, Stuttgart 1968, S. 263.
- 58 Zu Stalins Äusserung gegenüber Churchill vgl. M. Heller und A. Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion 1914-1980*, Königstein 1981, Bd. II; zu Truman und Stalin vgl. Berezchkov, *History in the Making*, S. 468f.
- 59 Zhukov, *Reminiscences*, Bd. II, S. 449.
- 60 Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 277-282; Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. II, S. 128.
- 61 Wolkogonow, *Stalin'*, zu den Gefangenen vgl. S. I. Kuznetsov, «The Situation of Japanese Prisoners of War in Soviet Camps», in: *Journal of Slavic Military Studies* 8 (1995), S. 612f.
- 62 Radzinsky, *Stalin*, S. 499.
- 63 Zu den Verlustzahlen vgl. Erickson, «Soviet Losses», S. 259-268. Vgl. ferner die Schätzungen bei E. Bacon, «Soviet Military Losses in World War II», in: *Journal of Slavic Military Studies* 6 (1993); B. V. Sokolov, «The Cost of War. Human Losses of the USSR and Germany 1939-1945», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996); V. E. Korol, «The Price of Victory: Myths and Realities», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996).

## KAPITEL 10: PERSONENKULT

- 1 W.A. Harriman und E. Abel, *In geheimer Mission. Als Sonderbeauftragter Roosevelts bei Churchill und Stalin 1941-1946*, Stuttgart 1979, S. 411
- 2 H. S. Truman, *Memoirs*, 2 Bde., New York 1955, S. 341f.
- 3 A. W. Bryant, *Sieg im Westen 1943-1946. Aus den Kriegstagebüchern des Feldmarschalls Lord Alanbrooke*, Düsseldorf 1960, S. 94.
- 4 M. Heller und A. Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion 1914-1980*, Königstein 1981,

Bd. II, S. 151. Das waren die offiziellen sowjetischen Zahlen. Sie vertuschten die Schäden, die in den ersten Kriegsjahren durch die sowjetische Politik der verbrannten Erde verursacht wurden.

- 5 A. Nove,<sup>4w</sup> *Economic History of the USSR*, London 1989, S. 279, 284.
- 6 Harriman und Abel, *In geheimer Mission*, S. 411.
- 7 J. Stalin, *Werke*, Berlin 1955, Bd. XIII, S. 95,106 (Unterredung mit dem deutschen Schriftsteller Emil Ludwig am 13. Dezember 1931).
- 8 Zitiert in dem Überblick von E. Radzinsky, «Stalin», in: *Europe-Asia Studies* 49 (1997), S. 177.
- 9 Djilas, *Gespräche*, S. 108.
- 10 Ebd., S. 204f.
- 11 T. Taylor, *Die Nürnberger Prozesse. Hintergründe, Analysen und Erkenntnisse aus heutiger Sicht*, München 1994, S. 48f.
- 12 Ebd., S. 363f.
- 13 Ebd., S. 253f.
- 14 A. Vaksberg, *The Prosecutor and the Prey. Vyshinsky and the 1950s Moscow Show Trials*, London 1990, S. 259.
- 15 E. M. Thompson, «The Katyn Massacre and the Warsaw Ghetto Uprising in the Soviet-Nazi Propaganda War», in: J. Garrard und C. Garrard (Hg.), *World War 2 and the Soviet People*, London 1993, S. 220.
- 16 G. C. Malcher, *Blank Pages. Soviet Genocide against the Polish People*, Woking/UK 1993, S. 35; E. Radzinsky, *Stalin*, London 1996, S. 483. Die Mitteilung machte A. Krajuschkina in Smolensk.
- 17 D. Marples, «Kuropaty. The Investigation of a Stalinist Historical Controversy», in: *Slavic Review* 53 (1994), S. 513-516.
- 18 James Bacque bin ich sehr dankbar, dass er mir Einsicht in die offiziellen Zahlen gewährte, die ihm für die Arbeit an seinem Buch *Crimes and Mercies*, London 1997, zugänglich gemacht wurden. Die Zahlen stammen aus einem Bericht des Leiters der Abteilung für Kriegsgefangene im sowjetischen Aussenministerium: «Kriegsgefangene der ehemaligen europäischen Armeen im Zeitraum 1941-1945». Der Bericht ist vom 28. April 1956 datiert. Zu zeitgenössischen Schätzungen vgl. D. Dallin und B. Nicolaevsky, *Forced Labour in Soviet Russia*, London 1947, S. 277f. Zu Japan vgl. S. I. Kuznetsov, «The Situation of Japanese Prisoners of War in Soviet Camps», *Journal of Slavic Military Studies* 8 (1995).
- 19 Dallin und Nicolaevsky, *Forced Labour*, S. 279f.
- 20 Zu diesem Zitat und einem grossen Teil des Materials, das bei der Erörterung der Repatriierung zur Sprache kam, vgl. N. Tolstoy, *Stalin's Secret War*, London 1981, Kapitel 17. Zu den Zahlen der Repatriierung vgl. ferner Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. II, S. 139-141; N. Bethell, *The Last Secret. Forcible Repatriation to Russia 1944-1947*, London 1974, S. 92-118. Eine weniger sensationelle Darstellung der Ereignisse ist zu finden in: A. Cowgill u.a. (Hg.), *The Repatriations from Austria in 1945. The Report of an Inquiry*, 2 Bde., London 1990.
- 21 Tolstoy, *Secret War*, S. 314f.; Dallin und Nicolaevsky, *Forced Labour*, S. 290-296.
- 22 Dallin und Nicolaevsky, *Forced Labour*, S. 282-293; A. Sella, *The Value of Human Life in Soviet Warfare*, London 1992, S. 100f.
- 23 Tolstoy, *Secret War*, S. 312.
- 24 R. J. B. Bosworth, *Explaining Auschwitz and Hiroshima. History Writing and the Second World War 1945-1990*, London 1993, S. 154.
- 25 Dallin und Nicolaevsky, *Forced Labour*, S. 284-289. Das Zitat stammt aus einem

- Artikel mit dem Titel «Judge Me!», der von der in Paris erscheinenden Zeitschrift *Freie Welt* (*Svobodnoye slovo*) abgedruckt wurde.
- 26 Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. II, S. 140.
- 27 Details bei Dallin und Nicolaevsky, *Forced Labour*, S. 284; Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. II, S. 140; R. J. Rummell, *Lethal Politics. Soviet Genocide and Mass Murder Since 1917*, London 1990, S. 194f.
- 28 A. Knight, *Beria. Stalin's First Lieutenant*, London 1993, S. 124.
- 29 A. Werth, *Russland im Krieg 1941–1945*, München 1965, S. 665f.
- 30 Zu den Einzelheiten vgl. R. A. Medwedew, *Die Wahrheit ist unsere Stärke. Geschichte und Folgen des Stalinismus*, Frankfurt am Main 1973, S. 519; W. J. Spahr, *Zbukov. The Rise and Fall of a Great Captain*, Novato/Kalifornien 1993, S. 199f.; Radzinsky, *Stalin*, S. 502f.
- 31 N. Tumarkin, *The Living and the Dead. The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*, New York 1994, S. 108.
- 32 Radzinsky, *Stalin*, S. 504; Medwedew, *Die Wahrheit ist unsere Stärke*, S. 520.
- 33 Zu den Einzelheiten vgl. D. Wolkogonow, *Stalin. Triumph und Tragödie. Ein politisches Porträt*, Düsseldorf 1989, S. 699–705; G. Hosking, *A History of the Soviet Union*, London 1985, S. 313–315; Radzinsky, *Stalin*, S. 517–519; W. G. Hahn, *Post-war Soviet Politics. The Fall of Zhdanov and the Defeat of Moderation*, Ithaca 1982, S. 122–135.
- 34 E. Bacon, *The Gulag at War. Stalin's Forced Labour System in the Light of the Archives*, London 1994, S. 24; Rummell, *Lethal Politics*, S. 198.
- 35 N. Levin, *Paradox of Survival. The Jews in the Soviet Union since 1917*, 2 Bde., London 1990, Bd. I, S. 423f., 428–450.
- 36 Tumarkin, *Living and Dead*, S. 120f.; Levin, *Paradox*, Bd. I, S. 432–435.
- 37 A. Vaksberg, *Stalin Against the Jews*, New York 1994, S. 159–181; Levin, *Paradox*, Bd. I, S. 393–394.
- 38 Ebd., S. 477–479, 484.
- 39 Zu den Einzelheiten vgl. B. Pinkus, *The Jews of the Soviet Union. The History of a National Minority*, Cambridge 1993, S. 142–150, 174–177; Levin, *Paradox*, Bd. I, S. 512–524. Zu genaueren Angaben über Schterns Verfolgung vgl. Y. Rapoport, *The Doctors' Plot. Stalin's Last Crime*, London 1991, S. 243–248.
- 40 Zu den Einzelheiten vgl. Heller und Nekrich, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. II, S. 144; Rummell, *Lethal Politics*, S. 192–196; K. Sword, *Deportation and Exile. Poles in the Soviet Union 1939–1948*, London 1996, S. 164–174.
- 41 D. Holloway, *Stalin and the Bomb*, New Haven 1994, S. 264f.
- 42 Ebd., S. 270.
- 43 R. Rhodes, *The Making of the Atomic Bomb*, New York 1986, S. 500–502; C. Andrew und O. Gordiewsky, *KGB. Die Geschichte seiner Auslandsoperationen von Lenin bis Gorbatschow*, München 1992, S. 399–404; Holloway, *Stalin and the Bomb*, S. 49–57.
- 44 Zum Zitat und zu anderen Einzelheiten vgl. Holloway, *Stalin and the Bomb*, Kapitel 5, sowie Knight, *Beria*, S. 132–135.
- 45 Holloway, *Stalin and the Bomb*, S. 213–220.
- 46 Knight, *Beria*, S. 139.
- 47 Holloway, *Stalin and the Bomb*, S. 273.
- 48 W. O. McCagg, *Stalin Embattled 1943–1948*, Detroit 1978, S. 217.
- 49 Holloway, *Stalin and the Bomb*, S. 291; J. L. Schecter und V. V. Luchkov (Hg.), *Khrushchev Remembers. The Glasnost Tapes*, New York 1990, S. 100.

- 50 Schechter und Luchkov, *Khrushchev*, S. 100, 102.
- 51 Vaksberg, *Stalin against the Jews*, S. 243-245; Radzinsky, *Stalin*, S. 534; Rapoport, *Doctors' Plot*, S. 77f.; Pinkus, *Jews of the Soviet Union*, S. 178-181.
- 52 Diese Vermutung wird äussert Knight, *Beria*, S. 173-175.
- 53 Vaksberg, *Stalin and the Jews*, S. 242f.; Knight, *Beria*, S. 171f.
- 54 Ausführlich zitiert bei Rapoport, *Doctors' Plot*, S. 74f. Rapoport selbst wurde am Tag nach der Tass-Verlautbarung seines Postens im Krankenhaus enthoben und einige Wochen darauf verhaftet.
- 55 Vaksberg, *Stalin and the Jews*, S. 258-266.
- 56 Die erste genauere Schilderung der Ereignisse findet sich bei Wolkogonow, *Stalin*, S. 770-772. Seine Beschreibung stützt sich auf die Aussage von A. I. Rybin, der damals als Leibwächter Stalins in der Datscha Dienst tat. Zur Kritik an Rybins Aussage vgl. Radzinsky, *Stalin*, S. 449f.
- 57 Ebd., S. 555; Knight, *Beria*, S. 177f. Laut Rapoport, *Doctors' Plot*, S. 151f., begannen ihn seine Vernehmungsbearbeiter im Lefortowo-Gefängnis eines Tages eingehend über die Cheyne-Stokes-Atmung zu befragen – die Störung, unter der Stalin nach seinem Zusammenbruch litt –, weil sich alle führenden Fachleute des Landes in Haft befanden.
- 58 S. Allilujewa, *20 Briefe an einen Freund*, Wien 1967, S. 24f.

## EPILOG

- 1 N. Tumarkin, *The Living and the Dead. The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*, New York 1994, S. 107-109.
- 2 R. H. McNeal, *Stalin. Man and Ruler*, London 1988, S. 235.
- 3 M. P. Gallagher, *The Soviet History of World War II. Myths, Memories and Realities*, New York 1963, S. 147f.
- 4 Tumarkin, *Living and Dead*, S. 113-115, 120.
- 5 A. Axell, *Stalin's War through the Eyes of his Commanders*, London 1997, S. 50. Das Gleiche bekam er von Admiral Gorschkow and General Pawlowski zu hören, die er im Januar 1987 interviewte.
- 6 A. Weiner, «The Making of a Dominant Myth. The Second World War and the Construction of Political Identities within the Soviet Polity», *Russian Review* 55 (1996), S. 659.
- 7 G. Lyons (Hg.), *The Russian Version of the Second World War*, London 1976. Das Zitat ist dem verbindlichen sowjetischen Geschichtsbuch für die höheren Schulklassen aus dem Jahr 1956 entnommen.
- 8 J. L. Schechter and V. V. Luchkov (Hg.), *Khrushchev Remembers. The Glasnost Tapes*, New York 1990, S. 65.
- 9 D. Holloway, *Stalin and the Bomb. The Soviet Union and Atomic Energy 1939-1956*, New Haven 1994, S. 149. Das Zitat stammt aus einer Rede, die Stalin am 9. Februar 1946 im Bolschoitheater gehalten hat.
- 10 A. Hillgruber, «Das Russland-Bild der führenden deutschen Militärs vor Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion», in: B. Wegner (Hg.), *Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum Unternehmen «Barbarossa»*, München 1991, S. 175-179.

- 11 W. A. Harriman und E. Abel, *In geheimer Mission. Als Sonderbeauftragter Roosevelts bei Churchill und Stalin 1941-1946*, Stuttgart 1979, S. 63.
- 12 Hillgruber, «Das Russland-Bild», S. 178f.; vgl. ferner den Artikel von J. Förster, «Hitlers Wendung nach Osten. Die deutsche Kriegspolitik 1940-1941», in: Wegner, *Zwei Wege*.
- 13 Zitiert in: Tumarkin, *Living and Dead*, S. 64f., aus einem Interview mit Michael Getter, heute ein russischer Historiker.
- 14 G. Gibian, «World War 2 in Russian National Consciousness», in: J. Garrard und C. Garrard (Hg.), *World War 2 and the Soviet People*, London 1993, S. 155.
- 15 Tumarkin, *Living and Dead*, S. 64.

## LITERATUR

- Acton, Edward: *Russia. The Tsarist and Soviet Legacy*, 2. Auflage, London 1995.
- Addison, Paul und Calder, Angus (Hg.): *Time to Kill. The Soldier's Experience of War in the West 1941-1945*, London 1997.
- Allilujewa, Swetlana: *20 Briefe an einen Freund*, Wien 1967.
- Amba, Achmed: *Ein Mensch sieht Stalin*, Hamburg 1951.
- Anders, Wladyslaw: *Hitler's Defeat in Russia*, Chicago 1953.
- Andrew, Christopher und Gordiewsky, Oleg: *KGB. Die Geschichte seiner Auslandsoperationen von Lenin bis Gorbatschow*, München 1992.
- Andreyev, Catherine: *Vlasov and the Russian Liberation Movement. Soviet Reality and Emigre Theories*, Cambridge 1987.
- Antonov-Ovseyenko, Anton: *The Time of Stalin. Portrait of a Tyranny*, New York 1981.
- Armstrong, John A. (Hg.): *Soviet Partisans in World War II*, Madison 1964.
- Armstrong, John A.: *Ukrainian Nationalism*, 3. Auflage, Englewood/Colorado 1990.
- Armstrong, R.A.: «Stalingrad. Ordeal and Turning Point», in: *Military Review* 72 (1992).
- Axell, Albert: *Stalin's War through the Eyes of his Commanders*, London 1997.
- Bacon, Edwin T.: *The Gulag at War. Stalin's Forced Labour System in the Light of the Archives*, London 1994.
- Bacon, Edwin T.: «Soviet Military Losses in World War II», in: *Journal of Slavic Military Studies* 6 (1993).
- Bailes, Kendall E.: *Technology and Society under Lenin and Stalin. Origins of the Soviet Technical Intelligentsia 1917-1941*, Princeton 1978.
- Barber, John und Harrison, Mark: *The Soviet Home Front 1941-1945. A Social and Economic History of the USSR in World War II*, London 1991.
- Barbusse, Henri: *Stalin. A New World Seen through One Man*, London 1935.
- Barros, James und Gregor, Richard: *Double Deception. Stalin, Hitler and the Invasion of Russia*, DeKalb/Illinois 1995.
- Bartov, Omer: *The Eastern Front 1941-1945. German Troops and the Barbarization of Warfare*, New York 1985.
- Bartov, Omer: *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek bei Hamburg 1995.
- Battle of Kursk*, Moskau 1974.

- Beachley, David R.: «Soviet Radio-Electronic Combat in World War II», in: *Military Review* 61 (1981).
- Beaumont, Joan: *Comrades in Arms. British Aid to Russia 1941-1945*, London 1980.
- Beaumont, Roger: «The Bombing Offensive as a Second Front», in: *Journal of Contemporary History* 22 (1987).
- Berezhkov, Valentin: *History in the Making. Memoirs of World War II Diplomacy*, Moskau 1983.
- Bergen, Doris L.: «The Nazi Concept of the *Volksgemeinschaft* and the Exacerbation of Anti-Semitism in Eastern Europe 1939-1945», in: *Journal of Contemporary History* 29 (1994).
- Besymenski, Lew: *Der Tod des Adolf Hitler. Die Endphase des Zweiten Weltkriegs aus sowjetischer Sicht*, Frankfurt am Main/Berlin 1990.
- Bethell, Nicholas W.: *The Last Secret. Forcible Repatriation to Russia 1944-1947*, London 1974.
- Bialer, Seweryn (Hg.): *Stalin and his Generals. Soviet Military Memoirs of World War II*, New York 1969.
- Bilainkin, George: *Maisky. Ten Years Ambassador*, London 1944.
- Birkenfeld, Wolfgang: «Stalin als Wirtschaftsplaner Hitlers», in: *Vierteljahrshefte für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 51 (1966).
- Bischof, Günter und Stephen E. Ambrose (Hg.): *Eisenhower and the German POWs. Facts against Falsehood*, Baton Rouge 1992.
- Bloch, Michael: *Ribbentrop*, London 1992.
- Bohlen, Charles E.: *Witness to History, 1929-1969*, London 1973.
- Bonwetsch, Bernd: «Die Repression des Militärs und die Einsatzfähigkeit der Roten Armee im ‚Grossen Vaterländischen Krieg‘», in: Wegner, *Zwei Wege nach Moskau*.
- Bonwetsch, Bernd: «Stalin, the Red Army, and the ‚Great Patriotic War‘», in: Kershaw und Lewin, *Stalinism and Nazism*.
- Boog, Horst u.a.: *Der Angriff auf die Sowjetunion*, Stuttgart 1983.
- Boog, Horst (Hg.): *The Conduct of Air Warfare in the Second World War. An International Comparison*, Oxford 1992.
- Boshyk, Yury (Hg.): *Ukraine During World War II. History and its Aftermath*, Edmonton 1986.
- Bosworth, Richard J. B.: *Explaining Auschwitz and Hiroshima. History Writing and the Second World War 1945-90*, London 1993.
- Bradley, John F.: *Civil War in Russia 1917-1920*, London 1975.
- Bridgman, Jon: *The End of the Holocaust. The Liberation of the Camps*, London 1990.
- Bromage, Bernard: *Molotov. The Story of an Era*, London 1956.
- Brown, Anthony C. und MacDonald, Charles B.: *The Communist International and the Coming of World War II*, New York 1981.
- Browning, Christopher R.: «Hitler and the Euphoria of Victory. The Path to the Final Solution», in: Cesarani, *Final Solution*.
- Browning, Christopher R.: *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die Endlösung in Polen*, Reinbek 1993.
- Browning, Christopher R.: *The Path to Genocide. Essays on Launching the Final Solution*, Cambridge 1992.
- Brunovsky, Vladimir C.: *The Methods of the OGPU*, London 1931.
- Bryant, Arthur W.M.: *Sieg im Westen 1945-1946. Aus den Kriegstagebüchern des Feldmarschalls Lord Alanbrooke, Chef des Empire-Generalstabs*, Düsseldorf 1960.
- Bullock, Alan: *Hitler und Stalin. Parallele Leben*, Berlin 1998.

- Burdick, Charles B. und Jacobsen, Hans-Adolf (Hg.): *The Halder War Diary 1939-1942*, London 1988.
- Burleigh, Michael: *Death and Deliverance. «Euthanasia» in Germany 1900-1943*, Cambridge 1994.
- Burleigh, Michael: *Ethics and Extermination. Reflections on Nazi Genocide*, Cambridge 1997.
- Burleigh, Michael: «Nazi Europe», in: Ferguson (Hg.): *Virtual History*, London 1997.
- Burleigh, Michael und Wippermann, Wolfgang: *The Racial State. Germany '933-'945'* Cambridge 1991.
- Butcher, Harry C.: *Three Years with Eisenhower. The Personal Diary of Captain Harry C. Butcher*, London 1946.
- Carrell, Paul: *Unternehmen Barbarossa. Der Marsch nach Russland*, Augsburg 1999.
- Carley, Michael J.: «End of the ‚Low, Dishonest Decade‘. Failure of the Anglo-French-Soviet Alliance in 1939», in: *Europe-Asia Studies* 45 (1993).
- Caroe, Olaf: *Soviet Empire. The Turks of Central Asia and Stalinism*, London 1967.
- Cassidy, Henry C.: *Moscow Dateline 1941-1943*, London 1944.
- Cesarani, David (Hg.): *The Final Solution. Origins and Implementation*, London 1994.
- Chaney, Otto P.: *Zhukov*, 2. Auflage, Norman/Oklahoma 1996.
- Chor'kov, Anatolij G.: «Die Rote Armee in der Anfangsperiode des Grossen Vaterländischen Krieges», in: Wegner, *Zwei Wege nach Moskau*.
- Chuikov, Vassili L.: *The Beginning of the Road. The Story of the Battle of Stalingrad*, London 1963.
- Chuikov, Vassili L.: *The End of the Third Reich*, London 1967.
- Churchill, Winston S.: *Der Zweite Weltkrieg*, Bern 1992.
- Ciechanowski, Jan M.: *The Warsaw Rising of 1944*, Cambridge 1974.
- Coates, William P. und Coates, Zelda K.: *A History of Anglo-Soviet Relations*, London 1949.
- Cohen, Asher (Hg.): *The Shoah and the War*, New York 1992.
- Cohen, Stephen E.: *Rethinking the Soviet Experience. Politics and History since 1917*, Oxford 1985.
- Conquest, Robert: *Der grosse Terror. Sowjetunion 1934-1938*, München 1992.
- Conquest, Robert: *Stalin: breaker of nations*, London 1991.
- Conquest, Robert: *Stalin and the Kirov Murder*, London 1989.
- Constantin, A.: *L'Union Soviétique en Guerre 1941-1943*, Paris 1968.
- Conversino, Mark J.: *Fighting with the Soviets. The Failure of Operation Frantic 1944-1943*, Lawrence/Kansas 1997.
- Cooper, Matthew: *The German Army 1933-1943*, London 1978.
- Cooper, Matthew: *The Phantom War. The German Struggle against Soviet Partisans*, London 1979.
- Cowgill, Anthony u.a. (Hg.): *The Repatriations from Austria in 1943. The Report of an Inquiry*, 2 Bde., London 1990.
- Crampton, Richard J.: *Eastern Europe in the Twentieth Century*, London 1994.
- Crevelde, Martin van: *Supplying War. Logistics from Wallenstein to Patton*, Cambridge 1977.
- Dallin, Alexander: *Deutsche Herrschaft in Russland 1941-1943*, Königstein 1981.
- Dallin, David J. und Nicolaevsky, Boris L.: *Forced Labour in Soviet Russia*, London 1947.
- Dallin, David J.: *Soviet Russia's Foreign Policy 1939-1942*, New Haven 1942.
- Davies, Joseph E.: *Mission to Moscow*, New York 1941.
- Davies, R. W.: «Soviet Military Expenditure and the Armaments Industry 1929-1933», in: *Europe-Asia Studies*, 45 (1993).

- Davies, Sarah: *Popular Opinion and Stalin's Russia. Terror, Purge and Dissent 1934-1941*, Cambridge 1997.
- Dawson, Raymond H.: *The Decision to Aid Russia 1941*, Chapel Hill 1959.
- Day, Richard B.: *The «Crisis» and the «Crash»*. *Soviet Studies of the West 1917-1919*, Ithaca, New York 1984.
- Deakin, Frederick W. und Storry, G.: *The Case of Richard Sorge*, London 1966.
- Deane, John R.: *The Strange Alliance. The Story of American Efforts at Wartime Cooperation with Russia*, London 1947.
- Degras, Jane (Hg.): *Soviet Documents on Foreign Policy*, 3 Bde., Oxford 1953.
- Deutscher, Isaac: *Stalin. Eine politische Biographie*, Berlin 1989.
- Djakow, Juri L. und Buschujewa, Tatjana S.: *Das faschistische Schwert wurde in der Sowjetunion geschmiedet. Die geheime Zusammenarbeit der Roten Armee mit der Reichswehr 1922-1933*, Klitzschen 2000.
- Djilas, Milovan: *Gespräche mit Stalin*, Frankfurt am Main 1962.
- Duffy, Christopher: *Red Storm on the Reich*, London 1993.
- Dukes, J. R.: «The Soviet Union and Britain. The Alliance Negotiations of March-August 1939», in: *Eastern European Quarterly* 19 (1985).
- Dunn, Walter S.: *The Soviet Economy and the Red Army 1930-1943*, London 1995.
- Dyke, Carl van: *The Soviet Invasion of Finland 1939-1940*, London 1997.
- Dyke, Carl van: «The Timoshenko Reforms March-July 1940», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996).
- Ehrenburg, Ilja: *Menschen – Jahre – Leben. Memoiren*, Bd. 3, Berlin (Ost) 1982.
- Eileinstein, Jean: *Staline*, Paris 1984.
- Elliott, M. R.: «Soviet Military Collaborators during World War II», in: Boshyk, *Ukraine during World War II*.
- Erickson, John und Dilks, David (Hg.): *Barbarossa. The Axis and the Allies*, Edinburgh 1994.
- Erickson, John: «New Thinking about the Eastern Front in World War II», in: *Journal of Military History* 36 (1992).
- Erickson, John: «Red Army Battlefield Performance 1941-1945. The System and the Soldier», in: Addison und Calder, *Time to Kill*.
- Erickson, John: «The Red Army's March into Poland, September 1939», in: Sword, *Soviet Takeover*.
- Erickson, John: *The Road to Berlin. Stalin's War with Germany*, London 1983.
- Erickson, John: *The Road to Stalingrad*, London 1975.
- Erickson, John: *The Soviet High Command. A Military-Political History 1918-1941*, London 1962.
- Erickson, John: «Soviet Women at War», in: Garrard und Garrard, *World War 2 and the Soviet People*.
- Eubank, Keith: *Summit at Teheran*, New York 1985.
- Figes, Orlando: *Die Tragödie eines Volkes. Die Epoche der Russischen Revolution von 1891 bis 1924*, Berlin 1998.
- Fischer, Johannes: «Über den Entschluss zur Luftversorgung Stalingrads. Ein Beitrag zur militärischen Führung im Dritten Reich», in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 6 (1969).
- Fitzpatrick, Sheila: *The Cultural Front. Power and Culture in Revolutionary Russia*, London 1992.
- Fleischhauer, Ingeborg und Pinkus, Benjamin: *Die Deutschen in der Sowjetunion. Geschichte einer nationalen Minderheit im 20. Jahrhundert*, Baden-Baden 1989.

- Fleming, Gerald: *Hitler und die Endlösung. «Es ist des Führers Wunsch...»*, Frankfurt am Main 1987.
- Förster, J., «Hitlers Wendung nach Osten. Die deutsche Kriegspolitik 1940-1941», in: Wegner, *Zwei Wege nach Moskau*.
- Förster, J., «Jewish Policies of the German Military 1939-1942», in: Cohen, *Shoah and the War*.
- Förster, J.: «The Relation between Operation Barbarossa as an Ideological War of Extermination and the Final Solution», in: Cesarani, *Final Solution*.
- Fredborg, Arvid: *Behind the Steel Wall. Berlin 1941-1943*, London 1944.
- Fröhlich, Elke (Hg.): *Die Tagebücher von Joseph Goebbels*, 4 Bde., München 1987.
- Gallagher, Matthew P.: *The Soviet History of World War II*, New York 1963.
- Gardner, Lloyd C.: *Spheres of Influence. The Partition of Europe from Munich to Yalta*, London 1993.
- Garrard, Carol und Garrard, James (Hg.): *World War 2 and the Soviet People*, London 1993.
- Gebhardt, J.: «World War II. The Soviet Side», in: *Military Review* 72 (1992).
- Getty, John A.: *The Origins of the Great Purges. The Soviet Communist Party Reconsidered 1933-1938*, Cambridge 1985.
- Getty, John A. und Manning, R. (Hg.): *Stalinist Terror. New Perspectives*, Cambridge 1993.
- Geyer, D., «Erblauten und Erinnerungen. Mittel- und Osteuropa fünfzig Jahre nach der deutschen Kapitulation», in: *Osteuropa* 45 (1995).
- Giants, M.: «Images of War in Painting», in: Garrard und Garrard, *World War 2 and the Soviet People*.
- Gibian, George: «World War 2 in Russian National Consciousness», in: Garrard und Garrard, *World War 2 and the Soviet People*.
- Gilbert, Felix (Hg.): *Hitler Directs his War. The Secret Records of his Daily Military Conferences*, New York 1950.
- Girault, P.: «L'effort humain de l'arrière pendant la première partie de la grande guerre patriotique (1941-1943)», in: *Revue d'histoire de la Deuxième Guerre Mondiale*, 17 (1967).
- Glantz, David M.: *From the Don to the Dnepr*, London 1991.
- Glantz, David M.: «From the Soviet Secret Archives. Newly Published Soviet Works on the Red Army 1918-1991. A Review Essay», in: *Journal of Slavic Military Studies* 8(1995)-
- Glantz, David M.: *The Military Strategy of the Soviet Union. A History*, London 1992.
- Glantz, David M.: «The Red Mask. The Nature and Legacy of Soviet Military Deception in the Second World War», in: M. Handel (Hg.), *Strategic and Operational Deception in the Second World War*, London 1987.
- Glantz, David M.: *The Role of Intelligence in Soviet Military Strategy in World War II*, Novato/Kalifornien 1990.
- Glantz, David M.: *Soviet Military Operational Art. In Pursuit of Deep Battle*, London 1991.
- Glantz, David M.: «Toward Deep Battle. The Soviet Conduct of Operational Maneuver», in: Reddell, *Transformations in Russian Military History*.
- Glantz, David M. und House, Jonathan M.: *When Titans Clashed. How the Red Army Stopped Hitler*, London 1995.
- Görlitz, Walter: *Paulus und Stalingrad. Lebensweg des Generalfeldmarschalls Friedrich Paulus*, Frankfurt am Main 1964.

- Goodman, Elliot R.: *The Soviet Design for a World State*, New York 1960.
- Gorodetsky, Gabriel: «The Hess Affair and Anglo-Soviet Relations on the Eve of Barbarossa», in: *English Historical Review* 101 (1986).
- Gorodetsky, Gabriel: *The Precarious Truce. Anglo-Soviet Relations 1924-27*, Cambridge 1977.
- Gorodetsky, Gabriel: *Stafford Cripps' Mission to Moscow 1940-1942*, Cambridge 1984.
- Goure, Leon: *The Siege of Leningrad*, Stanford 1961.
- Great Patriotic War of the Soviet Union 1941-1945. A General Outline*, Moskau 1970.
- Grigorenko, Pjotr: *Erinnerungen*, München 1981.
- Gross, Jan T.: *Revolution from Abroad. The Soviet Conquest of Poland's Western Ukraine and Western Belorussia*, Princeton 1988.
- Guderian, Heinz: *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951.
- Hagen, Mark L. von: *Soldiers in the Proletarian Dictatorship. The Red Army and the Soviet Socialist State 1917-1930*, Ithaca, New York 1990.
- Hahn, Werner G.: *Postwar Soviet Politics. The Fall of Zhdanov and the Defeat of Moderation 1946-1953*, Ithaca, New York 1982.
- Halder, Franz: *Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabs des Heeres*, Band 3, Stuttgart 1964.
- Hardesty, Von: *Red Phoenix. The Rise of Soviet Air Power 1941-1945*, London 1982.
- Hardesty, Von: «Roles and Missions. Soviet Tactical Air Power in the Second Period of the Great Patriotic War», in: Reddell, *Transformations in Russian and Soviet Military History*.
- Harriman, W. Averell und Abel, Elie: *In geheimer Mission. Als Sonderbeauftragter Roosevelts bei Churchill und Stalin 1941-1946*, Stuttgart 1979.
- Harrison, Mark: *Accounting for War. Soviet Production, Employment and the Defence Durden 1940-1945*, Cambridge 1996.
- Harrison, Mark: «Resource Mobilization for World War II. The USA, UK, USSR and Germany 1938-1945», in: *Economic History Review*, 2. Folge, 41 (1988).
- Harrison, Mark und Davies, R. W.: «The Soviet Military-economic Effort during the Second Five Year Plan», in: *Europe-Asia Studies*, 49 (1997).
- Harrison, Mark: *Soviet Planning in Peace and War, 1938-1945*, Cambridge 1985.
- Haslam, Jonathan: «The Soviet Union and the Czech Crisis», in: *Journal of Contemporary History*, 14 (1979).
- Haslam, Jonathan: *The Soviet Union and the Struggle for Collective Security 1933-1939*, London 1984.
- Headland, Roland: *Messages of Murder. A Study of the Einsatzgruppen of the Security Police and the Security Service 1941-1943*, London 1992.
- Heller, Michail und Nekrich, Alexander: *Geschichte der Sowjetunion 1914-1980*, Königstein 1981.
- Henri, Ernst: *Hitler Over Russia*, London 1936.
- Herbert, Ulrich: *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des «Ausländer-Einsatzes» in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*, Berlin, Bonn 1999.
- Herman, J.: «Soviet Peace Efforts on the Eve of World War II. A Review of the Soviet Documents», in: *Journal of Contemporary History* 15 (1980).
- Herwarth, Johnnie von: *Against Two Evils*, London 1981.
- Herzstein, Robert E.: *When Nazi Dreams Come True*, London 1982.
- Hesse, Erich: *Der Sowjetrussische Partisanenkrieg 1941-1944*, Göttingen 1969.
- Hirschfeld, G.: *The Politics of Genocide. Jews and Soviet POWs in Nazi Germany*, London 1988.

- Hitlers Politisches Testament. Die Bormann-Diktate vom Februar und April 1943, Hamburg 1981.
- Hochman, Jiri: *The Soviet Union and the Failure of Collective Security 1934-1938*, Ithaca, New York, 1984.
- Hodgson, K.: «Soviet Women's Poetry of World War 2», in: Garrard und Garrard, *World War 2 and the Soviet People*.
- Hoffmann, Joachim: *Die Geschichte der Wlassow-Armee*, Freiburg 1984.
- Hoffmann, Joachim: *Stalins Vernichtungskrieg 1941-1943*, München 1995.
- Hofmann, George F.: «Doctrine, Tank Technology and Execution. I.A. Khalepskii and the Red Army's Fulfillment of Deep Offensive Operations», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996).
- Holloway, David: *Stalin and the Bomb. The Soviet Union and Atomic Energy 1939-1936*, New Haven 1994.
- Hooton, E. R.: *Phoenix Triumphant. The Rise and Fall of the Luftwaffe*, London 1994.
- Hosking, Geoffrey: *A History of the Soviet Union*, London 1985.
- Hubatsch, Walther (Hg.): *Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939-1943*, 2. Auflage, Koblenz 1983.
- Hughes, J.: «Capturing the Russian Peasantry. Stalinist grain procurement policy and the 'Urals-Siberian method'», in: *Slavic Review* 53 (1994).
- Inber, Vera: *Leningrad Diary*, London 1971.
- Jäckel, Eberhard: *Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft*, 2. Auflage, Stuttgart 1981.
- Jakobsen, Michael: *Origins of the Gulag. The Soviet Prison Camp System 1913-1934*, London 1993.
- Jukes, Geoffrey: *Panzer vor Moskau*, Rastatt 1984.
- Jukes, Geoffrey: *Hitler's Stalingrad Decisions*, Berkeley 1985.
- Jukes, Geoffrey: «The Red Army and the Munich Crisis», in: *Journal of Contemporary History* 26 (1991).
- Kagan, Frederick: «The Evacuation of Soviet Industry in the Wake of 'Barbarossa'», in: *Journal of Slavic Military Studies* 8 (1995).
- Kahn, David: *Hitler's Spies. German Military Intelligence in World War II*, New York 1978.
- Kamenetsky, Igor: *Hitler's Occupation of Ukraine 1941-1944. A Study of Totalitarian Imperialism*, Milwaukee 1956.
- Keitel, Wilhelm: *Memoirs of Field Marshal Keitel*, London 1965.
- Kennan, George F.: *Memoiren eines Diplomaten*, Stuttgart 1968.
- Kennan, George F. (Hg.): *Soviet Foreign Policy 1913-1941*, New York 1960.
- Kerber, Leonid L.: *Stalin's Aviation Gulag. A Memoir of Andrei Tupolev and the Purge Era*, Washington 1996.
- Kershaw, Ian und Lewin, M. (Hg.): *Stalinism and Nazism. Dictatorships in Comparison*, Cambridge 1997.
- Khrushchov [sic], Nikita S.: *Report of the Central Committee to the 20th Congress of the CPSU*, London, Feb. 1956.
- Kilmarx, Robert A.: *A History of Soviet Air Power*, London 1962.
- Kislitsyn, Nikolaj G. und Zubakov, Vasili j E.: *Leningrad Does Not Surrender*, Moskau 1989.
- Kitchen, Martin: *British Policy towards the Soviet Union during the Second World War*, London 1986.
- Knight, Amy W: *Beria. Stalin's First Lieutenant*, London 1993.
- Knight, Amy W: «The fate of the KGB Archives», in: *Slavic Review* 52 (1993).

- Koch, H.: «Operation Barbarossa. The Current State of the Debate», in: *Historical Journal* 31 (1988).
- Kolko, Gabriel: *The Politics of War. The World and United States Foreign Policy 1943-1945*, New York 1990.
- Konev, Ivan: *Year of Victory*, Moskau 1969.
- Korol, V. E.: «The Price of Victory: Myths and Realities», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996).
- Krawchenko, B.: «Soviet Ukraine under Nazi Occupation 1941-1944», in: Boshyk, *Ukraine during World War II. Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht*, 5 Bde., Frankfurt am Main 1961-1963.
- Krivitsky, Walter: *Ich war Stalins Agent*, Grafenau-Döffingen 1990.
- Kube, Alfred: *Pour le mérite und Hakenkreuz. Hermann Göring im Dritten Reich*, München 1986.
- Kudryashov, S., «The Hidden Dimension. Wartime Collaboration in the Soviet Union», in: Erickson und Dilks, *Barbarossa*.
- Kumanev, G. A., «The Soviet Economy and the 1941 Evacuation», in: Wiczynski, *Operation Barbarossa*.
- Kuznetsov, S.: «The Situation of Japanese Prisoners of War in Soviet Camps», in: *Journal of Slavic Military Studies* 8 (1995).
- Laqueur, Walter: *Deutschland und Russland*, Berlin 1965.
- Laqueur, Walter: *Stalin. Abrechnung im Zeichen von Glasnost*, München 1990.
- Larionov, V.: «Why the Wehrmacht Didn't Win in 1941», in: Wiczynski, *Operation Barbarossa*.
- Lavan, M.: «Le folklore soviétique 1941-1945. Arme psychologique et document historique», in: *Revue d'histoire de la Deuxième Guerre Mondiale* 17 (1967).
- Leach, Barry A.: *German Strategy Against Russia*, Oxford 1973.
- Levin, Nora: *Paradox of Survival. The Jews in the Soviet Union since 1917*, 2 Bde., London 1990.
- Lih, Lars T, Naumow, O. und Chlewnjuk, O. (Hg.): *Stalin. Briefe an Molotow 1925-1936*, Berlin 1996.
- Linz, Susan J. (Hg.): *The Impact of World War II on the Soviet People*, Totowa/New Jersey 1985.
- Loth, Wilfried: *Die Teilung der Welt. Geschichte des Kalten Krieges 1941-1955*, München 1980.
- Lucas, James: *War on the Eastern Front. The German Soldier in Russia 1941-1945*, London 1979.
- Lukes, Igor: *Czechoslovakia between Stalin and Hitler*, New York 1996.
- Lukes, Igor: «Stalin and Benes in the Final Days of September 1938», in: *Slavic Review* 52 (1993).
- Lukes, R.: *The Forgotten Holocaust. The Poles under German Occupation 1939-1944*, Lexington/Kentucky 1986.
- Lumans, Valdis O.: *Himmler's Auxiliaries. The Volksdeutsche Mittelstelle and the German National Minorities of Europe 1939-1945*, Chapel Hill 1993.
- Lyons, Graham (Hg.): *The Russian Version of the Second World War*, London 1976.
- Main, Steven J.: «Stalin in June 1941», in: *Europe-Asia Studies* 48 (1996).
- Main Front. Soviet Leaders Look Back on World War II*, mit einer Einleitung von J. Erickson, London 1987.
- Maisky, Ivan M.: *Memoiren eines sowjetischen Botschafters*, Berlin 1967.

- Malcher, George C.: *Blank Pages. Soviet Genocide against the Polish People*, Woking/UK 1993.
- Manstein, Erich von: *Verlorene Siege*, Bonn 1955.
- Marples, David R.: «Kuropaty. The Investigation of a Stalinist Historical Controversy», in: *Slavic Review* 53 (1994).
- Marples, David R.: *Stalinism in the Ukraine in the 1940s*, Cambridge 1992.
- Maser, Werner (Hg.): *Hitlers Briefe und Notizen*, Düsseldorf 1988.
- Maslov, A. A.: «Concerning the Role of Partisan Warfare in Soviet Military Doctrine of the 1920s and 1930s», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996).
- Maslov, A. A.: «Soviet General Officer Corps 1941-1945. Losses in Combat», in: *Journal of Slavic Military Studies* 8 (1995).
- Mawdsley, Evan: *The Russian Civil War*, London 1987.
- McCagg, William O.: *Stalin Embattled 1943-1948*, Detroit 1978.
- McCauley, Martin (Hg.): *Communist Power in Europe 1944-1949*, London 1977.
- McKale, Donald M.: *Hitler. The Survival Myth*, New York 1981.
- McKenzie, Kermit E.: *Comintern and World Revolution*, New York 1964.
- McKenzie, S.: «The Treatment of POWs in World War II», in: *Journal of Modern History* 36 (1994).
- McNeal, Robert H.: *Stalin. Man and Ruler*, London 1988.
- Medwedew, Roy A.: *Die Wahrheit ist unsere Stärke. Geschichte und Folgen des Stalinismus*, Frankfurt am Main 1973.
- Mellenthin, Friedrich W. von: *Panzer-Schlachten*, Neckargemünd 1963.
- Mikoyan, Anastas L.: *Memoirs of Anastas Mikoyan*, Bd. I, Madison/Connecticut 1988.
- Mikoyan, S. A.: «Barbarossa and the Soviet Leadership», in: Erickson und Dilks, *Barbarossa and the Allies*.
- Millman, B.: «Toward War with Russia. British Naval and Air Planning for Conflict in the Near East 1939-1940», in: *Journal of Contemporary History* 29 (1994).
- Milward, Alan S.: *Der Zweite Weltkrieg. Krieg, Wirtschaft und Gesellschaft 1939-1943*, München 1977.
- Miner, Steven M.: *Between Churchill and Stalin. The Soviet Union, Great Britain and the Origins of the Grand Alliance*, Chapel Hill 1988.
- Moldenhauer, H.: «Die Reorganisation der Roten Armee von der ‚Grossen Säuberung‘ bis zum deutschen Angriff auf die UdSSR (1938-1941)», in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 33 (1996).
- Moskoff, William: *The Bread of Affliction. The Food Supply in the USSR during World War 11*, Cambridge 1990.
- Müller, Rolf-Dieter: *Hitlers Ostkrieg und die deutsche Siedlungspolitik*, Frankfurt am Main 1991.
- Mulligan, Timothy P.: *The Politics of Illusion and Empire. German Occupation Policy in the Soviet Union 1942-43*, New York 1988.
- Mulligan, Timothy P.: «Spies, Ciphers and ‚Zitadelle‘. Intelligence and the Battle of Kursk 1943», in: *Journal of Contemporary History* 22 (1987).
- Murray, Williamson: *Luftwaffe*. London 1985.
- Naimark, Norman M. und Gibianskii, L. (Hg.): *The Establishment of Communist Regimes in Eastern Europe 1944-1949*, Boulder/Colorado 1997.
- Namier, Lewis B.: *Europe in Decay. A Study in Disintegration*, London 1950.
- Nardo, Ricardo L. di: *Mechanized Juggernaut or Military Anachronism? Horses and the German Army in World War 11*, London 1991.
- Nation, R. Craig: *Black Earth, Red Star*, Ithaca, New York 1992.

- Nevezhin, V. A.: «The Pact with Germany and the Idea of an 'Offensive War' 1939-1941», in: *Journal of Slavic Military Studies* 8 (1995).
- Newland, S. J.: *Cossacks in the German Army 1941-1943*, London 1991.
- Nicholas, Lynn H.: *The Rape of Europa. The Fate of Europe's Treasures in the Third Reich and the Second World War*, London 1994.
- Nove, Alec: *An Economic History of the USSR*, London 1989.
- Nove, Alec: *Stalinism and After*, London 1975.
- Nove, Alec (Hg.): *The Stalin Phenomenon*, London 1993.
- O'Ballance, Edgar: *The Red Army 1917-1963*, London 1964.
- Ogorkiewicz, Richard M.: *Armoured Forces. A History of Armoured Forces and their Vehicles*, London 1970.
- Olsen, S. (Hg.): *Harold Nicolson. Diaries and Letters 1930-1964*, New York 1980.
- Orenstein, Harold S. (Hg.): *Soviet Documents on the Use of War Experience in World War II*, 3 Bde., London 1993.
- Overy, Richard J.: *The Air War 1939-1943*, London 1980.
- Overy, Richard J.: *Hermann Göring. Machtgier und Eitelkeit*, München 1986.
- Overy, Richard J.: «Mobilization for Total War in Germany 1939-1941», in: *English Historical Review* 103 (1988).
- Overy, Richard J., ten Gate, Johannes H. und Otto, Gerhard (Hg.): *Die Neuordnung Europas. NS-Wirtschaftspolitik in den besetzten Gebieten*, Berlin 1997.
- Overy, Richard J.: *War and Economy in the Third Reich*, Oxford 1994.
- Overy, Richard J.: *Die Wurzeln des Sieges. Warum die Alliierten den Zweiten Weltkrieg gewannen*, Reinbek 2002.
- Padfield, Peter: *Himmler. Reichsführer SS*, London 1990.
- Panin, Dimitri: *The Notebooks of Sologdin*, New York 1976.
- Parker, Robert A. C.: *Struggle for Survival. The History of the Second World War*, Oxford 1989.
- Parker, Ralph: *Moscow Correspondent*, London 1949.
- Parrish, Michael: *The Lesser Terror. Soviet State Security 1939-1933*, London 1996.
- Pavlov, Dimitrij W.: *Leningrad 1941. The Blockade*, Chicago 1965.
- Pietrow-Ennker, B.: «Die Sowjetunion und der Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939-1941. Ergebnisse einer internationalen Konferenz in Moskau», in: *Osteuropa* 45 (1995).
- Pinchuk, Ben-Cion: *Shtetl Jews under Soviet Rule. Eastern Poland on the Eve of the Holocaust*, London 1990.
- Pinkus, Benjamin: *The Jews of the Soviet Union. The History of a National Minority*, Cambridge 1993.
- Porter, Cathy und Jones, Mark: *Moscow in World War II*, London 1987.
- Raack, Richard C.: *Stalin's Drive to the West 1938-1943. The Origins of the Cold War*, Stanford 1995.
- Raack, Richard C.: «Stalin's Plans for World War II», in: *Journal of Contemporary History* 26 (1991).
- Radzinsky, Edvard S.: *Stalin*, London 1996.
- Radzinsky, Edvard: «Stalin», in: *Europe-Asia Studies* 49 (1997).
- Rapoport, Yakov L.: *The Doctors' Plot. Stalin's Last Crime*, London 1991.
- Rascale, M.: «L'organisation et le rôle de l'état soviétique pendant la guerre», in: *Revue d'histoire de la Deuxième Guerre Mondiale* 17 (1967).
- Raymond, P.: «Witness and Chronicler of Nazi-Soviet Relations. The Testimony of Evgeny Gnedin», in: *Russian Review* 44 (1985).

- Read, Anthony und Fisher, David: *The Deadly Embrace. Hitler, Stalin and the Nazi-Soviet Pact 1939-1941*, London 1988.
- Reddell, Carl W. (Hg.): *Transformations in Russian and Soviet Military History*, Washington 1990.
- Reese, Roger R.: *Stalin 's Reluctant Soldiers. A Social History of the Red Army 1925-1941*, Lawrence/Kansas 1996.
- Reinhardt, Klaus: *Die Wende vor Moskau. Das Scheitern der Strategie Hitlers im Winter 1941/42*, Stuttgart 1972.
- Reitlinger, Gerald: *Die Endlösung. Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europa, 1939-1945*, Berlin 1992.
- Reuth, Ralf G.: *Goebbels*, München 1991.
- Reynolds, David, Kimball, W. und Chubarian, A. (JAgf. Allies at War. *The Soviet, American and British Experience 1939-1945*, New York 1994.
- Rhodes, Richard: *The Making of the Atomic Bomb*, New York 1986.
- Rich, Norman: *Hitler's War Aims. The Establishment of the New Order, 2 Bde.*, London
- Richardson, C. R.: «French Plans for Allied Attacks on the Caucasus Oilfields, Jan-Apr 1940», in: *French Historical Studies* 8 (1973).
- Richardson, Steward (Hg.): *The Secret History of World War II. The Wartime Cables of Roosevelt, Stalin and Churchill*, New York 1986.
- Richardson, William und Frieden, Seymour (Hg.): *The Fatal Decisions. Six decisive battles of the Second world war*, London 1956.
- Rittersporn, Gabor T.: *Stalinist Simplifications and Soviet Complications. Social Tensions and Political Conflict in the USSR 1933-1953*, Reading 1991.
- Roberts, Cynthia A.: «Planning for War. The Red Army and the Catastrophe of 1941», in: *Europe-Asia Studies* 47 (1995).
- Roberts, Geoffrey: «The Soviet Decision for a Pact with Nazi Germany», in: *Soviet Studies* 44 (1992).
- Roberts, Geoffrey: *The Soviet Union and the Origins of the Second World War 1933-1941*, London 1995.
- Rokossovsky, Konstantin: *A Soldier's Duty*, Moskau 1970.
- Rosefielde, S.: «Stalinism in Post-Communist Perspective. New Evidence on Killings, Forced Labor and Economic Growth in the 1930s», in: *Europe-Asia Studies* 48 (1996).
- Rosenberg, William G. und Siegelbaum, Lewis H. (Hg.): *Social Dimensions of Soviet Industrialization*, Bloomington/Indiana, 1993.
- Rossi, Jacques: *The Gulag Handbook*, New York 1989.
- Rotundo, Louis C.: «The Creation of Soviet Reserves and the 1941 Campaign», in: *Military Affairs* 65 (1985).
- Rummell, Rudolph J.: *Lethal Politics. Soviet Genocide and Mass Murder since 1917*, New Brunswick 1990.
- Rzhesheshevsky, Oleg A. (Hg.): *War and Diplomacy. The Making of the Grand Alliance. From Stalin's Archive*, London 1996.
- Sabrin, B. F.: *Alliance for Murder. The Nazi Ukrainian-Nationalist Partnership in Genocide*, London 1991.
- Sainsbury, Keith: *The Turning Point*, London 1986.
- Salisbury, Harrison E. (Hg.): *Marshal Zhukov's Greatest Battles*, London 1969.
- Salisbury, Harrison E.: *900 Tage. Die Belagerung von Leningrad*, Frankfurt am Main 1989.

- Samuelson, Lennart: «Mikhail Tukhachevsky and War-Economic Planning. Reconsiderations on the Pre-War Soviet Military Build-up», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996).
- Sapir, J.: «The Economics of War in the Soviet Union during World War II», in: Kershaw und Lewin: *Stalinism and Nazism*.
- Schecter, Jerrold L. und Luchkov, Vyacheslav V. (Hg.): *Khrushchev Remembers. The Glasnost Tapes*, New York 1990.
- Schiness, Roger: «The Conservative Party and Anglo-Soviet Relations 1925-27», in: *European Studies Review* 7 (1977).
- Schmider, Klaus: «No Quiet on the Eastern Front. The Suvorov Debate in the 1990s», in: *Journal of Slavic Military Studies* 10 (1997).
- Schulte, Theo J.: *The German Army and Nazi Policies in Occupied Russia*, Oxford 1989.
- Schwendemann, H.: *Die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion von 1939 bis 1941*, Berlin 1993.
- Seaton, Albert: *Der Russisch-deutsche Krieg 1941-1945*, Frankfurt am Main 1973.
- Seaton, Albert: *Stalin as Warlord*, London 1976.
- Sella, Amnon: *The Value of Human Life in Soviet Warfare*, London 1992.
- Serge, Victor: *Portrait de Stalin*, Paris 1940.
- Service, Robert W.: *A History of Twentieth-Century Russia*, London 1997.
- Shtemenko, Sergei M.: *The Last Six Months*, New York 1977.
- Shtemenko, Sergei M.: *The Soviet General Staff at War*, Moskau 1970.
- Shub, David: *Lenin*. London 1966.
- Shukman, Harold (Hg.): *Stalin's Generals*, London 1993.
- Siegelbaum, Lewis H.: *Stakhanovism and the Politics of Productivity in the USSR 1935-1941*, Cambridge 1988.
- Simonow, Konstantin M.: *Tage und Nächte*, Berlin 1970.
- Smith, Howard K.: *Last train from Berlin*, London 1942.
- Sokolov, B. V.: «The Cost of War. Human Losses of the USSR and Germany 1939-1945», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996).
- Sokolov, B. V.: «Lend Lease in Soviet Military Efforts 1941-1945», in: *Journal of Slavic Military Studies* 7 (1994).
- Solschenizyn, Alexander: *Der Archipel Gulag*, 3 Bde., Reinbek 1978.
- Solschenizyn, Alexander: *Grosse Erzählungen*, Frankfurt am Main 1984.
- Souvarine, Boris: *Stalin*, München 1980.
- Spahr, William J.: *Zhukov. The Rise and Fall of a Great Captain*, Novato/Kalifornien 1993.
- Spinka, Matthew: *The Church in Soviet Russia*, Oxford 1956.
- Stalin, Josef: *Fragen des Leninismus*, Moskau 1947.
- Stalin, Josef: *The Great Patriotic War of the Soviet Union*, New York 1945.
- Stalin, Josef: *Werke*, Berlin 1955.
- Steinberg, Jonathan: «The Third Reich Reflected. German Civil Administration in the Occupied Soviet Union 1941-4», in: *English Historical Review* no (1995).
- Stephan, John J.: *The Russian Fascists. Tragedy and Farce in Exile 1925-1945*, London 1978.
- Stem, Joseph P.: *Hitler. Der Führer und das Volk*, München 1978.
- Stoler, Mark A.: *The Politics of the Second Front*, Westport/Connecticut 1977.
- Stolfi, Russell H.: *Hitler's Panzers East. World War II Reinterpreted*, Norman/Oklahoma 1991.
- Strategy and Tactics of the Soviet-German War. Lessons of the Operations on the Eastern Front*, Sowjetische Botschaft, London 1941.

- Streit, Christian: *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945*, Stuttgart 1981.
- Streit, Christian: «Partisans, Resistance, Prisoners of War», in: Wieczynski, *Operation Barbarossa*.
- Subtelny, Orest: «The Soviet Occupation of Western Ukraine 1939-1941. An Overview», in: Boshyk, *Ukraine during World War II*.
- Sudaplatov, Pavel A.: *Special Tasks. The Memoirs of an Unwanted Witness-A Soviet Spymaster*, New York 1994.
- Suvorov, V.: «Who Was Planning to Attack Whom in June 1941, Hitler or Stalin?», in: *Military Affairs* 69 (1989).
- Sword, Keith: *Deportation and Exile. Poles in the Soviet Union 1959-1948*, London 1996.
- Sword, Keith (Hg.): *The Soviet Takeover of the Polish Eastern Provinces 1959-1941*, London 1991.
- Sydnor, Charles W.: *Soldiers of Destruction. The SS Death's Head Division 1955-1945*, Princeton 1977.
- Tarleton, R.E. «What Really Happened to the Stalin Line?», in: *Journal of Slavic Military Studies* 6 (1993).
- Taylor, Telford: *Die Nürnberger Prozesse. Hintergründe, Analysen und Erkenntnisse aus heutiger Sicht*, München 1994.
- Tee, Nechama: *Ich wollte retten. Die unglaubliche Geschichte der Bielski-Partisanen 1942-1944*, Berlin 2002.
- Thomas, Hugh: *Doppelgänger. The Truth about the Bodies in the Berlin Bunker*, London 1995.
- Thompson, E., «The Katyn Massacre and the Warsaw Ghetto Uprising in the Soviet-Nazi Propaganda War», in: Garrard und Garrard, *World War 2 and the Soviet People*
- Thurston, Robert W.: *Life and Terror in Stalin's Russia 1954-1941*, London 1996.
- Le Tissier, Tony: *Durchbruch an der Oder. Der Vormarsch der Roten Armee 1945*, Frankfurt am Main 1995.
- Toland, John: *Adolf Hitler*, Bergisch Gladbach 1977.
- Tolstoy, Nikolai: *Stalin's Secret War*, London 1981.
- Tolz, V.: «New Information about the Deportation of Ethnic Groups in the USSR during World War 2», in: Garrard und Garrard, *World War 2 and the Soviet People*.
- Tompson, W.: *Khrushchev*, London 1994.
- Topitsch, Ernst: *Stalins Krieg. Die sowjetische Langzeitstrategie gegen den Westen als rationale Machtpolitik*, München 1985.
- Treue, Wilhelm: «Hitler's Denkschrift zum Vierjahresplan 1936», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 3 (1955).
- Trevor-Roper, Hugh R.: *Hitlers letzte Tage*, Frankfurt am Main, Berlin 1985.
- Truman, Harry S.: *Memoirs*, New York 1955.
- Tucker, Robert C.: *Stalin in Power. The Revolution from Above 1928-1941*, New York 1990.
- Tumarkin, Nina: *The Living and the Dead. The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*, New York 1994.
- Tuyll, Hubert P. van: *Feeding the Bear. American Aid to the Soviet Union 1941-1945*, New York 1989.
- Uebe, Klaus: *Russian Reactions to German Air Power in World War II*, New York 1964.
- Ulam, Adam B.: *Expansion and Coexistence. A History of Soviet foreign Policy 1917-1967*, London 1968.

- Ulam, Adam B.: *Lenin and Bolsheviks*, London 1965.
- Ulam, Adam B.: *Stalin. The Man and his Era*, London 1973.
- Uldricks, Teddy J.: «Russia and Europe. Diplomacy, Revolution and Economic Development in the 1920s», in: *International History Review* 1 (1979).
- Vaksberg, Arkadij L.: *The Prosecutor and the Prey. Vysinsky and the 1930s Moscow Show Trials*, London 1990.
- Vaksberg, Arkadij: *Stalin against the Jews*, New York 1994.
- Vardys, V.: «The Baltic States under Stalin. The First Experiences 1939-1941», in: Sword, *Soviet Takeover*.
- Vorsin, V. F.: «Motor Vehicle Transport Deliveries Through ‚Lend-Lease‘», in: *Journal of Slavic Military Studies* 10 (1997).
- Warlimont, Walter: *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht 1939-1943*, Frankfurt am Main 1962.
- Watt, Donald Cameron: *How War Came. The Immediate Origins of the Second World War 1938-1939*, London 1989.
- Wegner, B. (Hg.): *Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum «Unternehmen Barbarossa»*, München 1991.
- Weinberg, Gerhard L.: *World in the Balance. Behind the Scenes of World War II*, Hanover/New England 1980.
- Weinberg, Robert: «Purge and Politics on the Periphery. Birobidzhan in 1937», in: *Slavic Review* 52 (1993).
- Weiner, Amir: «The Making of a Dominant Myth. The Second World War and the Construction of Political Identities within the Soviet Polity», in: *Russian Review* 33 (1996).
- Werth, Alexander: *Leningrad*, London 1944.
- Werth, Alexander: *Moscow fi*, London 1942.
- Werth, Alexander: *Russland im Krieg 1941-1945*, München 1965.
- Wheatcroft, S.: «More Light on the Scale of Repression and Excess Mortality in the Soviet Union in the 1930s», in: Getty und Manning, *Stalinist Terror*.
- Wheatcroft, S., Davies, R. W. und Cooper, J. M.: «Soviet Industrialisation Reconsidered», in: *Economic History Review*, 2. Ser., 39 (1986).
- White, William L.: *Report on the Russians*, New York 1945.
- Wieczynski, Joseph L. (Hg.): *Operation Barbarossa. The German Attack on the Soviet Union, June 22, 1941*, Salt Lake City 1993.
- Wieder, Joachim: *Stalingrad und die Verantwortung der Soldaten*, München 1962.
- Winterton, Paul: *Report on Russia*, London 1945.
- Wolkogonow, Dmitrij A.: *Stalin, Triumph und Tragödie. Ein politisches Porträt*, Düsseldorf 1989.
- Yurkevich, M., «Galician Ukrainians in German Military Formations and in the German Administration», in: Boshyk, *Ukraine during World War II*.
- Zaloga, Steve, und Grandsen, James: *Soviet Tanks and Combat Vehicles of World War II*, London 1984.
- Zambinsky, Oleg: «Collaboration of the Population in Occupied Ukrainian Territory. Some Aspects of the Overall Picture», in: *Journal of Slavic Military Studies* 10 (1997) –
- Zeidler, Manfred: *Reichswehr und Rote Armee 1920-1933*, München 1993.
- Zeitler, K.: «Stalingrad», in: Richardson und Frieden, *Fatal Decisions*.
- Zetterling, Niklas: «Loss Rates on the Eastern Front during World War II», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9 (1996).

Zhukov, G. K.: *Reminiscences and Reflections*, 2 Bde., Moskau 1985.

Ziemke, Earl E: «Composition and Morale of the Partisan Movement», in: Armstrong, *Soviet Partisans*.

Ziemke, Earl E: *From Stalingrad to Berlin. The German Defeat in the East*, Washington 1968.

## VERZEICHNIS DER KARTEN

1. Unternehmen Barbarossa, Juni bis September 1941 (129)
2. Belagerung von Leningrad (169)
3. Moskauer Gegenoffensive, Dezember 1941 bis April 1942 (191)  
Hauptpartisanengebiete in den von Deutschen besetzten Teilen der Sowjetunion, Sommer 1943 (235)
4. Unternehmen Blau: Die deutsche Südoffensive, Juni bis November 1942 (247)
5. Unternehmen Uranus, November bis Dezember 1942 (267)
6. Panzerschlacht im Kursker Bogen, Juli 1943 (319)
7. Von Kursk nach Kiew, August bis Dezember 1943 (3 3 3)
8. Unternehmen Bagration, Juni bis August 1944 (371)
9. Die Weichsel-Oder-Operation, Januar bis Mai 1945 (394)
10. Der Sturm auf Berlin (411)

## PERSONENREGISTER

- Abakumow, Viktor 461f., 481  
Alexander, Harold 455  
Alter, Viktor 218  
Andropow, Juri 421  
Antonow, Alexej 293f., 364, 372, 403, 464  
Astachow, Georgij 87f. 91  
Axell, Albert 492
- Bach-Zelewski, Erich von dem 221, 228, 376  
Bandera, Stepan 234, 471  
Beiasch, Juri 327  
Below, P. A. 189  
Benes, Edvard 56, 77f.  
Berggolz, Olga 498  
Berija, Lawrentij 10, 67, 81, 118, 132, 137, 154, 157f., 165, 357f., 427, 432, 455, 461f. 465f. 473-476, 480, 482f.  
Berling, Zygmunt 379  
Bjelski, Tuwja 230f.  
Blobel, Paul 223  
Blomberg, Werner von 69  
Blücher, Wassili 60  
Blunt, Anthony 311  
Bock, Fedor von 142  
Boldin, I.V. 186  
Boris III., Zar von Bulgarien 157  
Bör-Komorowski, Tadeusz 375f.  
Bormann, Martin 416  
Brauchitsch, Walther von 189  
Braun, Eva 417, 420f.
- Breschnew, Leonid 8  
Brooke, Alan 442  
Bucharin, Nikolai 20, 52  
Budjonny, Semjon 22, 59f. 185  
Bulba-Borawez (Hetman) 234  
Bulganin, Nikolai A. 482  
Buniatschenko, S. K. 206  
Burgess, Guy 311  
Busch, Ernst 363
- Cairncross, John 311, 473  
Chamberlain, Neville 76, 82, 97, 111, 383  
Chruschtschow, Nikita 8, 91, 99, 101, 104, 121, 130, 135, 215, 301, 321, 437, 464, 472, 478-480, 482f. 489f. 494  
Churchill, Winston 119, 260-262, 301, 336-338, 370f., 379, 381-384, 386, 391,407,427-432,442,446,455
- Dalton, Hugh 128  
Davies, Joseph E. 71,79  
Dietrich, Otto 155f.  
Djilas, Milovan 381f. 399, 440, 444  
Dönitz, Karl 417, 421  
Donskoi, Dimitri 186  
Doumenc, Joseph 84, 86  
Dragomirow, Michail 329  
Dschikija, Alexander 331  
Dschingis Khan 444

- Eden, Anthony 193f.  
Ehrenburg, Ilja 12, 158, 196, 254f. 285, 322, 331, 390, 397, 425  
Eichmann, Adolf 220  
Eisenhower, Dwight D. 367, 406f. 421  
Eisenstein, Sergej 17, 252, 457  
Erickson, John 10  
Erlich, Henryk 218
- Fadejew, Alexander 180  
Foch, Ferdinand 27  
Franco, Francisco 74  
Frinowski, Michail 57  
Fritzsche, Hans 418  
Frunse, Michail 29, 30f. 35  
Fuchs, Klaus 473, 475, 477
- George IV, König von England 57, 85  
Glantz, David 10  
Goebbels, Joseph 106, 110, 186, 416, 418f. 421, 449  
Golikow, Filip 119  
Gorbatschow, Michail 437, 488  
Gordow, V. 257f.  
Göring, Hermann 69f. 72, 212, 279, 284  
Gorschenin, Konstantin 448  
Gorski, Anatoli 311  
Grigorenko, Pjotr 425  
Grossman, Wassili 491  
Guderian, Heinz 153
- Halder, Franz 154  
Harriman, W. Averell 442 f.  
Heinrici, Gotthard 408  
Hess, Rudolf 119  
Heydrich, Reinhard 220, 223  
Himmeler, Heinrich 124, 140, 201, 206, 212, 220  
Hiss, Alger 385  
Hitler, Adolf 22, 25, 40, 69-71, 75-79, 81-83, 86-93, 103-111» 117-122, 126, 140f. 146, 149, 152-157, 166, 168, 171, 181, 186, 192-194, 197, 203, 205, 207-210, 214f. 219f. 224, 228, 237, 243-248, 253t, 258, 276, 279-281, 283, 290, 305, 311, 322, 331-334, 359, 372, 383' 393, 402, 405, 414-416, 419-423, 429, 449, 495
- Hopkins, Harry 386  
Hoth, Hermann 314f. 322
- Inber, Vera 162  
Iwan IV. Wassiljewitsch, genannt «der Schreckliche» 132, 444
- Jakir, Jona 60  
Jegorow, Alexander 48, 60  
Jegorow, Michail 415  
Jeltschenko, Fjodor 284  
Jeremenko, Andrej 8, 150, 153, 269, 274  
Jeschow, Nikolai 55, 57-59, 62, 75, 81  
Jodi, Alfred 106, 421
- Kaganowitsch, Lasar 264  
Kaminsky, Bronislaw 206f.  
Kantarija, Meliton 415  
Katharina die Grosse 14, 194  
Keitel, Wilhelm 33, 140, 228, 423  
Kennan, George 430  
Kirow, Sergej 54, 464, 465  
Kirponos, Michail 150  
Kleist, Ewald von 248  
Klimenko, Iwan 420  
Koch, Erich 211f.  
Kontratjew, Wjatscheslaw 255, 497f.  
Konjew, Iwan 112, 152f. 182, 309, 316, 359-361, 365, 396, 401, 403-406, 409f. 412f. 419, 464  
Kosmodemjanskaja, Soja 196  
Krasnow, Peter 454f.  
Krebs, Hans 417f.  
Kriwizki, Walter 75  
Kriwoschejew, Grigori 9  
Kryukow, Wladimir 464  
Kruglow, Sergej 466  
Kube, Wilhelm 236  
Kulakow (Hetman) 205  
Kurtschatow, Igor 473-475  
Kusnezow, Alexander 465 f.  
Kusnezow, Anatoli 491  
Kusnezow, Nikolai 177  
Kusnezow, V.I. 413  
Kutusow, Michail 186
- Lenin, Wladimir Iljitsch 24f. 27f. 36f. 40-45, 49, 73, 97, 132, 157, 225, 445, 484

Lifschitz, Jewgenija 479  
 Litwinow, Maxim 71, 73, 78, 80, 82, 216, 301  
 Losgatschew, Peter 483  
 Lohse, Hinrich 211  
 Lopatkin, Alexander 266  
 Ludwig, Emil 41, 444  
 Lutze, Viktor 236

MacLean, Donald 311  
 Maisky, Iwan 78, 260f.  
 Malenkow, Georgi 136, 465, 478, 482 f.  
 Malinowski, Roman 286  
 Manstein, Erich von 33, 245, 279f. 286, 305, 314, 334f.  
 McCarthy, Joseph 468  
 Mechlis, Lew 64, 136, 291  
 Meir, Golda 469  
 Meretzkow, Kiril 102f. 114f. 118, 136, 165, 178  
 Merkulow, Nikolai 455  
 Michoels, Solomon 218, 468f.  
 Mikojan, Anastas 133  
 Mikołajczyk, Stanislaw 377f.  
 Miller, Eugene 75  
 Model, Walter 33, 313f. 372  
 Molotow, Wjatscheslaw 71, 77, 80, 82-84, 87-90, 93, 97, 108-111, 126f. 132, 157, 217, 335, 429, 432, 434, 451, 466, 474, 479  
 Mussolini, Benito 77

Napoleon Bonaparte 146, 225, 392  
 Nebe, Arthur 201  
 Nekrassow, Viktor 274  
 Newski, Alexander 17, 186, 252  
 Nikolai II., Zar 496  
 Nowikow, Alexander 296-298, 462

Orbeli, Josef 176  
 Oshima, Hiroschi 311

Panin, Dimitri 352-355  
 Paulus, Friedrich 257f., 263, 268f. 271, 273, 276f. 279, 282-284, 447f.  
 Pawlow, Dimitri 114, 136, 142, 182  
 Peter der Grosse 444  
 Petrow, Konstantin 44  
 Philby, Kim 311

Pilsudski, Jozef Klemens 392  
 Plewizkaja, Nadeschda 75  
 Plunkett-Ernle-Erle-Drax, Reginald 85f.  
 Ponomarenko, Panteleimon 229  
 Poskrebyschew, Alexander 480

Reichenau, Walther von 139, 281  
 Ribbentrop, Joachim von 87-91, 93, 96, 108f.  
 Rodimzew, Alexander 270  
 Rokossowski, Konstantin 61, 144, 278, 284, 308, 312, 314, 370, 378, 401, 426, 464  
 Rommel, Erwin 246  
 Roosevelt, Franklin D. 79, 324, 335-339, 377, 379, 381-384, 386, 407, 424, 428, 430, 442, 495  
 Rotmistrow, Pawel 315f. 318, 320f., 332, 366  
 Rudenko, Roman 448  
 Rudenko, Sergej 492  
 Rybalko, Pawel S. 373, 410-413

Schaposchnikow, Boris 35, 61, 98, 112, 154, 195, 259  
 Schdanow, Andrej 107f., 177, 465, 480  
 Schkuro, Andrej 454  
 Schnurre, Karl 88  
 Schostakowitsch, Dimitri 175, 335  
 Schpigelglas, Michail 57, 219  
 Schtemenko, Sergej 294, 364, 368  
 Schtern, Lina 470  
 Schukow, Georgi K. 8, 11, 22, 100f., 105, 112-118, 121, 125f. 132, 136, 143, 150, 154, 163f. 167-171, 181-190, 193-195, 207, 230, 258f. 262, 266, 269, 275f. 280, 282, 286, 291, 294, 302, 306-309, 312-314, 317, 321-323, 361, 364, 372f., 378, 380, 391, 396, 400-413, 417-428, 433, 460-466  
 Schulenburg, Friedrich Graf von der 89, 126  
 Schwernik, N. M. 264  
 Sergej, Metropolit von Moskau 253  
 Serow, Iwan 461  
 Sevez, François 422

- Simon, Max 12  
 Simonow, Konstantin 254, 266, 274, 478, 490-492  
 Sinowjew, Grigori 52, 54  
 Skoblin, Nikolai 75  
 Smith, Walter Bedell 421f.  
 Solschenizyn, Alexander 13, 352f. 399  
 Sorge, Richard 119, 190  
 Spaatz, Carl 423  
 Stachanow, Alexander 44f.  
 Stalin, Jakow 135E  
 Stalin, Josef 8-17, 22-24, 25, 31-42, 45f. 48, 51f., 54-64, 71-122, 125-142, 148-150, 153f. 156-159, 163-168, 171, 181-186, 188f., 193-197, 207f. 214-216, 218f., 225, 229, 232, 239, 245-263, 266, 268, 276, 279f. 282, 286, 291-294, 296, 301, 305-310, 312, 314f., 317, 323t, 32Öf-, 33if., 335-339, 343f., 355-357, 360, 362f., 366, 368, 372, 374, 37, 5-387, 391f., 398-409, 417, 419f., 42 2f., 425-435, 441-446, 448, 451, 457, 461-463, 465, 468, 470f. 474-485, 489-494, 496f-  
 Stamenow, Iwan 157  
 Stemmermann, W. 360  
 Stimson, Henry 430, 495  
 Stolypin, Pjotr 53  
 Susloparow, Iwan 422  
 Suworow, Alexander 186
- Tassigny, Jean de Lattre de 423  
 Tedder, Arthur 423  
 Timaschuk, Lidija 480  
 Timoschenko, Semjon 22, 100-104, 115-118, 121, 125f. 131f. 135f. 142f., 152, 257  
 Todt, Fritz 69  
 Tolstoi, Leo 11, 197  
 Trotzki, Leo 23, 28f. 37, 52, 55, 168, 373
- Truman, Harry S. 407, 427-432, 442, 446  
 Tschaikowsky, Peter 197  
 Tschiang Kai-schek 268  
 Tschuikow, Wassili I. 267, 269-271, 273-277, 283, 374, 397, 400-402, 406-410, 412-414, 417-419  
 Tuchatschewski, Michail 26, 29, 31-35, 46-48, 56-60, 62, 64f. 71, 75, 102, 323, 368  
 Tupolew, Alexander 344  
 Turgenjew, Iwan 13  
 Twardowski, Alexander 425
- Vaksberg, Arkady 481
- Wallace, Henry A. 14  
 Wasilewski, Alexander 109, 259, 262, 275f., 292f., 309, 317, 321f., 364, 368, 391  
 Watutin, Nikolai 121, 262, 278, 308, 312, 314, 321, 334, 360, 464  
 Weichs, Maximilian von 249  
 Werth, Alexander 134, 180, 237, 238, 242, 274  
 Wilson, Thomas Woodrow 386  
 Winogradow, Wladimir 480f.  
 Wlasik, Nikolai 481  
 Wlassow, Andrej 200, 207-210, 457  
 Wblkogonow, Dimitri 41, 428  
 Woronow, Nikolaj N. 464  
 Woroschilow, Kliment 22, 31-34, 46, 48, 56, 59, 64, 84-86, 98-102, 133, 167t, 335  
 Woskrensky, Sergej 253  
 Wosnessenski, Nikolai 465f.  
 Wowski, Meer 479-481  
 Wyschinski, Andrej 55, 59, 423, 448, 462
- Zanawa, Lawrenti 468  
 Zeitler, Kurt 276

## BILDNACHWEIS

Archiv für Kunst und Geschichte	47, 53, 110, 127, 151, 166, 179, 227, 272, 297, 325, 347, 362, 445
Bildarchiv Heinz Bergschicker	85, 92, 143, 183, 204, 213, 231, 256, 285, 317, 375, 384, 403, 424, 429
dpa	415, 461
Ullstein Bilderdienst	38, 337, 484